H. lit. P. 290 ca (1

<36619529180010
<36619529180010
Bayer. Staatsbibliothek

~~*Zweiter Halbband.*~~

GESCHICHTE

DES

GELEHRTEN UNTERRICHTS

AUF DEN DEUTSCHEN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

VOM AUSGANG

DES MITTELALTERS BIS ZUR GEGENWART.

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DEN KLASSISCHEN UNTERRICHT.

VON

DR. FRIEDRICH PAULSEN,

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

ZWEITE, UMGEARBEITETE UND SEHR ERWEITERTE AUFLAGE.

~~ZWEITER HALBBAND.~~

LEIPZIG,

VERLAG VON VEIT & COMP.

1896.

☛ *Die zweite Auflage der „Geschichte des gelehrten Unterrichts" umfasst zwei Bände und gelangt in vier Halbbänden zur Ausgabe.*

Verlag von VEIT & COMP. in Leipzig.

DER KAMPF
UM EINEN
GEISTIGEN LEBENSINHALT.
NEUE GRUNDLEGUNG
EINER
WELTANSCHAUUNG.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Von

Rudolf Eucken,
Professor in Jena.

gr. 8. 1896. geh. 7 *M* 50 *Pf*, geb. in Halbfranz 9 *M*.

Das neue Werk von Rudolf Eucken geht von der unbestreitbaren Thatsache aus, daß dem Kulturleben der Gegenwart leitende und zusammenhaltende Ideen fehlen, und daß damit der moderne Mensch einen geistigen Lebensinhalt zu verlieren droht. Die inneren Bewegungen der Zeit erscheinen somit als ein Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. In diesem Kampf hat die Philosophie die Aufgabe, das innere Verhältnis des Menschen zur Wirklichkeit zu klären, den Lebensprozess zu vertiefen und für größere Erfahrungen Raum zu schaffen. Indem das Buch sich in den Dienst dieser Aufgabe stellt, erörtert es zuerst in einem aufsteigenden Teil die Probleme der Selbständigkeit, des Charakters, der Weltmacht des Geisteslebens, um dann in einem absteigenden Teil das Bild zusammenzufassen und in direkter Wendung zur Zeit Forderungen für Gegenwart und Zukunft zu entwickeln. In dem allen erfolgt die Grundlegung einer charakteristischen Weltanschauung, einer Philosophie der Wesensbildung und der freien Persönlichkeit. Das Buch wendet sich wie in dem Problem, so auch in der möglichst einfachen und lebendigen Darstellung an alle Gebildeten ernster Gesinnung; es steht nicht im Dienst einer Sekte oder Partei, sondern es sucht das große Problem in voller Unbefangenheit und Ursprünglichkeit zu behandeln.

GESCHICHTE

DES

GELEHRTEN UNTERRICHTS

AUF DEN DEUTSCHEN SCHULEN UND UNIVERSITÄTEN

VOM AUSGANG

DES MITTELALTERS BIS ZUR GEGENWART.

MIT BESONDERER RÜCKSICHT AUF DEN KLASSISCHEN UNTERRICHT.

VON

DR. FRIEDRICH PAULSEN,

PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

ZWEITE, UMGEARBEITETE UND SEHR ERWEITERTE AUFLAGE.

ERSTER BAND.

LEIPZIG,

VERLAG VON VEIT & COMP.

1896.

Siehe, er gehet vor mir über,
ehe ichs gewahr werde,
und verwandelt sich,
ehe ichs merke.
Hiob.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

MEINEM FREUNDE

FRIEDRICH REUTER

IN ALTONA

AUFS NEUE ZUGEEIGNET.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Liebster Freund!

Dir schreibe ich dies Buch aufs neue zu. Du bist mir, mehr als Du selber wissen kannst, Führer gewesen, als ich für das Gebiet der Erziehung und des Unterrichts leitende Anschauungen und feste Grundsätze suchte. Du hast mir gezeigt, was in der Jugendbildung allein wesentlich und wahrhaftig wirkt: die lebendige Teilnahme des Lehrers für die Sache und für die Schüler. Sie weckt lebendige Kräfte in den Seelen. Der Lehrplan thut's nicht, und auch der Lehrstoff und die Methode thut's nicht, die vollkommenste Methode und der schönste „Gesinnungsstoff" ist tot an ihm selber. Noch weniger thun's Aufsicht und Kontrolle. Der Mensch thut's, der, selbst von der Sache erfüllt, den der Menschenseele eingebornen Trieb zum Wahren und Guten und Schönen zu wecken weiß.

Hierfür aber ist Freiheit die Bedingung. Freie Selbstthätigkeit ist das Wesen des Geistes. Darum ist Freiheit die Lebensluft der Schule; ohne sie kann Lehren und Lernen nicht gedeihen. Ein mechanistischer Unterrichtsbetrieb, der mit den Mitteln der Aufsicht und des Zwangs Lehrer und Schüler auf der hartgetretenen Straße gebotener und kontrollierter Pensenarbeit vorwärts treibt, der tötet Lust und Liebe und mit ihnen das Leben. Freilich, Jugend hat eine zähe Lebenskraft; ist in der Schule kein Raum für Lebendiges, so sucht und findet sie es außerhalb. Aber der Schule und dem Lehrer, der in ihr seinen Lebensberuf hat, wird mit der Freiheit die Freude an der Arbeit, die Freude am Leben genommen: denn was hat der Mensch vom Leben, als daß er froh sei bei seiner Arbeit?

In dieser Gesinnung weiß ich mich eins mit Dir. Ich wollte, dies Buch könnte ein wenig beitragen, sie auszubreiten, unter den Gebietern der Schule, daß sie erkennen, was Ordnung und Aufsicht und äußere

Antriebe zu leisten vermögen, was nicht; unter den Lehrern, daß unter ihnen der Wille zur Freiheit wieder lebendiger werde. Überall wird heute über Mangel an Freiheit geseufzt; aber man vergißt leicht, daß die erste Ursache der Unfreiheit der Mangel an freier Gesinnung, der Mangel an Willen zur Freiheit ist. —

Als ich vor zehn Jahren Dir, dem Lehrer an einem Gymnasium, dies Buch widmete, da ahnte ich nicht, ein wie zweifelhaftes Geschenk ich Dir machte. Ein heftiges Zornwetter entlud sich über meinem Haupt, fast fürchte ich, daß auch auf Dich etwas übergespritzt ist. — Inzwischen ist eine andere Zeit heraufgekommen, schneller als ich erwartet hatte. Vielleicht kommt dies Buch, das bei seinem ersten Erscheinen so revolutionär und ketzerisch befunden wurde, heute schon manchem zaghaft und rückständig vor. Es liegt nicht an dem Buch, meine Anschauungen haben sich nicht wesentlich geändert. Geändert hat sich die Zeit; die alte Gymnasialorthodoxie ist auf das Empfindlichste getroffen, für den lateinischen Aufsatz, der damals noch als Fahne und Siegeszeichen des klassizistischen Humanismus hoch gehalten wurde, rührt sich heute kaum noch eine Hand. Die alte Zuversicht ist vielfach ratlosem Zweifel und Kleinmut gewichen. Vielleicht findet unter solchen Umständen auch das Schlußwort jetzt geneigteres Gehör; ich versuche darin zu zeigen, wie die letzten Ziele, in deren Bestimmung ich mit dem Humanismus einig bin, auch dann nicht aufgegeben zu werden brauchen, wenn wir die Mittel nicht auf die Dauer festhalten können, mit denen der alte Humanismus im 16. Jahrhundert und wieder der Neuhumanismus am Anfang des 19. Jahrhunderts sie zu erreichen strebte.

F. P.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist eine alte Frage, ob es möglich sei, aus der Geschichte zu lernen, nicht bloß, was war, sondern auch, was kommen wird. In der Überzeugung, daß dies möglich sei, ist die vorliegende Untersuchung unternommen worden; wenn das Leben eines Volkes nicht in einem Nacheinander von Zufällen besteht, wenn in ihm, wie in einem Einzelleben, Zusammenhang und Konsequenz ist, so muß es möglich sein, durch Beachtung der Richtung, in welcher die zurückgelegte Wegstrecke verlief, auf die Richtung der Fortsetzung Folgerungen zu ziehen. Die geschichtliche Entwickelung in den letzten drei Jahrhunderten läßt sich als die allmähliche Loslösung einer selbständigen und eigentümlichen modernen Kultur von der antiken Kultur beschreiben; wie die reifende Frucht von dem Stamme sich löst, auf dem sie gewachsen ist, so ist die geistige Bildung der abendländischen Völker in stetigem Fortschritt aus dem Altertum hervor- und herausgewachsen. Der gelehrte Unterricht ist der allgemeinen Kulturentwickelung beständig, wenn auch in einigem Abstand, gefolgt. Wenn diese Deutung der historischen Thatsachen nicht gänzlich fehlgeht, so wäre hieraus für die Zukunft zu folgern, daß der gelehrte Unterricht bei den modernen Völkern sich immer mehr einem Zustand annähern wird, in welchem er aus den Mitteln der eigenen Erkenntnis und Bildung dieser Völker bestritten werden wird. Auf den Universitäten ist dieser Zustand schon erreicht; die Alten sind nicht mehr, wie im 14. und 16. und noch im 18. Jahrhundert, die Lehrer der Wissenschaft und der Bildung, sie sind Objekte der wissenschaftlichen Forschung. Die Gelehrtenschulen sind von diesem Zustand noch etwas weiter entfernt; es ist aber niemandem verborgen, und von den Anhängern des Alten wird es am meisten beklagt, daß die „klassische Bildung“, welche sie früher gegeben hätten, nicht mehr

erreicht werde, seitdem sie, den Forderungen des Zeitgeistes nachgebend, zu dem Alten eine Menge neuer und fremdartiger Unterrichtsgegenstände auf ihren Lehrplan gesetzt hätten. Ein Versuch der „klassischen Bildung“ durch Zurückdrängung oder Ausscheidung jener fremdartigen Elemente wieder Raum zu schaffen, ist in den fünfziger Jahren gemacht worden; er ist an dem Widerstand der Wirklichkeit gescheitert und wird schwerlich wiederholt werden. Es scheint demnach nur ein Weg übrig zu bleiben, der, daß wir versuchen, die humanistische Bildung, welche wir mit den Mitteln der alten Sprachen zu erreichen vergeblich ringen, mit andern Mitteln zu gewinnen. Ich habe in dem Schlußkapitel angedeutet, mit welchen Mitteln etwa die zukünftige Gelehrtenschule die alten Ziele der Sapienz und Eloquenz zu erreichen trachten könnte.

Dem Geständnis, daß es zunächst das Interesse an der Zukunft unseres gelehrten Unterrichts gewesen ist, welches mich zur Beschäftigung mit seiner Vergangenheit geführt hat, lasse ich eine Bitte an den Leser folgen: er wolle nicht erwarten, daß im Folgenden ihm ein sehr in die Länge gezogener historischer Leitartikel vorgelegt werde, eine Litteraturgattung, die ebenso unerquicklich als unfruchtbar ist. Die Geschichte kann nur den belehren, der ihr zuhört, nicht den, der ihr zuredet. Ich hoffe, daß jede Seite dieses Buches von dem ernsthaften Bemühen, zu hören, Zeugnis ablegt. Mein Interesse an der Vergangenheit als solcher ist im Fortgang der Arbeit beständig gewachsen. Vielleicht giebt es kein Einzelgebiet historischer Forschung, welches in so engem Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwickelung unseres Volkes steht, als die Geschichte des gelehrten Unterrichts. Die Geschichte des geistigen Lebens, der Philosophie und der Wissenschaft, der religiösen und der litterarischen Bewegungen, spiegelt sich darin, freilich mit eigentümlicher Verkürzung. Die Entwickelung der Gesellschaft stellt sich schwerlich an einem Punkte greifbarer dar, als in der jedesmaligen Stellung der gelehrten Schulen zu der Gliederung der Gesellschaft. Endlich werden in der Organisation der Schulverwaltung die Wandlungen in den großen Formen des öffentlichen Lebens sichtbar: das Wachstum des Staates auf Kosten der Kirche und der Gemeinde. Ich habe versucht, soweit es mit meinem Hauptzweck verträglich schien, diese Beziehungen anzudeuten. Was den Unterricht selbst anlangt, so

handelte es sich natürlich nicht darum, möglichst zahlreiche Data hier zusammenzustellen; die Aufgabe war, aus dem mir zugänglichen Material repräsentative Thatsachen und Äußerungen auszuwählen, ausreichend, um eine deutliche Vorstellung von seinem Bestand in jedem Zeitalter zu geben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich hierin immer das richtige Maß und die richtige Wahl getroffen habe, und ich zweifle nicht daran, daß mir manches, das Beachtung verdient hätte, überhaupt entgangen ist. Für Mängel und Versehen von dieser Art hoffe ich bei dem billigen Leser Nachsicht zu erlangen, um so leichter, wenn er erwägt, daß Vollständigkeit in der Benutzung des Materials für kulturhistorische Untersuchungen aus dem Gebiet der letzten vier Jahrhunderte auch dem längsten Leben unerreichbar ist, und ferner, daß hier zum erstenmal der Versuch gemacht worden ist, das unermeßliche Material für eine Geschichte des gelehrten Unterrichts zu einer zusammenhangenden Darstellung zu verwerten.

Denn eine Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland war bis dahin noch nicht vorhanden. Das Werk, welches bisher die Stelle eines solchen vertrat, ist die verdienstvolle Geschichte der Pädagogik von K. v. Raumer. Wie der Titel sagt, bilden die pädagogischen Theorien den eigentlichen Inhalt des Werkes; allerdings wird, namentlich für das 16. Jahrhundert, auch die wirkliche Gestaltung des Schulwesens und des Unterrichts in den Bereich der Darstellung gezogen; doch ist selbst für die Zeit des Humanismus und der Reformation die Raumersche Geschichte entfernt nicht ausreichend, weder um von dem Verlauf der Dinge in dem großen Revolutionszeitalter, noch von dem Bestand des Schulwesens am Schluß desselben eine zutreffende Vorstellung zu geben. Für das 17. und 18. Jahrhundert giebt sie nur Andeutungen und das 19. fehlt ganz. Außerdem fehlt die Berücksichtigung der Universitäten fast vollständig. Hierin folgt ihr auch die von Schmid redigierte Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens; die Artikel, in welchen über das Unterrichtswesen der einzelnen deutschen Staaten berichtet wird, enthalten regelmäßig auch eine Übersicht über die Schulgeschichte des Landes, aber mit Ausschluß der Universitäten. Für die Gegenwart mag diese Trennung angehen, für die ältere Zeit ist sie ganz unzulässig. Nicht nur während des Mittelalters, sondern bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts

funktionierte die philosophische Fakultät, die *facultas artium*, als Obergymnasium. Seitdem ist zwar das Gymnasium so erweitert, daß es thatsächlich den Vorbereitungskursus für das Fachstudium zum Abschluß bringt; aber die philosophischen Fakultäten sind schon dadurch im engsten Zusammenhang mit den Gymnasien geblieben, daß sie fortfuhren, als Lehrerbildungsanstalten zu dienen. Endlich aber ist eine Charakteristik der allgemeinen Bewegungen im Gebiet des Gelehrtenschulwesens nicht möglich ohne Hineinziehung der Universitäten; den Schulen ist ihr Anteil daran wenigstens in Deutschland stets durch die Universitäten vermittelt worden.

Raumer lehnt es in der Vorrede zu seinem Werk ausdrücklich ab objektiv zu sein: er sei nicht frei von Liebe und Haß und wolle es nicht sein, sondern nach bestem Wissen und Gewissen das Böse hassen und dem Guten anhangen. Gewiß ein löblicher Vorsatz; nur, scheint mir, hat eine Schulgeschichte es zunächst nicht mit dem Guten und Bösen zu thun, sondern mit den verschiedenen Formen, in welchen verschiedene Zeitalter ihr Unterrichts- und Bildungsbedürfnis zu befriedigen suchten. Es mag das von den verschiedenen Zeiten mit mehr oder weniger Geschick geschehen sein, man wird aber annehmen dürfen, daß jede, so gut sie es verstand, das Gute und Zweckmäßige suchte, und vielleicht ist es eine dem Historiker ziemende Bescheidenheit, seinem Urteil hierüber nicht mehr zu trauen, als dem Urteil der Zeit selbst. Er mag über das für seine Zeit Geeignete ein Urteil sich zutrauen, über das, was dem 14. oder dem 16. oder dem 18. Jahrhundert not that, ist es doch wohl am geratensten, das 14. oder das 16. und 18. Jahrhundert selbst urteilen zu lassen. Wer nur die Kategorien gut und böse für die historischen Erscheinungen kennt, für den Humanismus und die Reformation etwa das Prädikat gut, für Jesuiten und Realisten, für Aufklärung und Rationalismus das Prädikat böse, oder umgekehrt, der wird den Dingen nirgends gerecht. Nach meinem Dafürhalten gilt für den Historiker im wesentlichen ebenso, wie für den Arzt oder den Psychologen, jenes Spinozistische: *neque ridere, neque flere, nec detestari, sed intelligere.*

Berlin, 26. Sept. 1884.

Friedrich Paulsen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die neue Auflage dieses Werkes ist eine neue Bearbeitung des Gegenstandes. Geblieben ist das Grundschema und die Grundanschauung; dagegen ist die Ausführung im ganzen und im einzelnen durchweg erneuert. Dabei ist der Umfang beinahe auf das Doppelte gewachsen, aus einem Bande sind zwei geworden. Eine große Fülle neuen Materials, das durch den Fleiß zahlreicher Herausgeber und Bearbeiter in dem letzten Jahrzehnt zugänglich gemacht worden ist, hat Verwertung gefunden. In den fortlaufenden Bericht sind an den Ruhepunkten zusammenfassende Darstellungen des Zuständlichen eingelegt worden. Die Universitäten und der Universitätsunterricht haben erheblich eingehendere Behandlung gefunden; denn es gilt für eine Geschichte der deutschen Bildung ein Wort von H. Steffens: „Auf den Universitäten muß man das Bewußtsein der nationalen Entwickelung in seiner größten Klarheit suchen; es giebt keine Richtung, die nicht von diesem Mittelpunkt der höheren Bildung aus erweckt, begründet und befestigt wurde“ (Über Deutschlands protest. Universitäten, S. 20). Endlich ist die Darstellung bis auf die jüngste Wendung in der Entwickelung unseres Gelehrtenschulwesens herabgeführt worden, trotz der Beschränktheit des Materials für die Kenntnis der Vorgänge, die zum Erlaß der Schulordnung vom Jahre 1891 geführt haben, und trotz jener nicht grundlosen Warnung an den Geschichtsschreiber: den Dingen nicht allzu nahe auf den Fersen zu folgen, weil sie gelegentlich hintenaus schlügen. — An manchen Orten habe ich Gelegenheit genommen, meine Auffassung gegen anders gerichtete zu verteidigen; die dialogische Verhandlung ist vielleicht geeignet, Leben und Frische der Darstellung zu erhöhen.

Es sei gestattet, gleich am Eingang eine Bemerkung über Inhalt, Umfang und Grenzen der nachfolgenden Darstellung vorauszu-

schicken, auch um irrigen Erwartungen vorzubeugen, wie sie hin und wieder von Kritikern der ersten Auflage mitgebracht und als Maßstab an sie gelegt worden sind.

Gegenstand dieses Werks ist die allgemeine Bildung des Gelehrten in den Ländern deutscher Zunge während der letzten vier Jahrhunderte. Ausgeschlossen ist auf der einen Seite der Elementarunterricht und die Volksschule, auf der andern Seite der fachwissenschaftliche Unterricht in den technischen Schulen und den oberen Fakultäten. Dagegen gehört mit der Gelehrtenschule auch die philosophische Fakultät zu dem hier abgesteckten Gebiet.

Ich bezeichne noch etwas genauer, was innerhalb dieses Rahmens dieses Buch geben will, was nicht.

Nicht erwarten wolle man eine Geschichte der einzelnen Anstalten. Die einzelnen Schulen und Universitäten kommen hier nur so weit vor, als es für die Auffassung und Beurteilung des allgemeinen Entwickelungsganges notwendig oder förderlich ist. Wozu ich bemerke, daß die einzelnen Anstalten um so mehr zurücktreten, je mehr in jüngster Zeit die Individualität der Schulen durch allgemeine Vorschriften zurückgedrängt wird.

Ebenso wenig wolle man erwarten eine Geschichte einzelner Personen, ihrer Thätigkeit oder ihrer Theorien, wie sie z. B. K. v. Raumer giebt. Die einzelnen Personen kommen wieder nur so weit vor, als sie entweder auf die Gesamtentwickelung des Unterrichtswesens eingewirkt haben, oder als typische Repräsentanten der Bildungsbestrebungen und der Lebensverhältnisse ihrer Zeit dienen. Übrigens hat die neue Auflage den Lebensbildern namentlich in der letzteren Absicht einen etwas breiteren Raum gewährt; die Schilderung von Zuständen erhält sichtbare und greifbare Wirklichkeit erst durch ihre Erscheinung im Leben einzelner Personen.

Endlich wolle man nicht erwarten eine Geschichte der einzelnen Lehrfächer, ihrer Methodik und ihrer Litteratur. Auch sie kommen nur so weit vor, als es für die Charakterisierung der Bildungsbestrebungen jedes Zeitalters erforderlich ist. Eingehender wird nur die Geschichte des klassischen Unterrichts behandelt, da er bis auf die jüngste Vergangenheit im Mittelpunkt der allgemeinen Gelehrtenbildung stand. Doch hab ich auch hier nicht vorgehabt, das Technische des

Unterrichtsbetriebs im einzelnen darzustellen oder die gesamte Unterrichts- und Lehrmittel-Litteratur in litterar-historischer Absicht zu behandeln. Hätte ich auch nur zu jedem Buch und jedem Namen, die hier vorkommen, einige Zeilen biographischen oder litterarhistorisch-bibliographischen Inhalts hinzufügen wollen, so würde das nicht nur den Umfang dieses Werkes sehr vermehrt, sondern auch seinen Charakter verwischt haben: es ist kein Nachschlagebuch und wollte es nicht sein.[1]

Was ich dagegen zu geben die Absicht habe, das ist vor allem eine Geschichte der bewegenden Ideen im Gebiet der gelehrten Bildung. Ich habe versucht, das Ideal der Gelehrtenbildung zu zeichnen, wie es die auf einander folgenden Zeitalter in verschiedener Gestalt, ihrem eigenen inneren Wesen entsprechend, hervorgebracht haben; wobei ich so viel als möglich den schöpferischen oder repräsentativen Personen das Wort gelassen habe. Ich habe mich sodann bemüht, die Unterrichtsziele, die sich von hier aus ergaben, zu bezeichnen und die Mittel, mit denen man sie zu erreichen strebte, darzulegen. Ich habe ferner die Institutionen, in denen diese Bestrebungen ihre Inkorporation fanden, zu beschreiben und durch Schilderung typischer Anstalten zu illustrieren mir angelegen sein lassen, wobei ich, so weit dies erforderlich und möglich schien, der Bewegung durch die einzelnen Territorien gefolgt bin. Endlich habe ich die Beziehungen des Schulwesens zum Gesamtleben unseres Volkes, wie es in Wissenschaft und Litteratur, in sozialen und politischen Bewegungen sich darstellt, nach Möglichkeit verfolgt und aufgezeigt.

Ich füge eine Bemerkung über die Quellen und die Quellenbenutzung hinzu. Im Ganzen habe ich mich durchaus an das gedruckt vorliegende Material gehalten. Auf die handschriftlichen Quellen zurückzugehen war im allgemeinen weder durchführbar noch notwendig;

[1] Wer biographische und litterar-historische Daten sucht, den kann ich jetzt in erster Linie auf die nunmehr ihrem Abschluß nahe Allgemeine Deutsche Biographie verweisen. Daneben sind ein paar kleine hilfreiche Bücher: F. A. Eckstein, *Nomenclator Philologorum* (Leipzig 1871) und mehr noch W. Pökel, Philologisches Schriftstellerlexikon (Leipzig (1882). Auch Goedekes Grundriß der deutschen Litteratur, sowie einige Bände aus der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, wie Bursians Geschichte der Philologie, wird, wer auf diesem Gebiet arbeitet, mit Dank benützen. Anderes wird im Verlauf der folgenden Darstellung erwähnt werden.

schon die Fülle des Gedruckten ist schier unübersehbar. Über eine Ausnahme von der Regel bei der preußischen Schulverwaltung im 19. Jahrhundert wird an seinem Ort berichtet werden. Von gedrucktem Material kommen, neben den allgemeinen Darstellungen der verschiedenen Seiten des geschichtlichen Lebens, Staatengeschichte, Kirchengeschichte, Kulturgeschichte, Geschichte der Gesellschaft, der Litteratur, der Wissenschaften, der Erziehung, im besonderen folgende Arbeiten in Betracht.

1. Geschichten der einzelnen Universitäten und Schulen, und Geschichten des Schulwesens einzelner Städte und Länder. An letzteren fehlt es noch sehr; KOLDEWEY's Geschichte des Braunschweigischen Schulwesens ist fast die einzige in größerem Stil durchgeführte Arbeit von dieser Art. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die *Monumenta Germaniae Paedagogica* weitere ähnliche Darstellungen der Landesschulgeschichte brächten. Zum Teil enthält SCHMIDS Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens gute Artikel, wie FICKERS Abhandlung über Österreich. Die Geschichten einzelner Anstalten sind meist Gelegenheitsschriften, Programme, Festschriften zu Jubiläen, und daher sehr verschiedenen Werts; nicht selten fehlt ihnen die allgemeine Orientierung und damit die Unterscheidung des Bedeutenden und Unbedeutenden. Im ganzen sind sie doch eine sehr wichtige Quelle, ohne die niemand auf diesem Gebiet erfolgreich arbeiten kann. Ich bin für zahlreiche freundliche Zusendungen dieser Art den Verfassern zu Dank verpflichtet und bitte mich auch in Zukunft als dankbaren Empfänger derartiger Gaben betrachten zu wollen.

2. Lebensbeschreibungen von Lehrern und Schülern, vor allem Biographien hervorragender Schulmänner, Rektoren, Schulräte, Organisatoren, Theoretiker der Erziehung und des Unterrichts. Besonders sind Selbstbiographien, die häufig den Erinnerungen aus der Schul- und Bildungszeit breiteren Raum geben, eine wichtige Quelle: sie zeigen das Ist, während in den offiziellen Darstellungen meist das Soll die Stelle des Ist vertritt.

3. Gesetze und Verordnungen über das Schulwesen, wie sie sich in allen Gesetzsammlungen der einzelnen Staaten finden. Zu Hilfe kommen hier die Sammelwerke, VORMBAUM, WIESE u. a.; auch unter den bisher erschienenen Bänden der Mon. Germ. Paed. gehören viele hierher.

4. Die gesamte Litteratur der Pädagogik und der Schulorganisation. Sie ist wichtig für die Erkenntnis der Ideale und Wünsche der leitenden Personen, man denke an die Schriften Melanchthons, Sturms, Camerarius', Basedows, Thierschs, Herbarts; zugleich aber auch für die Erkenntnis des Bestehenden, das Bestehende bildet vielfach den kontrastierenden Hintergrund für das Ideal.

5. Lehr- und Lesebücher nebst methodologischen Anweisungen für alle Lehrfächer. Sie lassen den Unterrichtsbetrieb am unmittelbarsten erkennen. Hier wäre für Einzelarbeiten und für zusammenfassende geschichtliche Darstellungen noch ein fruchtbarer, beinahe unabgebauter Boden.

6. Die Zeitschriftenlitteratur, pädagogischen und allgemeinen Inhalts, in unübersehbarer Fülle. Für die jüngste Vergangenheit, etwa seit der Mitte des Jahrhunderts, ist diese Quelle von der allergrößten Wichtigkeit.

7. Endlich die allgemeinen Darstellungen der Geschichte der Pädagogik, der Erziehung und des Unterrichts. Ich nenne Karl v. Raumer, Geschichte der Pädagogik, in 4 Bänden, die dritte und letzte von ihm selbst besorgte Auflage von 1857, der noch zwei Ausgaben gefolgt sind; Karl Schmidt, Geschichte der Pädagogik, 4 Bde., 4. Aufl. 1888; Lorenz Stein, Verwaltungslehre, 2. Aufl., Bd. V, VI, VIII (1884 ff.); K. A. Schmid, fortgeführt von Georg Schmid, Geschichte der Erziehung von Anfang an bis auf unsere Zeit, bisher 3 Bde. (1884 ff.); H. Schiller, Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik, 2. Aufl. 1892; O. Willmann, Didaktik als Bildungslehre, Bd. I, 2. Aufl. 1894; Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen, 1895 (Bd. I des Handbuchs der Erziehungs- und Unterrichtslehre für die höheren Schulen, herausgegeben von A. Baumeister).

Ich darf mir das Zeugnis geben, daß ich fleißig aus allen diesen Quellen geschöpft habe. Es sind Tausende von Bänden, die ich gelesen oder durchblättert habe, um für das Allgemeine und für das Einzelne Belehrung daraus zu schöpfen, mit Erfolg und ohne Erfolg. Daß ich dabei von Vollständigkeit der Quellenbenutzung noch weit entfernt geblieben bin, weiß niemand so gut, als ich selbst. Ich bin geneigt, es mir zum Trost zu machen, daß sie auf diesem Gebiet über-

haupt nicht erreichbar ist. Wer Geschichte der Neuzeit schreiben will, muß schwimmen lernen; mit den Füßen auf dem Boden watend kommt hier niemand ans Ziel.

Es giebt Leute, die meinen: zu einer Gesamtdarstellung der Geschichte des gelehrten Unterrichts sei es noch nicht Zeit; erst müßten die Quellen in viel weiterem Umfang erschlossen und erforscht werden. Mir ist jede Arbeit auf diesem Gebiet, die Wertvolles und Neues bringt, erfreulich; und daß dabei neben vollen Garben auch leeres Stroh eingebracht wird, ist wohl unvermeidlich. Einem Vorwurf aber, der aus solcher Betrachtung gegen meine Arbeit erhoben werden könnte, sei es gestattet mit einem Wort zu begegnen, das GOETHE zu Anfang der Einleitung in die Metamorphose der Pflanzen den Zergliederern und Mikroskopierern sagt: sicher sei Trennung und isolierende Betrachtung der Teile ein Weg, der weit führe. „Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachteil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen unorganischen, geschweige denn von organischen Körpern." Man wird leicht hiervon die Anwendung auf die Geschichte machen. Ohne den beständig nebenher gehenden Versuch der Synthese, geht die Sammlung und Zergliederung ins Leere. Ich zweifle gar nicht daran, daß es möglich ist, noch einige hundert oder auch tausend Bände mit bisher ungedruckten Schulordnungen und Stundenplänen zu füllen; allein aus dem 19. Jahrhundert müssen ja im Archiv jeder Schule ganze Stöße von Beratungen, Entwürfen, Plänen vorhanden sein; wohl aber zweifle ich daran, ob dadurch das Geschäft eines künftigen Schulgeschichtsschreibers merklich erleichtert und gesichert werden würde. Schließlich wird das Gelingen hier wie überall bei der Geschichte des geistigen Lebens doch davon abhangen, daß der Historiker den rechten Blick mitbringt, der ihn wie durch eine Art Intuition das Wesentliche, das Bedeutende, das Typische sehen und herausfinden läßt. Allzu viel Papier verdirbt aber die Augen.

Was die Form der Darstellung anlangt, so habe ich so viel als möglich die Quellen selbst reden lassen. Es ist neuerdings eine andere Form üblich geworden: daß in Geschichtsdarstellungen allein

der Autor spricht; Citate und Anmerkungen sind jetzt altfränkisch. Ich verkenne die Vorteile dieses Verfahrens nicht, gestehe aber, daß mir Geschichtswerke lieber sind, die mich nicht bloß lehren, wie es war, sondern auch, woher wir wissen, daß es so war. Dazu ist ein Quellenverzeichnis am Schluß des Werkes oder jedes Buches weniger dienlich, als die fortlaufende Einführung der Berichterstatter, wenn möglich mit ihren eigenen Worten. Hierzu kommt ein anderer Vorteil: der Geruch der Zeit steigt aus der Rede in der ihr eigenen Form auf. Und noch ein Vorteil: hat ein einziger Darsteller 500 oder 1000 Seiten hindurch das Wort, so läuft er Gefahr, die Leser zu ermüden; man bleibt munter, wenn, wie bei einem Gespräch, bald der, bald jener das Wort ergreift. Ich war demnach geneigt, so viel als möglich, mein Geschäft darauf zu beschränken, den Leser mit den leitenden Persönlichkeiten auf diesem Gebiet unmittelbar zusammen zu bringen und diese ihre Sache selbst vor ihm führen zu lassen. Unter dem Namen *Theatrum mundi* hatte man früher geographisch-historische Bilderbücher; so möchte ich hier ein *Theatrum scholarum* errichten, wo der Leser selbst sieht und hört, wie es früher zuging und wie endlich die heutige Schule in Szene gegangen ist. — Dabei werde ich mir allerdings die Freiheit nehmen, dazwischen als Interlokutor aufzutreten und meine Meinung über die Dinge zu sagen. Es ist gar nicht meine Absicht, meine persönliche Auffassung zu verleugnen, oder mich hinter jene Form zu verstecken. Hat man doch in der ersten Auflage die Auffassung viel zu subjektiv und persönlich gefunden; denn das kann ja allein die Bedeutung des Vorwurfs sein: daß meine Darstellung tendentiös sei. Hierüber zum Schluß noch ein Wort.

Daß diese ganze hier vorliegende Geschichtsdarstellung eine Tendenz habe, fällt mir nicht ein zu leugnen. Aber ich meine: es ist die Tendenz der geschichtlichen Bewegung selbst, welche meine Darstellung tendentiös oder, wenn man so will, zielstrebig macht. Ich bin mir bewußt, nicht von außen durch Willkür eine Tendenz in die Geschichte hineingetragen zu haben, ich habe redlich die den Dingen selbst innewohnende Tendenz zu finden und darzulegen gesucht, und das ist ja doch wohl die eigentliche Aufgabe des Historikers. Daß ich in ihrer Lösung nicht ganz unglücklich gewesen bin, dafür gab mir bei der Bearbeitung dieser zweiten Auflage eine Beobachtung einige

Gewähr, die man mir gestatte mit den Worten auszusprechen, welche Goethe aus Rom an seine Freunde richtete: „So viel Neues ich finde, finde ich doch nichts Unerwartetes, es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen“. Wenn nun die von mir gefundene Tendenz der Dinge eine andere ist, als sie nach der Meinung der orthodoxen Gymnasialpädagogen sein sollte, so ist das ja zu bedauern, aber es ist nicht meine Schuld. Ich kann ihnen nur raten, ihre Meinung der Tendenz der Dinge anzupassen; denn diese wird sich auf die Dauer doch nicht ihren Meinungen anpassen. Übrigens wird ihnen dies jetzt vielleicht schon etwas leichter werden, als bei dem ersten Erscheinen dieses Buches. Andererseits ist es mir vielleicht etwas leichter geworden, den Ton ruhiger und unbefangener Darlegung zu bewahren; denn es mag sein, daß unter dem Eindruck einer starken, damals alleinherrschenden Einseitigkeit auch meine Darstellung hin und wieder etwas von entgegengesetzter Einseitigkeit angenommen hat.

Im übrigen, ich will es nur gestehen, war Korrektheit der Ansichten nie meine starke Seite; sie wird es auch schwerlich mehr werden. Sollte ich hierin von der Natur etwas mangelhaft ausgestattet sein, so hat sie mich dafür einigermaßen entschädigt durch eine gute Gabe der Harthörigkeit gegen üble Nachrede, mit der inkorrekte Ansichten so reichlich bedacht zu werden pflegen, eine Gabe, die mir schon manchmal im Leben zu statten gekommen ist.

Da auch meine Haltung gegenüber den konfessionellen Gegensätzen vielfach bemängelt worden ist und mir von protestantischer Seite bitteren Tadel eingetragen hat, so mag noch hierüber ein Wort gestattet sein. Ich bin nicht katholisch und habe nicht vor es zu werden. Durch Geburt und Erziehung Protestant, stehe ich auch mit meinen Überzeugungen auf dieser Seite; freilich nicht in dem Sinne, daß ich die Bekenntnisformeln einer Landeskirche als Grenzen für mein Denken und als Grund für meinen Glauben ansähe; Glaube und Überzeugung, darin folge ich dem Luther von Worms, sind die innerlichste und freieste Lebensbethätigung, die keiner menschlichen Gewalt und Autorität untersteht. Dieser mein Protestantismus kann mich aber nicht abhalten, das Gute und Tüchtige in der katholischen Welt, im Mittelalter wie in der Neuzeit, zu sehen und als solches

anzuerkennen, und ebenso wenig das Verfehlte auf der andern Seite zu sehen und so zu nennen, selbst auf die Gefahr hin, in der katholischen Polemik als protestantischer Zeuge gegen den Protestantismus zitiert zu werden. Es wäre unverantwortlich, wenn der Protestant die Freiheit, die ihm die Reformation erkämpft hat, nicht brauchen wollte, um auch die geschichtlichen Dinge ohne die Brille des Konfessionalismus zu sehen. Oder meint man, daß der Protestantismus, um im Kampf ums Dasein zu bestehen, an derselben engherzigen Abstempelung aller geschichtlichen Dinge mit der Parteischablone festhalten müsse, wie sie bei ultramontanen Schriftstellern und Geschichtsschreibern nur allzu sehr üblich ist? Ich glaube nicht, daß dem Protestantismus dies Verhalten Vorteil bringen könnte. Eine siegreiche Macht ist er in unserem Volksleben nicht dann gewesen, wenn er sich am meisten der Bekenntnistreue beflißs oder in kirchenregimentlicher Disziplin der Gedanken mit dem Katholizismus wetteiferte, sondern da, wo er mit fröhlichem Glauben auf die innere Macht der Wahrheit baute. Als Luther am Anfang seiner Laufbahn den Deutschen von der Freiheit eines Christenmenschen zeugte, als Kant und Schiller und Goethe ihrem Zeitalter von der Freiheit des Geistes und Gewissens predigten, da war der Protestantismus eine Macht im deutschen Lande. Der konfessionell gebundene Protestantismus verkümmert; so zeigt es das 16. und 17. Jahrhundert; so hat es auch das 19. Jahrhundert gezeigt; tiefer hat der Einfluß der protestantischen Kirche wohl nie gestanden, als um die Mitte unseres Jahrhunderts.

Übrigens haben Selbstüberhebung und Unduldsamkeit es nie und nirgends an sich gehabt, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Wohl aber haben Selbstkritik und freie Anerkennung alles Guten und Wahren diese Gabe. Vielleicht überzeugt sich hiervon auch der Katholizismus noch einmal. Wenigstens wird er das bald wieder zu lernen Gelegenheit haben, daß die *ecclesia triumphans et insultans* weniger Freunde hat als die *ecclesia pressa.* —

Die hier vorliegende Geschichte der deutschen Gelehrtenschule gehört nicht zu der Gattung der enkomiastischen Darstellungen, woran dieses Litteraturgebiet so reich ist. Ich meine es nicht entschuldigen zu müssen. Ich will mit dem oft wiederholten Wort Goethes, daß das Beste an der Geschichte sei die Begeisterung, die sie errege, nicht

rechten; an einer Geschichte einer einzelnen Institution wird doch das Beste sein, daß sie zum Nachdenken über Ziele und Mittel der Institution erregt und anleitet. Um aber einer falschen Vorstellung über mein inneres Verhältnis zur Entwickelung des deutschen Gelehrtenschulwesens entgegenzutreten, bemerke ich noch dies: die deutsche Gelehrtenschule ist ein echtes und rechtes Kind des deutschen Geistes, in allen ihren Entwickelungsstufen ist sie den Bildungsbestrebungen des deutschen Volkes im ganzen getreulich gefolgt. Viel mehr als in England und Frankreich standen und stehen in Deutschland die Universitäten und Schulen im Mittelpunkt des nationalen Lebens. In England sind durch den starren Konservatismus sich isolierender Korporationen die Bildungsanstalten lange Zeit hindurch dem wirklichen Leben des Landes völlig entfremdet worden. In Frankreich folgte auf die Jesuitenschule die Revolution, die über alles Vorhandene einen Strich zog; und auf die Revolution folgte der zentralistische Staatsabsolutismus mit seinen immer fortgesetzten Versuchen, die Schule in den Dienst des politischen Regiments zu stellen. In Deutschland hat sich das Unterrichtswesen, von der Universität bis zur Volksschule, in beständiger Wechselwirkung mit allen lebendigen Kräften des Volkslebens, mit Staat und Kirche, mit Wissenschaft und allgemeiner Bildung entwickelt. Mannigfaltig und individuell gestaltet, spiegelt es den Reichtum des deutschen Volkslebens in der Vielheit seiner Glieder. Ohne Erstarrung und ohne gewaltsamen Bruch, hat es sich in kontinuierlicher Entwickelung entfaltet, allen lebenskräftigen Antrieben der Zeit sich öffnend, aber zugleich die Überlieferung ehrend, ohne die es kein geschichtliches Leben giebt.

Möge auch in den kommenden Jahrhunderten den deutschen Universitäten und Schulen dieser ihr geschichtlicher Charakter erhalten bleiben: Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit, geschichtlicher Sinn und Trieb zum Fortschreiten. Die Wurzel aber dieses ihres Wesens ist die Freiheit des Geistes, dieses Palladium des deutschen Volkes. Unfreiheit des Geistes, Gefangenschaft in Formeln und Dogmen, sei es der Politik oder der Religion, tötet beides, die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die Kraft zur Zukunft.

Steglitz bei Berlin, im August 1895.

Friedrich Paulsen.

DER GELEHRTE UNTERRICHT IM ZEICHEN DES ALTEN HUMANISMUS.

1450—1740.

Wer alte Geschichten beschreiben will
Mit Wahrheit, erhält des Danks nicht viel,
Weil eines jeden sein Begehr,
Daß man ihn rühm von Adam her.

Wer solche Schmeichelei nicht kann,
Trägt wenig Gnad und Dank davon;
Es ist dann alle Müh verlorn;
Des bin ich selbsten inne worn.

Aus Michael Schwaigers
Bürgermeisters zu Amberg (um 1550)
Sprüchen und Denkreimen.

Inhalt.

Seite

Einleitung . 1

Erstes Buch.

Das Zeitalter des Humanismus.
1450—1520.

Erstes Kapitel. Renaissance und Mittelalter 7

Zweites Kapitel. Das Unterrichtswesen des Mittelalters 13

Drittes Kapitel. Der Humanismus und sein Bildungsideal 49

Viertes Kapitel. Die humanistische Reformation der Universitäten . 74

Fünftes Kapitel. Das Eindringen des Humanismus in die Partikularschulen . 146

Zweites Buch.

Die Begründung des protestantischen und katholischen Gelehrtenschulwesens im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.
1520—1600 (1648).

Erstes Kapitel. Der Ausbruch der kirchlichen Revolution und ihre Wirkung auf die Universitäten und Schulen 173

Zweites Kapitel. Die Anschauungen der Reformatoren vom gelehrten Unterricht und seiner Aufgabe 196

Drittes Kapitel. Neubegründung der Universitäten in den protestantischen Gebieten . 209

Viertes Kapitel. Äußere Gestalt und Unterrichtsbetrieb der protestantischen Universitäten am Ende des 16. Jahrhunderts 248

Fünftes Kapitel. Die Neubegründung des Gelehrtenschulwesens in den protestantischen Gebieten 268

Sechstes Kapitel. Äußere Gestalt und Unterrichtsbetrieb der Gelehrtenschulen in den protestantischen Gebieten am Ende des 16. Jahrhunderts . 318

Siebentes Kapitel. Die Neubegründung des römisch-katholischen Gelehrtenschulwesens durch die Gesellschaft Jesu 379

Achtes Kapitel. Schlußbetrachtung 432

Seite

Drittes Buch.

Das Zeitalter der französisch-höfischen Bildung. Beginnende Modernisierung der Universitäten und Schulen. 1600 (1648) — 1740.

Erstes Kapitel. Beginnendes Erwachen des modernen Geistes. Reaktion gegen den humanistischen Schulbetrieb im Übergangszeitalter (1600 bis 1648) . 453
Zweites Kapitel. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und das höfisch-moderne Bildungsideal . 480
Drittes Kapitel. Die Ritterakademien 501
Viertes Kapitel. Die Universitäten unter dem Einfluß der höfisch-modernen Bildung und des Pietismus. Die neue Universität Halle. Thomasius. Francke. Wolf 511
Fünftes Kapitel. Die Modernisierung der Gelehrtenschulen unter dem Einfluß der höfischen Bildung und des Pietismus 550
Sechstes Kapitel. Zustände des gelehrten Unterrichtswesens am Anfang des 18. Jahrhunderts und Urteile darüber 584

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Einleitung.

Ich versuche den Leser auf einen Standpunkt zu stellen, von wo er das Ganze der Bewegungen überblicken kann, die den Gegenstand der folgenden Darstellung ausmachen.

In drei großen Flutwellen hat sich die geistige Kultur der alten Welt, ihre Religion und Philosophie, ihre Sprache und Litteratur über die Völkerwelt ergossen, die zur Trägerin des geschichtlichen Lebens der Neuzeit bestimmt war.

Die erste befruchtende Überschwemmung, wenn man die Festhaltung des Bildes gestatten will, erfuhr die germanische Völkerwelt mit ihrer Bekehrung zum Christentum. Es war nicht allein der christliche Glaube, sondern mit ihm die ganze antike Kultur, soweit sie sich an das Schiff der Kirche angesetzt hatte, die seit dem Anschluß an die Kirche allmählich aufgenommen wurde. Vor allem wurde die lateinische Sprache, als Sprache der Kirche, zur Sprache des geistigen Lebens der neuen Welt. Die Zeit Karls des Großen, des Gründers des neurömischen Kaisertums, des Kaisertums deutscher Nation, ist der erste Höhepunkt des Einflusses antiker Kultur und Litteratur auf die neue Welt; man hat sie wohl als erste Renaissance bezeichnet. Dann folgt im 12. und 13. Jahrhundert die Aufnahme der antiken Wissenschaft, vor allem der aristotelischen Philosophie; der Lehrbetrieb der jetzt aufblühenden Universitäten, die Schulphilosophie, bedeutet den Assimilationsprozeß, worin dieser neue Inhalt aufgenommen wird.

Die zweite große Flutwelle überströmte die abendländische Welt im 15. und 16. Jahrhundert. Es ist die sogenannte Renaissance. Sie bedeutet das Wiederaufleben des klassischen, d. h. des heidnischen Altertums in Kunst und Litteratur, in Philosophie und Lebensstimmung. Das Mittelalter hatte zunächst unter dem Einfluß des christlich gewordenen Altertums gestanden; jetzt war die Meinung, mit Auslöschung dieses Zeitalters, als eines Interregnums der Barbarei, in dem asiatische und gotische Rohheit sich zur Erstickung der Bildung die Hand gereicht hätten, das eigene Leben unmittelbar an die Zeit Ciceros und

Virgils anzuschließen. Die Bewegung ging von Italien aus, wo das römische Altertum in romantischem Schimmer als eigene Vorzeit erschien. Sie überflutete ganz Europa, wurde aber seit 1520 durch die tiefere, von Deutschland ausgehende, volkstümlich-religiöse Bewegung der Reformation verhindert, die innere Umformung der Denkart im Sinne des klassischen Humanismus zu vollenden. — Als Niederschlag blieb zurück: das klassische Latein und die Imitationslitteratur in der gelehrten Welt, die Renaissancekunst und der Same der naturalistischen Sinnesart in den oberen Gesellschaftsschichten.

Die dritte Flutwelle erhob sich, langsam ansteigend, im Laufe des 18. Jahrhunderts; um seine Wende erreichte sie ihren höchsten Stand. Es ist der Neuhumanismus, man könnte ihn zum Unterschied von dem italienisch-römischen Humanismus der Renaissance auch den deutsch-griechischen Humanismus nennen. Diese neuhumanistische Flutwelle war nicht in demselben Sinne, wie die beiden früheren, universell, ihr eigentliches Überschwemmungsgebiet ist das protestantische Deutschland. Sie durchtränkte die ganze deutsche Litteratur und Bildung mit hellenistischen Ideen und Anschauungen. — Als Niederschlag hat diese jetzt ablaufende Welle zurückgelassen die klassische deutsche Litteratur und den klassischen Unterricht auf unseren Gymnasien. —

Innerhalb der Grenzen unserer Darstellung liegen die beiden letzten Überflutungen; nicht die erste. Der erste Band wird die althumanistische Überflutung von den Anfängen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum vollständigen Abebben um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts darstellen. Der zweite Band hat den Verlauf der neuhumanistischen Flutwelle zu verfolgen von den Anfängen um die Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Abebben, das sich eben vor unseren Augen vollzieht.

Jeder Band hat drei Bücher. Sie entsprechen einigermaßen den drei Phasen der Flutwelle: Ansteigen, Hochwasser, Ablaufen. Im ersten Band ist das Aufsteigen der humanistischen Flut Gegenstand des ersten Buchs; ihre Stauung im Zeitalter der Reformation und ihr Niederschlag im Schulwesen wird im zweiten, ihr Ablaufen im 17. Jahrhundert im dritten Buch behandelt. Im zweiten Band handelt das erste Buch von dem Aufsteigen des Neuhumanismus im Zeitalter der Aufklärung das zweite von seinem Höhepunkt im Zeitalter Goethes, seiner Stauung, im Zeitalter der Romantik und Reaktion und seinem Niederschlag im Schulwesen in den ersten vier Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, das dritte von dem Abebben und den Versuchen der Politiker und Gymnasialpädagogen, gegen diese Strömung Dämme zu errichten.

Über das Bildungsideal und die ihm entsprechende Gestaltung des klassischen Unterrichts in den beiden großen Epochen bemerke ich hier folgendes. Das Ziel des Schulunterrichts, wie er sich unter dem Einfluß des Humanismus und der Reformation im 16. Jahrhundert gestaltet hat, ist: litterarische Bildung und konfessionelle Rechtgläubigkeit, oder, mit Jos. STURMS Formel: *litterata pietas.* Die litterarische Bildung aber zeigt sich in der Eloquenz, d. h. der Fähigkeit, klassisches Latein in Prosa und Versen zu schreiben. Und so ist hierauf der althumanistische Unterricht gerichtet; Imitation der alten Redner und Dichter ist der Weg zur Eloquenz.

Die zweite Epoche, die Epoche des Neuhumanismus, ist zunächst dadurch charakterisiert, daß sie dieses Ziel aufgiebt. Die lateinische Imitations-Eloquenz und Imitations-Poesie war im Verlauf des 17. Jahrhunderts obsolet geworden, an ihre Stelle trat zunächst die französische und daneben die deutsche klassizistische Poesie und Eloquenz, sie selber Imitation der römischen Litteratur. Seit den Tagen Klopstocks, Lessings, Herders, Goethes erhob sich die selbständige deutsche Litteratur, die Poesie der Originalgenies. Sie hat, sich begeisternd für die griechische Litteratur als die Originallitteratur gegenüber der römischen, den deutsch-griechischen Humanismus auf die Bahn gebracht. Unter seinem Einfluß ist nun die Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Litteratur zu einem Hauptstück, der Absicht nach zu dem Hauptstück des Gymnasialunterrichts gemacht worden. Die Absicht aber des klassischen Unterrichts wird damit eine andere: das Ziel des neuhumanistischen Schulbetriebs ist nicht Imitation, weder in griechischer Sprache, noch auch in deutscher, sondern Bildung des Geistes und Geschmacks durch den Verkehr mit den alten Schriftstellern in allen Litteraturgattungen.

Erstes Buch.

Das Zeitalter des Humanismus.

1450—1520.

Erstes Buch.

Das Zeitalter des Humanismus

1450—1520.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Renaissance und Mittelalter.

Die große Bewegung im geistigen Leben der abendländischen Völkerwelt, die wir mit dem Namen der Renaissance bezeichnen, ist wie ein Vorspiel der Geschichte der Neuzeit. Es kommt in ihr die Richtung des modernen Geistes, seine Tendenz zur Loslösung von der supranaturalistisch-asketischen Welt- und Lebensanschauung des alten Christentums in einem ersten Anlauf zur Erscheinung. Es ist der Geist der heidnischen Antike, der Geist eines diesseitigen Naturalismus, eines kulturfreudigen Optimismus, der in der Renaissance seine Auferstehung erlebt. Der eben vom Mittelalter sich losringende moderne Geist, der bald in der Entdeckung und Eroberung der neuen Welt, in der Erforschung der Erde und des Himmels, in der Erkenntnis und Unterwerfung der Gesetze und Kräfte der Natur, in der neuen rationalen Philosophie und Wissenschaft seine Triumphe feiern sollte, empfand mit der Sicherheit des Instinkts, der auch dem Völkerleben nicht fremd ist, seine innere Verwandtschaft mit dem antiken Geist. Und darum rief er das Altertum in seinem Befreiungskampf gegen die ihm nicht mehr gemäßen Lebensformen der überlieferten kirchlichen Bildung zu Hilfe.

Auf den ersten Blick erscheint die Renaissance als der volle Gegensatz gegen das Mittelalter und seine Bildung; und so fühlt sie sich selbst. Der tiefer Blickende wird indessen nicht verkennen, daß es im Grunde der Geist des Mittelalters selbst ist, der diese Wandlung aus dem eigenen Wesen hervortreibt; wie sollte auch eine rein innere Umgestaltung des Lebens, wie die Renaissance ist, von außen über eine Völkerwelt kommen? Man kann die Dinge so betrachten: die germanischen Völker waren in der ersten Hälfte des Mittelalters in die Kirche aufgenommen worden; sie waren aber nicht zum Christentum bekehrt worden, wenn man unter Bekehrung jene innere Umwandlung der ganzen Lebensstimmung und Lebensführung versteht, die im Evangelium Wiedergeburt heißt. Die alten Völker hatten etwas derartiges

erlebt; sie bekehrten sich zum Christentum, nachdem sie den Weg der Civilisation und Kultur bis zu Ende gegangen waren und am Ende die Enttäuschung und den Überdruß gefunden hatten. Sie richteten nun, sich abwendend von des Fleisches Lust und der Augen Lust, ihre Sehnsucht auf ein übersinnliches Jenseits; sie kehrten um von dem Wege, auf dem sie bisher der Befriedigung der Begierden durch die Güter der Kultur nachgegangen waren, um nun durch Erlösung von der Begierde nicht Befriedigung und Glück, aber Ruhe und Frieden zu finden.

Die Bekehrung der germanischen Völker ist ein Vorgang von ganz anderer Art. Eine ähnliche Umkehr konnte hier gar nicht stattfinden, weil sie den Kulturweg noch kaum betreten hatten. Ihre Christianisierung stellt sich vielmehr als der erste Schritt zu ihrer Kultivierung dar. Die Kirche, nach ihrer ursprünglichen Idee das Reich, das nicht von dieser Welt ist, auf Erden repräsentierend, erscheint im Mittelalter als die Trägerin aller Kultur; von den Klöstern geht alle Bereicherung und Verschönerung des Lebens aus. Allerdings ist der ursprüngliche weltabgewendete Charakter des Christentums nicht ganz verschwunden. Die Lehre der Kirche hat ihn nie verleugnet und auch in den Lebensformen, soweit sie unter dem Einfluß der Kirche stehen, begegnet man überall seinen Spuren. Aber der wirkliche Lebensinhalt des Mittelalters ist mit seiner kirchlichen Form nicht in Übereinstimmung; in Wahrheit ist es gar nicht weltmüde und lebenssatt, sondern voll freudigen Verlangens. Kampf und Eroberung, mit den Waffen, im Handel, in der Kolonisation, ist sein Tagewerk, Macht und Reichtum sein Ziel, Jagd und Kampfspiel seine Erholung. Der Inhalt seiner Lieder ist Liebeslust und Liebesleid. Seine Heldendichtung preist Tapferkeit und Selbstdurchsetzung. Nach den Wissenschaften, die das Evangelium geringschätzt, streckt es die Hand aus, um sie aus den Händen der Griechen, Juden und Araber zu nehmen. Die scholastische Philosophie, was ist sie anders als ein erster Versuch, den Glauben mit der Vernunft zu bewältigen? Das *credo ut intelligam* ist ihr Prinzip, das Gegenteil des *credibile, quia ineptum*. — Natürlich soll hiermit nicht gesagt sein, daß dem Mittelalter echte Erlösungssehnsucht von der Welt überhaupt fremd gewesen sei; mancher lateinische Kirchengesang giebt von ihrem Vorhandensein zuverlässige Kunde. Nur das wird behauptet, daß in solchen Stimmen nicht seine Grundstimmung zum Ausdruck kam. Das Mittelalter ist, wenn man auf seine tiefste Wissensrichtung sieht, der ersten, kultur- und weltfreudigen Hälfte der Lebensentwickelung der alten Völker näher verwandt, als der zweiten, der christlich-religiösen. Dicht unter der Oberfläche, die ganz von dem supranatura-

listisch-asketischen Christentum beherrscht erscheint, stößt man überall auf die starke Unterströmung einer mächtig aufstrebenden Kulturtendenz.

Man kann das Verhältnis des Mittelalters zum Altertum vielleicht so bezeichnen. Das Mittelalter ist die Schulzeit der germanischen Völker; das Altertum ist ihr Lehrer, aber nicht das jugendliche, heidnische, sondern das alt gewordene Altertum, das sich von der Welt und ihrer Lust abgewendet und zum Christentum bekehrt hat. Von diesem Lehrer nehmen die jungen Völker zugleich mit den Elementen der Kultur auch die Form seiner Welt- und Lebensanschauung an. Diese paßt eigentlich nicht für sie; die supranaturalistisch-asketische Lebensanschauung ist dem Alter natürlich, dem Alter der Einzelnen wie der Völker, nicht aber der thatkräftigen, lebensfreudigen, zur Kultur aufstrebenden, nach Bildung verlangenden Jugend. Aber die Unangemessenheit wurde nicht empfunden, so wenig als sie noch heute von dem Knaben empfunden wird, der aus dem Katechismus die Lehre von der Sünde und der Erlösung aus dem irdischen Jammerthal und der Sehnsucht nach dem Jenseits lernt. Er nimmt die Worte an, ohne viel darüber zu denken, daß sein wirkliches Empfinden nicht zu ihnen stimmt. So nahmen die Franken und Sachsen die alten heiligen Formeln, die ihnen die Kirche vorsagte, als ihr Bekenntnis an, ohne daß ihre Lebensstimmung und ihr Wille in seiner Grundrichtung dadurch umgewendet worden wäre. Das Mittelalter gleicht einer in die Tracht des Alters gehüllten jugendlichen Gestalt.

In der Renaissance kommt die Unangemessenheit zum Bewußtsein. Man entdeckt, daß die supranaturalistisch-asketische Religion des Christentums die eigene Lebensstimmung gar nicht ausdrückt. Und gleichzeitig entdeckt man, daß der Lehrmeister, das Altertum, einmal jung war und damals ganz anders empfand und dachte, als in seinem Greisenalter. Man hatte davon eine abstrakte Kenntnis freilich auch früher gehabt; aber jetzt erst ging das Verständnis dafür auf. Und nun entstand unter den abendländischen Völkern ein wetteiferndes Bemühen, die christlich-supranaturalistischen Formen, wie sie das Mittelalter in der Kunst, in der Litteratur, in der Wissenschaft getragen hatte, abzuthun und dafür die altklassischen anzulegen. Mit jener eigentümlichen Empfindung von Scham und Verachtung, welche die Träger einer veralteten Mode überkommt, sobald sie dessen inne werden, wurde die alte Sprache, die alte Dichtung, die alte Kunst, die alte Wissenschaft eiligst beiseite geworfen und an ihrer Stelle klassisches Latein, klassische Versmaße, klassische Formen in der Kunst angeschafft. Es fehlte nicht viel, daß auch die alten Götter wieder wären angenommen

worden, wenn nur die klassischen Schriftsteller selbst noch an sie geglaubt hätten. So wurden denn wenigstens die alten Redewendungen, die man als Erinnerung an einen ehemaligen Glauben bei Cicero und Virgil fand, als besonderer Schmuck auch der imitiert-klassischen Rede eingefügt. —

Die Renaissance begann, wie natürlich ist, in den oberen Schichten der Gesellschaft; es ist eine aristokratische Bewegung. Die Aristokratie der Bildung und des Besitzes ist ihr Träger. An ihrer Spitze sehen wir die geistlichen und weltlichen Fürsten, voran Papst und Kaiser, ihnen folgend Kardinäle und Bischöfe, Könige und Kurfürsten. In den Kirchen begannen humanistische Prunkreden die herbe Predigt von der Ertötung des Fleisches zu verdrängen. Als in Florenz der gewaltige Mönch von San Marco jene große demokratisch-puritanische Reaktion gegen das neue Evangelium und seinen Protektor, das fürstliche Kaufherrengeschlecht der Medici, erregte, da erhob er, in den Adventspredigten 1493, die Klage[1]: „Geh hin nach Rom und durch die ganze Christenheit: in den Häusern der großen Prälaten und der großen Herren treibt man nichts als Poesie und Rhetorik. Geh nur hin und sieh nach: du wirst sie finden mit humanistischen Büchern in der Hand, wie sie sich den Anschein geben, als wüßten sie mit Virgil, Horaz und Cicero die Seelen zu leiten. — — Mit Aristoteles, Plato, Virgil und Petrarcha speisen sie das Ohr und kümmern sich nicht um das Heil der Seelen. Warum lehren sie nicht, statt so vieler Bücher, das eine, in welchem das Gesetz und das Leben enthalten ist?“ Die Antwort ist: weil es zu ihrem Leben nicht mehr paßt. Die Emanzipation des Fleisches ist das Gesetz ihres Lebens; was soll ihnen das Evangelium? Die Prälaten sind in Ehrgeiz, Unkeuschheit und Luxus versunken. Bücher des Teufels nennt sie Savonarola, denn dieser schreibe seine ganze Bosheit hinein. Nicht anders die Fürsten: „ihre Paläste und Höfe sind der Zufluchtsort aller Tiere und Ungeheuer der Erde, d. h. ein Asyl für alle Bösewichter und Verbrecher. Dieselben strömen dahin, weil sie dort Gelegenheit und Anreizung finden, allen ihren maßlosen Begierden und bösen Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Dort finden sich die schlechten Ratgeber, welche stets auf neue Lasten und Steuern sinnen, um das Blut des Volkes auszusaugen. Dort

[1] P. Villari, Savonarola, deutsch von Berduschek, S. 128 ff.; ein ausgezeichnetes Werk, das zwei andere ausgezeichnete Werke auf das glücklichste ergänzt: J. Burckhardt's Kultur der Renaissance in Italien (3. Aufl. 1877) und G. Voigt's Wiederbelebung des Altertums (2. Aufl. 1881). Vielleicht giebt es keine Zeit, deren innerste Tendenzen deutlicher, als hier geschehen ist, dargelegt worden sind.

leben die schmeichlerischen Philosophen und Dichter, die mit Fabeln und Lügen aller Art den Stammbaum jener schlechten Fürsten von den Göttern herleiten. Was aber das schlimmste ist, dort sieht man auch Geistliche, welche in denselben Ton einstimmen. — Da habt ihr die Stadt Babylon, die Stadt der Thoren und Gottlosen, die Stadt, welche der Herr zerstören will."

So stellte sich dem Mönch die Renaissance dar. Sie rächte das Urteil durch seinen Tod.[1]

Die Bewegung nahm ihren Ursprung in Italien. Hier hat sie auch die ausgeprägteste Darstellung ihres innersten Wesens erreicht. In Italien war die wirtschaftliche Entwickelung am weitesten fortgeschritten, hier waren zuerst moderne Großstädte als Vermittler des Welthandels entstanden; in ihnen kam der moderne Geist zuerst zum Bewußtsein seiner selbst. Dazu kam ein anderes. Italien war das Land der Römer, tausend Spuren gaben dem lebenden Geschlecht Zeugnis davon. Die Italiener waren die Nachkommen der Römer. Sie hatten es vergessen. In seinem Werk *De officio ministrorum* sucht der heilige Ambrosius nachzuweisen, daß die vier Kardinaltugenden und besonders auch die Tapferkeit bei den Christen so gut zu finden sei als bei den Heiden; zum Beweis führt er Josua und David, Eleazar und die Makkabäer an; diese nennt er, der geborene Römer, seine Vorfahren *(majores nostri)*. So groß war der Abfall von dem natürlichen Bewußtsein menschlicher Beziehungen. Im 14. Jahrhundert begann sich Italien zu besinnen: nicht die Juden sind unsere Vorfahren, sondern die alten Römer. Und nun erschien es so, als sei dies Bewußtsein nicht durch eine innere Wandlung, sondern durch die Invasion der Barbaren getrübt worden: die Goten hätten das Römerreich zerstört, die römische Kultur mit ihrem Barbarentum befleckt, die Sprache verderbt, barbarisches Recht und barbarische Sitten eingeführt. Diese Befleckung gelte es nunmehr abzuwischen und das echte Römertum, die römische Republik und die römische Beredsamkeit wieder herzustellen. In Petrarcha ist diese Gesinnung lebendig. Er erwartete von Cola Rienzi die Vertreibung der Barbaren, d. h. der von den Goten abstammenden Nobili (Voigt I, 67, II, 364).

[1] Eine eingehendere Darlegung des großen Gegensatzes der antiken und der christlichen, der naturalistisch-optimistischen und der supranaturalistisch-asketischen Weltanschauung, sowie eine von hieraus orientierte Darstellung der mittelalterlichen und der modernen Lebensauffassung findet der Leser im ersten Buch meines Systems der Ethik (3. Aufl. 1894). Ich verweise auch auf Otto Willmann, Didaktik der Bildungslehre, 1. Bd. (2. Aufl. 1894), und P. Nerrlich, Das Dogma vom klassischen Altertum (1894).

Dem damals führenden Volk folgte mit den übrigen auch das deutsche. Wie einst Ambrosius mit Verleugnung der natürlichen Abstammung die christlichen Italiener zu Nachkommen Davids gemacht hatte, so versuchten nun mit den Italienern auch die Deutschen aus sich Nachkommen Ciceros zu machen. Sie fingen an ihrer gotischen Herkunft sich zu schämen und deshalb streiften sie so viel als immer möglich ab, was daran erinnerte. Mit den Namen der Dinge und ihren eigenen Namen fingen sie an; aus einem Magister Krachenberger wurde ein Gracchus Pierius, aus einem Mag. Walzemüller ein Hylacomylus, aus einem Schlaginhaufen ein Turbicida oder Ochloplectes. Den Magister und Baccalarius ließ man ganz weg; hatte auch irgend ein griechischer oder römischer Philosoph mit so absurdem Titel sich auszuzeichnen getrachtet? Aus dem *studium generale* machte man eine *academia* oder ein *gymnasium,* aus der *facultas artium* ein *collegium* oder einen *ordo philosophorum,* aus einer *bursa* ein *contubernium,* aus dem *pedellus* einen *viator* u. s. f. Auch der alte Kalender, der nach den Heiligentagen rechnete, wurde durch die Rechnung nach Kalenden und Iden ersetzt. Nicht minder wurde die Barbarei der gotischen Länder- und Ortsnamen abgethan oder wenigstens verdeckt, indem man entweder die alten römischen Namen wieder aufnahm oder, wo solche fehlten, durch Antikisierung, wie bei den Personen, sich half. So wurde aus Meißen Mysia, aus Wittenberg Albioreia. Mochte das Verständnis darunter leiden, was schadete es, wenn nur das barbarische Ärgernis aus der Rede entfernt wurde; allenfalls konnte man ja am Rand hinzufügen, mit welchem Namen der Ort unter den Barbaren genannt wurde.

So tief wie in Italien ist allerdings der Humanismus in Deutschland nicht gedrungen. Die gotische Natur ließ sich nicht sogleich mit dem Namen ablegen und sie fügte sich nie ganz in die antike Anschauung. Die Religion wurzelte tiefer im Gemüt und ein gewisser schwerfälliger Ernst, der sich mehr zur Arbeit als zu leichtem Lebensgenuß und ästhetischem Spiel schickt, hielt von einer gleichen Hingebung an das Altertum, an Schönheit und Sinnenlust zurück. Die Renaissance blieb in Deutschland im Grunde immer ein exotisches Gewächs. Nur die gelehrten Kreise wurden von ihr stärker bewegt; und zu dem italienischen Evangelium von der Emanzipation des Fleisches hat auch unter diesen sich nur ein Teil bekannt, wie die Gruppe, welche in den Briefen der dunkeln Männer sich selber ein Denkmal gesetzt hat. Die eigentlichen Führer des Humanismus in Deutschland, Reuchlin und Erasmus, Hegius und Wimpheling, Mosellanus und Melanchthon, waren ehrbare Gelehrte und Professoren. Ihr Humanismus bestand vor allem im lateinischen Stil. Freilich der Stil

ist der Mensch. Die Bewunderung der Ciceronischen Sprache und die Verachtung des kirchlichen Lateins führte unvermerkt zu einer entsprechenden Schätzung des Inhalts.

So hat denn allerdings auch in Deutschland der Humanismus als revolutionäres Prinzip gewirkt. Das Ziel der Revolution war freilich nicht die römische Republik, es handelte sich zunächst nur um eine Universitäts- und Schulrevolution. Diese aber hat sich wirklich vollzogen. Der Wissenschafts- und Unterrichtsbetrieb des Mittelalters, wie er sich im 14. und 15. Jahrhundert ausgebildet hatte und noch am Anfang des 16. an allen deutschen Universitäten und Schulen bestand, ist in den zwei Jahrzehnten der humanistischen Invasion zerstört worden. Schon vor dem Ausbruch der Kirchenrevolution hatte auf allen deutschen Universitäten eine ziemlich tiefgreifende Umgestaltung des gelehrten Unterrichts, besonders in der artistischen Fakultät stattgefunden. Überall waren Professuren der Eloquenz und der griechischen Sprache errichtet; überall waren die Lehr- und Promotionsordnungen reformiert, als durch die Reformation die Entwickelung der Dinge unterbrochen wurde.

Ehe ich aber diese Umgestaltung darstellen kann, ist das Bestehende kurz zu charakterisieren.

Zweites Kapitel.

Das Unterrichtswesen des Mittelalters.[1]

Da die Kirche nach der mittelalterlichen Auffassung Inhaberin aller Wahrheit ist, so geht von ihr alle Lehre und aller Unterricht

[1] Eine Geschichte des gesamten mittelalterlichen Unterrichtswesens ist noch nicht vorhanden. Eine vortreffliche Darstellung der ersten Hälfte giebt F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 1885. In Schmids Geschichte der Erziehung (II, 1) behandelt Masius die ältere Zeit und die allgemeinen Verhältnisse recht gut. Die Schulgeschichte vom 13. Jahrhundert ab fehlt aber auch hier. H. Kämmel, Geschichte des deutschen Schulwesens im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit (1882), hat die zahlreichen Monographien fleißig benutzt, doch fehlt ihm die Vertrautheit mit den allgemeinen Verhältnissen. Dem Werk von Lor. v. Stein, Das Bildungswesen des Mittelalters (im V. Teil der Verwaltungslehre, 2. Aufl. 1883), fehlt es an gründlichem Quellenstudium, wofür die breiten allgemeinen Erwägungen nicht entschädigen. Sehr wertvoll ist Joh. Müller, Vor- und frühreformatorische Schulordnungen und Schulverträge (1885); dazu desselben Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (in Kehrs Geschichte der Methodik des deutschen

aus. Der Klerus ist sein Träger. An zwei kirchliche Institute haben sich zuerst die Unterrichtsanstalten angelehnt: das Kloster und das Bistum. Das Bedürfnis, das zunächst zur Einrichtung von Schulen trieb, war bei beiden das gleiche. Das Kloster mußte die neu eintretenden Mitglieder mit den für die gottesdienstlichen Verrichtungen nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausstatten; dem Bischof lag die Sorge für den Nachwuchs des Diözesanklerus ob. So entstanden Kloster- und Domschulen, an die sich weiterhin die Stifts- und Pfarrschulen anschlossen. Die nächste Aufgabe ist überall dieselbe: Unterweisung in allen den Kenntnissen und Fertigkeiten, die der klerikale Beruf notwendig macht. In erster Linie stehen: Singen, Lesen, Schreiben, sowie die Kenntnis der Kirchensprache *(grammatica)* und der Festrechnung *(computus)*. Dies sind daher die ersten Gegenstände des Schulunterrichts; sie werden in den Verordnungen Karls des Großen den Kloster- und Domschulen vorgeschrieben. Da dem Klerus außer den gottesdienstlichen Übungen immer mehr die Leitung des gesamten geistigen Lebens, *cura et regimen animarum*, als Berufsaufgabe zufiel, so wurde der Umfang der notwendigen Künste und Wissenschaften immer größer; vor allem treten Rhetorik und Dialektik, die Gabe der Darstellung und der Beweisführung, in den Vorbildungskursus des Klerikers ein. Und auch die Realwissenschaften erwiesen sich als unentbehrlich, schon für die Auslegung der Schrift. So kommen zu den drei formalen Disziplinen (den *artes sermocinales*, wie sie auch genannt werden: Grammatik, Rhetorik, Dialektik), die vier *artes reales* hinzu: Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik. Das ist der Umkreis der *septem artes liberales*. Auf ihnen baut sich die höchste der Wissenschaften, die Theologie, auf. So hat schon Alkwin, der Lehrbücher aller sieben Künste verfaßt hat (die des *trivium* sind erhalten, abgedruckt bei Migne, Patrologia, Bd. CI) die Sache dargestellt: „die göttliche Weisheit", heißt es in dem einleitenden Dialog, „wird getragen von den Säulen der sieben freien Künste und niemand kommt zur vollkommenen Erkenntnis, der nicht auf diesen sieben Säulen oder

Volksschulunterrichts, Bd. IV, 1882). Eine lehrreiche Geschichte des Unterrichts in den *artes reales* giebt S. Günther, Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter bis 1525 (Mon. Germ. Paed. III, 1887). Unter den Darstellungen des Schulwesens für begrenzte Gebiete nenne ich ein paar der bedeutenderen: Koldewey, Braunschweigische Schulordnungen (Mon. Germ. Paed. I u. VIII); F. Nettesheim, Geschichte der Schulen im alten Herzogtum Geldern (1881); E. Meyer, Geschichte des hamburgischen Schul- und Erziehungswesens im Mittelalter (1843); Fr. Cramer, Geschichte der Erziehung in den Niederlanden während des Mittelalters (1843). Noch sei erwähnt G. Keuffel, *Historia originis ac progressus scholarum inter Christianos* (Helmstedt 1743).

Stufen sich erhebt. — Durch sie haben die Philosophen Muße und Geschäfte erfüllt; durch sie sind auch die heiligen und katholischen Lehrer und Verteidiger unseres Glaubens allen Häresiarchen in öffentlichen Disputen stets überlegen gewesen."[1]

Ausführlich ist dieser Bildungsgang entwickelt und seine Notwendigkeit begründet in dem Werk, das ein Schüler Alkwins, der berühmte Vorsteher der ersten berühmten Bildungsstätte Deutschlands, der Klosterschule zu Fulda, Rhabanus Maurus, über die Vorbildung der Kleriker verfaßt hat. Ich kann darauf hier nicht eingehen, mag mir aber doch nicht die Mitteilung der Formel versagen, in die jener erste *Praeceptor Germaniae* seine Anforderungen an die Bildung eines Klerikers zusammenfaßt; er muß haben: *scientiae plenitudinem, vitae rectitudinem et eruditionis perfectionem,* die Fülle der Weisheit (der göttlichen), ein rechtschaffenes Leben und eine gründliche Gelehrsamkeit. Die Idee des Klerus, trage er priesterliches Gewand oder nicht, kann nicht bündiger ausgedrückt werden.

Kloster- und Domschulen sind nun während der ersten Hälfte des Mittelalters die eigentlichen Sitze der gelehrten Studien; in ihnen findet die Erhaltung und Fortpflanzung wie der theologischen Wissenschaften, so auch der Kenntnis der Sprache und Litteratur des klassischen Altertums statt. Die größeren Klöster lassen zum Unterricht neben den Novizen auch Auswärtige zu, die dem klösterlichen Leben nicht bestimmt sind, doch in einer von der Mönchsschule, auch räumlich gesonderten äußeren Schule. Ebenso findet sich bei den Dom-

[1] Die Vergleichung der Wissenschaften mit einem Bauwerk ist dem ganzen Mittelalter geläufig. Ein Holzschnitt, welcher dem letzten berühmten mittelalterlichen Kompendium der Wissenschaften: der Margarita philosophica des Freiburger Professors Gregor Reisch (1503 zum erstenmal gedruckt) beigegeben ist, zeigt das Lehrgebäude der Wissenschaften in Gestalt eines Turmes mit sechs Geschossen. In den beiden untersten mühen sich Knaben unter Assistenz eines Baccalarius mit dem Donatus und Priscianus; die Rute in der Hand des Lehrers zeigt, daß die Wurzel der Wissenschaften, die Grammatik, bitter ist. Das dritte und vierte Geschoß nehmen die Logik, die Rhetorik und Poesie, die Arithmetik, die Musik, die Geometrie, die Astronomie ein; das fünfte *philosophia physica und moralis.* Jede Disziplin ist repräsentiert durch ihren kanonischen Lehrer; in obiger Folge sind es: Aristoteles, Cicero, Boëtius, Pythagoras, Euclides, Ptolemäus, Plinius, Seneca. Auf der Spitze steht P. Lombardus, seine Wissenschaft ist Theologia s. Metaphysica. Eine Nachbildung des Holzschnittes findet man in Geigers Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland, S. 499. Man sieht übrigens, daß hier das alte System der sieben Künste erweitert ist durch die scholastische Philosophie, welche Physik und Moral aus dem Aristoteles hinzufügte. Bemerkt sei noch, daß diese Anschauung sich anlehnt an ein Wort in den Sprüchen Salomonis 9, 1: Die Weisheit bauete ihr Haus und hieb sieben Säulen.

und Stiftsschulen der Unterschied einer inneren Schule für die jungen Kanoniker und einer äußeren, öffentlichen Schule, die namentlich auch arme Knaben aufnimmt, um sie zum Weltpriesterdienst zu erziehen. Eine Anzahl solcher erhält auch Unterkunft und Verpflegung, gegen die Verpflichtung zum Chordienst. Ist die Zahl der Schüler groß, so werden auch mehrere Lehrer angenommen. Die Leitung des Schulwesens eines Dom- oder Kollegiatstifts liegt immer in der Hand eines hierzu tauglichen Mitglieds des Kapitels, das den Titel *magister scholarum* führt; später wird der Name *scholasticus* üblich. Seit dem zwölften Jahrhundert erscheint der Scholastikus als einer der Hauptwürdenträger des Stifts, in der Regel verwaltet er zugleich das Amt des Kanzlers, der den diplomatischen Verkehr des Stifts mit der Außenwelt führt, daher in Frankreich dieser Name für die Würde üblich ist. Als großer und vielbeschäftigter Herr zieht er sich nun von dem Schulmeistertum auf die allgemeine Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens zurück; für den Unterricht stellt er einen *rector scholarum* oder *scholarium* an. Der Scholastikus eines Domstifts nimmt dazu die Aufsicht über die Schulen in der ganzen Diözese in Anspruch, besonders die Erteilung der *licentia docendi s. scholas regendi*, welcher Anspruch dann, seitdem das Unterrichtsbedürfnis stieg, zu häufigen Konflikten führte, wovon gleich die Rede sein wird.

Das Kirchenregiment ließ sich im ganzen überall die Förderung des Unterrichtswesens angelegen sein; Konzilien und Synoden schärfen überall die Unterrichtspflicht dem Klerus und den Klöstern ein; die Lehre, dies Bewußtsein ist der Kirche nie fremd geworden, ist neben der Seelsorge die zweite große Aufgabe des Klerus. Seit der Entwickelung der Städte wird namentlich den Dom- und Kollegiatstiften die Pflicht, Schulen zu unterhalten, wiederholt eingeschärft. Theologische Lekturen, denen der Vortrag der Philosophie und Theologie in öffentlichen Vorlesungen obliegt, begegnen uns seit dem 13. Jahrhundert häufig. Ebenso wird der Universitätsbesuch dem Klerus durch allgemeine und besondere Bestimmungen erleichtert, namentlich durch Dispens von der Residenzpflicht. Endlich breitet sich das neue Ordenswesen der Dominikaner, Franziskaner, Augustiner im 13. Jahrhundert rasch über ganz Deutschland aus; alle diese neuen Orden haben an dem wissenschaftlichen Studium der Zeit, an der mit dem 11. Jahrhundert aufgekommenen scholastischen Philosophie regen Anteil genommen, wir finden sie zahlreich auf allen Universitäten. —

Seit dem 13. Jahrhundert führte das mit dem städtischen Leben rasch und stetig anwachsende Unterrichtsbedürfnis zur Entstehung von zwei neuen Schularten, den Stadtschulen für den niederen Unterricht und den Universitäten für die höheren Studien.

In den Städten entstanden neben den Kloster- und Stiftsschulen überall sogenannte Stadt- oder Ratsschulen, das heißt Schulen, die unter der Stadtobrigkeit stehen. Sie sind der Ausgangspunkt eines weltlichen Schulwesens neben dem kirchlichen; aus ihnen sind die städtischen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen. Allerdings muß man sich vor einem Mißverständnis hüten. Man hat in den Stadtschulen den Anfang eines der Kirche entfremdeten, ihr feindlichen säkularen Schulwesens erblicken wollen. Das ist eine Sinnestäuschung, hervorgerufen durch das Vorurteil, daß auch im Mittelalter die Kirche als eine feindliche Macht widerstrebenden liberalen Bürgerschaften gegenüber gestanden habe. So etwas kommt heute vor; im Mittelalter war dagegen die Kirche die allgemein anerkannte Form des geistigen Lebens, und darum war es selbstverständlich, daß sie Herrin der Lehre sei und daß alle Schulen in Hinsicht der Lehre der Kirche unterstehen. Den Stadtschulen fehlt auch keineswegs der kirchliche Charakter überhaupt. Sie gehören regelmäßig zu einer Pfarrkirche; der Lehrer erscheint mit der ganzen Schule zu jedem Gottesdienst, sie gehen zu Chor. Man wird annehmen dürfen, daß in der Regel die an der Pfarrkirche gehaltenen Chorschüler den Krystallisationskern für die Entstehung einer Stadtschule geboten haben. Ursprünglich wird die Sorge für den Unterricht der Chorschüler dem Pfarrherrn obgelegen haben, sei es daß er ihn selbst erteilte oder einen der niederen Kirchendiener dazu anhielt. Wurde die Zahl der Bürgerkinder, die an dem Unterricht teil nahm, größer, so daß die Bestellung eines besonderen Schulmeisters erforderlich wurde, so suchte der Rat auf die Schule Einfluß zu gewinnen. Wo er das Kirchenpatronat hatte, machte sich die Sache von selbst; wo das nicht der Fall war, suchte er das Schulpatronat in seine Hände zu bringen. So finden wir nicht selten, daß er es vom Landesherrn, der es etwa als Patron der Kirche besaß, erwarb. Die Grundlage des Rechts waren hier, wie bei dem Patronat überhaupt, Leistungen für die Schule, etwa die Erbauung des Schulhauses, die Zahlung eines Gehalts an den Lehrer. Im 14. Jahrhundert erscheint das Verhältnis in der Regel so, daß der Rat der wirkliche Schulherr ist; er nimmt den Schullehrer in seinen Dienst, in der Regel auf ein Jahr; in den Schulverträgen wird häufig festgesetzt, daß der Schulmeister allein bei der Stadt Recht nimmt, d. h. nicht das geistliche Recht gegen die Stadt anrufen will; ebenso wird im Vertrag das Schulgeld nebst den andern Leistungen der Schüler festgestellt. Am Ausgang des Mittelalters giebt der Rat wohl auch eine Schulordnung, worin die innere Ordnung und der ganze Unterrichtsbetrieb festgestellt wird, und übt durch Beauftragte die Schulaufsicht. Der Unterricht

in den Stadtschulen unterschied sich übrigens nicht von dem der kirchlichen Schulen, außer etwa dadurch, daß er vielfach mehr auf das Elementare beschränkt blieb; den Dom- und Stiftsschulen wird hin und wieder ausdrücklich der höhere Unterricht vorbehalten.

Es kann nicht auffallen, daß gegen die Entstehung eines solchen unabhängigen städtischen Schulwesens von den alten Inhabern der Schulgewalt Widerstand geleistet wurde und daß es darüber zwischen ihnen und der Stadt gelegentlich zum Kampf kam. Es sind die Akten solcher Händel mehrfach erhalten, so aus Hamburg, Lübeck, Stettin, Stendal, Leipzig, Nordhausen: der Dom- oder Stiftsscholaster verteidigte sein Schulmonopol, die Stadt suchte sich unabhängig zu machen. Die Bedeutung dieser Kämpfe, die in langwierigen Prozessen vor den kirchlichen Oberen, bis nach Rom, geführt wurden, ist aber eine rein äußerliche und lokale; es handelt sich dabei nicht um einen Widerstand der Kirche gegen die Entwickelung des Schulwesens, sondern lediglich um die lokalen Interessengegensätze. Den Anlaß zum Schulkrieg mochte die Unzulänglichkeit eines von dem Scholaster angesetzten Schulmeisters oder die Höhe des Schulgelds geben; der Scholastikus betrachtete etwa die Schule als Einnahmequelle, indem er das Schulamt an den Mindestfordernden vergab und den Überschuß des Schulgelds einsteckte. Oder die Erweiterung der Stadt und die weite Entfernung der Stiftsschule machte die Errichtung einer neuen Schule im neuen Stadtteil wünschenswert. Übrigens scheint in allen Fällen zuletzt die Stadt ihren Willen durchgesetzt zu haben.

Noch ist zu erwähnen, daß gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts in manchen Städten, besonders in den großen niederdeutschen und niederländischen, reine Privatschulen vorkommen, in denen deutsch lesen und schreiben, jenachdem auch rechnen gelernt wird; das Bedürfnis des bürgerlichen Lebens trieb sie mit Notwendigkeit hervor. (Über Rechenmeister und Rechenschüler zu Nürnberg s. Günther, Gesch. des math. Unt. S. 293 ff.).

So darf man annehmen, daß am Ausgang des Mittelalters jede nicht ganz geringe Stadt eine oder mehrere Schulen hatte.[1] In

[1] Auf dem Gebiet des jetzigen Herzogtums Braunschweig (67 Quadratmeilen) weist Koldewey 25 Stifte und Klöster nach, also auf 2,68 Quadratmeilen je eins. Jede dieser Stiftungen ist aber zugleich etwas wie eine Studienanstalt, es findet wenigstens Unterweisung der Novizen statt. Eine statistische Übersicht des sächsischen Schulwesens im 14. Jahrhundert giebt J. Müller, Neues Archiv für sächsische Geschichte VIII, 1—40, 243—271. Es sind im Gebiet des jetzigen Königreichs Sachsen bis 1400 23 Schulen nachweisbar. Um 1500 ist die Zahl ohne Zweifel außerordentlich viel größer.

größeren Städten finden wir oft eine ganze Anzahl, kirchliche und städtische nebeneinander; an den alten Bischofssitzen, wie Köln, Worms, Hildesheim, sind Dom-, Stifts- und Klosterschulen, in den neuen großen Handelsstädten Nürnberg, Hamburg, Lübeck sind die Ratsschulen im Übergewicht. Über die städtischen Schulen sind wir besser unterrichtet. Verträge mit dem Schulmeister, neue Schulordnungen des Rats gaben zu Aufzeichnungen Veranlassung, die in alle Verhältnisse einen Einblick gewähren. Der Vorsteher der Schule (Schulmeister, *ludimagister, rector scholarum*) ist wenigstens in größeren Städten regelmäßig ein Mann, der auf einer Universität studirt und einen Grad erworben hat, den *magister artium.* Er erhält von der Stadt einen Gehalt, wofür er denn regelmäßig ihr auch zum Dienst mit der Feder verpflichtet ist, wenn sie etwas aufzusetzen hat. Daneben bildet das Schulgeld einen wichtigen Bestandteil des Einkommens, es wird vom Rat festgestellt; Verehrungen zu den Festtagen, Accidenzen bei Hochzeiten, Leichen, Seelmessen u. s. w. kommen hinzu. Endlich hat er regelmäßig freie Wohnung, in der Regel ein paar Räume im Schulhaus. Daneben wird öfter freier Tisch erwähnt, beim Pfarrer oder auch bei den Bürgern; der Schulmeister ist natürlich unbeweibt. Unter sich hat er einen oder mehrere Gehilfen (*socii*); sie führen die Namen *provisor, cantor, baccalaureus, locatus.* Der *cantor* wird wohl von der Gemeinde angenommen, die Provisoren und Lokaten dagegen vom Schulmeister; sie erhalten Anteil am Schulgeld. Als *provisor* mag auch einmal ein *baccalarius* einer Universität vorkommen; die Lokaten sind regelmäßig ältere Schüler, die selbst beim Rektor in die Schule gehen, andererseits die Jungen in den Elementen unterrichten. Sie werden auch Pädagogen oder Schreiber genannt.[1]

[1] Den Namen *locatus* hat man von *locare*, mieten, abgeleitet: der Schulmeister dinge seine Gehilfen. Wenn das auch auf gewisse Weise der Fall ist, so wäre es doch kein bezeichnender Name. Das Wort ist ohne Zweifel von *locus* gebildet, ganz ebenso, wie das mittelalterliche Latein von *collegium collegiatus*, von *cura curatus* bildet und so den Inhaber einer *cura*, einer Stelle im *collegium* bezeichnet. Ebenso ist *locatus* der Inhaber eines *locus; locus* aber (Plur. *loca*) bedeutet in der mittelalterlichen Schulsprache eine Schülerabteilung, dasselbe was nachher, seit dem Durchdringen des humanistischen Sprachgebrauchs, *classis* oder *ordo* heißt. *Locus* ist natürlich zunächst der besondere Platz, den eine Abteilung in dem allgemeinen Schulraum inne hat; der Luxus eines eigenen Zimmers für jede Abteilung ist dem Mittelalter noch unbekannt. Für diese Deutung spricht auch die gelegentlich vorkommende Nebenform *locator*, die jedenfalls den Mietling ausschließt; sie wird nach (falscher) Analogie von *rector, signator* gebildet sein. Denkbar wäre noch, daß der *locatus* seinen Namen von der *locatio* hätte, in der bei der Promotion zum *baccalarius* die Kandidaten geordnet wurden, es wäre dann gleichbedeutend mit *baccalarius.*

Die Schüler zerfallen regelmäßig in zwei Gruppen: Bürgerkinder und Armenschüler *(pauperes, mendicantes)*. Jene besuchen den Unterricht, um einige Übung in den „klerikalen“ Künsten, Lesen, Schreiben und Latein, zu gewinnen. Die Armenschüler haben als fahrende Leute vielfach ihre Behausung in der Schule; sie „ernähren sich des Almosens,“ d. h. sie ziehen singend und bettelnd durch die Straßen der Stadt; vielfach hat auch die Schule kleine Stiftungen. Der günstigste Fall ist, wenn sie als „Pädagogen“ bei einem Bürger Aufnahme finden, dem sie die Kinder zur Schule führen und zu Hause verhören, auch sich sonst im Haushalt nützlich machen. Bekanntlich war auch Luther in Magdeburg und Eisenach ein solcher Armenschüler oder, wie er sagt, Partekenhengst. Das Wort Pártekenhengst oder Pártekenfresser ist ein übliches Schimpfwort für die Armenschüler; Párteken ist das deutsch gebildete Diminutiv von *pars*, dem Anteil an dem erbettelten Almosen, das regelmäßig nach der Schule unter die „Partemisten“ ausgeteilt wird. Einen höchst belehrenden Einblick in das Leben dieser Armenschüler, die für die Schulen des 15. und 16. Jahrhunderts die regelmäßige Staffage bilden, giebt die Selbstbiographie Thomas Platters, dem wir noch später wieder begegnen werden.

Für den Unterricht sind die Schüler in Abteilungen (Cirkel, Letzgen = *lectiones*, auch Haufen genannt) geteilt, deren jede, wie erwähnt, im allgemeinen Schulraum ihren bestimmten Platz *(locus)* inne hat. Die Zahl der Abteilungen richtet sich natürlich nach der Zahl und dem Wissen der Kinder. Als allgemeines Grundschema kann man drei Abteilungen annehmen: die erste umfaßt die Kinder,

Doch sind die *locati* regelmäßig bloß ältere Schüler. Übrigens ist das Wort *locus* noch in dem der Studentensprache bekannten *ad loca!* erhalten; es ist der alte Ruf, mit dem in der mittelalterlichen Lateinschule den Schülern geboten wurde, sich in ihre Abteilungen zu verteilen, wenn sie etwa aus dem Chor in die Schule zurückkamen. Wer übrigens über die Natur und Stellung eines Lokaten noch Näheres erfahren will, der sehe eine Bittschrift nach, welche die Lokaten der Leipziger Thomasschule im Jahre 1581 an den Rat richteten, und die *leges*, die ihnen bald darauf zugefertigt wurden (Eckstein, Progr. der Thomasschule 1880). — Und nun mag hier noch einer weiteren Vermutung Raum gegeben sein. Der „Schütz“ (wovon unser ABC-Schütz), der mit seinem Bachanten als Bettelschüler im Lande umherzieht, wie aus Platters Selbstbiographie bekannt ist, hat seinen Namen doch wohl nicht vom „Schießen“ (= Stehlen) der Hühner und Gänse. In einem auf der Berliner Bibliothek befindlichen, *Gaudium studenticum* betitelten, 1593 s. l. erschienenen Scherz- und Schmutzpoëm findet sich einmal die Form „Hosenschützius“. Wie, wenn das die volle Form für jenen Schütz wäre? Ein bekannter studentischer Ausdruck für einen angehenden Studenten (Sch... fuchs) bietet sich als Erklärung zugleich und als Hinweisung auf die Region, wo man nach Etymologien sich umzusehen hat.

die lesen und schreiben lernen, die zweite die, welche die Anfangsgründe der Grammatik lernen, die dritte die Geförderteren, die schon ein wenig Latein lesen und schreiben können. Die drei Abteilungen werden gelegentlich nach ihren Lehrbüchern *Tabulistae, Donatistae, Alexandristae* genannt. Das Lehrbuch der ersten ist die „Tafel“, eine Fibel mit den Buchstaben und einigem lateinischen Lesestoff, Glaube, Vaterunser, Gebete, die dann, sowie die Kinder lesen können, Wort für Wort übersetzt und auswendig gelernt werden. Der Mittelstufe gehören der Donat und der Cato nebst dem Aesop und Avian an, jenes der Name für die kleine, in Frage und Antwort abgefaßte lateinische Elementargrammatik, diese Bezeichnungen für kleine Elementarlesebücher, die Sprüche und Fabeln in kurzen lateinischen Versen zum Lesen und Auswendiglernen enthalten. Luther lobt einmal in den Tischreden diese Lesebüchlein, sie seien durch eine sonderliche Gnade Gottes in den Schulen erhalten geblieben. Das Lehrbuch für die Größeren endlich ist das sogenannte *Doctrinale*, eine lateinische Grammatik in leoninischen Hexametern, von dem französischen Kleriker Alexander de Villa Dei in der Normandie um 1200 verfaßt; es dient zugleich als grammatisches Lehrbuch und als Lesestoff. Die alten lateinischen Schriftsteller sind der Schule so gut wie ganz fremd. Dagegen werden kleine Gesprächbücher gebraucht, die den notwendigen Sprachstoff in handlicher Form enthalten, ähnlich wie unsere kleinen Reisekonversationsbücher. Auch fehlt es nicht an Wörterbüchern, die sprachliche und sachliche Belehrung in lexikalischer Form anbieten. Ich komme auf diese Litteratur und ihren Wert weiter unten zurück.

Die Grundform des Unterrichts ist das Auswendiglernen; die Aufgabe des Lehrers besteht wesentlich im Aufgeben und „Behören“ der Lektion. Das Auswendiglernen mußte naturgemäß in einer Zeit, wo Bücher eine Seltenheit waren, eine große Rolle spielen: das Gedächtnis mußte aufnehmen, was wir heute in Hilfs- und Nachschlagebüchern für wenig Groschen kaufen. So wird die Grammatik auswendig gelernt, welchem Zweck das *Doctrinale* durch seine gereimten Verse entgegenkommt; doch wird sie natürlich auch erklärt und eingeübt. Ebenso werden die Verse des Lesebuchs auswendig gelernt. Gleich von Anfang des Schulbesuchs an ist es üblich, den Kindern abends vor dem Nachhausegehen ein paar Wörter, ein Verslein oder ein paar zum Lernen mit auf den Weg zu geben. Es handelt sich darum, dem Kinde möglichst bald einen kleinen Wort- und Sprachschatz zu sichern; denn die Schulsprache ist das Latein, und nicht bloß die Sprache des Unterrichts, auch unter einander dürfen die Schüler wenigstens der oberen Abteilungen nur Latein sprechen. Die Durchführung des Ge-

bots zu erzwingen steht überall Strafe auf dem Deutschreden. Überall kehrt hierfür die Einrichtung des *lupus* und *asinus* wieder, wodurch die Schuldigen der Strafe zugeführt werden. Daß dies manchmal erstaunliches Latein geben mußte, entging natürlich auch dem Mittelalter nicht, vermutlich half man sich in der Not vielfach damit, daß man deutsche Wörter durch Anhängung der lateinischen Endungen straflos zu machen suchte: die sogenannten maccaronischen Verse stammen wohl daher. Aber, sagte man damals, *melius malum latinum quam bonum teutonicum;* mit dem *bonum latinum* nahm man es ohnehin nicht so genau, und dann mochte man denken: ist nur die Zunge gelöst und das Ohr an den Klang gewöhnt, so wird die Richtigkeit wohl allmählich nachkommen. Und vielleicht hätte man hierfür mit mehr Recht auf „naturgemäße Methode" sich berufen mögen, als manche Späteren, die das Wort im Munde führen. Kinder sprechen ja auch zuerst ihr eigenes Deutsch, und kommen doch zuletzt zum allgemeinen.[1]

[1] Über die Natur des *lupus* und *asinus*, welche beiden Geschöpfe in allen älteren Schulordnungen eine Rolle spielen, kann man sich jetzt aus der Müllerschen Sammlung vorreformatorischer Schulordnungen bequem unterrichten, besonders aus der Memminger von 1513 und der Nördlinger von 1512 und 1521. Der Memminger *asinus*, von Holz gefertigt, hängt an einem Seil in der Schule; am Morgen muß ihn der jedesmalige *ultimus* sich anhängen; sowie er einen „tiutsch reden" hört, giebt er ihn an den weiter, und der hängt ihn seinem Nachfolger in dem gleichen Vergehen an: „welcher ihn über Nacht behält, wird geschlagen, und welcher ihn über Tags hat, dem giebt man eine Tolle; auch wird der gestrichen, der ihn morgens als *ultimus* annimmt". *Lupus* heißt ein Schüler, der die Rolle des heimlichen Aufpassers hat; er notiert alle, die Unziemliches thun, vor allem fluchen, schwören oder deutsch reden; und zwar schreibt er sich auf „von wort zu wort, das er ayn yeden hert tiutsch reden". Dies Verzeichnis übergiebt er dem Lehrer, der dann alle Wochen einmal den *lupus* durchnimmt „und schwingt die schuler um das selbig tiutsch reden; von einem puncte gehertte ain straich; doch richt er nach gestalt der sach, ob der schuler schlechtiglich tiutsch geredt oder geschworen hat". Auch wird in Memmingen den großen Schülern nachgelassen, die Schläge abzukaufen, drei Punkte um einen Heller. Das Geld sammelt der Schulmeister und giebt es ihnen zu vertrinken, „wann sy uff dem dicken riss in den rutten sind", das heißt wenn sie aus dem Busch die Weiden oder Birkenruten holen, mit denen sonst der Lohn für die Vergehen baar beglichen wird. Man sieht, es ist der mittelalterlichen Schule über dem fleißigen Gebrauch der Rute der Humor nicht ausgegangen. Der Memminger Schulmeister stellt allerdings diese Umwandlung der wohlverdienten „Schillinge" in Heller und endlich in Wein als seine besondere Großmut dar, denn eigentlich gehörten jene Heller „von *lupus* Gerechtigkeit in allen Schulen einem Schulmeister". Doch dürfen wir hoffen, daß auch andere Schulmeister Spaß verstanden. Wenigstens wird uns aus Nördlingen berichtet, daß auch hier ein ehrbarer Rat das *virgatum* gehen, allerdings

Zum Schluß ein Bild aus dem mittelalterlichen Schülerleben; ich entnehme es der Selbstbiographie Burckhardt Zenggs.[1] Freilich kann es sich an Reichtum und Farbenfülle mit der bekannten Selbstbiographie Thomas Platters nicht messen; dafür ist es 100 Jahre älter. Zengg ist 1396 zu Memmingen geboren. Nachdem er vier Jahre lang die heimatliche Schule besucht hatte, wurde er als elfjähriger Knabe nach Krain zu einem Vaterbruder geschickt, der in einem Dorf Pfarrer war. Dieser nahm sich seiner an und schickte ihn in die Schule im Marktflecken Reisnitz. Sieben Jahre blieb der Knabe dort. Dann zog er heim, das Erbe seiner Mutter, die schon vor seiner Abreise gestorben war, anzutreten. Sein Vater aber hatte sich inzwischen wieder verheiratet und über das Erbe verfügt, da er jenen im Osten versorgt meinte. Burckhard wendete sich nun wieder nach Krain zurück; aber inzwischen war sein Oheim gestorben. Er kehrte daher nach Memmingen zurück. „Da war," erzählt er, „niemand mein froh, alle mein Freund achteten mein nicht. Also kam ich zu einem Biedermann, der war aus einem Dorf in die Stadt gezogen. Dem führt ich zwei Knaben in die Schul, und bei dem blieb ich ein Jahr und lernt ihm die Knaben. Da ward ich einem Töchterlein hold und ging je länger je ungerner in die Schul." Er entschloß sich also ein Handwerk zu lernen und kam zu einem Kürschner in die Lehre. „Aber nach 14 Tagen hatte ich deß genug, hub mich auf, nahm mein Schulbuch und kam gen Biberbach. Da kam ich von Stund an zu einem frommen Mann, war gar reich und ein Schuhmacher gewesen, aber trieb das Handwerk nicht. Der wollt mich um Gotteswillen behalten ein Jahr und länger, daß ich in die Schul ginge. Doch sollt ich das Brot selbst schaffen. Also ging ich da in die Schul bei 14 Tagen. Ich schämte mich aber zu betteln und wenn ich von der Schul ging, so kauft ich einen Laib Brot um 1 Pfg. und schnitt Stücken daraus; und wenn ich heim kam, fragte mich mein Herr, ob ich in der Stadt gewesen sei nach Brot; ich sagte: ja. Da sagte er: man giebt hier gar gern den armen Schülern. Ich mochte aber nicht betteln. Und es sagte mir einer der Schüler, daß eine gar gute Schule zu Ehingen wäre. Da ging ich mit ihm nach Ehingen. Da waren große Bacchanten, die liefen alle in die Stadt nach Brot. Da ich das sah, daß

höchstens viermal im Jahr, gestattet und dabei „ain zimlichen trunck biers oder weins zu einer ergeczlichkeit", doch mit guter Mäßigkeit, dulden will; wohingegen er verbietet, „in den wurczheusern zu ligen, auch weder trumen noch pfeiffen mitzunehmen". Statt dessen ermuntert er „die kurczweil des parrlaufens und der gleichen unnachtailige leibs übung zu gepräuchen".

[1] Oeffelius, *Rerum Boicarum Scriptores* I, 245 ff.

die alten und großen Schüler nach Brot liefen und sungen, da lief ich mit ihnen und schämte mich nicht mehr und gewann mir genug, ich wollte mir selbviert genug gebettelt haben.

Als ich ein halb Jahr zu Ehingen in die Schul gegangen war, da kam ein großer Student zu mir und sprach: ob ich mit ihm wollt ziehen gen Balingen, da wäre eine gar gute Schule; und er wollte mir zu einem guten Dienst helfen. Und er bracht mich mit seinen guten Worten mit sich nach Balingen. Da blieben wir wohl ein Jahr und ich ging in die Schule. Und mein Gesell verließ mich, that mir weder Rat noch Hilfe. Also kam ich zu einem armen Mann, der war ein Schmied, genannt Spilbenz, bei dem war ich eine Zeit und führt ihm einen Knaben in die Schule. Darnach kam ich zu einem Gastgeber, der gab mir die ganze Kost, daß ich des Bettelns nicht bedurfte.

Darnach zog ich von dannen und kam gen Ulm, da blieb ich ein Jahr und war bei einem Pfeiffer, der war der Stadt-Pfeiffer, genannt Henslin von Bibrach, der thät mir gütlich. Ich führt ihm einen Knaben in die Schul, ist seither auch ein Pfeiffer geworden. Ich bettelte das Brot.“

Dann kam er, auf Zureden eines Schwagers, nach Augsburg, sich die niederen Weihen geben zu lassen. Er fand aber hier einen Dienst bei einem Kaufmann und ließ nunmehr ganz von der Schule und zog mit seinem Herrn auf die Märkte, wobei ihm denn auch seine Schulwissenschaft sich als nützlich erwiesen haben mag. Später wurde sie ihm wieder in anderer Weise nützlich. Nachdem er einige Jahre mehreren Herren in Augsburg und Nürnberg gedient hatte, nahm er ein Weib. Darob erzürnte sich sein Herr und entließ ihn, und es war große Not, „also daß ich nit wußt, was ich anfahen sollt. Doch war mir das Weib lieb und war gern bei ihr. Und bedacht mich mit meiner Hausfrauen, die war mir auch hold. Die tröstete mich und sprach: mein Burckhart, gehab dich wohl und verzag nicht, laß uns einander helfen, wir wollen wohl auskommen; ich will spinnen und will alle Wochen wohl 4 *ß* Wolle verspinnen, das ist 32 Pf. Und da die Frau so trostvoll war, da gewann ich auch Mut und gedacht: ich kann ein wenig schreiben; ich will besehen, ob ich mög einen Pfaffen haben, der mir zu schreiben gieb; wie wenig du verdienst, so gewinnt dein Weib 32 Pf.; und es ist wohlfeil, vielleicht giebt Gott zu, daß wir wohl auskommen.“ Und er fand einen Pfarrer, der gab ihm ein Buch, genannt *compendium S. Thomae* abzuschreiben; und er schrieb in derselben Woche 4 Sextern des großen Papiers *karia regal* und erhielt 4 Groschen von einem Sextern. „Also schrieb ich ihm bei 50 Sextern und gewann Gelds genug und mein Weib und ich saßen zusammen

und ich schrieb und mein Weib spann und gewannen oft 3 Pfund Pfennige in einer Wochen. Doch sind wir oft bei einander gesessen die ganze Nacht und ging uns ganz wohl.“

Im folgenden Jahr war er als Söldner der Stadt Augsburg bei der Einnahme der Burg Zollern, wo ihm die Schreibkunst wieder einen guten Posten verschaffte, also daß er 30 fl. heimbrachte. Dann diente er der Stadt als Bote an König Sigismund in Ungarn und gewann endlich im Kaufmannsdienst (nach Venedig) Vermögen und Ansehen.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden neben den alten Schulen in Deutschland die ersten Universitäten. Die übrigen Länder, vor allem Frankreich und Italien, waren vorangegangen. Schon lange waren die ausländischen Studien auch von Deutschen besucht worden; jetzt ging man endlich daran, ebensolche Anstalten auch auf dem heimischen Boden zu begründen.

Als die Aufgabe der Universitäten und damit zugleich als die Ursache ihrer Entstehung kann man bezeichnen: zu leisten, was die Dom- und Stiftsschulen nicht mehr vermochten, nämlich den Klerus die Wissenschaften zu lehren. Es waren seit der Entstehung jener Schulen auf dem Gebiete der Wissenschaften gewaltige Veränderungen vor sich gegangen; vor allem war die Wissenschaft und Philosophie der Griechen, wie sie im System des Aristoteles beschlossen war, wieder zugänglich geworden. Eine neue Philosophie war entstanden, weitschichtig, schwer zu fassen, ein komplizierter logischer Apparat ihr Werkzeug. Die Theologie selbst hatte die Gestalt eines philosophischen Lehrgebäudes angenommen. Auch das Recht war zum Gegenstand einer Wissenschaft geworden. Die neue Philosophie und Theologie erfunden zu haben war der unsterbliche Ruhm von Paris, während Bologna die Rechtswissenschaft in Anspruch nahm und Salerno im südlichen Italien, wo die christliche Welt an die mohammedanische grenzte, die Medizin.

Die Lehrkräfte der kleinen isolierten Dom- und Stiftsschulen reichten nicht mehr zu, den Umkreis der neuen Wissenschaften zu umspannen. Seit dem 13. Jahrhundert war es daher gebräuchlich geworden, daß höher Strebende nach Frankreich und Italien zogen, um dort die neuen Wissenschaften an der Quelle zu schöpfen. Endlich, nachdem man längere Zeit damit sich zu helfen gesucht hatte, daß man Pariser Doktoren als Lektoren an den großen Stiftsschulen angestellt hatte, wurde der Versuch gemacht, die Wissenschaften in ähnlichen Organisationen auf dem deutschen Boden anzusiedeln. Im Jahre 1348 wurde am Sitz

des kaiserlichen Hofes zu Prag die erste Universität im Reich errichtet. Es folgten bald Wien (1365) 1384, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, (Würzburg 1402), denen sich nach kurzem Zwischenraum noch Leipzig 1409 und Rostock 1419 anschlossen. Damit war das Bedürfnis vorläufig gedeckt. Eine zweite Gründungsepoche begann, nicht ohne Zusammenhang mit der humanistischen Bewegung, um die Mitte des 15. Jahrhunderts; sie fügte zu den sieben alten Gründungen, die sich als lebensfähig erwiesen hatten, acht neue: Greifswald 1456, Freiburg 1457, (Trier 1457), Basel 1459, Ingolstadt 1472, Tübingen 1477, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt 1506.[1]

Auch die Universitäten waren kirchliche Lehranstalten. Sie wurden vom Papst formell errichtet, d. h. mit der Befugnis zu lehren und die akademischen Grade, d. h. Zeugnisse der Lehrbefähigung zu erteilen, ausgestattet. Die Kirchengüter wurden überall für die Dotation in Anspruch genommen, regelmäßig in der Form, daß eine Anzahl Pfründen, meist an einer Stiftskirche der Stadt, doch auch an auswärtigen Kirchen, an ältere Lehrer der Universität, besonders Theologen und Juristen, verliehen wurden; was natürlich die kirchliche Qualifikation derselben zur Voraussetzung hatte. Man kann sagen, die mittelalterlichen Universitäten Deutschlands waren vielfach ihrem Ursprung und ihrer Stellung nach eigentlich nichts anderes als freier konstruierte Kollegiatstifte, welchen von den beiden Aufgaben solcher Institute, dem Gottesdienst und dem Unterricht, wesentlich nur die letztere oblag; von der ersteren waren sie dispensiert, um der anderen ganz sich widmen zu können. Lehrer und Schüler derselben waren Kleriker und dem entsprechend die Lebensordnungen in allen Stücken den klerikalen nachgebildet. Für die Lehrer war der Cölibat selbstverständliche Forderung; sie wohnten in den Kollegien nach Art regulierter Kleriker beisammen.

[1] Eine ausführliche Geschichte der deutschen Universitäten im Mittelalter giebt es noch nicht. G. Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten, Bd. I (1888), behandelt die außerdeutschen Vorbilder; H. Denifle, Die Entstehung der Universitäten des Mittelalters bis 1400 (1885), giebt nur für die ältesten deutschen Universitäten die Entstehungsgeschichte. Eine gute Übersicht bietet Otto Kämmel in Schmid's Geschichte der Erziehung II, 1. Über die Gründung und Fundation der deutschen Universitäten im Mittelalter, sowie über ihre öffentliche Stellung und ihre Lebensordnungen habe ich ausführlich in einem Aufsatz in v. Sybel's Histor. Zeitschrift, Bd. 45 (Jahrg. 1881), S. 251—311, 385—440 gehandelt. Hier mag auch der Umriß einer Geschichte der deutschen Universitäten erwähnt sein, den ich in dem von der preußischen Unterrichtsverwaltung veranlaßten, von Lexis herausgegebenen Werk: Die deutschen Universitäten (1893) gegeben habe in der Eingangsabhandlung: Wesen und Geschichte der deutschen Universitäten.

Erst seitdem die humanistischen Emanzipationsbestrebungen eindrangen, wurde diese Ordnung allmählich durchlöchert. Bis dahin wurden auch die Scholaren der deutschen Universitäten in den Kollegien und Bursen in klösterlicher Zucht zusammengehalten. —

Es ist gewöhnlich, von dem Verfall des kirchlichen Schulwesens am Ausgang des Mittelalters zu reden. So viel ich sehe, geben die Thatsachen hierzu keine Veranlassung. Man weist darauf hin, daß die zweite Hälfte des Mittelalters nicht, wie die erste, von berühmten Kloster- und Domschulen zu berichten habe, und findet die Ursache darin, daß Weltklerus und Klostergeistlichkeit miteinander in Trägheit und Wohlleben versunken seien; Wissenschaft und Religion sei seit dem 13. Jahrhundert den Stiftern und Klöstern mehr und mehr fremd geworden und Laster und Barbarei hätten ihren Einzug gehalten. Was die wissenschaftliche Kultur des Klerus anlangt, so sagt diese Rede im allgemeinen gewiß das Gegenteil der Wahrheit. Gerade im 14. und 15. Jahrhundert ist die Kultur der eigentlichen Wissenschaften in Deutschland einheimisch geworden; es waren Kleriker, welche sie aus der Fremde holten und in der Heimat anpflanzten und pflegten. Freilich nun nicht mehr in den alten klösterlichen Pflegestätten; die abgelegenen Benediktiner- und Cisterzienserklöster waren im 15. Jahrhundert nicht mehr, wie im 10. oder 12., Mittelpunkte des Kulturlebens; Universitäten konnten natürlich nur in Städten errichtet werden. Es geschah, wie bemerkt, in der Regel in Anlehnung an vorhandene kirchliche Unterrichtsorganisationen in Dom- und Kollegiatstiften. Die Bischöfe erwiesen sich überall als eifrige Förderer der Universitäten; die Kapitel hielten, hierin den Anordnungen der Synoden und kirchlichen Oberen folgend, ihre Mitglieder an, auf den Universitäten sich wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Nicht minder trafen die Orden, namentlich seitdem die Reformationsbewegungen der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts durchdrangen, Veranstaltungen, ihren Mitgliedern die neue wissenschaftliche Bildung zugänglich zu machen. Bei vielen Universitäten finden sich Studienhäuser der verschiedenen Orden, in welchen die studierenden Mitglieder Unterkunft und wohl auch Unterricht empfingen. In allen Inskriptionslisten mittelalterlicher Universitäten kommen zahlreiche Namen von Ordensbrüdern vor. Nicht minder stellen sie zu den Lehrkörperschaften, besonders der theologischen und philosophischen Fakultäten, ein sehr bedeutendes Kontingent. Die Rückwirkung auf das Leben in den Klöstern selbst konnte natürlich nicht ausbleiben. Die Neigung zu wissenschaftlichen Studien, zum Anfertigen und Sammeln von Handschriften, ist im 15. Jahrhundert wieder im Zunehmen, gelehrte Äbte werden häufiger. Auch der Schul-

unterricht in den Klöstern wird unter solchen Einflüssen sich gehoben haben. Freilich es war eine stille und wenig beachtete Thätigkeit. Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt war nicht mehr auf die Klöster, sondern auf die Universitäten gerichtet. Hier hatte der höchste wissenschaftliche Unterricht definitiv seine Stätte gefunden. Die alten Schulen waren den Universitäten gegenüber ein für allemal in die Stellung von Vorbereitungsschulen herabgesunken.[1] —

[1] Nachweisungen zu dem oben Gesagten findet man in allen Universitätsgeschichten; ferner in den Ordensgeschichten, z. B. Winter, Die Cisterzienser des nordöstlichen Deutschlands (III, 55 ff.), Kolde, Die deutsche Augustinerkongregation, S. 166. Für die bayrischen Klöster manches bei Günthner, Geschichte der litterarischen Anstalten in Bayern (3 Bde. 1810 ff.); auch die Artikel des großen Sammelwerkes Bavaria über Geschichte der Volksbildung enthalten manche hierher gehörige Mitteilung. Über österreichische Klöster und den Aufschwung der Studien in ihnen um diese Zeit findet man einiges bei Czerny, Die Klosterschule zu St. Florian und in einem Progr. von Linz 1854. Eine Ordnung vom Dominikanergeneral für das vom Pfalzgraf Friedrich zu Heidelberg im Dominikanerkloster gestiftete Studium der *theologiae et bonarum artium* vom Jahre 1501 findet man im Auszug in den historisch-politischen Blättern, Bd. 78, S. 925. Die „*fratres studentes generales*", die aus den verschiedenen Klöstern der Provinz zusammenkommen, sollen (außer an den geistlichen Übungen, soweit es ohne Vernachlässigung der Studien geschehen kann), sich regelmäßig an den Vorlesungen, die im Hause gehalten werden, beteiligen. Der Konvent soll einen tüchtigen Doktor und einen ebensolchen Baccalaureus anstellen *(de bono ac honesto sufficiente doctore regente studii* und ferner *de aliquo bono ac docto baccalaureo, qui sententias studentibus legat, provideat).* Ebenso sollen einen Tag um den anderen Disputationen in der Theologie stattfinden, wobei die *studentes* respondieren. Sie können auch den Disputationen und Sermonen an der Universität beiwohnen, und ebenso mögen die Studenten an der Universität Sermonen halten, auf Erfordern des Regens, der das Thema giebt und sie vorher durchsieht. — Ein in mehrerer Beziehung interessantes Aktenstück, welches J. Frey im Progr. von Rössel 1880 veröffentlicht hat, kann ich mir nicht versagen, nach seinem wesentlichen Inhalt hier mitzuteilen. Es ist ein Vertrag, welchen acht märkische, pommersche und preußische Augustinerkonvente im Jahre 1415 zur Begründung eines wandernden Studiums, als Notbehelf statt des Universitätsstudiums, miteinander schlossen. Das Studium soll nach festgestellter Ordnung bei den acht Klöstern immer auf ein Jahr unterhalten werden: jedes Kloster schickt einen Bruder; die Provinz, in welcher es sich befindet, bestellt den Rektor, der von allen gemeinsam besoldet wird. Als Gegenstände des Unterrichts werden Grammatik, Logik, Philosophie und Theologie genannt. Die Dauer der Vorlesungen wird festgestellt, wie in den Universitätsordnungen; alle Tage soll gelesen werden, *diebus illegibilibus dumtaxat exceptis*, und es werden dann diese Vorlesungen Lehrern und Hörern als Universitätsvorlesungen angerechnet (*pro forma computabitur*), nämlich offenbar bei einem etwaigen späteren Besuch einer Universität behufs der Promotion. *Pro forma* lesen und hören heißt die zur Erlangung eines *gradus* durch die Statuten vorgeschriebenen Vorlesungen lesen und hören; daher *lectiones formales, baccalarius formatus;*

Was nun die Gestaltung der mittelalterlichen Universitäten anlangt, so geht uns hier nur die philosophische Fakultät, *facultas artium (sc. liberalium)* genannt, näher an. Sie nimmt regelmäßig den neu anziehenden Scholaren zuerst auf. Ihre Aufgabe ist, den Kursus der Lateinschule, der auf die Sprache geht, durch einen allgemein-wissenschaftlichen Kursus zu ergänzen. In ihrer Stellung und in ihrem Unterrichtsbetrieb hat sie allerdings mehr Ähnlichkeit mit dem Obergymnasium unserer Zeit, als mit der gegenwärtigen philosophischen Fakultät: sie giebt Schulunterricht in schulmäßiger Form, wie es auch zum Alter ihrer Scholaren stimmt, das durchweg etwa zwischen dem 15. und 20. Lebensjahr liegen mag. Dem Rang nach die letzte Fakultät, ist sie für den Bestand der Universität weitaus die wichtigste; die große Mehrzahl der Lehrer und Studierenden gehört ihr an.[1] Zu bemerken ist übrigens, daß eine feste Abgrenzung des Universitätsunterrichts gegen den der Lateinschule überhaupt nicht stattfindet. Rechtlich sind die Anstalten scharf geschieden, das *studium generale*, wie der offizielle Name der Universität als Lehranstalt lautet — *universitas*, zu ergänzen: *magistrorum et scolarium*, z. B. *studii Viennensis*, bezeichnet die Ge-

auch das englische Wort *form* für Schülerabteilung, Klasse, hat wohl hierin seinen Ursprung; es ist dasselbe, was *lectio* im mittelalterlichen Sprachgebrauch der deutschen Schulen. Ähnliche Bestimmungen finden sich auch noch in den Konstitutionen des Augustinerordens, die 1504 auf dem von Staupitz veranlaßten Konvent zu Nürnberg geschlossen wurden: die *studia generalia* sollen eifrigst betrieben werden. Der Vikar sagt an, in welchem Kloster jedesmal *studium generale* oder *particulare* stattfinden soll; kein Kloster darf mehr als zwei Brüder dazu schicken; wo das *studium generale* stattfindet, sollen alle Brüder daran teilnehmen. Gewisse Erleichterungen von Chorverpflichtungen treten für Lehrende und Lernende ein (Jürgens, Luther I, 567). Man sieht, die Klöster sind zugleich Studienanstalten. So sagt auch Luther in der Schrift an den christlichen Adel: „Denn was sind Stifft und Klöster anders gewesen, denn christliche Schulen, darinnen man lehret Schrift und Zucht nach christlicher Weise, und Leute auferzog, zu regieren und zu predigen.“ Daß auch an den Dom- und Kollegiatstiften die Aufgabe des wissenschaftlichen Unterrichts im 15. Jahrhundert in Aufnahme kam, dafür mag als ein symptomatisches Anzeichen erwähnt sein, daß unter dem Einfluß des Schleswiger Bischofs Nic. Wulf am Schleswiger und am Haderslebener Kapitel Lekturen errichtet und fundiert wurden (1458 und 1465), in denen graduierte Magister Unterricht in den Fakultätswissenschaften erteilen sollen (Jessen, Progr. von Hadersleben 1867).

[1] Für Köln haben wir in der Matrikel (herausgegeben von Keussen 1892) die Verteilung auf die Fakultäten; es bekennen sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts zur theologischen 4,5, zur juristischen 16, zur medizinischen 0,6, zur artistischen Fakultät 67 % der Immatrikulierten, für den Rest fehlt die Angabe. Die Juristen sind übrigens natürlich auch Kleriker, die das geistliche Recht studieren.

samtheit der Glieder als rechtliche Körperschaft — hat durch päpstliche und kaiserliche Privilegien (daher auch *studium privilegiatum*, gefreite Schul) das Recht, die akademischen Grade zu verleihen, mit der Wirkung, daß diese Grade in der ganzen Christenheit gleiche Geltung und Rechte geben, während das *studium particulare*, wie die Stadtschulen im Gegensatz zu den Universitäten heißen, keine Rechte und Grade zu verleihen hat. Aber im Unterrichtsbetrieb findet vielfaches Uebergreifen statt. Es hindert den Schulmeister einer Stadtschule nichts, wenn er es für angemessen hält, die Logik und selbst die physikalischen Bücher des Aristoteles mit seinen großen Schülern zu behandeln; es folgen dafür später ein paar Beispiele. Andererseits schließt die Universität keinen Unterricht von ihrem Kursus überhaupt aus. Es war allerdings Regel, daß die Scholaren einige Kenntnis der gelehrten Sprache mitbrachten. Doch war es nicht Bedingung der Aufnahme; vielfach wurden auch junge Knaben, die etwa mit einem Pädagogen ankamen oder in der Stadt wohnten, immatrikuliert; ja ganze Schulen waren als solche der Universität inkorporiert, so waren Lehrer und Schüler der Stephansschule zu Wien als solche Mitglieder der Universität.

Dem entsprechen die Einrichtungen. Von akademischer Freiheit war noch nicht die Rede. Die Scholaren der Artisten wohnen mit den Magistern in den Häusern der Universität, den Kollegien und Bursen, wo sie auch die Kost haben, in klösterlicher Zucht beisammen. Das Ausserhalbwohnen (*stare* oder *stantiam habere extra locum probatum*) ist regelmäßig verboten; nur unter besonderen Umständen, wird es, vorzugsweise den Angehörigen der oberen Fakultäten, gestattet. Für ganz ungenügend vorbereitete Knaben hatten übrigens die meisten Universitäten eine eigene Schule (*paedagogium*); Magister der Fakultät erteilen den Unterricht. Die Zucht ist auch in den Kollegien eine ganz schulmäßige. Selbst die Rute fehlt nicht; aus Köln wird einmal berichtet, wie ein Delinquent von sämtlichen Magistern der Fakultät, anhebend vom Dekan, durchkastigiert wird. Die Sprache ist natürlich Latein; deutsch sprechen ist hier wie in den Schulen untersagt. Auch der Lupus kehrt wieder, wie uns das *Manuale Scolarium* (Zarncke, Die deutschen Universitäten, S. 28) belehrt, wo überhaupt mancher interessante Einblick in die Verhältnisse sich bietet. Man sieht, der Unterschied einer mittelalterlichen Universität von einer modernen ist ein durchgreifender; am nächsten dürften ihr unter den bestehenden Schulformen die alten Fürstenschulen, wie Pforta, kommen; in anderer Hinsicht ist ihr ein Schullehrerseminar mit Internat vielleicht noch mehr verwandt, durch klösterlich-kirchlichen Zuschnitt und durch encyklopädischen Charakter des Unterrichts.

Die eigentliche Substanz des Unterrichts der artistischen Fakultät bildete die Philosophie: Logik, Physik, woran sich Naturkunde und Psychologie, und fernerhin auch die Metaphysik schließt, endlich Ethik und Politik. Zu Grunde liegen dem Unterricht überall die aristotelischen Bücher in lateinischer Übersetzung; doch werden daneben auch lehrbuchartige Bearbeitungen, wie z. B. die *summulae logicales* des Petrus Hispanus gebraucht. Ebenso werden für die kosmologischen und mathematischen Disziplinen außer den Alten auch moderne Handbücher gebraucht.

Das Studium der artistischen Fakultät zerfällt in zwei Kurse, für deren jeden ein Mindestmaß von Dauer, $1^1/_2$—2 Jahre, vorgeschrieben ist. Der erste Kursus führt zum ersten Grad, dem Baccalariat. Er umfaßt wesentlich das Studium der vorgeschriebenen logischen Schriften und die Bücher der Physik. Wer sich zur Prüfung meldet, muß nachweisen, daß er diese Bücher gehört und die zugehörigen Übungen, Resumptionen und Disputationen, mitgemacht hat. Die zweite Hälfte des Kursus umfaßt die übrigen Disziplinen, die Statuten schreiben die Bücher vor: *debet audivisse.* Das vorschriftsmäßige Abhören der Vorlesungen und Übungen heißt *complere pro gradu.* Übrigens ist es durchaus nicht Regel, daß die Studierenden, wie es heute regelmäßig der Fall ist, den ganzen Kursus durchlaufen; sehr viele verlassen die Universität als *baccalarii* oder ohne Grad überhaupt. Heute ist der Zugang zu allen Ämtern durch gesetzliche Vorschrift an die Vollendung des akademischen Kursus und das Bestehen der Prüfungen geknüpft. Das war im Mittelalter keineswegs der Fall, das Studium und der Grad waren mehr eine Empfehlung, als eine Notwendigkeit, wenigstens für weitaus die meisten Stellungen. Nach einer Zusammenstellung, die ich in dem oben erwähnten Aufsatz gemacht habe, kann man annehmen, daß etwa der vierte Teil der Immatrikulierten das Baccalariat, und von diesen wieder nur etwa ein Viertel das Magisterium erreichte. — Nur für eine Laufbahn, die akademische, ist die Vollendung des Kursus und die Erwerbung der Grade Vorbedingung. Wobei denn zu bemerken, daß die Beteiligung am akademischen Unterricht in viel weiterem Umfange stattfand, ja ursprünglich von denen, die die Grade erwarben, als Pflichtleistung gefordert wurde: der Magistereid enthielt ursprünglich vielfach die Pflicht, nach Erlangung des Grades zwei Jahre lang die *artes*, zu deren Meister man gemacht wird, zu lehren *(biennium complere)*; eine Regel, die einen doppelten Zweck hatte: erstens das Studium zu erhalten; das obligatorische zweijährige Privatdozententum diente als Ersatz für ständige besoldete Lekturen, wofür die Mittel nicht reichten; zweitens die Ausbildung des

jungen Magisters selbst zu vollenden; *docendo discimus.* Wir werden derselben Einrichtung bei der Gesellschaft Jesu wieder begegnen.

Auf die oberen Fakultäten gehe ich nicht weiter ein. Sie bleiben, was die Zahl der Lehrer und Studierenden anlangt, regelmäßig weit hinter der artistischen zurück. In der Regel trat man in den Kursus der oberen Fakultät erst ein, nachdem man den allgemein-wissenschaftlichen Vorbereitungskursus der artistischen durchlaufen hatte. Sehr gewöhnlich war es, daneben in *artibus* zu lesen, etwa sein *biennium* zu komplieren und daneben in *theologia* oder in *jure* die vorgeschriebenen Vorlesungen zu hören, um dann nach Erlangung der Grade in sie überzutreten. Der Unterricht hat hier übrigens ganz denselben Charakter wie bei den Artisten: es werden kanonische Bücher, die den Bestand der Lehre enthalten, vorgelegt und erklärt; das gilt nicht minder von der medizinischen Fakultät, wo Hippokrates und Galenus gelesen werden, als von der theologischen, für die in der heiligen Schrift und in den scholastischen Lehrsystemen, oder von der juristischen, für die in kanonischen Rechtsbüchern der Stoff der Wissenschaft gegeben ist. —

Dieser Charakter des Unterrichts entspricht durchaus der Lage der wissenschaftlichen Kultur im Mittelalter. Es handelt sich um Lernen und Aneignen, nicht um Hervorbringung der Wissenschaft. Das gilt besonders auch von der artistischen Fakultät: die Philosophie, d. h. der ganze Umkreis der theoretischen Wissenschaften, im Unterschied von den technischen der oberen Fakultäten, ist fertig vorhanden; in den Schriften des *philosophus*, wie Aristoteles oft citiert wird, liegt sie vor. Die Aufgabe ist, sie von ihm zu lernen. Die Vorstellung, durch eigene Forschung die Wissenschaft erst hervorbringen zu müssen, der Ehrgeiz, von dem heute auch der jüngste Privatdozent beseelt ist, neue Wahrheiten zu finden und solche im Vortrag mitzuteilen, das Verlangen, die Schüler zur Mitarbeit heranzuziehen, sie in die Forschung selbst einzuführen, alles das lag dem alten „Meister der freien Künste" ganz fern. Er hatte das Handwerk gelernt und war Meister geworden; jetzt sollte er, was er empfangen, wieder lehren, lehren in derselben streng gebundenen Form, in der er gelehrt worden war. Darum konnte jeder die ganze Philosophie lehren; es ist anfangs gewöhnlich, daß die kanonischen Texte unter sämtliche *magistri legentes* (oder *regentes, sc. scholas*) durchs Loos verteilt werden, nämlich damit niemand an der Nahrung verkürzt werde, die verschiedenen Bücher sind nicht gleich einträglich. Der Gedanke, über den Aristoteles hinauszugehen, liegt allen gleich fern. Übrigens findet diese Unterordnung unter eine gegebene philosophische Wahrheit natürlich ihre Anlehnung an die gleiche,

allgemein als notwendig anerkannte Unterordnung unter die theologische Wahrheit.[1]

[1] In dem Werk des Dominikaners Joh. Nider, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an der Wiener Universität lehrte († 1438): „Die vier und zwanzig goldenen Harfen", giebt das vierzehnte Stück (die vierzehnte Harfe) eine schematische Darstellung des mittelalterlichen Wissenschafts- und Unterrichtsbetriebes. In vier „Unterschieden" (Fakultäten) sind fünfzehn Schulen (Klassen), deren jede ihren Meister hat. Das System wird dargestellt im Bilde eines Bauwerks. Der sel. Bruder Seuse, heißt es, ward einmal gezogen in ein Gesicht, daß er die fünfzehn Künste sah in dem kaiserlichen Palast. In dem ersten „Unterscheid" sah er sieben Schulen, darin lernet man die sieben freien Künste. In der ersten Schule lernet man *grammaticam*; da sitzt ein Meister, der heißet Donatus, der lernet die Kinder das ABC, darnach die Tafeln, darnach den Donat, und die Regel, daß sie die Wörter recht zusammensetzen, und recht latein reden; wo sie dann fehlen, da giebt man den Knaben den *asinum*, das sind Schläge. — — In der andern Schul lernt man die Kunst *rhetoricam*; Tullius und andere Meister sind hier die Lehrer. Sie lehrt fünf Stück: das erst, daß er einen guten, weisen Anfang hab; das ander, daß er sein Sach könne erzählen; das dritte, daß er Zeugnis dazu habe; das vierte, daß er das Übel an den Tag leg, das er gegen einen andern hat; das fünft: er soll sein Ende beschließen mit einem Gebet. In der dritten Schul ein Meister, heißt Aristoteles, der lert die Kunst *logicam*, die lert, wie man wiß, was Lüge oder Wahrheit oder Falschheit sei. Der Kunst ist so Not, denn niemand leicht zu den andern Künsten mag kommen, er lerne denn zuvor *logicam*, ohne die kann niemand wohl zu dem ewigen Leben kommen. Die Kunst in der vierten Schul heißt die Messerin; da lert man messen, wie hoch, wie weit, und breit das Erdreich ist und andere leibliche Dinge. Ohne die Kunst kann keiner nimmer kein guter Meister werden. Die Kunst in der fünften Schul heißt Aristmetrica (!), die Zählerin; ohne die Kunst kann nimmer keiner das Jahr ausrechnen, noch die Stern sehen noch erkennen. Die Kunst in der sechsten Schule heißt Musika, die Singerin, darinnen lernet man singen und Saitenspiel. Die siebente und letzte Schule, darin lernt man Stern sehen und erkennen und die Dinge, die auf dem Erdreich geschehen und auch die Natur der Sonne. — Die Kunst in der achten Schul ist Wundarznei, die lert den Leib kennen, und wie man Wunden heilt; in der neunten Schule die Bucharznei, da lernet man kennen die Komplexion, d. i. die Natur des Menschen und die Kraft der Kräuter und wie man den Menschen gesund macht. In der zehnten Schul lernt man natürliche Kunst, alles was im Himmel und auf Erden ist, so viel als menschliche Vernunft begreifen mag. Die Kunst der elften Schule heißt *metaphysica*, die ist die edelste Kunst unter den vorgenannten Künsten und heißet die erste Weisheit, darin lernt man erkennen, wie alle Dinge im Himmel und auf Erden so gar ordentlich beschaffen sind, zum andern wer alle geschaffene Ding regiert, zum dritten wie alle Ding in einem Gut beschlossen sind. Die Kunst in der zwölften Schul heißt *ethica*, darin lernt man Tugend üben. Die Kunst in der dreizehnten Schul sind die kaiserlichen Rechte, in der vierzehnten die geistlichen Rechte. Die funfzehnte und letzte Schule ist die der ewigen Weisheit, darin ist Christus der Lehrer, die heilige Schrift das Buch.

Was die Form der Lehrthätigkeit anlangt, so bestand sie in zwei Stücken: der *lectio* und der *disputatio*. *Legere* bedeutet nicht den Text diktieren (diktieren heißt *pronuntiare*), sondern den Text nach Inhalt und Form erläutern. Der Besitz eines Textes wurde vorausgesetzt, in den Statuten wird häufig ausdrücklich gefordert: mindestens je drei Zuhörer sollen einen Text zusammen haben. Ein Vorlesen des Textes durch den Dozenten kann allerdings auch stattfinden, nämlich in der Absicht, daß der Schüler seinen Text darnach korrigiere und interpungiere.[1] Die Erläuterung bestand in der Wort- und Sacherklärung, wozu denn auch Zusammenfassung des Inhalts, Eingehen auf streitige Fragen (*quaestiones*) gehörte. In der Jurisprudenz hatte sich ein festes Schema für die Textinterpretation gebildet; da die Form der Behandlung in allen Wissenschaften wesentlich gleichartig war, so scheint es nicht unangemessen, dies Schema hier einzufügen. Es hat in folgendem Distichon seine mnemonische Formel erhalten:

Praemitto, scindo. summo, casumque figuro,
Perlego, do causas, connoto objicio.

Praemittere bezeichnet eine einleitende Charakteristik der Materie der Textstelle, in welcher zugleich die *termini* definiert werden. *Scindere* bedeutet die Zerlegung in Teile *(partitio)*. Sodann wird der Inhalt in eine summarische Formel gefaßt. Es folgt die Aufstellung eines *casus*, eines fingierten oder wirklichen, woran die faktischen Voraussetzungen des Rechtssatzes der Stelle dargelegt werden. Nunmehr folgt die Vor-

[1] In Geiger's Geschichte der Renaissance findet man einen Holzschnitt, auf welchem eine aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammende Abbildung eines Universitätsauditoriums reproduziert ist. Die Hörer haben meist einen Text vor sich, ebenso wie der Lehrer; nicht einer (oder einer?) schreibt. In den Gesichtern ist höchst lebendig ausgedrückt, wie sie das Gehörte innerlich verarbeiten. Eine ähnliche Darstellung in Lacroix, *Science et Lettres au Moyen-Age* (Paris 1877), S. 25. Seit der Erfindung des Buchdrucks ist es üblich, daß der Dozent den Text, über den er liest, für die Hörer drucken läßt; wohl auch gleich in einer Form, daß sie Erklärungen bequem eintragen können. So berichtet Joh. Oldecop (Chronik, herausgegeben von K. Euling, 1891), daß Luther, den er im Jahre 1515 hörte, für seine Hörer den Römerbrief hatte drucken lassen, die Zeilen weit von einander „umme gloserens willen“. In dem Entwurf für die *Ratio studiorum*, die der Jesuitenorden durch eine internationale Kommission ausarbeiten ließ (gedruckt 1586, jetzt Mon. Germ. Paed. V, 81) findet sich eine Betrachtung über den akademischen Vortrag, in der das Diktieren als ein neumodischer Mißbrauch bezeichnet und entschieden verworfen wird: vor etwa 40 Jahren, also wohl zu der Zeit, wo die Verfasser studierten, sei dieser Brauch unerhört gewesen. — Vielleicht hängt sein Eindringen mit dem Umstand zusammen, daß die Vorlesungen allmählich einen andern Charakter annahmen, statt Glossierung eines Textes Darstellung eines wissenschaftlichen Systems; das Recht ging darin voran.

lesung der Stelle selbst, wobei auf abweichende Lesarten aufmerksam gemacht wird. Dann folgen, nachdem die eigentliche Interpretation vollendet ist, additionelle Bemerkungen. Unter *causae* werden die rationellen Gründe der Entscheidung und des gefundenen Rechtssatzes verstanden, etwa nach dem Schema der vier Aristotelischen Ursachen. Unter dem Namen der *Connotationes* werden allerlei Erläuterungen der Materie durch angrenzende Rechtssätze und allgemeine Axiome *(loci communes)* eingeführt. Die *objectiones* endlich führen in das Gebiet der Kontroversen.[1]

In die Vorlesungen eines Artisten läßt eine Stelle in dem Chronikon Pellikans (deutsch von Th. Vulpinus, S. 69) einen lehrreichen Blick thun. Er erzählt von seinem Oheim, Jodocus Gallus, wie er um 1480 als junger Magister an der Heidelberger Universität über aristotelische Logik und Physik las: „Vor der Vorlesung schrieb er sich alles, was er sagen wollte, für jede Stunde mit wenigen Worten und Bemerkungen auf einen Zettel, den er nach der Vorlesung sorgfältig wie einen Goldschatz aufhob, um nach ein oder zwei Jahren, für den Fall, daß er den Schriftsteller wieder behandeln wollte, all seine Aufzeichnungen wohl geordnet zur Hand zu haben. Wenn er über einen Dichter zu lesen hatte, schrieb er das Nötige an den Rand, damit die einmal recht verstandene Stelle auch künftighin klar erscheine. Beim Beginn seiner Vorlesung fragte er stets zuerst nach dem, was er in der vorigen Stunde vorgetragen und erklärt hatte; aber keiner wußte, von wem er Rechenschaft fordern werde, ein Verfahren, durch das er alle in gespannter Aufmerksamkeit erhielt. Fand er einen offenbar nachlässigen, namentlich unter den armen Schülern, so schritt er rücksichtslos ein; gegen Dreistigkeit oder Zerstreutheit wurde er mitunter sogar handgreiflich. Auf diese Weise kam er mit seinen Schülern sehr weit, die Saumseligen und Nachlässigen zitterten vor ihm.“

Die *disputatio* war die notwendige Ergänzung zur *lectio*. Wenn diese den wissenschaftlichen Stoff überlieferte, so sollte jene in seiner Anwendung üben. Die Anwendung aber der Wissenschaft bestand im Lehren und Überzeugen und in der Entscheidung von streitigen Fragen, welches letztere man als die Form der produktiven wissenschaftlichen Thätigkeit des Mittelalters ansehen kann. Es handelte sich darum, auf Grund gewisser und anerkannter Wahrheiten noch unentschiedene Dinge zur Entscheidung zu bringen. In den Disputationen, für welche ein Tag in der Woche ausgesetzt war, trat die Fakultät als Körperschaft auf. Die Gesamtheit der Lehrer und Schüler versammelte sich im

[1] Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswiss., 106ff.

großen Hörsaal. Ein Magister hielt einen Vortrag und proponierte im Anschluß daran Thesen, über welche nun unter seinem Präsidium disputiert wurde. Die Magister opponierten der Reihe nach, mit Argumenten in syllogistischer Form *(arguere)*; sodann lösten Baccalarien unter Leitung des Präses die Argumente auf, wieder in streng syllogistischer Form *(respondere)*. Außerdem fanden Disputationen der Scholaren zur Übung statt, bei denen Baccalarien präsidierten und opponierten; wie denn die Baccalarien auch unter Kontrolle eines Magisters Vorlesungen hielten. — Die Disputationen galten für beschwerliche, aber überaus wichtige Übungen; die Statuten enthalten regelmäßig sehr genaue Vorschriften darüber und Strafandrohungen gegen Säumige.[1]

Über den Wert dieses Unterrichtsbetriebes ist es schwer unbefangen zu urteilen. Die Humanisten sprechen darüber nie ohne alle Ausdrücke von Verachtung zu erschöpfen, an welchen ihr Latein reich ist; ihr Urteil ist bis auf diesen Tag meist als historisches Zeugnis unbesehens angenommen worden. Man könnte ebenso gut das Urteil der Romantik über die Aufklärung oder der Sozialdemokratie über die heutige Gesellschaft ohne weiteres als authentische Auskunft über Bestand und Wert dieser Dinge annehmen. Es ist das Schicksal jeder historischen Gestaltung, von der nachdrängenden Lebensform mit Haß und Verachtung beseitigt zu werden. Die Aufgabe der Geschichte ist, das Vergangene aus dem zu verstehen, was es für sich selber war, eine Aufgabe, die meist gleichbedeutend sein wird mit der, es zu retten gegen das Urteil des Nächstfolgenden. Ich muß diese Rettung jemand überlassen, der in der scholastischen Philosophie und ihrem Unterrichtsbetrieb mehr zu Hause ist, als ich es bin. Der gute Wille, mich hineinzuarbeiten, ist immer wieder erlahmt in dem Gefühl der Ermüdung, das den, der nicht in seiner Jugend an diese Denkweise gewöhnt ist, alsbald überkommt, wenn er sich in diese uns nach Inhalt und Form fremdartige Litteratur hineinverirrt; eine hoffnungslose Stimmung überkommt einen bald: es sei auf dem Wege überhaupt nicht klüger zu werden. Aber widerfährt das allein der mittelalterlichen Schulphilosophie? Geht es heutzutage HEGEL oder FICHTE anders? werden sie nicht von den meisten derer, die sie überhaupt in die Hand nehmen, mit ähnlichen Empfindungen gelesen und wieder weggelegt? Geht es CHR. WOLF und BILFINGER und THÜMMIG und wie sie alle hießen,

[1] Es giebt noch keine Darstellung des Unterrichtsbetriebes der mittelalterlichen Universität. Es wäre eine lohnende Arbeit, wofür reichliches Material vorliegt.

die als Häupter der Schulphilosophie im vorigen Jahrhundert geehrt wurden, anders? Geht es den Humanisten selbst, einem Erasmus, einem Eobanus anders, die für die Ewigkeit zu schreiben so fest überzeugt waren? Sind nicht ihre humanistischen Erbauungsschriften, ihre Gedichte und Deklamationen ebenso im Staub begraben, wie die Quästionen und Distinktionen der Scholastiker? Und ob nicht am Ende eine Zeit kommen wird, der die unendlichen philosophischen und historischen, erkenntnistheoretischen und psychophysischen Untersuchungen der Gegenwart ebenso trostlos öde vorkommen werden, als uns scholastische und spekulative Philosophie, humanistische Schönrednerei und mühselige Polyhistorie des 17. Jahrhunderts? Ich sage das nicht, um daraus zu folgern, daß alle wissenschaftlichen Bemühungen eitel seien, sondern daß ihr Wert in dem liegt, was sie ihrer Zeit leisten. Es ist unrecht, den Wert wissenschaftlicher Bestrebungen nur danach zu messen, wie viel davon eine spätere Zeit aufbehalten hat und wie viel davon wir etwa noch uns anzueignen vermögen. Haben sie diejenigen, die sie anstellten und daran teil hatten, einsichtiger und weiser gemacht, so haben sie ihre Aufgabe erfüllt. So thöricht eine Ethik ist, die verlangt, daß jeder Mensch nur um der Andern willen lebe, so thöricht ist eine Geschichtsphilosophie, die jedes Zeitalter nur um der Zukunft willen leben läßt oder seine Leistungen bloß an ihrem Wert für die Gegenwart mißt.

Das Mittelalter selbst legte seinen wissenschaftlichen Leistungen und ihren Trägern, den Universitäten, überaus großen Wert bei. Ein alter Spruch reiht die Universität den Weltmächten des Mittelalters an: Italien habe das Papsttum, Deutschland das Kaisertum, Paris das Studium. Es scheint billig, daß man dem Mittelalter nicht bestreite, über den Wert, den seine Einrichtungen für es selbst hatten, aus seiner eigenen Lebensempfindung zu urteilen. Man müßte denn sagen, daß es sich überhaupt unfähig erwiesen habe, über das ihm Zuträgliche zu urteilen und daher noch nachträglich gleichsam unter Kuratel gestellt werden müsse; eine Ansicht, die allerdings lange geherrscht hat und noch nicht ganz ausgestorben zu sein scheint. Daß die Universitäten sich wesentlich rezeptiv verhielten, daß sie meinten, die Wissenschaft nicht erst selbst hervorbringen zu müssen, sondern sie aus dem Aristoteles und einigen Anderen lernen zu können, verdient nicht Tadel. Der ist freilich, nach dem Spruch des alten Hesiodus, der erste, der selber jegliches wahrnimmt; doch ist trefflich auch der, welcher von einem Meister zu lernen weiß. Vielleicht hätten auch heutzutage die Scholaren nicht unter allen Umständen es zu beklagen, wenn ihnen vom Katheder herab, statt des Angebots eigengemachter Weisheit, ein

gutes Lehrbuch erklärt würde; wobei es mir denn fern liegt, die Rückkehr zu diesem System im allgemeinen empfehlen zu wollen. — Übrigens könnte man diejenigen, die geneigt sind, mit den Humanisten die Namen von Thomas und Scotus als Bezeichnungen für verrückten Unsinn zu gebrauchen, darauf hinweisen, daß es doch auch heute noch Leute giebt, die ähnlich denken, ja die den heiligen Thomas auch heute noch für den Gipfel der Philosophie ansehen und deshalb den ganzen philosophischen Unterricht auf ihn gründen. Und zwar sind das Leute, denen die Verächter der Scholastik sonst ein großes Maß, wenn nicht von Weisheit, so doch eine ausbündige Klugheit und Weltkenntnis zuzutrauen pflegen, nämlich die Jesuiten. Hat doch der römische Stuhl den heil. Thomas, den Philosophen, den die Gesellschaft Jesu sich erwählt hat, als den Philosophen der Kirche restituiert und seinen Gebrauch in allen Lehranstalten empfohlen. Etwa zum Zwecke der Verdummung des Klerus? Das kann wohl nicht die Meinung derer sein, die durch den Klerus die Welt beherrschen wollen.

Und was die Disputationen anlangt, so dürfte das Mittelalter über ihren Wert sich schwerlich in einer Täuschung befunden haben. Sie waren ohne Zweifel geeignet, eine große Präsenz des Wissens und eine erstaunliche Geübtheit im Auffassen von Argumentationen hervorzubringen. Von DUNS SCOTUS wird (bei BULAEUS, *Hist. univers. Par.* IV, 70) folgendes berichtet. Er kam im Jahre 1304 von Oxford nach Paris und verteidigte dort in einer großen Disputation das Theorem der Franziskaner von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria gegen die Dominikaner, welche es bestritten. „Groß war das Gewicht der Argumente, mit denen er angegriffen wurde, es waren ihrer an Zahl bei 200. Ohne Unterbrechung hörte er dieselben mit ruhigem Gemüt aufmerksam an; dann wiederholte er alle mit staunenswertem Gedächtnis in ihrer Ordnung, löste die verzwicktesten Schwierigkeiten und die verknotetsten Syllogismen mit einer Leichtigkeit, wie Samson der Delila Stricke zerriß. Er fügte danach viele vortreffliche Gründe an, wodurch er bewies, daß die heil. Jungfrau ohne Befleckung mit der Erbsünde empfangen sei.“ Die Universität war hingerissen von der Kraft der Beweisführung und zierte aus Dankbarkeit den SCOTUS mit dem Namen des *doctor subtilis.* — Ob unsere Einsicht in die Natur der Dinge durch derartige Erörterungen gefördert worden ist, wird man mit Recht bezweifeln; dagegen scheint es mir nicht zweifelhaft, daß sie geeignet waren, die Kräfte des Verstandes, besonders die formalen Fertigkeiten des Auffassens, Analysierens und Argumentierens zu üben und zu entwickeln. Daß die führenden mittelalterlichen Philosophen es zu einem großen Maß von Scharfsinn und Virtuosität in der Fassung

und Auflösung von dialektischen und metaphysischen Problemen gebracht haben, wird niemand in Abrede stellen, der sich irgendwie mit ihnen beschäftigt hat. Was ihnen fehlt, wenn wir sie an dem heutigen Wissenschaftsbetrieb messen, das ist die Richtung auf anschaulich-sachliche Erkenntnis; die Aufmerksamkeit ist auf die Begriffe des Systems und ihre Zusammenstimmung untereinander gerichtet, nicht auf die Zusammenstimmung mit der Wirklichkeit, womit denn die Neigung zu verbohrter Spitzfindigkeit und haarspaltender Dialektik gegeben ist. Es ist eine Richtung des Denkens, die keineswegs mit den alten Scholastikern ausgestorben ist; wenn wir mit dem Namen des scholastischen Denkens ein Denken bezeichnen, dem die Begriffe des eigenen Systems wichtiger sind als die Dinge, so kommt es zu allen Zeiten vor und von Zeit zu Zeit wird es epidemisch: man denke an das Zeitalter der spekulativen Philosophie; Fichte und Hegel, Schleiermacher und Krause, ja auch ein so realistisch angelegter Kopf wie Herbart, sie alle haben den scholastischen Tic, der denn freilich mit der Richtung auf das systematische Denken selbst eng zusammenhängt. Eben diese modernen Philosophen machen uns nun auch die Gewalt verständlich, die solche fein ausgesponnenen Systeme über eine Schule erlangen können. Ebenso zeigen sie auch, wie diese Schulherrschaft verloren geht: nachdem die Begriffe in der Schule eine Zeit lang immer feiner ausgearbeitet, in immer neue Beziehungen gesetzt, zur Lösung immer neuer Quästionen verwendet sind, verlieren sie auf einmal die Kraft, die Jugend anzuziehen und gefangen zu nehmen. Sie wendet sich von dem „Scholastizismus“ ab, und heraustretend aus dem Zauberbann des Systems auf die grüne Weide der Thatsachen, begreift sie gar nicht, wie man sich so lange hat im Kreise dieser Spekulationen drehen können. Ganz das ist es, was um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts die Jugend erlebte: die Weisheit der Schulsysteme, ihre feinen Quästionen und Solutionen, sie kommen dem neuen Geschlecht plötzlich unglaublich abgeschmackt vor: seid ihr nicht, nachdem ihr Jahrhunderte lang diese Dinge gewälzt habt, genau so klug als wie zuvor? Der Durst nach Thatsachen kommt am Ende des 15. Jahrhunderts mit Macht über die Welt, wie er über das Geschlecht kam, das auf das Zeitalter der spekulativen Philosophie in Deutschland folgte. Das 19. Jahrhundert wendete sich vor allem, nicht allein, den Thatsachen der Natur zu, das 15. und 16. Jahrhundert wurde vor allem von den Thatsachen der Geschichte, von dem eben in so erstaunlicher Fülle eindringenden Altertum und seiner unendlichen Lebensfülle angezogen; nicht allein von diesen: man vergesse nicht die gleichzeitigen großen Entdeckungen auf der Erde

und am Himmel. Diese neuen Dinge will die Jugend miterleben, und darum wendet sie sich von den altersgrauen Begriffssystemen der Philosophie ab.

Übrigens hatte der scholastische Unterricht, wie er sich am Ausgang des Mittelalters thatsächlich gestaltete, ohne Zweifel seine besonderen Schwächen. Gewisse Schwierigkeiten lagen schon in den Einrichtungen an sich. Die Schüler waren wohl durchweg etwas zu jung für den philosophischen Unterricht; die aristotelische Logik und Physik paßt nicht für Knaben von 15, 16 Jahren, wie sie zahlreich in den Lektorien der Artisten saßen. Die Beschäftigung mit dem Konkreten oder mit den durchsichtigen Begriffen der Mathematik ist diesem Lebensalter gewiß angemessener. Dazu kommt ein anderes: auch die Lehrer werden vielfach der Sache nicht Herr gewesen sein. Im ganzen galt die artistische Lektur als Durchgangsstufe, man betrieb daneben das Studium in einer oberen Fakultät, die Lektur war der Broterwerb. Die Folge war, daß man sich nicht in das Gebiet einlebte, mancher wird sich darauf beschränkt haben, den Stoff, wie er ihm überliefert worden war, weiter zu überliefern. Dabei wird sich denn leicht die Neigung geltend gemacht haben, durch viel Detail von Quästionen und Opinionen, oder durch Behandlung spitzfindiger und dunkler Kontroversen seine tiefgründige Gelehrsamkeit zu zeigen. Je mehr ein Lehrer der Sache Herr ist, um so einfacher sein Unterricht. Es scheint, daß jenes Übel am Ende des 15. Jahrhunderts sich sehr entwickelt und ausgebreitet hatte, so daß bei den Schülern das Gefühl entstand: vor lauter gelehrtem Apparat gar nicht mehr zur Sache zu kommen. Und alle diese Übel zu steigern trug dann der Umstand bei, daß das eigentliche Gebiet der Anwendung dieser Künste das Religiöse war; die dialektische Verarbeitung, die gerade hier leicht zur Übung frivolen Witzes führt, konnte dann dem religiösen Leben selbst gefährlich werden. Der Haß, mit dem Luther von der Schulphilosophie redet, wird nicht zuletzt hierin seine Wurzel haben. Übrigens hat auch in diesem Stücke eine Zeit, in der eben der große Kampf um das „geboren von der Jungfrau" geführt wird, nicht viel Ursache zur Überhebung. —

Ich füge diesen Betrachtungen noch eine Bemerkung über die G e l e h r t e n s p r a c h e d e s M i t t e l a l t e r s und sein Verhältnis zu den klassischen Schriftstellern hinzu.

Auch im Mittelalter war es niemand zweifelhaft, daß die Schriften der römischen Autoren Muster der lateinischen Sprache und der litterarischen Form seien. Man hat auch niemals vollständig aufgehört die Verse Virgils, die historische, philosophische und rhetorische Prosa

Ciceros, Livius' u. a. nachzuahmen. Aber die mittelalterlichen Gelehrten hatten für litterarische und sprachliche Form wenig Sinn, ihr Interesse an Schriftwerken war wesentlich ein materiales, auf den Inhalt und seine Wahrheit gerichtetes. Dem entspricht der Charakter der Schriften, welche es vorzugsweise schätzte und las. Die heiligen Schriften lehnten, als Mitteilungen Gottes, jede Auffassung und Beurteilung unter dem litterarisch-formalen Gesichtspunkt von vornherein ab. Es stand nicht viel anders um die Werke des Aristoteles, die in der zweiten Hälfte des Mittelalters beinahe die Geltung einer subsidiarischen naturwissenschaftlich-philosophischen Offenbarung erlangten. Die Form oder vielmehr Formlosigkeit dieser Schriften machte auch hier ein anderes Interesse als ein materiales fast ganz unmöglich. Es kann kaum Schriften geben, die weniger auf das Wie, ausschließlicher auf das Was des Gesagten selbst gerichtet wären und die Aufmerksamkeit des Lesers richteten.

Das waren die Schriften, welche dem Verlangen des späteren Mittelalters nach Wahrheit und Belehrung zusagten. Es hatte kein Bedürfnis nach anderen. Was sollten ihm die Fabeln heidnischer Dichter, oder die Reden der römischen Advokaten? Betrafen sie doch nicht das Ewige und Bleibende, wie Theologie und Philosophie, sondern Vergängliches oder ganz Nichtiges. Auch daß ihnen ein gewisses Vermögen innewohne, angenehme Eindrücke auf die Sinnlichkeit und die Phantasie zu machen, entging ihnen nicht; aber es schien nicht ungefährlich, diesem Spiel sich hinzugeben: das Schöne ist mit dem Sinnlichen, dem Profanen, dem Heidnischen allzu nahe verwandt, als daß dem Christen, der den Ernst dieses Lebens kennt, und gar dem Kleriker die Beschäftigung damit ziemte. Alcuinus, welchen man in dem Kreise des Königs Karl einst Flaccus genannt hatte, und welcher seine Schüler früher selbst zum Studium und zur Nachahmung der heidnischen Dichter angeleitet, wehrte, als er älter geworden war, den jungen Mönchen in der Schule zu Tours: sie sollten sich an den heiligen Dichtern genügen lassen und sich nicht mit der üppigen Beredsamkeit Virgils beflecken. Sein Schüler Hrabanus will in der schon erwähnten Schrift über den Unterricht der Kleriker den Gebrauch der heidnischen Autoren allerdings nicht ausschließen; die Gedichte und Schriften der Heiden möge man *propter florem eloquentiae* wohl lesen; aber mit der Vorsicht, welche dem Juden hinsichtlich kriegsgefangener Weiber durch das Gesetz des Herrn vorgeschrieben sei: er schere ihr die Haare ab und die Nägel, dann, wenn sie rein gemacht ist, mag er sie zum Weibe nehmen. Das spätere Mittelalter war nicht ängstlicher, aber gleichgültiger gegen die Poeten und Redner; es war ganz und gar mit den neuen Wissen-

schaften beschäftigt. Auf den Universitäten kommen in dem offiziellen Kursus bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Klassiker gar nicht vor, sie wurden ohne Zweifel auch so gut wie gar nicht gelesen. Einige Citate aus ihnen wandern aus einem Buch in das andere, wie gegenwärtig dieselben exotischen Pflanzen als Schaustücke von einem Festessen zum andern wandern.

Aber waren für die Erlernung der Sprache die Schriftsteller nicht unentbehrlich? — Im früheren Mittelalter galten sie einigermaßen dafür, im späteren nicht ebenso sehr. Nicht ohne Grund. Die Sprache der Wissenschaften, die im 14. und 15. Jahrhundert auf den Universitäten gesprochen wurde, konnte man aus den römischen Schriftstellern gar nicht lernen. Sie war durchaus ein einheimisches Produkt. Die alte lateinische Sprache hatte dafür allerdings das Material größtenteils geliefert, sowohl Formen als Wörter, aber das Mittelalter hatte aus dem Material eine neue Sprache gemacht. Es machte damit natürlich nur von dem ersten allgemeinen Menschenrecht Gebrauch, die Dinge mit den Namen zu nennen, die zu ihrer Bezeichnung ihm geeignet schienen. Die Sprache Ciceros taugte ohne Zweifel wenig für deutsche Scholaren und Magister, die etwa am Tisch der Burse ihre persönlichen Erlebnisse besprachen oder im Hörsaal über die Vorzüglichkeit des Thomistischen oder Scotistischen Systems verhandelten. Wollten sie nicht gänzlich darauf verzichten von ihren eigenen Angelegenheiten zu sprechen, so mußten sie sich eine eigene Sprache machen. Den bis zum Überdruß wiederholten Vorwurf alter und neuer Humanisten, daß Cicero diese Sprache nicht verstanden hätte, würden sie als einen ganz albernen zurückgewiesen haben: sie sprächen ja auch nicht zu Cicero, sondern zu ihren Kameraden und von denen würden sie verstanden, das einzige, was sie beabsichtigten. Ja sie hätten hinzufügen mögen: die armselige Sprache des Cicero hätten sie mit gutem Bedacht aufgegeben, als welche für ihre feinen Untersuchungen über die Beziehungen von Begriffen zu einander schlechterdings nicht zureiche; um die Sachen herumzureden möge sie mit ihrem *quasi quidam* taugen, aber sie scharf und präzise zu fassen, sei sie ganz und gar ungeschickt.

Also diese Sprache, worin die mittelalterlichen Gelehrten und Kleriker ebenso wie die wissenschaftlichen und kirchlichen, auch ihre Alltagsangelegenheiten besprachen, konnten sie überhaupt nicht aus den römischen Schriftstellern lernen. Man lernte sie nicht viel anders als eine lebende Sprache wesentlich durch den Gebrauch. Latein war in allen Schulen die Unterrichts- und Verkehrssprache. Die Elemente lernte man aus den kleinen Lehr- und Lesebüchern, Donat, Cato, Aesop; kleine Gesprächbücher, wie das *Manuale scolarium*, erweiterten

die Sprachfertigkeit. Sodann gab es ausführlichere Lehrbücher der Grammatik; weitaus das meist gebrauchte war das schon genannte Doctrinale des ALEXANDER DE VILLA DEI; es ist in unzähligen Drucken, mit und ohne Kommentar, verbreitet gewesen; *pars prima, secunda* bedeutet in der Schulsprache ohne weiteres die betreffenden Teile des Doctrinale, wie *Priorum, Posteriorum (sc. libri)* ohne weiteren Zusatz die Analytiken des Aristoteles bezeichnet. Die Teile des Doctrinale behandeln übrigens I. die Formenlehre, II. die Syntax, III. Quantität, Accent, Figuren.[1]

[1] Über Schulbücher und Unterrichtsmethode des Mittelalters belehrt jetzt am besten J. MÜLLER, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts, S. 198 ff. Vgl. VOIGT in den Mitteil. der Gesellsch. f. deutsche Schulgesch. I, 42 ff. Eine Zusammenstellung von Namen aus der Schulbuchlitteratur des Mittelalters findet man auch in der Kompilation, die F. A. ECKSTEIN in dem Art. Latein. Unterricht in SCHMIDS Encyklopädie gegeben hat. In die Form einer Buchausgabe hat H. HEYDEN diesen Artikel gebracht und aus ECKSTEINS handschriftlichen Sammlungen einen Abschnitt über den griechischen Unterricht hinzugefügt: F. A. ECKSTEIN, Latein. u. griech. Unterr., mit einem Vorwort von SCHRADER (Leipzig 1887). Indessen ist weder für die Geschichte der Lehrbuchlitteratur noch für die Entwickelung des Unterrichtsverfahrens aus diesem Buch viel zu gewinnen. Die *ars Donati* findet man im 4. Bd. von H. KEILS *Grammatici Latini.* Eine sehr sorgfältige, mit Nachweisungen aller Art versehene Ausgabe des *Doctrinale* hat D. REICHLING im XII. Bd. der Mon. Germ. Paed. geliefert. Um dem Leser eine Probe von der Behandlungsweise des Stoffes zu geben, setze ich die Verse hierher, die den Singular der ersten Deklination enthalten:

Rectis as es a tibi dat declinatio prima.
Atque per am propria quaedam ponuntur Hebraea.
Dans ae diphthongum genitivus atque dativus
Am servat quartus; tamen an aut en reperimus,
Cum rectus fit in as vel in es vel cum dat a Graecus.
Rectus in a Graeci facit an quarto breviari.
Quintus in a dabitur, post es tamen e reperitur.
A sextus; tamen es quandoque per e dare debes.
Am recti repetes quinto, sextum sociando.

Man sieht, daß ein Kommentar zu diesen Versen allerdings nicht überflüssig ist. Eine Baseler Ausgabe vom Jahre 1481 giebt zu jedem Vers ein paar Zeilen Kommentar mit Beispielen. Proben aus sehr viel umfangreicheren Kommentaren giebt ZARNCKE im Kommentar zu SEB. BRANTS Narrenschiff S. 346 ff. Wenn ein unverständiger Lehrer, um seine Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, solche Kommentare den Elementarschülern diktierte, so mag es wohl vorgekommen sein, daß ein Schüler trotz eines zehn- oder zwanzigjährigen Unterrichts in der Grammatik noch kein Latein verstand, wie WIMPHELING oder LUTHER, im Unmut übertreibend, es als alltägliches Vorkommnis hinstellen. Daß solcher Unverstand nicht Regel war, kann derjenige, dem es um die Erkenntnis der Wirklichkeit und nicht um oratorische Phrasen zum Behuf historischer Leitartikel zu thun ist, aus der Thatsache entnehmen, daß die mittelalterlichen Gelehrten zum Teil

Über den didaktischen Wert dieser Bücher ist es nicht leicht sich ein Urteil zu bilden. Vor allem ist es schwierig, sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie sich der Unterricht mit ihrer Hilfe in der Praxis gestaltete und davon hängt doch das Urteil über ihre Brauchbarkeit zuletzt ab. Daß man sich nicht rein darauf beschränkte, die lateinisch geschriebenen Lehrbücher auswendig lernen zu lassen, wird zwar, wer dem Mittelalter auch nur eine Spur von gesundem Menschenverstand zutraut, *a priori* annehmen; nunmehr kann man in J. MÜLLER's Quellenschriften auch eine Menge Nachweisungen dafür finden, daß man sich wenigstens beim ersten Unterricht der deutschen Sprache bediente, wie es übrigens auch ALEXANDER selbst gleich am Anfang des Doctrinale als selbstverständlich voraussetzt. Auch kann man bei MÜLLER sehen, wie schon das 15. Jahrhundert zahlreiche Versuche, den nächsten und bequemsten Weg zur Erlernung der lateinischen Sprache zu entdecken, gemacht hat. Das *Exercitium perorum grammaticale per dietas* (in Tagespensen) *distributum* aus den 80er Jahren (auf der kgl. Bibl. zu Berlin ist eine Ausgabe von DEVENTER 1489) zeigt, daß man sich auch schon ein wenig auf Reklame verstand: wer dieses Buches sich bedient, heißt es am Schluß, es sei Mann oder Weib, Kleriker oder Kaufmann, kann es ohne Lehrer und ohne viel Mühe zur Vollkommenheit in der Grammatik bringen.

Was speziell das Doctrinale anlangt, so ist es für die richtige Würdigung dieses Buches, aus dem drei Jahrhunderte hindurch das ganze Abendland sein Lateinisch gelernt hat — REICHLING weist nicht weniger als 228 Handschriften und 279 Drucke nach — vor allem wichtig sich klar zu machen, erstens, daß es nicht ein Gedicht, auch nicht ein didaktisches Gedicht, sondern lediglich ein technisches Hilfsmittel für den grammatischen Unterricht ist und sein will, eine Sammlung von Memorirversen; zweitens daß es nicht für den ersten Unterricht, sondern für die Geförderteren bestimmt ist, ihnen die Ausnahmen der Formenlehre und die Syntax einzuprägen. Überhaupt ist das Doctrinale nur ein Teil, der allein erhaltene, aus einem großen Unternehmen, worin sein Verfasser das gesamte einem Kleriker notwendige Schul-

sehr früh auf die Universität gingen und zu schreiben begannen, und hierbei eine große Leichtigkeit im Gebrauch ihres Lateins zeigen. Übrigens verwerfen die älteren Freunde humanistischer Bildung, HEGIUS, DRINGENBERG, WIMPHELING, SPIEGEL, den Alexander nicht überhaupt; mit Verstand gebraucht, scheint er ihnen ein nützliches Hilfsmittel für den Unterricht zu sein. — Das *Manuale Scholarium qui studentium universitates aggredi et postea in iis proficere instituunt* hat ZARNCKE herausgegeben: Die deutschen Universitäten im Mittelalter (1857). CATONIS *Disticha de moribus* sind von HAUTHAL ediert (1870).

wissen zunächst in Prosa kompiliert hatte. Man kann das Unternehmen dem berühmten „Elementarwerk“ vergleichen, worin 600 Jahre später Basedow die Summe des Schulwissens verfaßte und aus dem didaktischen Gesichtspunkt bearbeitete. Das Verdienst selbständiger wissenschaftlicher Arbeit nimmt jenes so wenig als dieses in Anspruch. Das Doctrinale im besondern ist, wie Reichling aus handschriftlichen Notizen mitteilt, aus dem Unterricht hervorgewachsen, ganz ebenso wie Basedow's neue Sprachlehrmethode. Alexander unterrichtete die Enkel des Bischofs von Dol und gab ihnen die grammatischen Regeln in Versen, die sie auswendig lernten und dem Großvater hersagten. Dieser fand die Sache sehr nützlich, und auf seine Bitte stellte der Lehrer nun die ganze Grammatik in Hexametern zusammen:

Auxilioque metri levius poterit retineri.

Ob das eine nützliche Arbeit war, darüber kann natürlich allein die Zeit urteilen, für die sie gethan ist; und sie hat geurteilt, die oben angeführten Ziffern über seine Verbreitung sprechen die deutlichste Sprache. Daß die Verse einem heutigen Leser befremdlich vorkommen, daß der Gedanke, sie auswendig lernen zu müssen, uns entsetzlich wäre, beweist nichts: das Mittelalter hatte andere Vorstellungen vom Wissen, seiner Erwerbung und seinem Besitz, als wir. Freilich, leicht wird die Sache der Jugend auch damals nicht eingegangen sein; aber das pflegt die lateinische Grammatik bis auf diesen Tag nicht zu thun. Und heutzutage fehlt es ja nicht an Leuten, die meinen, daß das sehr gut sei: die Jugend erfahre so gleich am Anfang, daß das Studieren entsagungsvolle Arbeit und Pflichterfüllung fordere. Das werden die jungen Kleriker denn auch damals am Alexander gemerkt haben, so sehr seine Absicht darauf ging, die Sache leicht und erfreulich zu machen.

Was den wissenschaftlichen Wert dieser Bücher anlangt, so können die Humanisten in Ausdrücken des Abscheus vor ihrem Barbarentum sich nicht genug thun, und es ist bis auf diesen Tag üblich geblieben, den Lesern von Geschichten der Pädagogik einen Schauder vor der Barbarei des Mittelalters durch die Namen seiner grammatischen und lexikalischen Hilfsmittel beizubringen. Man schreibt irgend woher die Namen *Doctrinale, Graecismus, Florista, Mammotreptus, Catholicon, Gemma Gemmarum, Vocabularius ex quo, Vocabularius breviloquus* zusammen und erwartet wohl nicht mit Unrecht, daß der Leser finde, die Namen sagten schon genug. Ohne Zweifel sind diese Bücher für den Gebrauch unserer Gelehrten oder Schüler, die mit der Sprache und Litteratur des römischen Altertums sich beschäftigen, ohne Wert. Damit ist aber natürlich nicht bewiesen, daß sie für die Sprache und Litteratur des Mittelalters ohne Wert waren. So viel ich sehe, ist

z. B. die *Gemma Gemmarum*, die in unzähligen Ausgaben verbreitet gewesen sein muß, für jene Sprache ungefähr ebensoviel oder so wenig wert als die Taschenwörterbücher der neueren Sprachen, welche buchhändlerische Industrie gegenwärtig hervorbringt. Die größeren geben auch sachliche Belehrungen, vertreten also zugleich die Stelle von Reallexicis.

Über den wissenschaftlichen Wert der mittelalterlichen Grammatiker hat Fr. Haase in einem beachtenswerten Schriftchen *De medii aevi studiis philologicis* ein Urteil gefällt, das mitgeteilt zu werden verdient. Er findet sie zwar „voll von Fehlern und Irrtümern, wo es auf historische Forschung ankommt", also in der Formenlehre und im Lexikalischen; dagegen zeigten sie da, wo es auf philosophischen Scharfsinn ankomme, ihre ganze geistige Kraft und leisteten höchst Anerkennenswertes. Das gelte besonders von der Syntax. Diese sei von den mittelalterlichen Grammatikern, Ebrard Bethunensis, in seinem *Graecismus* genannten Lehrbuch und Alexander im *Doctrinale*, wesentlich selbständig zustande gebracht und zwar mit solchem Erfolg, daß noch die heutige Syntax, freilich ohne es zu wissen, auf den Arbeiten jener beruhe. Die Valla, Perottus, Linacer, Heinrichmann u. a. hätten besser gethan jenen zu folgen, als im Anschluß an die Alten Neuerungen zu versuchen. Aber damals sei der Abscheu vor allem aus dem Mittelalter kommenden so groß gewesen, daß man es unbesehens weggeworfen habe. Und als man im 18. Jahrhundert auf die mittelalterliche Syntax zurückgegangen sei, habe man es heimlich gethan, aus Furcht vor der Schande, vom Mittelalter etwas zu lernen. So sei es gekommen, daß heute fast niemand es wisse, daß die Form, in welcher Cellarius, Lange, Zumpt die lateinische Syntax darstelle, den Graecista, Alexander, Florista, Modista verdankt werde; und doch sei hieran gar kein Zweifel. Zur Bearbeitung aber der Syntax sei das Mittelalter durch seine philosophischen Studien geführt und befähigt worden; wie denn auch die philosophische Grammatik oder Metagrammatik keineswegs erst eine Erfindung des 18., sondern vielmehr des 13. und 14. Jahrhunderts sei; der *liber de modis significandi*, als dessen Autor bald Thomas, bald Scotus, bald ein anderer Scholastiker genannt werde, enthalte das erste vollständige System der philosophischen Grammatik. Mit Recht, urteilt Haase, möge im 16. Jahrhundert diese Disziplin aus den Schulen beseitigt sein, aber sie selbst habe die Verachtung der Vergessenheit nicht verdient, sie sei auch heute noch der Kenntnisnahme durchaus wert.

Über das mittelalterliche Latein endlich mag noch das Urteil eines ebenso kompetenten als unverdächtigen Zeugen Platz finden. In einem

Aufsatz in MONES Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins, Bd. XXV, 36—69 teilt WATTENBACH Auszüge aus Briefen mit, die der Wiener Theologe K. SÄLDNER um 1460 an den Augsburger Patrizier und Kaufherrn S. GOSSEMBROT schrieb, um ihn zu überzeugen, daß für ihn Erbauungsschriften eine passendere Lektüre seien, als die Produkte der modernen humanistischen Poeten. SÄLDNER war kein Bewunderer der letzteren, weder von ihrer Gelehrsamkeit, noch von ihrem Charakter hielt er viel und auch ihr Stil sagte ihm nicht zu. Über den Stil dieser Briefe sagt WATTENBACH: er sei freilich von klassischer Latinität weit entfernt, aber frisch und lebendig, eine Schreibweise, welche sich durch langen Gebrauch den behandelten Gegenständen entsprechend ausgebildet habe. „Ich kann“, fügt WATTENBACH hinzu, „ihm vollkommen nachfühlen, wie ihm diese moderne, gezierte und gespreizte Weise widerstand, wo der Dünkel aus jeder Zeile hervorblickt, und auch die Schmeichelei gegen vornehme und reiche Gönner, welche SÄLDNER so zuwider war. Ich begreife, wie er das Wesen dessen, was man Poesie nannte, in gesuchten Ausdrücken und ungewöhnlicher Wortstellung sah“.

Vielleicht kann man von der mittelalterlichen Schriftsprache überhaupt sagen, was hier von SÄLDNERS Schreibweise gesagt wird: daß sie durch langen Gebrauch den behandelten Gegenständen entsprechend sich ausgebildet habe. Wenn barbarisch reden bedeutet: anders reden als die Römer zu Ciceros Zeiten redeten, dann ist das mittelalterliche Latein ohne allen Zweifel barbarisch, nicht viel weniger als Französisch und Italienisch. Wenn man dagegen unter barbarisch reden nicht diese zufällige Abweichung verstünde, sondern allgemein: unangemessen zum Inhalt, ohne Sprachgefühl, mit überallher zusammengerafften, an diesem Ort unpassenden und sinnlosen Phrasen reden, dann dürfte der Vorwurf der barbarischen Rede den Humanisten häufiger zu machen sein, als den mittelalterlichen Philosophen und Theologen. Für die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzteren ist ihre Sprache vielleicht nicht weniger passend und notwendig, als der aristotelische Stil für seine Philosophie. Alle die neugebildeten abstrakten Ausdrücke, die *substantia, essentia, existentia, quantitas, qualitas, identitas, causalitas, finalitas, quidditas, haecceitas,* wie sie von humanistischen Schwätzern den Gaffern als *monstra* und *portenta* vorgeführt zu werden pflegen, waren ein augenscheinliches Bedürfnis jener begrifflichen Untersuchungen. Die meisten sind in unmittelbarer Anlehnung an die aristotelischen *termini* gebildet; und daß sie nicht überflüssige oder sinnlose Bildungen sind, wird am besten dadurch bewiesen, daß sie trotz aller Anstrengungen der Humanisten sich erhalten haben, indem sie direkt oder in der Übersetzung in die modernen Sprachen übergingen. LOTZE sagt ein-

mal, einer Sprache müßten in etwas die Glieder gebrochen, die Bänder erweitert werden, damit sie ganz schmiegsam werde, dem Gedanken sich anzupassen. Diesen Prozeß hat das Latein im Mittelalter durchgemacht; es war völlig geeignet zu sein, was es war: die Universalsprache der Wissenschaft.

Aber diese selbe Sprache war auch der Erregung des Gemütes und Willens nicht durchaus unfähig, ja gewisser Wirkungen vielleicht mehr als jede andere mächtig. Die lateinischen Kirchengesänge werden auch heute noch ihre Wirkung selbst auf solche, die ganz außerhalb der Anschauungswelt stehen, aus der sie gedichtet sind, schwerlich verfehlen. Die Majestät des *Dies irae*, die Innigkeit des *Salve regina*, die weltverachtende Großartigkeit des *Cur mundus militat*, sind sie in irgend einer Sprache erreicht worden? Oder man nehme die Prosa der *Imitatio Christi*; es kann kein angemesseneres sprachliches Gewand für diese Betrachtungen und Gebete geben. Schopenhauer citiert die heilige Schrift regelmäßig in lateinischer Sprache; er verstand sich auf stilistische Wirkungen. Und daß diesem selben Instrument auch noch andere Töne sich entlocken ließen, zeigen die Vagantenlieder.[1]

[1] Ich kann mir nicht versagen, hier eine Stilprobe von einem der berüchtigtsten Dunkelmänner, von Jacob von Hochstraten, einzulegen. Er veröffentlichte 1521 eine Moralphilosophie. Das Vorwort an den Leser enthält eine Antwort auf die Beschimpfungen der *Epistolae obsc. vir.* *Noli*, heißt es hier, *noli obsecro invidorum sequi catervam, qui invectivis et turpitudinibus suis contenti plurimumque gloriantes non me solum verum et optimos viros vere etiam eruditos ac coram deo sinceros et justos persequi non verentur; dictiones quoque et syllabas puerorum more arroganter notantes, quae apud priscos oratores et poëtas non inveniuntur; ac si sacrae litterae et doctrina moralis philosophiae ethnicis subjectae forent ac picturae indigerent verborum. Quis enim sanae mentis homo non pluris faciat materiam quam verba? Nos stylo utimur scholastico atque familiari et in scholis veluti in circulis consueto; quem si praeterire velimus, non ab omnibus intelligeremur. Tu igitur, lector carissime, modestia potius utere ac sapientia, animoque accipias grato, quod nostris tibi vigiliis humiliter dedicamus; tibique vero verius persuade sacram theologiam ipsamque etiam moralem philosophiam non indigere orationis fuco aut verborum pompa, illarumque professores non convinci aut etiam concuti invidentium contumeliis atque invectivis, nec maledicentibus respondere consuetos, quin potius sapientia duce illis parcere atque ignoscere, quum teste sacra scriptura deus reddat abundanter facientibus superbiam.* — Ich wüßte keine verständigere und würdigere Antwort auf jene unsagbaren Beschimpfungen. Und wenn man den Inhalt dieses Buchs heute in deutscher Sprache läse, würde man ihn in vielen Stücken über alle Erwartung modern finden, viel moderner als die Deklamationen der humanistischen Oratoren und Poeten. Kein Wunder: steht uns doch auch Aristoteles, der Moralphilosoph, sehr viel näher, als Cicero, der Moralredner. — Übrigens will ich doch noch dies hinzufügen: ich zweifle natürlich nicht im mindesten daran, daß in den Bursen und hin und wieder wohl auch auf den Kathedern unter dem Namen

Drittes Kapitel.

Der Humanismus und sein Bildungsideal.

Das Zeitalter, in dem das deutsche Volk von den Ideen des Humanismus lebhaft bewegt wurde, liegt zwischen den Jahren 1450 und 1520. Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts ist die Zeit seines allmählichen Eindringens, in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts gewinnt er in den gebildeten Kreisen die Herrschaft. Seit dem Anfang der zwanziger Jahre entzieht ihm der Ausbruch der großen kirchlichen Bewegung rasch die Teilnahme.

Das 15. Jahrhundert ist eine Zeit gewaltig vorwärts drängender Entwickelung. Die Ausbildung des internationalen Verkehrs führte zu raschem Wachstum des städtischen Lebens; mit der Fülle neuen Reichtums und der Zunahme materieller Kulturgüter aller Art entstanden verfeinerte Bedürfnisse und gesteigerte Bildungsbestrebungen; schnelle Erweiterung des Gesichtskreises durch intensive Berührung mit der östlichen, bald auch einer neuen westlichen Welt, beschleunigte den Gedankenumlauf; die Erfindung des Buchdrucks wurde notwendig, um den gesteigerten Ansprüchen breiterer Bevölkerungskreise auf Teilnahme am geistigen Leben durch Zuführung von Bildungsmitteln zu genügen. Der gesteigerten Thätigkeit entspricht das gesteigerte Selbstbewußtsein der Zeit. Die Menschen des ausgehenden 15. Jahrhunderts fühlen sich nicht, wie es im früheren Mittelalter der Fall war, als Epigonen einer großen Vergangenheit, der Zeit der großen Heiligen und Väter der Kirche, sondern als Bahnbrecher einer neuen Weltepoche. Alle Stände, die Fürsten, die Ritter, die Bürger, selbst die Bauern sind von der mächtigen Bewegung ergriffen; der Wille zur Macht, mit modernem Schlagwort, regt sich in allen, als Wille zur Freiheit bei den Unteren, als Wille zur Herrschaft bei den Oberen. Die alten Christentugenden, Demut, Entsagung, Gehorsam, Glaube, Pietät, verlieren in den Augen des neuen Geschlechts ihren alten Glanz. Ungebundenes Genießen und freies Denken, stolzer Sinn und trotzige Unabhängigkeit, die keinen Herrn duldet, Kühnheit und Kraft, die nach der Macht zu greifen

von Latein wirklich ein greulicher, barbarischer Schuljargon gesprochen worden ist. Das wird überall unvermeidlich sein, wo eine fremde Sprache Lehrern und Schülern als Unterrichts- und Umgangssprache aufgenötigt wird. Auch im 16. und 18. Jahrhundert würde man manch wunderliches Latein in der Schule und wohl auch in der Universität zu hören Gelegenheit gehabt haben.

wagt, das sind die Bilder des Vollkommenen, wie sie den vorgeschrittensten Geistern der neuen Zeit vorschweben.

Es wird eine Zeit harter Kämpfe sein, in der solche Ideen die Gemüter bewegen. Der Kampf um den Reichtum und die Herrschaft dieser Welt wird zwischen den Fürsten und Völkern entbrennen; und innerhalb der Völker wird der Freiheitsdrang der Massen und das Machtverlangen der oberen Stände, wird das freie Denken und der gesteigerte Geltungsanspruch der Autoritäten aufeinander stoßen. Das ganze 16. Jahrhundert ist erfüllt mit solchen Kämpfen, Erhebungen der Bauern gegen die Obrigkeit, der Ritter gegen die Fürsten, der Fürsten gegen den Kaiser, der Laien gegen den Klerus, der Kleriker gegen das Kirchenregiment. In allen hat schließlich, um das gleich zu bemerken, zunächst die Macht über die Freiheit gesiegt, nur daß dem Kaiser das Reich aus der Hand glitt und das Gebiet der päpstlichen Herrschaft um die Hälfte verkürzt wurde; dafür befestigte sie sich in der anderen Hälfte mit einem bisher unerhörten Absolutismus, und ebenso wurde in den abgefallenen Gebieten der Absolutismus des landesherrlichen Regiments in weltlichen und geistlichen Dingen errichtet.

Es ist begreiflich, daß eine solche Zeit im Evangelium nicht den Ausdruck ihrer Lebensstimmung finden kann; das Dulden und Dienen, das untenan sitzen und gering von sich denken, die Verachtung der Welt und ihrer Lust und das Streben nach dem, was droben ist, das alles ist gar nicht nach ihrem Sinn. Vielmehr sagt ihr zu, was die Philosophen und Redner, die Historiker und Dichter der alten Römer und Griechen rühmen: der Hochsinn und das groß von sich denken, der Bürgerstolz, der sich die Freiheit im Kampf erhält, die Herrscherkraft, die Widerstrebende niederwirft, auch die Kraft des Denkens, die die Wirklichkeit bewältigt, die Bildung und der freie Lebensgenuß, der sich alle Dinge dienstbar zu machen weiß: das ist der Würde des Menschen gemäß, das ist der Inhalt wahrhaft menschlichen Lebens. In diesem „Humanismus", in der Richtung auf das irdische Leben und seine Güter, im Gegensatz zu dem altchristlichen Supranaturalismus, begegnet sich die Lebensstimmung der angehenden Neuzeit mit dem klassischen, d. h. dem heidnischen Altertum.

Große Wandlungen im Völkerleben pflegen sich in Umstimmungen der ästhetischen Empfindungsweise anzukündigen. So sehen wir es im 18. Jahrhundert, Rousseau geht der Revolution vorher. Ebenso kündigt sich der große Umschwung, womit die Neuzeit anhebt, mit einer Umwälzung in der Kunst und Litteratur an; die Renaissancekunst verdrängt die Gotik, die humanistische Poesie die scholastische Philosophie.

Ein Versuch die neue Litteratur zu charakterisieren, wird etwa auf folgende Punkte führen. Der zuerst in die Augen fallende Zug, durch den sie sich von der vorausgehenden Litteratur unterscheidet, ist die Richtung auf die Darstellung des eigenen Selbst. Das gesteigerte Selbstgefühl drängt den Schriftsteller von sich zu reden; seine persönlichen Erlebnisse und Gefühle erscheinen ihm wichtig genug, die öffentliche Aufmerksamkeit dafür in Anspruch zu nehmen. Damit hängt zusammen, daß die Form, der Stil, eine Wichtigkeit erhält, die er bisher nicht hatte. Wer nicht an sich, sondern an die Sache denkt, dem kommt es weniger auf das Wie, als auf das Was des Gesagten an. Wer sich zeigen will, dem wird die Form wichtig, er will nicht so sehr auf den Verstand, als auf die Phantasie wirken, er will nicht so sehr Zustimmung in der Sache, als Beifall für seine Person gewinnen. In der Universitätslitteratur des Mittelalters begegnet uns vielfach vollständige Gleichgültigkeit gegen die stilistische Form, nur die logische gilt. In manchen Erzeugnissen der humanistischen Litteratur haben wir den komplementären Gegensatz: der Stil ist alles, Inhalt und Logik sind gleichgültig, an dem Gegenstand liegt gar nichts, er ist nur der Ständer, woran der elegante Anzug zur Schau gestellt wird.

Ein anderer hervorstechender Zug der neuen Litteratur ist die Abwendung von dem Heimischen und Volkstümlichen. Er hängt auch mit dem gesteigerten Selbstgefühl zusammen. Der Einzelne will etwas Besonderes, Apartes sein; es ist distinguiert, anders zu denken und zu reden als die Masse; in den allgemeinen Formen und Gedanken sich bewegen ist vulgär. Dieses Streben nach Distinktion, das bei jedem Modewechsel, auch dem litterarischen und ästhetischen, wesentlich mitwirkt, erhält bei den Humanisten nun seinen eigentümlichen Charakter dadurch, daß sie die Denk- und Ausdrucksweise einer fremden Kulturwelt sich aneignen und als allermodernste zur Schau tragen. Indem man den inneren und soweit es gehen will auch den äußeren Menschen und seine Umgebung antik drapiert, kommt es zur Aufführung einer Art großen, welthistorischen Maskenspiels. Man geriert sich wie ein antiker Redner, Philosoph, Dichter, man phantasiert sich in die Rolle hinein, man spricht seine Umgebung auf die angenommene oder untergelegte Rolle hin an, die Kaiser als Cäsaren, die biederen Ratsherren deutscher Städte als römische Senatoren, die Kollegen in der Poesie und Eloquenz als weltberühmte und die Ewigkeit in der Tasche tragende Cicerone und Virgile. Die litterarischen Gesellschaften, die überall aus der Erde schießen, gehören wesentlich mit zum Apparat dieser Maskerade. Freilich, allzu oft widerspricht die Wirklichkeit dieser Traumwelt; um so erhitzter wird die Beredsamkeit, um durch

superlativische Ausdrücke die Wahrheit der Empfindung und den Glauben zu ersetzen. Die Beredsamkeit liebt den Superlativ, vor allem die römische; so viel ist er nie gebraucht und mißbraucht worden, als von den Oratoren und Poeten des Humanismus. Ob sie Bewunderung oder Abscheu und Entrüstung ausdrücken, und eins von beiden fließt immer aus ihrer Feder, ob sie Erasmus und Reuchlin preisen, oder einen altmodischen Gelehrten, der nicht mitthun will oder kann, schmähen, immer geschieht es in Ausdrücken des bis zur Siedehitze gesteigerten rhetorischen Pathos.

Hiermit hängt ein weiterer Zug in der Physiognomie des Humanismus zusammen: Schauspielerei und Rhetorik sind mit Unwahrheit nahe verwandt; ein Zug von Unwahrhaftigkeit geht durch die humanistische Litteratur. Zunächst unwillkürlich aus dem Schauspielerwesen hervorwachsend, steigert er sich nicht selten zur bewußten Lüge, zur gewollten Fertigkeit, die Dinge nicht zu sehen, wie sie sind. Erst als die Reformation hereinbricht und der großen Maskerade ein Ende macht, schwindet dieser Zug; die Menschen beginnen die Dinge wieder ernsthaft und eigentlich zu nehmen.

Endlich hängt noch ein Zug hiermit zusammen: der Mangel an Humor. Der Humor gedeiht nur auf dem Grunde volkstümlicher Empfindung, das Mittelalter ist voll davon, seine Religion, seine Rechte, seine Dichtung, seine Schwänke; man getraut sich das Ehrwürdige und Ernste einmal von der lächerlichen Seite zu nehmen, weil man seines wesentlichen Verhältnisses zu ihm gewiß ist; der „Schimpf“ kränkt nicht; was seiner selbst sicher ist, ist nicht empfindlich gegen die Scherzrede. Der humanistischen Litteratur ist der Humor ganz fremd. Witz und Stachelrede ist ihr geläufig, aber das fröhliche Lachen des Humors ist ihr fremd. Sie ist pathetisch-rhetorisch. Aus dem Gefühl der eigenen Erhabenheit blickt sie von oben herab auf die Masse und ihre Thorheit; deklamatorische Moralpredigt, epideiktische Ausstaffierung eines theatralisch-heroischen Tugendideals, pomphafte Lobpreisung der Gönner und Freunde als Helden und Weise, oder andererseits boshafte Invektive und Satire, frivoler und spöttischer Witz auf Kosten persönlicher oder litterarischer Gegner, das alles sind Formen humanistischer Eloquenz. Aber die Töne des Humors fehlen ganz. Man lacht über alle Dinge, über göttliche und menschliche, nur über eines vermag man nicht zu lachen: über sich selbst.

Das Prototyp der humanistischen Bildung ist Petrarcha. Sein Bild hat G. Voigt in der Geschichte der Wiederbelebung des Altertums mit Meisterhand gezeichnet. Der Wohllaut und Rhythmus der klassischen Sprache, Ciceros Perioden und Virgils Verse hatten Petrarchas Herz

zuerst den Alten gewonnen. Er verließ die barbarische Jurisprudenz, um ganz mit und in jenen zu leben. Eine unbedingte Verachtung derer, „mit denen ein ungünstiger Stern zu leben ihm beschieden“, war die Kehrseite seiner unbedingten Verehrung der Heroen des Altertums. Vor allem verachtete er, was seine Zeitgenossen ihre Wissenschaft und Philosophie nannten: die Theologie, die Philosophie, die Jurisprudenz, die Medizin, die Astrologie. Ganz nichtig und inhaltlos erschienen ihm diese Dinge und unwürdig der Teilnahme eines Mannes, der zu höherem Leben geboren sei; für Knaben und Sophisten mögen die Schulwissenschaften taugen, jenen zur Übung, diesen zum Nahrungserwerb und Hochmut. Und was ist denn des Strebens eines Mannes würdig? Petrarcha antwortet: die Weisheit und die Tugend und dazu als drittes die Beredsamkeit, durch welche die Weisheit sich darstellt und zur Tugend führt. Cicero und Plato besaßen sie, nicht Aristoteles, wenigstens nicht die Beredsamkeit, wenn anders die Übersetzungen (Petrarcha verstand nicht Griechisch) nicht ganz irre führen.

Eines von diesen drei Dingen hat Petrarcha ohne Zweifel erlangt: die Beredsamkeit. Von der Weisheit und Tugend verstand er zum Entzücken zu reden, aber sie blieben in seiner Rede, in sein Leben wollten sie, so begehrenswert sie ihm erschienen, nicht kommen. Er pries die Einsamkeit, er schrieb über die Verachtung der Welt, er wußte das einfache Leben unter friedlichen Landleuten, ohne Begierden, ohne Furcht, ohne Täuschungen, die Ruhe und Freiheit eines sich selber genügenden Lebens mit der Natur und den befreundeten Büchern, zu schildern und zu preisen, wie niemand, seitdem die Sprache Virgils und Horazens verstummt. Und er lebte an dem Hof von Avignon, stets bedacht, durch alle geeigneten Mittel seine reichen Pfründen zu mehren; er diente dann dem Visconti in Mailand als Schaustück und Prunkredner. Er schalt, wie ein Moralprediger und Prophet, die Kleriker um ihrer Üppigkeit und Unenthaltsamkeit willen; er selbst war Priester und hatte Konkubinen und Kinder, für die er aufs neue auf die Pfründenjagd ging. Er schalt den Wissenshochmut der Philosophen, und stellte ihm die sokratische Weisheit des Nichtwissens gegenüber; aber es erging ihm wie dem Diogenes: durch die Löcher seines Philosophenmantels blickt überall die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit.

Petrarcha ist ein durch und durch epideiktischer Mann. Von sich selber, seinen Empfindungen und Stimmungen, seinen Neigungen und Abneigungen, seinen inneren und äußeren Kämpfen zu reden ist ihm unwiderstehliches Bedürfnis. Die mittelalterlichen Philosophen sind von der Sache beherrscht, ihr Denken und Argumentieren ist ein unpersönliches; es ist fast zufällig, daß wir ihre Namen wissen. Bei

Petrarcha ist die Sache der Persönlichkeit untergeordnet; sie ist oft nur Vorwand von sich zu reden und reden zu machen. Nirgends vielleicht tritt dies deutlicher hervor als in seiner Beteiligung an der Politik. Er hatte sich eine historische Dichtung von einer heroischen römischen Republik zurechtgemacht. Ihre Wiederherstellung war sein luftiges Ideal, Cola Rienzi sein Held. Als dieser gefallen war, rührte er nicht einen Finger für ihn und seine Sache; daß Worte zu Thaten verpflichten, war ein ihm völlig fremder Gedanke. Er suchte sich einen neuen Helden, an den er die Erzeugnisse seiner republikanischen Beredsamkeit adressierte; er fand Kaiser Karl IV. dazu geeignet; der nahm die Reden für das, was sie waren: Worte. Die hochfliegenden Träume, sagt Voigt, waren mehr das Produkt seiner Feder als seines Herzens.[1]

Dem Bilde des Erzvaters des Humanismus, wie Petrarcha bei Voigt einmal genannt wird, gleichen die Nachkommen. Auch sie reden viel von Weisheit und Tugend, auch sie verachten die Wissenschaft der Fakultäten als nichtsnutziges Schulgeschwätz. Sie lieben es, den Zeitgenossen, besonders dem Klerus, die Sünden vorzuhalten, die sie selbst reichlich und täglich begehen; Hutten stellt die Unzuchtsünden der Leipziger und Kölner Magister an den Pranger, sein Freund Eobanus schreibt gegen die Trunksucht. In ihren Schriften tragen sie gern den Philosophenmantel, sie deklamieren gegen Üppigkeit und Eitelkeit, gegen Luxus und Wohlleben, das Leben findet sie an den Höfen der Fürsten und Prälaten, wo sie durch litterarische Dienste und Adulationspoesie ihr Brot verdienen. In der That, sie können an keinem andern Ort leben; es ist der einzige, der zur Ausübung ihrer Kunst Gelegenheit giebt. Ihre Kunst aber ist Poesie und Eloquenz: sie können, so werden sie nicht müde zu versichern, durch ihre Poesie und Eloquenz Ruhm und Unsterblichkeit verschaffen, wem sie wohlwollen, oder Übelgesinnte in Schmach und Schande verstoßen. Die Italiener sind das Vorbild, und hier hat die Sache, begünstigt durch das Naturell des

[1] Als Cola Rienzi, der klassische Tribun, die römischen Nobili als Feinde der römischen Freiheit auszurotten begann, ermunterte ihn Petrarcha durch seinen Zuruf in diesem Werk fortzufahren. Gleichzeitig schrieb er an einen dieser Nobili, den Kardinal Colonna: „Wenn das Haus auch einige Säulen verloren hat, was schadet es? Bleibt doch mit Dir eine feste Grundlage; Julius Caesar war allein und genug“. Villari, Macchiavelli, I, 82. Der Verfasser, fügt Villari hinzu, bemerkte diesen Widerspruch kaum, seine Schriften waren litterarische Übungsstücke. War der Gegenstand gegeben, so lief die Feder hurtig dahin in den Spuren Ciceros, eifrig bedacht auf die harmonische Kadenz der Perioden.

Volkes und durch die öffentlichen Verhältnisse einen großen Zug.[1] Die deutsche Imitation ist meist langweilig und oft wird sie plump; es fehlt dem deutschen Poeten die scharfe Zunge des Italieners, es fehlt dem Lob- wie dem Schmähgedicht an einem aufhorchenden Volk, es fehlt ihm endlich an jenen gewaltigen Persönlichkeiten, wie die italienischen Höfe und die römische Kurie sie boten. Der ehrsame Rat einer deutschen Stadt, ein hausbackener, vierschrötiger Fürst oder Bischof, der sich auf einen guten Trunk sehr viel besser als auf lateinische Verse verstand, sie sind wirklich ein undankbares Objekt für humanistische Eloquenz und Poesie. Um so plumper und härter tritt denn die Absicht zu Tage.

Es ist selbstverständlich, daß diese Richtung nicht auf der individuellen Neigung der Einzelnen beruht, die uns als litterarische Träger des Humanismus bekannt sind. Die ganze humanistische Litteratur war natürlich nicht möglich, wenn sie nicht einem Bedürfnis der Zeit entgegenkam; die Litteraten schufen nicht das Bedürfnis, sondern sie empfanden es nur zuerst und halfen es in den andern durch das Angebot der Befriedigung wecken. Eine leidenschaftliche Freude an der epideiktischen Rede wurde damals in der Gesellschaft allgemein. „Lateinische Reden", sagt Villari (Macchiavelli I, 103), „waren damals so sehr in Mode, daß man sie bei Friedensschlüssen, Gesandtschaften und allen öffentlichen und privaten Feierlichkeiten niemals entbehren wollte. Jeder Hof, jede Regierung, bisweilen auch die reichen Familien, hatten ihren offiziellen Redner. Und wie man heute selten ein Fest ohne Musik begeht, so war damals eine lateinische Rede in Poesie oder Prosa die beste Unterhaltung einer gebildeten Gesellschaft. Viele davon sind gedruckt worden, aber es ist nur der kleine Teil. Die italienischen Bibliotheken enthalten noch Hunderte unedierter. Und doch finden sich in all diesem Überfluß niemals Beispiele wirklicher Beredsamkeit, mit Ausnahme einiger Reden Pius' II., welcher nicht nur um der Übung willen sprach." — Bei einer Fürstenversammlung zu Wien im Jahre 1515 wurden an 22 anwesende Fürstlichkeiten von 17 Mitgliedern der Universität 22 lateinische Begrüßungsreden gehalten (Aschbach, Wiener Humanisten, 136).

Es ist das lange aufgestaute Bedürfnis, das sich in dem Strome dieser neulateinischen Beredsamkeit Luft macht. Im Mittelalter hatte man das Schweigen und die Betrachtung empfohlen, das Reden stand nicht in großer Schätzung. Der h. Benedict hatte im vierten Kapitel

[1] Man sehe in Burckhardts Kultur der Renaissance den zweiten Abschnitt des ersten Buchs.

der Regel den Brüdern unter den Werkzeugen der guten Werke auch diese genannt: vieles reden nicht lieben, und eitle Worte oder die zum lachen sind, nicht reden. In diesem Sinne hatte er angeordnet, daß über Tisch vorgelesen werde, damit kein Raum zu müßiger Unterhaltung bleibe, und daß nach dem Kompletorium niemand mehr ein Wort rede, bei schwerer Züchtigung. Die Statuten der deutschen Universitäten schrieben das Lesen über Tisch in den Kollegien und Bursen in derselben Absicht vor. Die persönliche Mitteilung sollte zurückgedrängt, die Aufmerksamkeit auf den großen und wichtigen Gemeinschaftsbesitz in Wissenschaft und Glauben konzentriert werden. Im Humanismus erfolgt die Reaktion. Die persönliche Mitteilung und Aufzeigung wird zu einer ungemein wichtigen Angelegenheit, die Entwickelung des Briefschreibens in dieser Zeit ist ein Zeugnis dafür. Auch das Nichtpersönliche versucht man auf individuelle Weise zu sagen; die Form ist es, die der Einzelne hinzuthut: darum wird sie so unermeßlich wichtig. —

Über die litterarischen Erzeugnisse des deutschen Humanismus im Zusammenhang zu handeln, bleibt der Litteraturgeschichte überlassen; ich verweise auf die älteren Werke von Erhard und Hagen, ferner auf Geigers Geschichte der Renaissance, Bursians Geschichte der Philologie, Goedekes Grundriß der deutschen Litteratur. Ich versuche nur eine allgemeine Charakteristik.

Man kann die humanistischen Litteraturprodukte in zwei Gruppen teilen: 1) Werke der Redekunst, 2) Anleitungen und Hilfsmittel zu ihrer Hervorbringung.

Zu der ersten Art gehören vor allem die Prunkreden; sie sind, wie gesagt, in diesem Zeitalter bei allen öffentlichen Feierlichkeiten unerläßlich: bei der Einholung und Begrüßung hoher Personen, beim Empfang von Gesandtschaften, beim Übernehmen des Rektorats, beim Antritt eines Lehramts, bei einer Promotion, überall sind Reden erforderlich, die das Ereignis und die Personen verherrlichen. Ebenfalls gehören hierher politische Deklamationen und Exhortationen, moralisierende Ansprachen, Reden *de formando studio* u. s. w. Auch historisch-patriotische Darstellungen mit epideiktischer Tendenz mag man hierher rechnen. Endlich sind auch die Briefe zum Teil rhetorische Schaustücke, von vornherein für den Druck geschrieben. Die Bedeutung dieser Werke der Redekunst ist überall in erster Linie die Selbstdarstellung des Redners, er zeigt seine Kunst, seinen Geschmack, sein Wissen. Dazu kommt meist ein besonderer Zweck; er will sich an einflußreicher Stelle empfehlen, für sich Stimmung machen, um irgend eine Absicht zu erreichen, ein Amt, eine Pfründe, ein Geschenk oder auch bloß ein

Gegenlob. Der Gegenstand der Rede hat eigentlich bloß die Bedeutung, den Sammelplatz für die eleganten Wendungen und guten Einfälle zu bieten. So wird die Beredsamkeit der italienischen Humanisten von Burckhardt (I, 272ff.) charakterisiert: „Viele benutzten den Anlaß nur, um neben einigen Schmeicheleien für vornehme Zuhörer eine wüste Masse von Worten und Sachen aus dem Altertum vorzubringen. — — Filelfo's meiste Orationen sind ein abscheuliches Durcheinander von klassischen und biblischen Citaten, aufgereiht an einer Schnur von Gemeinplätzen; dazwischen werden die Persönlichkeiten der zu rühmenden Großen nach irgend einem Schema, z. B. der Kardinaltugenden, gepriesen, und nur mit großer Mühe entdeckt man bei ihm und anderen die wenigen zeitgeschichtlichen Elemente von Wert, die wirklich darin sind.“ Von den Briefen heißt es: der Zweck des Briefschreibens ist selten die persönliche Mitteilung, „man betrachtete es vielmehr als eine litterarische Arbeit und betrieb es, teils um seine Bildung zu erweisen, teils um bei den Adressaten Ruhm zu erwerben. Zuerst vertrat der Brief die Stelle der gelehrten Abhandlung, — — später wurden die Briefe zu Sammelplätzen eleganter Wendungen, durch welche man die Untergebenen zu erheben oder zu demütigen, Kollegen zu beweihräuchern oder anzufeinden, Höherstehende zu preisen oder anzubetteln versuchte.“[1]

Die zweite Form der Eloquenz ist die Poesie, sie ist Beredsamkeit in metrischer Form. Auch sie dient Absichten und Zwecken; der ostensible Zweck ist, zum moralischen Leben zu ermuntern, indem sie die Tugend preist und das Laster in seiner Abscheulichkeit darstellt; der wirkliche Zweck ist auch hier, wie bei der Rede in Prosa, die Selbstdarstellung des Dichters, vielfach auch die Förderung persönlicher Absichten. Wie die Eloquenz, so gilt auch die Poesie für eine erlernbare Kunst; und das bleibt die Voraussetzung des humanistischen Schulbetriebs, wie es bis ins 18. Jahrhundert dauert: durch fleißiges Lernen, Sammeln und Üben kann jedermann ein Dichter werden.

Was die Erzeugnisse dieser Technik anlangt, so giebt es Poesien in allen Formen und Metren, lyrische, didaktische, beschreibende, erzählende, epische, dramatische. Eine hervorragende Stelle nimmt das Lobgedicht ein; man macht Lobgedichte auf Fürsten, geistliche Herren, Gelehrte, Frauen, auf Städte und Universitäten, auf Kriegsthaten und litterarische Erzeugnisse; wie kein Buch in die Welt geht ohne Widmung, so auch keines ohne einige von Freunden beigesteuerte Verse,

[1] Vgl. auch die vortreffliche Charakteristik der humanistischen Litteratur bei Voigt II, 363ff.

die an der Spitze den Verfasser und sein Werk preisen. Das Gegenstück zum Lobgedicht ist die Satire und das boshafte Epigramm; es ist dies die Gattung, in der die humanistische Poesie wohl ihre wirksamsten und dauerndsten Erzeugnisse hervorgebracht hat. Mehr der Schulübung gehören die beschreibenden und erzählenden Dichtungen an, besonders ist die poetische Reisebeschreibung beliebt. Vielfach werden auch religiöse Stoffe bearbeitet, in lyrischer, epischer und dramatischer Form. Die dramatische Dichtung gewinnt großen Umfang, seitdem die Schüleraufführungen in Aufnahme kommen; es wird zur Anstandspflicht des Lehrers, selber das Stück für die Aufführung zu machen; der Stoff wird aus dem Altertum oder aus der biblischen Geschichte entnommen; die Form ist in den römischen Vorbildern gegeben, der Inhalt ist meist moralisierende Rhetorik.

Um doch einige Namen zu nennen, so ragt unter der älteren Generation der humanistischen Poeten Deutschlands viel bewundert hervor Conrad Celtis, Verfasser von Oden, Elegien und Epigrammen. Unter den jüngeren wird hochgepriesen Eobanus Hessus, dessen leichte und glückliche Versifikation Erasmus nicht genug zu rühmen vermag. Seine christlichen Heroiden, in welchen er die Heiligen mitsamt der Jungfrau und Gott Vater und Sohn selbst sich in poetischen Briefen unterhalten läßt, trugen ihm den Namen des christlichen Ovid ein, wie Celtis mit dem Namen des deutschen Horaz geehrt wurde. Später wurde Eobanus der Schuldichter des Protestantismus, seine poetischen Übersetzungen der Psalmen wurden in den Schulen gebraucht. Sein Landsmann Euricius Cordus erlangte durch Epigramme einen Namen. Hermannus Buschius war fruchtbar in Lobgedichten auf Personen und Städte, die übrigens auch dem Eobanus gelangen. Ulrich v. Hutten, wie alle bisher genannten aus dem fränkisch-hessischen Gebiet stammend, wurde durch Neigung und Talent zur Satire und Invektive geführt; in ihm war Kraft und Energie mit bedeutender Fähigkeit der Gestaltung verbunden. Im Drama versuchten sich J. Reuchlin und Jac. Locher, doch blieb dasselbe wesentlich innerhalb der Schulübung. Eine glückliche Gabe im Versemachen hatte auch Jac. Micyllus, er hat sie besonders in beschreibenden Gedichten geübt. Unter der letzten Generation der Humanisten hatten als Dichter einen Namen G. Sabinus, ein strebsamer Hofpoet, und der fruchtbarste von allen Nicodemus Frischlin, der Dramen und Epen in großer Zahl gedichtet hat.

Diese ganz umfangreiche neulateinische Litteratur in Gedichten, Reden und epideiktischen Darstellungen ist so gut wie ganz untergegangen. Der im Bewußtsein des Volkes lebenden Litteratur gehört

von all den bewunderten und gepriesenen Poeten, die sich und ihre Gönner des ewigen Nachruhms zu versichern nicht müde werden, keiner mehr an, es sei denn HUTTEN und die anonyme Satire der Dunkelmännerbriefe. Der Rest führt in den Litteraturgeschichten ein ungewisses Schattendasein. Woher kommt es, daß die Lebenskraft dieser Poesien so gering war? Zunächst offenbar darum, daß sie ihre Wurzeln nicht im Volksleben hatten. In fremder Sprache geschrieben, sind sie von vornherein verurteilt, innerhalb des Schulkreises zu bleiben; aus einer Welt fremder Gedanken und Anschauungen stammend, welken sie wie ein exotisches Gewächs, das in dem neuen Klima und der fremden Erde nicht gedeihen kann. Dazu kommt aber ein Weiteres. Diese Poesie ist keine wirkliche Dichtung, sie ist nicht Natur-, sondern Kunstprodukt, sie kommt nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Kopf; nicht der Drang zur Offenbarung des innerlich Erlebten und Geschauten, sondern das Verlangen, seine Virtuosität zu zeigen, und allerlei zufällige Absichten treiben zu ihrer Hervorbringung. Dauerndes Leben hat aber allein die Dichtung, die frei und absichtslos aus dem inneren Erleben hervorbricht.

Von größerer Dauer und Bedeutung sind die Arbeiten der zweiten Art, die Hilfsmittel der Eloquenz, obwohl sie von jener Zeit eigentlich nur als Mittel zum Zweck, nämlich der Hervorbringung von eigenen poetischen und oratorischen Produkten angesehen wurden. Das meiste, was an wissenschaftlichen Leistungen aus der Werkstätte des Humanismus hervorgegangen ist, gehört hierher. In erster Linie stehen die Ausgaben, Kommentare, Übersetzungen der griechischen und römischen Klassiker. Erst durch diese Arbeit ist das Altertum und auch die christliche Entwickelung geschichtlich bekannt, erst damit ist überhaupt ein wirkliches geschichtliches Bewußtsein der Menschheit von ihrem eigenen Leben möglich geworden. Fast alle Humanisten haben Anteil hieran, allen voran DESIDERIUS ERASMUS; das lange Verzeichnis der von ihm besorgten Ausgaben heiliger und profaner Schriftsteller findet man bei ERHARD II, 615ff. Unter den jüngeren Humanisten haben MELANCHTHON, CAMERARIUS, WOLF u. a. durch Ausgaben und Erklärungen namentlich auch griechischer Schriftsteller sich Verdienste erworben. Unter den Übersetzern griechischer Autoren ins Lateinische mögen noch W. PIRCKHEIMER und EOBANUS genannt werden.

Eine zweite Gattung von Arbeiten, woran fast alle Humanisten sich beteiligten, sind die Anleitungen zur Erzeugung von Werken der Eloquenz: Lehrbücher der Rhetorik, Poetik, Epistolographie. CELTIS, AESTICAMPIANUS, HUTTEN, ERASMUS, WIMPHELING, BEBEL, MURMELLIUS u. a. sind Verfasser derartiger Schriften. — Grammatische

Lehrbücher und Monographien haben BEBEL und seine Schüler BRASSICANUS und HEINRICHMANN, BUSCHIUS, CAESARIUS, KEMNER, CORVINUS, MELANCHTHON u. a. in großer Zahl geschrieben. Lehrbücher der Stilistik sind, nach dem Vorgang der *Elegantiae* des VALLA, von ERASMUS, WIMPHELING, BEBEL, MURMELLIUS u. a. bearbeitet worden, auch in der Form von Antibarbaris. Ebenfalls für den Schulgebrauch sind die zahlreichen Gesprächbüchlein bestimmt, unter denen des ERASMUS *Colloquia* weitaus die größte Bedeutung und auch Verbreitung hatten; viel benutzt wurden auch die kleinen Sammlungen des MOSELLANUS und MURMELLIUS. Endlich gehören hierher die Sammlungen von Materialien für Werke der Eloquenz, als da sind Sprichwörter, Sentenzen, Anekdoten u. s. f. Auch hier hat der unermüdliche ERASMUS weitaus das bedeutendste geleistet: seine große Sammlung von griechischen und römischen Sprichwörtern ist in der That eine erstaunliche Leistung und eine unerschöpfliche Fundgrube für den, der nach der römischen und griechischen Eloquenz strebt. BEBELS Facetien repräsentieren in der Litteratur des deutschen Humanismus die in Italien sehr beliebte Gattung von Erzählungen und Anekdoten, welche miteinander feine Latinität und elegante Obscönität lehrten und so zum guten Gesellschafter bildeten.

Als ein fernerer neuer Litteraturzweig, der für uns besonderes Interesse hat, entstand in diesem Zeitalter die Gymnasialpädagogik. Es erschien eine überaus große Menge von Schriften, die sich als Ratgeber in Sachen der Reform der gelehrten Bildung anboten, eine Erscheinung, die als Symptom jede große Wandlung im Kulturleben der modernen Völker begleitet: die zahllosen Schriften unserer Tage zur Gymnasialreform entsprechen den Traktaten, Reden, Briefen des 16. Jahrhunderts *de formando studio*. Das Thema aller dieser Schriften ist: daß der Mangel an Eloquenz Schuld sei an allen Übeln in der Bildung und den Sitten des Klerus, über welche auf allen Konzilien und Reichstagen geklagt werde; mit der Eloquenz würden auch Weisheit und Tugend, die mit jener unzertrennlich verbunden seien, ihren Einzug halten.

Auch hierin waren die Italiener vorangegangen. An den kleinen oberitalienischen Höfen ist die humanistische Pädagogik, mit der Praxis die Theorie, zuerst ausgebildet worden; an den Söhnen der dortigen Dynasten und reichen Familien sind ihre Grundsätze zuerst versucht worden. Ich kann auf die Schriften und das Verfahren der VERGERIUS, VEGIUS, VICTORINUS, GUARINUS, die alle in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebten und wirkten, nicht weiter eingehen.[1] Gemeinsame Züge

[1] Man sehe SCHMID, Gesch. der Erziehung II, 2, 14ff.; oder die Artikel in SCHMIDS Encyklopädie.

sind, daß ihnen allen als die erste Aufgabe des Unterrichts erscheint, durch das Lesen und Nachahmen der Alten die Fähigkeit der Rede zu entwickeln; hinsichtlich der Zucht sind sie darin einverstanden, daß sie von Strenge und Schlägen abmahnen, dagegen den Ehrtrieb und die Begierde sich auszuzeichnen zu pflegen und benutzen raten; wozu denn die Wertschätzung körperlicher Übungen und höfischer Sitte kommt. Man sieht, wie bestimmt der Gegensatz gegen das Mittelalter hervortritt, welches Schweigen und Demut und Abtötung des Fleisches, wenn auch nicht überall übte, so doch als Grundsatz für die Erziehung festhielt. Allerdings handelte es sich für jene Italiener nicht um die Erziehung von Mönchen und Klerikern, sondern von Fürsten und Herren; aber daß die Bildung der letzteren nunmehr als Bildungsideal allgemein hingestellt wurde, ist eine höchst bemerkenswerte Thatsache.

Die pädagogischen Reformbestrebungen der deutschen Humanisten folgen im ganzen der Richtung der Italiener; sie beschäftigen sich aber wesentlich mit der Reform des gelehrten Unterrichts an Schulen und Universitäten, entsprechend der Stellung ihrer Träger, die durchweg Gelehrte und Professoren waren. Es gab in Deutschland noch keine Höfe, wie zu Ferrara, Mantua, Verona, welche sich humanistische Oratoren hielten und zu Erziehern ihrer Söhne machten; vielleicht wäre es dazu gekommen, wenn der Humanismus Zeit gehabt hätte, sich einzuleben.

Die Zahl der humanistischen Schriften über die Studienreform ist sehr beträchtlich. Es giebt wohl kaum einen unter den namhafteren Humanisten, der nicht Gelegenheit genommen hätte, sein Bildungsideal eines Gelehrten zu beschreiben und den Weg zu seiner Verwirklichung anzuzeigen. Besonders forderten akademische Reden bei Übernahme einer Professur oder des Rektorats dazu auf; es wird sich im Verlauf dieser Darstellung wiederholt Veranlassung finden, auf derartige Reden einzugehen. Hier begnüge ich mich die beiden bedeutendsten Namen zu nennen: Wimpheling und Erasmus.

J. Wimpheling (1450—1528), ein Geistlicher, der dem oberrheinischen Humanistenkreis angehörte, hat in mehreren Schriften Anleitung und Hilfsmittel für die Verbesserung des gelehrten Unterrichts gegeben.[1] Eine detaillierte Anleitung zur Behandlung des lateinischen Unterrichts wird in einem kleinen Büchlein gegeben, welches 1497 zum erstenmal gedruckt wurde: es führt den Titel *Isidoneus Germanicus* (aus

[1] Über ihn handelt P. v. Wiskowatoff, J. W., sein Leben und seine Schriften (1867). Ein Verzeichnis seiner Schriften mit Auszügen bei Erhard, I, 428ff. Die pädagogischen Schriften jetzt in deutscher Übersetzung von Jos. Freundgen, Paderborn 1892.

εἴσοδος und *νεος* gebildet; Wimpheling war des Griechischen unkundig, wie er Fol. XV bemerkt). Er geht zuerst den grammatischen Unterricht durch; er setzt die Benutzung des Doctrinale, die er billigt, voraus, fordert aber die wenigstens vorläufige Weglassung mancher genau bezeichneter Partien und vor allem die Beseitigung der durch allerlei spitzfindige Quästionen hin und wieder ins Maßlose angewachsenen Kommentare. So habe es sein verehrter Lehrer L. Dringenberg in der Schlettstädter Schule gemacht: das Nötige und Nützliche habe er daraus genommen, aber die ganzen durch die Industrie der Buchdrucker in die Welt gesetzten Glossen und Kommentare ruhig beiseite gelassen (Fol. VII). Nach einigen Bemerkungen aus der Stilistik und über schriftliche Übungen, geht er zu der sehr lebhaft ausgesprochenen Forderung über, daß man die Schüler zum Lesen der Poeten und Oratoren führen müsse, wofür er eine lange Reihe von Zeugen vom Apostel Paulus bis herab zum Papst Pius II. anführt. Die Barbarei der Deutschen, wodurch sie den Italienern zum Gespött seien, komme daher, daß sie, statt die Poeten und Oratoren zu lesen, bei den grammatischen Kommentaren hängen blieben; so geschehe es, daß einer nach 10- oder 15jährigem Studium auf die Frage: was er studiert habe? nichts zu antworten wisse als: die beiden *partes* (des Doctrinale). Zur Lektüre empfiehlt er unter den heidnischen Poeten Virgil, Lucan, Horaz, Terenz und Plautus, doch dringt er auf die Ausschließung alles Unzüchtigen, weshalb Ovid, Juvenal, Martial u. a. überhaupt der Jugend nicht in die Hände gegeben werden sollen; unter den „Oratoren“ (Prosaikern) nennt er Cicero (Episteln, *de amicitia, de senectute,* Officien, Tuskulanen), Sallust, Valerius Maximus, Seneca. Unter den christlichen Prosaikern empfiehlt er Ambrosius, Hieronymus, Lactantius, seinen Lieblingsschriftsteller Fr. Petrarcha, L. Aretinus, Philelphus; unter den Dichtern Prudentius und Sedulius, zwei römische Dichter des 4. und 5. Jahrhunderts, welche Materien aus der heiligen Geschichte und der Theologie poetisch bearbeitet haben, sowie den Karmelitergeneral Baptista Mantuanus (gest. 1516), den seine Zeit mit dem Namen eines zweiten Virgil schmückte. Wimpheling nimmt sich dieser christlichen Dichter gegen die heidnischen mit großer Entschiedenheit an; sie ständen diesen durchaus nicht nach; aus dem Mantuanus könne der Knabe nunmehr lernen, was er früher aus dem Virgil holen mußte. Er bedauert lebhaft, daß auf die Erklärung des Martial so viel Fleiß verwendet sei, auf die des Prudentius gar keiner. Es sei ihm unbegreiflich, wie es geschehen könne, daß unter den Italienern so bedeutende Gelehrte mehr Interesse für Fabeln als für wahre Geschichten, für das Heidentum als für das Christentum, für Namen und Thaten der Götter und

Göttinnen als Christi und der heiligen Jungfrau, für Unzucht und Wollust als für Heiligkeit und Barmherzigkeit hätten (Fol. XIII). Wimpheling erlebte es noch wegen dieser Zaghaftigkeit seines Humanismus von Jüngeren als überwundener Standpunkt behandelt zu werden.

Der Zweck der Lektüre ist ihm in erster Linie, die Sprache zu lernen, was aus der Grammatik nicht möglich sei: Formenlehre, Syntax, Prosodie, Phraseologie soll an den Schriftstellern eingeübt werden; in zweiter Linie soll der Schüler aus ihnen Weisheit und Tugend lernen. Von dieser doppelten Absicht wird das viel genannte und zu seiner Zeit viel gebrauchte Schulbuch beherrscht, welches Wimpheling dem Isidoneus folgen ließ: die Adolescentia, zuerst gedruckt im Jahre 1500. Man könnte es den Jugendfreunden späterer Zeit vergleichen. Es ist ein moralisches Lehrbuch in lateinischer Sprache, das in der kleineren ersten Hälfte Betrachtungen über die moralische Erziehung enthält, in der größeren zweiten ein *Florilegium* von Stellen aus älteren und neueren poetischen und prosaischen Schriftstellern über Eloquenz, Weisheit und Tugend, mit Proben der Interpretation oder Präparation. — Erwähnt mögen noch ein paar kleine Schulschriften Wimphelings werden: *Elegantiarum Medulla* (um 1493) und *Elegantiae majores* (um 1499), worin zum Schreiben eines reineren Lateins Anleitung gegeben wird; sowie *de arte poetica,* eine in Versen geschriebene Unterweisung in der Verskunst.

Wimpheling sieht in der Verbesserung des gelehrten Unterrichts das große Mittel der Reformation des Klerus. Die Unwissenheit und Barbarei erscheint ihm als die Hauptursache jenes von ihm überall bekämpften Krebsschadens der Kirche, des Konkubinats der Geistlichen. Weil sie weder heilige noch profane Schriften, so sagt er in der Dedikationsepistel zum Isidoneus, lesen oder doch nicht verstehen können, so fehlen ihnen die geistlichen Waffen wider den Müssiggang und die Lüste des Fleisches (vgl. Wiskowatoff S. 63, 126).

Steht Wimpheling noch mit einem Fuß im Mittelalter, so ist dagegen Erasmus der erste große Vertreter und Prediger der rein humanistischen Bildung in Deutschland. Auch er hat sowohl Reformprogramme als Lehrbücher für den verbesserten Unterricht geschrieben.

Seine allgemeinen Anschauungen über die Aufgabe der Erziehung, hat er in der Schrift *De pueris ad virtutem ac literas liberaliter instituendis idque protinus a nativitate* (1529) ausgeführt, sie ist mit den übrigen auf Erziehung und Unterricht bezüglichen Abhandlungen im ersten Bande der Leydener Ausgabe seiner Werke abgedruckt. Es sind die Grundsätze des Humanismus darin entwickelt; die ältere Praxis,

namentlich die mönchische Erziehung zur Demut mit Schlägen, wird mit humanistischer Rhetorik und allerlei Anekdoten der Verachtung und dem Hohngelächter preisgegeben. — Mehr auf den Unterricht geht eine frühere kleine Schrift: *De ratione studii* (1512 erschienen, Opp. I, 521—530). Dieselbe giebt auf wenigen Seiten die Summe der Gymnasialpädagogik des Erasmus, ja man kann sagen des deutschen Humanismus; weshalb ich ihren wesentlichen Inhalt in der Kürze mitteile. Man kann sie als das Programm ansehen, an dessen Verwirklichung das folgende Jahrhundert arbeitet.

Zwei Stücke, so beginnt sie, gehören zur Erkenntnis: die Sachen und die Wörter; früher ist die Erkenntnis der Wörter, wichtiger die der Sachen. Der Unterricht beginne demnach mit der Erlernung der Sprachen, und zwar beider, der lateinischen und der griechischen, denn so eng ist die Verwandtschaft beider, daß sie miteinander schneller erlernt werden, als jede einzeln, jedenfalls als Latein ohne Griechisch. Am besten fängt man die Erlernung mit dem lebendigen Sprechen an, lernen doch die Knaben die Muttersprache auf diese Weise in wenig Monaten. Das wird am leichtesten durch einen Hauslehrer geschehen, doch muß man auch in der Schule lateinisch reden, wobei man sie unter einander sich korrigieren lassen, auch mit kleinen Belohnungen und Bestrafungen nachhelfen kann. Zugleich giebt man einige ganz kurz gefaßte grammatische Regeln und schreitet zur Lektüre eines Autors, um zu den Regeln die Beispiele zu haben. Die Lektüre wird begleitet von Kompositionsübungen. Ist so einige Sprachfertigkeit erworben, dann mag man eine größere Grammatik nehmen; Erasmus empfiehlt für das Griechische in erster Linie Th. Gaza, für das Lateinisch N. Perottus. Doch bleibt die Hauptsache Lektüre und Kompositionsübung. Als empfehlenswerte Autoren, durch Reinheit der Rede und Interesse des Inhalts, werden genannt Lucian, Demosthenes, Herodot, und von den Poeten Aristophanes, Homer, Euripides, da Menander leider nicht erhalten sei. Unter den Lateinern sei der beste Sprachlehrer Terenz, dem man ein paar von Unzucht freie Komödien des Plautus hinzufügen möge. Virgil, Horaz, Cicero, Caesar, Sallust kommen hinzu. Die Erklärung des Lehrers gebe nur das zum Verständnis der Stelle nötige, schleppe nicht, wie gegenwärtig aus falscher Ambition geschehe, alle möglichen Sachen zusammen. Sie zeige den Zusammenhang des Sinnes und mache auf die Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Ausdrucks aufmerksam, ziehe auch Ähnliches herbei und zeige die Quelle an. Zuletzt ziehe sie die moralische Nutzanwendung aus der Fabel: Orest und Pylades zeigen den Nutzen der Freundschaft, Tantalus, wie schlimm die Begehrlichkeit. Bemerkenswerte Ausdrücke,

fein Gedachtes und Gesagtes, ein Sprichwort, ein Beispiel, eine Sentenz zeichne der Schüler im Text mit verschiedenen Zeichen an. Auch mag er solche auf ein Blatt zusammenschreiben und dies an einen Ort, wo es ihm oft vor Augen ist, an der Wand seiner Stube, auf dem Deckel seines Buchs, anbringen; so prägen sich die Sachen dem Gedächtnis ein. Daneben wird man auch kurz gefaßte Regeln der Rhetorik, der Poetik, auch der Dialektik geben. Der beste Lehrmeister aber der Rede bleibt der Schreibstift. Man gebe daher häufig Argumente zur lateinischen oder griechischen Bearbeitung, einen kleinen Brief, eine kleine Erzählung, eine Argumentation, ein Lob, einen Tadel, ein Gleichnis, eine Fabel u. s. f. Man lasse ein Gedicht in Prosa auflösen und umgekehrt. Eine vorzügliche Übung ist die Übertragung aus dem Griechischen in das Lateinische. Allmählich überläßt man ihnen auch mehr und mehr die Erfindung, man giebt bloß die Aufgabe: einen Brief, der anmahnt, abmahnt, beglückwünscht, empfiehlt, tröstet; eine Rede, Tadel des Cäsar, Lob des Sokrates, Reichtum mache nicht glücklich, *Uxorem esse ducendam aut non ducendam*, *M. Horatium indignum esse supplicio* etc. Doch muß man den Schülern am Anfang einige Winke geben über die Ausführung.

Eine detaillierte Anleitung zur Eloquenz giebt Erasmus in der gleichzeitig erschienenen Schrift *De duplici copia verborum ac rerum* (Opp. I, 3—110). Die *copia verborum* besteht darin, daß man synonyme, verwandte, metaphorische Ausdrücke zu finden, die *copia rerum* darin, daß man Argumente, Beispiele, Vergleichungen u. s. f. beizubringen und auszuführen versteht. Der erste Teil geht dann die einzelnen Formen der *variatio* durch, immer mit vielen Beispielen: die *variatio* durch Synonymie, durch Enallage, durch Metapher, durch Allegorie, durch Katachresis, durch Onomatopoeie, durch Metalepsis, durch Metonymie, durch Synekdoche, durch Aequipollenz, durch Veränderung der sprachlichen Beziehung, durch Amplifikation, durch Hyperbel etc. Er zeigt dann die Sache an einem durchgeführten Beispiel, indem er zwei Sätze: *Tuae litterae me magnopere delectarunt* und: *Semper dum vivam, tui meminero,* jeden in mehr als 150 verschiedenen Wendungen wiedergiebt. Es sind die beiden Sätze, auf welche Erasmus durch seinen ausgedehnten Briefwechsel besonders eingeübt war, aber allerdings ist der Reichtum und die Biegsamkeit seiner Sprache eine ganz erstaunliche. Dann folgen in langer Reihe *formulae statuendi, assentiendi, dissentiendi, precandi, dubitandi* etc., Formeln, welche Notwendigkeit, Möglichkeit, Ziemlichkeit, Nützlichkeit etc. ausdrücken, Formeln und Wendungen, Komparativ und Superlativ zu variieren etc. Der zweite Teil lehrt sodann die Dilatation und Locupletation, welche

durch Entwickelung, Beschreibung, Amplifikation, *loci communes*, Beispiele, Gleichnisse u. s. w. geschieht.

Ein spezielles Gebiet der Eloquenz behandelt die Schrift *De ratione conscribendi epistolas* (1520; I, 345). Es ist ein humanistischer Briefsteller, der über alle beim Briefschreiben in Betracht kommenden Punkte Auskunft giebt und zugleich Muster eleganter Ausführung von Briefen jeder Gattung darbietet. Schon früher hatte Erasmus ausgewählte Briefe aus seiner wirklichen Korrespondenz zu veröffentlichen begonnen. In den *Colloquia familiaria*, welche im Jahre 1518 zum erstenmal erschienen, gab er ein Schullesebuch, dessen Inhalt Gespräche über alle möglichen menschlichen Angelegenheiten bilden. Über den Zweck desselben hat er sich in einer nachträglich angehängten Apologie ausgesprochen; es sei ein doppelter: erstens, spielend ein elegantes Latein beizubringen, zweitens, zu Lebensweisheit und guten Sitten anzuleiten. Da aber ein gut Teil der Lebensweisheit darin bestehe, die thörichten Begierden und die unsinnigen Meinungen des Haufens zu kennen, so habe er Gelegenheit geben wollen, diese aus seinem Buch kennen zu lernen, damit man nicht der Lehrerin der Thoren, der Erfahrung, Lehrgeld zu zahlen nötig habe. Daß das Buch dem ersten Zwecke besser angepaßt sei als dem zweiten, wird Erasmus freilich vergeblich bestreiten; namentlich läßt sich nicht leugnen, daß geschlechtliche Verhältnisse häufig in lasciver Weise behandelt sind. —

Noch füge ich über die Aufnahme des Griechischen in den Kreis der gelehrten Studien eine Bemerkung hinzu.

Die Kenntnis der griechischen Sprache war im Mittelalter eine gelehrte Seltenheit. Petrarcha zählte im Jahre 1360 die Italiener zusammen, welche des Griechischen kundig seien: in Florenz drei oder vier, einer in Bologna, zwei in Verona, einer in Sulmona, einer in Mantua, keiner in Rom (Voigt, II, 107). Noch mehr als 100 Jahre später hätte man bei einer ähnlichen Auszählung in Deutschland nicht einmal so viele zusammengebracht. Die älteren Humanisten, Celtis, Wimpheling, Bebel, verstanden wenig oder gar nicht Griechisch. Wimpheling zählt im Isidoneus (c. 25) als des Griechischen kundige Deutsche auf: R. Agricola, J. Dalberg, J. Trithemius, J. Capnion, C. Celtis.

Das hat nicht gehindert, daß das Mittelalter sein geistiges Leben fast ausschließlich mit den Werken griechischer Denker nährte. Der Wissenschaftsbetrieb an einer mittelalterlichen Universität bestand, wie ein Blick in die Lektionsordnungen zeigt, fast ausschließlich in der Erklärung und Aneignung der Schriften griechischer Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Mediziner. Man las sie in lateinischen

Übersetzungen, zum Teil recht zweifelhafter Art, aber wie es scheint mit voller Zufriedenheit und ohne Verlangen nach dem Original. Das ist vielleicht nicht so befremdlich, als es uns, die wir durch die Schule gewöhnt sind, griechische Autoren viel lieber gar nicht als in Übersetzungen zu lesen, vorkommt. Das Mittelalter hatte an den Schriften ein auf den Inhalt gehendes, wissenschaftliches Interesse; es wollte aus ihnen lernen und darum genügte ihm die den begrifflichen Inhalt wiedergebende Übersetzung. Für die ästhetische Auffassung wurde dagegen die Form und damit die Sprache wichtig, und endlich für das philologisch-historische Studium, dem die Autoren Objekt und nicht Subjekt sind, unentbehrlich.

Die beiden großen Propagatoren der griechischen Sprache in Deutschland waren Reuchlin und Erasmus, denen als Vorläufer R. Agricola hinzugefügt werden kann. Sie selbst haben die Kenntnis des Griechischen noch im Ausland, in Italien, Paris, England erworben; als Reuchlin 1522 starb, konnte man auf jeder deutschen Universität Griechisch lernen. Von dem jung gestorbenen Agricola sind weitreichende Anregungen in das nordwestliche Deutschland, namentlich auch durch Vermittelung seines Freundes, des niederländischen Schulmeisters Alexander Hegius, ausgegangen.[1] Auch Reuchlin hat weniger durch Schriften, als durch sein einflußreiches Wort und Beispiel zur Ausbreitung der griechischen Sprache, „ohne deren Besitz niemand für ganz gebildet gelten kann“, beigetragen.[2] Am Anfang und am Ende seiner Laufbahn hat er auch als Universitätslehrer in Basel, Ingolstadt und Tübingen Griechisch gelehrt. Den bedeutendsten Einfluß hat Erasmus geübt. Durch seine litterarische und persönliche Ubiquität hat er zur Ausbreitung des Humanismus überhaupt und der Kenntnis des Griechischen im besonderen mehr beigetragen als irgend ein anderer Mann. Seine Schriften sind fast alle direkte oder indirekte Aufforderungen, Griechisch zu lernen. Er selbst war einige Jahre lang Lehrer der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge; er übersetzte dort die griechische Grammatik des Theodorus Gaza ins Lateinische. Vor allem wichtig war aber die von ihm besorgte, im Jahre 1516 zu

[1] Ein paar Verse, in welchen Hegius die Unentbehrlichkeit der Kenntnis des Griechischen für alle wissenschaftlichen Studien ausspricht, findet man in Pökels Schriftstellerlexikon S. 112. Sie schließen:

Qui Graece nescit, nescit quoque doctus haberi.
In summa: Grajis debentur singula doctis.

[2] Man sehe die Dedikationsepistel, womit Reuchlin dem Kardinal Adrian 1518 eine hebräische Arbeit widmete in R.s Briefwechsel, herausgegeben von Geiger, S. 283.

Basel gedruckte erste Ausgabe des Neuen Testaments im Originaltext, welcher er eine eigene, von der Vulgata abweichende lateinische Übersetzung und erklärende Anmerkungen hinzufügte. Während seines Lebens erschienen von diesem großen Werk noch fünf Ausgaben.

Da die Ausbreitung der Kenntnis der griechischen Sprache ein besonders geeigneter Maßstab für die Ausbreitung des Humanismus überhaupt ist, so mögen hier einige Mitteilungen über die ersten in Deutschland gedruckten Hilfsmittel Platz finden, welche ich aus Horawitz' griechischen Studien (Erstes Stück, Berlin 1884) entnehme. Eine ältere Zusammenstellung dieser Litteratur giebt ein Artikel von J. Müller über die Zwickauer Schulordnung von 1523 in den Neuen Jahrb. für Philol. und Päd. Bd. 120, S. 476—486, 521—534.

Die Lehrbücher der griechischen Sprache von Lascaris, Chrysoloras, Th. Gaza waren in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Italien wiederholt gedruckt worden. Im Jahre 1501 wurde zu Erfurt von Wolfgang Schenk zum erstenmal in Deutschland mit griechischen Lettern gedruckt, und zwar eine *Εἰσαγωγη προς των γραμματων Ἑλληνων* s. *Elementale Introductorium in Ideoma Graecanicum,* und Nic. Marschalks *Orthographia.* Die beiden kleinen Schriftchen geben Anleitung zur Kenntnis der griechischen Buchstaben und vermittelst dieser zum Verständnis, zur Rechtsprechung und Rechtschreibung der zahlreichen Eigennamen und Kunstausdrücke, welche aus der griechischen in die lateinische Sprache übergegangen sind. Die *Orthographia* ist 1511 zu Wittenberg wieder gedruckt worden. — Zu Tübingen erschien 1512 eine Sammlung von G. Simler, dem Schüler Reuchlins, dem Lehrer Melanchthons, verfaßter Schriften über die griechische Sprache, darunter das wichtige *Isagogicon s. Introductorium in litteras Graecas*, die erste in Deutschland verfaßte griechische Sprachlehre; sie ist aus den eben erwähnten Grammatiken der Neugriechen zusammengestellt und mit vielen Beispielen aus den Klassikern ausgestattet. — 1514 kam in Straßburg ein kleines Büchlein heraus, mit dem Titel: *Elementale Introductorium in Nominum et Verborum declinationes Graecas. Graecas dictiones cum eorum characteribus, accentibus ac vocum moderamentis hic insertas offendas. Item Hieronymi Aleandri Mottensis tabulae sane utiles Graecarum Musarum adyta compendio ingredi cupientibus. Lector, eme, lege et gaudebis.* 1515 wurde zu Straßburg die Grammatik des Chrysoloras und 1516 zu Basel die Grammatik des Th. Gaza abgedruckt. In Leipzig erschien 1516 von R. Crocus ein Büchlein: *Tabulae Graecas litteras compendio discere cupientibus sane quam utiles*, dem Rat zu Leipzig und der philosophischen Fakultät daselbst gewidmet und von jenem mit einem Privileg gegen Nachdruck auf vier Jahre versehen.

In demselben Jahre druckte FROBEN in Basel für seinen Sohn eine griechische Fibel: *Alphabetum Graecum* mit den üblichen Lesestücken: *oratio dominica, Angelica salutatio, Symbolum* etc. HORAWITZ teilt sodann noch ein ungedrucktes griechisches Gesprächbüchlein, von REUCHLIN verfaßt, mit, welches eine Anzahl griechischer Wörter und Wendungen mit lateinischer Übersetzung enthält; sowie einen kleinen Traktat über die Dialekte. — Im Jahre 1518 erschienen zum erstenmal zu Hagenau MELANCHTHON's *Institutiones Graecae grammaticae;* sie folgen, nach MÜLLER, wesentlich der Grammatik SIMLERS. MELANCHTHONS Lehrbuch wurde das herrschende; im Corp. Reform. XX, 15—179, wo auch ein Abdruck sich findet, werden 44 Neudrucke bis zum Jahre 1622 aufgezählt. Dasselbe enthielt übrigens, ebenso wie die vorhergehenden, zunächst nur die Formenlehre. Es empfiehlt sich auf dem Titel der ersten Auflage mit den Worten: *proderunt haec non solum Graeca discentibus, sed iis etiam, qui non turpissime Latina tractare conantur.*

Ich schließe hier eine allgemeine Bemerkung über das Verhältnis des Humanismus zur Philosophie und den Wissenschaften an. In gewissem Sinne steht er zu ihnen im entschiedenen Gegensatz. Zunächst insofern, als er die herkömmliche Universitätsphilosophie, das heißt aber den ganzen Wissenschaftsbetrieb der Zeit verachtet und verabscheut: Logik und Physik, Metaphysik und Ethik, wie sie aus den aristotelischen Texten geschöpft und in Vorlesungen und Disputationen verarbeitet werden, sind ihm sinnloses und barbarisches Geschwätz. Und von der Jurisprudenz und Theologie denkt er nicht viel besser. „Sophisten“, in dem verächtlichen Sinne des Worts, ist bei den Humanisten die ständige Bezeichnung der Vertreter des überlieferten Wissenschaftsbetriebs. Wobei denn freilich nicht zweifelhaft ist, daß die antiken Sophisten in den humanistischen Poeten und Oratoren viel eher als in den alten Universitätsgelehrten geistige Verwandte erkannt hätten: die humanistische Prunkrede gleicht ihrer Kunst viel mehr, als die schmucklose Begriffsentwickelung der alten Philosophen und Theologen.[1]

[1] HERTZBERG giebt in der Geschichte Griechenlands (1875), III, 95 ff. eine Beschreibung der Sophistik, wie sie im 3. Jahrhundert zu Athen blühte und die Philosophie mehr und mehr in den Hintergrund drängte; sie paßt ohne weiteres auf den Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts. Was das Altertum bei den Sophisten suchte und fand, das war „formale Bildung“; man hatte seine Freude „an der kunstvollen Deklamation, an den großen Paradestücken der einheimischen wie der wandernden Sophisten, die durch ihre virtuose Form, edle Harmonie der Perioden, rauschenden Tonfall, melodischen Wohlklang, korrekten Ausdruck und eingewebte Worte klassischer Dichter, seltener dagegen durch bedeutenden Stoff und originelle Gedanken ausgezeichnet waren“. „Bei

Aber noch in einem weiteren Sinne besteht zwischen dem Humanismus und der Philosophie und Wissenschaft ein Gegensatz. Wissenschaftliches Denken ist durch die Richtung auf das Objekt, durch die Bindung des Gedankens durch den Begriff bestimmt. Der Humanismus empfindet in seinem tiefsten Innern Abneigung gegen den Begriff, er will nicht die Unterordnung des Subjekts unter die Sache, ihm dient die Sache zur Darstellung des Subjekts. Er ist die litterarisch-ästhetische Richtung, im Gegensatz zur philosophisch-wissenschaftlichen. Man kann die ganze Geschichte unseres geistigen Lebens durch die abwechselnde Vorherrschaft dieser beiden Tendenzen beschreiben. Wie in einer Pendelbewegung lösen einander philosophisch-wissenschaftliche und litterarisch-poetische Zeitalter ab. Die zweite Hälfte des Mittelalters, das Zeitalter der Scholastik, ist durch das entschiedene Übergewicht des verstandesmäßigen, schulgerechten Denkens gekennzeichnet; es folgt die Renaissance mit ebenso ausgesprochenem Übergewicht der Phantasiethätigkeit im künstlerischen Schaffen und poetischer Imagination, die Humanisten leben in ihrem imaginierten Altertum, wie in einer Traumwelt. Die Reformation leitet den neuen Umschwung ein; die theologische Arbeit an der neuen Dogmatik führt die Scholastik wieder herauf; zugleich beginnt die neue mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung sich zu erheben, aus der dann die neue mathematisch begründete und in mathematischer Form denkende Philosophie erwächst, wie sie in dem System SPINOZAS ihren Höhepunkt, in dem System CHR. WOLFFS ihre weiteste Ausbreitung erreicht. Im Zeitalter der Aufklärung hat die verstandesmäßige Ansicht aller Dinge das absolute Übergewicht erreicht. Aber nun kommt wieder der Umschwung, er beginnt mit KLOPSTOCK und WINCKELMANN, Poesie und Kunst erobern wieder die Herzen, wirkliche Poesie und Kunst, nicht jene verstandesmäßige Schulpoesie und akademische Kunst des späteren Klassizismus; in dem Neuhumanismus, in GOETHE gipfelt die Welle, in der Romantik überstürzt

allen amtlichen Geschäften, im Reichs- und Gemeindedienst, bei allen Prozessen, in allem freieren geselligen, im beruflichen und litterarischen Verkehr, war wohlgeschulte Wohlredenheit, zierliche Diktion und graziös-gewandte Federführung" für den Gebildeten eine notwendige Sache. Die Mittel, diese Dinge zu lernen, waren: „das Studium der Alten, namentlich der großen Historiker, Dichter, Redner; daran sich knüpfende Übungen und Erörterungen aller Art, zuerst philologisch-kritischer Natur, Pflege der Geschicklichkeit aus dem Stegreif zu reden, endlich die Anleitung zu selbständigen größeren Vorträgen, die dann von dem Professor und den anderen Zuhörern geprüft wurden; die Krone des Unterrichts waren die didaktischen Vorträge und die Paradestücke des Professors." Das alles paßt auf die Oratoren des Humanismus, als ob es direkt über sie gesagt wäre.

sie sich, und bringt in SCHELLING und SCHOPENHAUER ihre Philosophie hervor. Der Rückschwung des Pendels beginnt mit dem neuen Vordringen der exakten Forschung, der Verachtung der „Naturphilosophie“, der Entwickelung der Technik, der Zurückdrängung der idealistischen durch eine materialistische, der romantischen durch die liberalistische Denkweise. In diesem Sinne also kann man den Humanismus als eine Evolution der „unwissenschaftlichen“ Richtung des Geistes bezeichnen.

Andererseits wäre es nun freilich thöricht zu sagen, daß dieses Zeitalter für die Erkenntnis der Dinge überhaupt kein Interesse gehabt oder nichts geleistet habe. Mit Recht wird von den Tagen der Renaissance das „Wiederaufleben der Wissenschaften“ datiert; die ganze wissenschaftliche Entwickelung der Neuzeit hat hier ihre Wurzeln. Das gilt unmittelbar von der philologischen und historischen Forschung; sie ist durch den Humanismus zunächst für das Altertum, dann aber auch für Christentum und Mittelalter überhaupt erst eröffnet worden. Und dieser Arbeit, die freilich nach der Auffassung des Mittelalters und des Altertums nicht eigentlich zur Philosophie und Wissenschaft gehört, als welche es mit dem Allgemeinen zu thun hat, verdankt die Neuzeit das helle geschichtliche Selbstbewußtsein, wodurch sie von dem in unhistorischem Bewußtsein hindämmernden Mittelalter so bestimmt geschieden ist.

Aber auch die Philosophie selbst ist nicht leer ausgegangen. Zunächst wurde sie durch den Humanismus vom Joch der Autorität befreit; die Herrschaft des Aristoteles wurde gebrochen, und mit ihr zugleich die Herrschaft der Theologie über die Philosophie. In der Erneuerung der platonischen Philosophie kommt das Streben des modernen Geistes nach selbständiger Erfassung der Wirklichkeit zuerst zur Erscheinung; ein zum Poetisch-Phantastischen neigender, naturalistischer Pantheismus, das ist die Philosophie der Renaissance. Mit Ablehnung des allzu verständigen Aristoteles, mit Anlehnung an die platonisch-neuplatonische Spekulation, wobei denn auch manches Element trüberer Herkunft Verwendung findet, sucht man eine tiefere, in das Innerste der Dinge reichende, Makrokosmus und Mikrokosmus aufs innigste ineinander schlingende Erkenntnis zu gewinnen. Diese Richtung geht durch das ganze 16. Jahrhundert; wir finden sie schon bei CELTIS und MUTIAN, bei REUCHLIN und TRITHEMIUS, bei AGRIPPA VON NETTESHEIM und PARACELSUS, in GIORDANO BRUNO kommt sie zum bestimmtesten Ausdruck. Sie bethätigt sich überall darin, daß sie den Mut giebt, neue und unerhörte Ansichten der Dinge zu suchen. Auch die neue kosmologische Weltansicht, die kopernikanische, steht

damit im Zusammenhang. Freilich auch all die okkultistisch-magischen Bestrebungen dieses faustischen Zeitalters, Astrologie, Alchymie, Magie, Mantik, Spiritismus, Zauber- und Hexenwesen; es ist bemerkenswert, daß die Aufklärung des aufgeklärtesten Humanisten an diesen Dingen nirgends Anstoß nimmt; ja man kann sagen, sie hilft dem dämonologischen Spukglauben durch Erschütterung des Vorsehungsglaubens den Weg bahnen. Aber auch hier gilt, daß das Staunen der Anfang der Philosophie ist. Daß man sich von den herkömmlichen Meinungen über die Dinge zu den Dingen selbst wendet, das ist der entscheidende Punkt; und hierauf hat ohne Zweifel der Humanismus hingewirkt.

Übrigens hat er auch dadurch der neuen Wissenschaft vorgearbeitet, daß er die wissenschaftliche Arbeit des Altertums in ihrer ursprünglichen Gestalt, unabhängig von der mittelalterlichen Tradition, der Zeit wieder zugänglich machte. Die großen Mathematiker und Astronomen, Peurbach, Regiomontanus, Copernicus, waren alle fleißige Leser und zum Teil Bearbeiter ihrer griechischen Vorgänger. —

Zum Schluß ein Wort über das Verhältnis der deutschen Humanisten zum Vaterland und zur Kirche. Es ist üblich, ihren Patriotismus zu rühmen; sie selbst hätten ein lebendiges Gefühl für die Ehre ihres Volks gehabt und dies Gefühl auch breiteren Kreisen mitgeteilt. — Ohne Zweifel ist es wahr, daß bei humanistischen Schriftstellern lebhafte Äußerungen derartiger Gefühle sich häufig finden, nicht minder auch rhetorische Deklamationen über das Alter, die Vornehmheit und Würde des deutschen Volks. Ich meine aber, täuschen würde sich, wer bei ihnen nun volkstümliche Denkweise oder auch nur Verständnis und Empfindung für die Eigenart des deutschen Volkes suchen wollte. Sie fehlen nicht allen, bei einem Mann wie Wimpheling oder Beatus Rhenanus ist wohl etwas davon vorhanden, bei den Oberdeutschen und Schweizern, wie es scheint, häufiger als bei Mittel- und Niederdeutschen. Dagegen ist bei vielen, oder, man muß doch sagen, bei den Humanisten als solchen die Geringschätzung des Heimischen ein wesentlicher Zug in der geistigen Physiognomie; sie schämen sich der Heimat als des Landes der Barbarei. Die Sprache und Dichtung ihres Volkes ist ihnen ein Gespött, der Reim eine Erfindung der Goten oder Hunnen, Baukunst und Bildnerei ein Erzeugnis gotischer Barbarei; bis ins 18. Jahrhundert bis zu den Tagen, da Goethen die Schönheit des Straßburger Doms aufging, ist „gotische“ Baukunst ein Beiwort, das wegwerfendste Verachtung ausdrückt. Und nicht anders steht es mit dem heimischen Recht und der heimischen Sitte: ein Affe der Franzosen im 18. Jahrhundert war dem deutschen Wesen nicht mehr entfremdet, als mancher humanistische Schwätzer und

Schönredner. Die Abwerfung des heimischen Namens ist das Symbol, daß man das Land der Barbaren hinter sich gelassen und in dem internationalen Reich der Bildung als Bürger Aufnahme gefunden habe. Daß in diesem Reich der Bildung die Italiener die erste Rolle spielen, daß sie die deutschen Ankömmlinge nicht als gleichberechtigte Vollbürger wollen gelten lassen, der Neid und Haß hierüber ist es eigentlich, was den humanistischen „Patriotismus" aufstachelt und zu zornigen Deklamationen gegen die Welschen begeistert. Und dieser Patriotismus erhält neue Nahrung durch die überall sich fühlbar machende Konkurrenz der Italiener, vor allem bei der Pfründenjagd, und überhaupt durch die Ausbeutung Deutschlands durch die römische Kirchenherrschaft. Abwerfung dieser Fremdherrschaft und Erzwingung der Gleichstellung in der Bildungsehre, darauf ist der humanistische Patriotismus gerichtet. Vom Volksleben dagegen sind sie durch ihren sozialaristokratischen Bildungshochmut völlig geschieden; der Gedanke, das ganze Volk mit der neuen Bildung zu durchdringen, liegt ihnen, so viel ich sehe, völlig fern; das *odi profanum vulgus* gehört zum Standescharakter des Humanismus überhaupt. Hoffärtiger hat sich schöngeistige Bildung niemals vom Volk losgelöst als in den Poeten und Oratoren der Renaissance.

Was das Verhältnis des Humanismus zur Kirche anlangt, so ist neuerdings, z. B. von Hartfelder, betont worden, daß das Verhältnis kein feindseliges gewesen sei, daß viele Humanisten mit der Kirche in gutem Einvernehmen gelebt hätten. Gewiß ist das der Fall; mit Päpsten, wie Leo X., mit Bischöfen, wie Dalberg und Albrecht von Mainz, und die Zahl der Namen könnte sehr vermehrt werden, lebten die Oratoren und Poeten auf bestem Fuß, fanden sie doch an ihnen freigebige Gönner und Bewunderer. Nur wolle man die Freundschaft weltlich gesinnter Kirchenfürsten nicht als Zeugnis für christliche Gesinnung auslegen. Allerdings giebt es unter den Humanisten auch Leute, die zum Christentum ein innerliches Verhältnis haben, oder umgekehrt, Leute, die auf dem Boden des alten kirchlichen Christentums stehen und dabei für klassisches Latein und auch für die Weisheit und Bildung des Altertums Sinn haben, so der Straßburger Kreis, so später Melanchthon und seine Gesinnungsgenossen. Dagegen stehen die Männer, die sich selber als die eigentlichen Träger des neuen Geistes vorkamen, Erasmus, Mutian, Hutten, von Celtis und den übrigen fahrenden Poeten nicht zu reden, dem eigentlich Christlichen gleichgültig oder feindselig gegenüber. Hierin hat Luther sich gewiß nicht getäuscht. Auch fehlt bei ihnen nicht ein Stück Haß gegen die Kirche, Haß natürlich nicht gegen die Pfründen verleihende, in glän-

zenden, kunstliebenden Höfen sich darstellende, sondern gegen die alte, christlich-volkstümliche Kirche, die mit ihren Forderungen und Regeln den humanistischen Freigeistern Leben und Glauben beengte. Der Haß ist die Reaktion gegen den Druck klösterlich-kirchlicher Disziplin, den manche, wie Mutian oder Erasmus, selbst erfuhren oder erfahren hatten. So leicht die Kirche ihnen das Joch machte, so blieb doch der Stachel im Herzen und sie lassen keine Gelegenheit vorüber, von den alten kirchlichen Ordnungen mit der spöttischen Miene des Libertinisten zu reden. Und dasselbe gilt von dem Glauben der Kirche; als aufgeklärte Leute fühlen sie sich weit darüber erhaben. Dabei sind Aufklärung und Libertinismus durchaus nicht notwendig ein Hindernis für die äußerliche Unterwerfung unter die kirchlichen Ordnungen; die skeptische Aufklärung hat zu dieser sich allezeit ohne viel Umstände bequemt, wo das Bekenntnis des Unglaubens mit Nachteilen verbunden war. Von einem fahrenden Poeten wird berichtet, daß er auf die Frage: ob er an die Dreieinigkeit glaube? ohne Besinnen geantwortet habe: lieber als brennen, würde ich auch an die Viereinigkeit glauben.

Viertes Kapitel.

Die humanistische Reformation der Universitäten.

Ich will in diesem Kapitel die Umgestaltung, welche die Universitätsstudien durch die humanistische Bewegung erfahren haben, an den einzelnen Universitäten nachweisen. Es ist dieser Vorgang bisher zu wenig beachtet worden. Über dem Widerstand, den einzelne Vertreter des Humanismus erfuhren und als sakrilegischen Angriff auf ihre geheiligte Person und Mission beschrieen, hat man übersehen, daß die Universitäten in sehr erheblichem Maß dem Geist der Zeit nachgegeben hatten, als durch den Ausbruch der Kirchenrevolution die weitere Entwickelung abgebrochen wurde.

Das Verständnis der Kämpfe, mit welchen die deutschen Universitäten in den zwei ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erfüllt waren, mag eine Skizze von dem Leben und Treiben einer jener Persönlichkeiten vorbereiten, die gleichsam als Pioniere des Humanismus der geordneten Ansiedelung voraufgingen: Petrus Luder.[1]

[1] Wattenbach hat in Mones Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. XXII, 33—127, XXIII, 21—39, XXVII, 95—99 über Luder mit dankenswerter Ausführlichkeit gehandelt und eine Anzahl sehr interessanter Briefe und Dokumente aus Handschriften mitgeteilt. Die Aufsätze sind auch besonders

Ein Pfälzer von Geburt, hatte LUDER auf langer Studienwanderschaft in Italien humanistische Bildung und Lebensart sich angeeignet. Als bejahrter Mann erschien er 1456 wieder im Vaterlande. Pfalzgraf Friedrich, der mäcenatische Anwandlungen spürte, gab ihm einen Gehalt, wofür er in Heidelberg Poesie und Rhetorik lehren sollte. Den Anschlag und die Rede, womit LUDER der Universität sich vorstellte, hat WATTENBACH mitgeteilt. In jenem wird als die Mission, welche der Fürst ihm zugedacht habe, bezeichnet: die beinahe gänzlich in Barbarei gesunkene lateinische Sprache an der Universität wieder herzustellen, und zwar durch Vorlesungen über die Humanitätsstudien, das ist über die Bücher der Poeten, Oratoren und Historiographen. Die am 15. Juli 1456 gehaltene Antrittsrede, so viel ich weiß die erste derartige Rede an einer deutschen Universität, ihre Nachfolgerinnen zählen nach Hunderten, ist eine Lobrede auf eben diese Humanitätsstudien; besonders ist sie bemüht von der Poesie den Vorwurf abzuwenden, daß dieselbe, wie ihre Verfolger sagen, Buhlschaften und Schandthaten besinge. Gewiß, sagt LUDER, das ist so; aber enthalten nicht auch die heiligen Schriften solche Dinge? „Wir gewinnen Rosen von den Dornen und Gold aus dem Kot.“ — Die Korporation nahm den Poeten nicht ohne Mißtrauen auf, ob es sich mehr gegen die Person oder gegen die Humanitätsstudien richtete, wird nicht ganz auszumachen sein. Aus dem bedeutenden Ankauf humanistischer Bücher, welchen die Artistenfakultät kurz vorher gemacht hatte, möchte man auf ersteres schließen. Daß die Persönlichkeit LUDERS einem nicht ganz Weitherzigen einigen Anstoß geben konnte, geht aus den von WATTENBACH mitgeteilten Briefen hervor: die chronische Geldnot und Borgsucht, eine spezifische Poetenkrankheit, wurde den Kollegen nur zu bald bekannt und vielleicht tröstete nicht jeden, daß die Bitte um ein Darlehn, meist um 1 oder 2 fl., in lateinischen Versen abgefaßt war. Auch hinsichtlich der Buhlschaften und des Zechens hatten die Bedenklichen leider nicht unrecht gehabt. Nimmt man hinzu, daß LUDER, der schon um 1430 in Heidelberg studiert hatte, noch keinen akademischen Grad besaß, so scheint es in der That nicht notwendig, einen Haß gegen die Humanitätsstudien bei dem würdigen Professoren-

gedruckt (Karlsruhe 1869), mit einem Anhang, der interessante Stilübungen aus einem Kreis von Leipziger Studierenden enthält, die unter humanistischen Einflüssen standen; man sieht daraus namentlich eins: wie sehr galante Abenteuer als zur eleganten Latinität gehörig empfunden wurden; auch wer sie nicht erlebte, hielt sich doch, als ein Mann, der nach Bildung strebt, für verpflichtet, sie zu erfinden, um Stoff für die Darstellung zu haben. LUDER brauchte übrigens nicht zur Erfindung zu greifen.

kollegium vorauszusetzen, um sein Verhalten gegen den Poeten erklärlich zu finden, der mit so großem Erheben der Stimme sich als zu ihrer Entbarbarisierung gesendet ankündigte. Übrigens widerfuhr ihm nichts, als daß er 1457 seine Vorlesungen in das Augustinerkloster zu verlegen sich veranlaßt sah, was er in einem überaus giftigen Anschlag bekannt machte (Mone, XXIII, 22). Seine Vorlesungen scheinen jedoch für das größere Studentenpublikum wenig Anziehungskraft gehabt zu haben. Dagegen gewann er unter den juristischen und theologischen Professoren und dem hohen Adel einflußreiche Gönner.

Als die Universität Heidelberg des Kriegs halber im Jahre 1460 sich zerstreute, zog Luder nach Erfurt. In der Matrikel findet er sich als Poet (*professus poësim*) eingeschrieben, und zwar gratis, aus Achtung. Er selbst war mit der Aufnahme, die er fand, außerordentlich zufrieden. Hier, so schrieb er seinem in Heidelberg zurückgebliebenen Freunde Matthias von Kemnat, Kaplan des Pfalzgrafen, sei er bei gebildeten Männern, die für Wissenschaft und Litteratur Verständnis hätten. Mit Freude und Stolz habe man ihn als einen vom Himmel gesendeten Mercurius aufgenommen; die gesamte Universität habe ihn durch den Rektor bitten lassen, daß er ihr die Ehre anthue, ihr Mitglied zu werden, und da er eingewilligt, ihm für seine Vorlesungen den besten Hörsaal zur Verfügung gestellt. Mehr zu sagen verbiete ihm die Bescheidenheit. Offenbar ist das mit der der humanistischen Eloquenz eigenen Freiheit in der Einkleidung von Thatsachen erzählt, bei anderen Menschenkindern würde man sagen: aufgeschnitten. Die Absicht der Aufschneiderei ist auch ganz durchsichtig; er fügt mit naiver und man möchte sagen liebenswürdiger Offenheit gleich hinzu: ohne Zweifel werde er hiernach mit großen Ehren und vielem Geld heimkehren; darum möge Matthias die Gläubiger vertrösten und seiner verlassenen Thais sich annehmen.

Trotz des Empressements der Erfurter blieb Luder nur ein Jahr. 1462 taucht er in Leipzig auf und verkündet hier mit derselben Rede, die er schon in Heidelberg gehalten und in Erfurt wiederholt hatte, daß das Reich der Humanität nahe herbeigekommen sei. Und am schwarzen Brett schlug er an: wer sich dafür interessiere, eine anständige Ausdrucksweise sich anzuschaffen und die abscheuliche Barbarei abzuthun, wer nicht länger die Ohren der Menschen durch sein Küchenlatein beleidigen wolle, der möge seine Vorlesungen über Terenz annehmen, dreien könne man umsonst anwohnen. Leider begegnete ihm in demselben Anschlag ein Grammatikalschnitzer, und so groß war die Barbarei der Leipziger nicht, daß sie ihn nicht bemerkt hätten, mit Triumphgeschrei stellten sie ihn öffentlich zur Schau: *tres lectiones interesse!*

Ob der unglückliche Accusativ oder andere Umstände Ursache waren, jedenfalls blieb Luder nicht lange in Leipzig. 1464 gaben ihm die Baseler einen Gehalt, damit er an ihrer Universität Poesie und Rhetorik lehre. Zuletzt erscheint er im Dienst Herzog Sigismunds von Österreich, als dessen Redner er unter anderen eine Ansprache an den König von Frankreich hielt.[1]

Es hätte kein Interesse gehabt bei Luder zu verweilen, wenn er nicht eine typische Erscheinung wäre. Alle die Züge, die ihn charakterisieren, die hochfahrende Verachtung der alten Wissenschaften und ihrer Vertreter, die renommistische Anpreisung der neuen Bildung, die libertinistische Zerfahrenheit des Lebens, die nicht etwa entschuldigt und verborgen, sondern als ein Zeichen der Freiheit des Geistes und einer fortgeschrittenen Bildung in Reden, Briefen und Gedichten aufgezeigt wird: alle diese Züge bilden den Standescharakter einer ganzen Gruppe fahrender Humanisten, welche während des folgenden halben Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten erscheinen.

Auf einer höheren Stufe, geistig und gesellschaftlich, stellt Conrad Celtis, ein lebhafter beweglicher Geist, dem es weder an Blick für die Dinge noch an poetischer Begabung fehlte, doch denselben Typus dar.[2] Eine große Meinung von der eigenen Begabung und seinem Beruf, die Menschen zu bessern und zu bekehren, nämlich von der Barbarei zur Bildung, macht die Grundlage eines ungemein gesteigerten Selbstbewußtseins aus. Der Poet fühlt sich als den göttlichen Seher, dem das Gericht aller Dinge übergeben ist; im besonderen ist er der Verwalter des Nachruhms. Von der Höhe seiner Aufklärung blickt er mit grenzenloser Geringschätzung auf die alte Bildung und ihre Träger, die „Geschorenen“, die Fakultätsinsassen, den Klerus und die Mönche, herab; für sie ist ihm keine Beschimpfung zu grob. Aber dieselbe hochfahrende Miene zeigt er, wenn er meint Grund zur Unzufriedenheit zu haben, auch seinen Gönnern. Als der Nürnberger Rat

[1] Erwähnt werden mag hier auch der Name eines anderen gleichzeitigen Apostels der Poesie, welchen Wattenbach ans Licht gezogen hat, dem fahrenden Bettelpoeten allerdings nicht zur Ehre: Samuel Karoch von Lichtenberg, in Mones Zeitschrift XXV, 38—50. Er taucht in Leipzig, Erfurt, Ingolstadt und Heidelberg auf.

[2] Eine vortreffliche Charakteristik des Mannes giebt F. v. Bezold in v. Sybels Histor. Zeitschrift, Bd. IL. Als Konrad Pickel ist er zu Wipfeld in Franken 1459 geboren; seinem Vater, einem Weinbauern, entlaufen, machte er seine Studien seit 1477 zu Köln, später kürzere Zeit zu Heidelberg. Nach langen Wanderjahren, die ihn durch Italien, Deutschland, Polen führten, lehrte er, seit 1487 der erste *poëta laureatus* Deutschlands, kurze Zeit zu Ingolstadt, dann von 1497 bis zu seinem Tode 1508 in Wien.

ihm für seine Lobschrift auf die Stadt Nürnberg mit einem Geschenk von 8 fl. dankte, machte er darauf ein Epigramm:

Octonos mihi Noricus senatus
Magni ponderis aureos dicavit,
Quos missos merito sed ipse sprevi.

Später, nach Überarbeitung der Schrift, geschickte 20 fl. — etwa dem Jahresstipendium eines artistischen Magisters entsprechend — nahm er wenigstens an, wenn auch nicht mit Dank. Überhaupt ist er, wie alle Poeten, mit seiner Zeit und Umgebung sehr unzufrieden; die schlechten Künste, Juristeri und Medizin und, leider, auch Theologie, die stehen im Ansehen und nähren ihren Mann; die Musen müssen betteln gehen und werden mit dürftiger Gabe abgefunden. Den Rat aber, eine nährende Kunst zu lernen und zu üben, weist er weit von sich; als Poet, als freies, souveränes Individuum verachtet er alles, was das Leben bindet, Beruf und Familie, Seßhaftigkeit und Sitte. Einem Poeten ziemt ein freies Leben, Wandern, Weiber, Wein — und Schulden, sie sind das Element, wie seiner Dichtung, so seines Lebens; sie sind auch sein Verhängnis geworden, wie so manches andern Poeten.[1]

Ich erinnere nochmals daran, daß durchaus nicht alle Träger der neuen Bildung diesem Bilde gleichen. Die AGRICOLA, REUCHLIN, ERASMUS, WIMPHELING, MELANCHTHON sind ehrbare und ernsthafte, der Arbeit mehr als dem Lebensgenuß zugewendete Gelehrte; und sie sind es schließlich gewesen, denen der Humanismus seine Erfolge verdankt, sowohl die nächsten, das Durchdringen im gelehrten Unterricht, als die entfernteren, die Umgestaltung der historischen Weltanschauung unter dem Einfluß der geschichtlichen Erforschung des Altertums und des Christentums. Aber in jener Gestalt, in der Er-

[1] An H. BUSCHIUS, einen der eifrigsten Propagatoren des Humanismus, STRAUSS nennt ihn sogar den Missionär desselben in Norddeutschland, schrieb TRITHEMIUS im Jahre 1506 einen Brief nach Leipzig, worin er ihn mit freundschaftlicher Eindringlichkeit mahnt, von seiner libertinistischen Lebensweise abzulassen: „flieh alle Seuchen der Seele, vor allem den Wein und die Weiber, wer mit ihnen zu viel sich einläßt, dem geht alle Kraft zu Grunde, der Sinn wird stumpf und Schande folgt. Schone deine Augen, welche du durch jene beiden Ursachen mit Wissen und Willen ruiniert hast, so daß sie triefend und rot sind; schone das Vermögen, welches du mit Unterricht mühevoll erwirbst, daß du nicht im Alter betteln gehen müssest. Nimm diese Ermahnung nicht übel, denn du weißt, daß ich dir wohl will. — Es ziemt sich nicht für einen gebildeten Mann, und wenn er auch ein Poet ist *(etiamsi poeta sit)*, in Unzucht und Trunksucht, in Weichlichkeit und Üppigkeit zu leben“ *(Trithemii opera* II, 48 ff.). Das *etiamsi* sagt soviel als eine lange Statistik. —

scheinung fahrender Poeten und Oratoren hat der Humanismus sich den alten Universitäten zuerst vorgestellt und mit stürmischer Forderung verlangt, daß ihm die alten Studien den Platz räumen sollten. Übrigens haben sie doch auch gemeinsame Züge: Verachtung der herrschenden Schulweisheit und ihrer Träger, der Universitätsgelehrten und Klosterinsassen, aristokratischer Bildungshochmut und Verachtung der Masse und ihrer geistigen Welt sind Erasmus nicht minder eigen als Celtis und Buschius. Wegwerfung der ganzen alten Bildung zu Gunsten einer neuen, aus dem Altertum zu schöpfenden fordert er so entschieden wie sie. Der Sturm, den die jungen Poeten im zweiten Jahrzehnt an allen Punkten auf die Universitäten eröffnen, geschieht unter seinem und Reuchlins Namen. —

Der Humanismus ist von Süden und Westen her in Deutschland eingedrungen; die alten Universitäten Wien und Heidelberg, sowie die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im südwestlichen Deutschland neubegründeten Universitäten sind daher zuerst von der Bewegung ergriffen worden. Dennoch will ich nicht mit ihnen, sondern mit den drei großen mitteldeutschen Universitäten, Erfurt, Leipzig und Wittenberg, die folgende Übersicht beginnen. Auf ihnen sind die großen Schlachten zwischen den Poeten und den Sophisten, wie von jenen die Vertreter der mittelalterlichen Philosophie und Theologie regelmäßig genannt werden, geschlagen und von den Poeten gewonnen worden.

Erfurt führt den Reigen.[1] Die Universität war um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine der besuchtesten und bedeutendsten unter den deutschen Universitäten, wenn auch Luthers bekanntes Wort, daß die übrigen zu ihr wie Schützenschulen sich verhalten hätten, eine starke Übertreibung ist. Wie es scheint, war ein eigener Geist, der sich freier in der Theologie und Rechtswissenschaft versuchte, hier einheimisch. Als der erste einheimische und seßhafte Magister, der humanistische Bildung besaß und nicht ohne bedeutende Wirksamkeit lehrte, tritt uns Maternus Pistoris entgegen, ein Elsässer, Schüler des J. Trutvetter, der auch Luthers Lehrer war. Im Jahre 1494 war er Magister geworden und lehrte seitdem Poesie und Eloquenz, vorzugsweise römische Dichter erklärend. Neben ihm ist Nikolaus Marschalk zu nennen, der auch des Griechischen kundig war. Um Maternus sammelte sich allmählich eine kleine Schar von Schülern, unter denen Crotus Rubeanus, Petrejus Eberbach, Eobanus Hessus waren. Wie

[1] Kampschultes vortreffliches Werk über die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zu dem Humanismus und der Reformation giebt eine zuverlässige und durchsichtige Darstellung dieser Bewegungen.

ihr Lehrer, so trieben auch sie friedlich neben der Poesie die Schulphilosophie.

Das wurde anders, seitdem auf den Kreis der jungen Poeten ein Mann Einfluß gewann, der in dem benachbarten Gotha als Kanoniker lebte: Conrad Muth, genannt Mutianus Rufus. Dieser Mann hat, obwohl er als Schriftsteller sich gar nicht hat vernehmen lassen, für die ganze Bewegung nicht geringe Bedeutung. Sein erst vor einigen Jahren gedruckter Briefwechsel[1] ist ein überaus charakteristisches Denkmal des Denkens und Empfindens eines der fortgeschrittensten unter den deutschen Humanisten. Er tritt uns hier, wo er sich seinen jungen Freunden gegenüber ganz giebt, wie er ist, als vollständiger Freidenker entgegen. Das geistliche Amt ist ihm als Versorgung wert, es bietet dem nach langer Wanderfahrt Heimkehrenden behagliche Muße; *Beata Tranquillitas* schrieb er über den Eingang seines Wohnhauses zu Gotha. Leider sind einige lästige Verpflichtungen mit dem Amt verbunden, die sich auf die Dauer nicht ganz abwälzen lassen; er muß die Fastengebote halten, die Messe lesen (freilich hat er die erste erst zehn Jahre nach dem Antritt des Kanonikats gelesen) und zu den Gottesdiensten im Chor erscheinen; er spricht oft mit bitterer Indignation davon, daß ein gebildeter Mann, wie er, zu so gemeinen Leistungen verurteilt sei: „Unter all den stupiden Tieren werde auch ich zu einem trägen und stumpfen Esel, mein Latein und die Gabe gebildeter Unterhaltung ist mir in dem Geschrei unter den Eseln, mit denen ich zusammengejocht bin, abhanden gekommen.“ Selbstverständlich hindert ihn das nicht, nach weiteren Pfründen fleißig Umschau zu halten. Seine Philosophie ist ein naturalistischer Pantheismus, er hat in Italien den dortigen synkretistischen Renaissanceplatonismus eingesogen. Gegen die Kirche, ihre Lehre und ihren Kult, nimmt er sich für seine Person die Freiheit der Geringschätzung heraus. Von der Masse allerdings fordert er Respekt für dieselbe Kirche und er tadelt Reuchlin, daß er öffentlich allzu frei über sie geredet habe: „Er hätte“, so heißt es in einem Brief vom Jahre 1513 (Krause S. 353) „bescheidener handeln und die Rücksicht auf die Meinung der Massen der Rücksicht auf seine eigene Ehre vorgehen lassen sollen. Die Autorität der Kirche angreifen, und gar wenn man ihr Glied ist, das verdient Vorwürfe und ist gegen die schuldige Pietät, auch wenn man Irrtümer in ihr bemerkt. Wir wissen, daß von den weisesten Männern

[1] Und zwar gleich zweimal: zuerst herausgegeben von C. Krause, 1885; sodann von K. Gilbert, in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen, Bd. XVIII, 1890.

vieles erdichtet ist, aber wir wissen auch, daß es für das Leben besser ist, wenn die Menschen mit religiösen Täuschungen hingehalten werden. Anders faßt es der einfache Leser, anders der Gebildete. Jener nimmt mit der einfachen Geschichte vorlieb, dieser spürt den Geheimsinn, die Allegorien, die bildlichen Ausdrücke auf. Indessen ist es auf keine Weise zulässig, die Mysterien auszuplaudern oder die gemeine Meinung schwankend zu machen, ohne die weder der Kaiser sein Reich, noch der Papst die Kirche noch wir das Unsere lange behalten würden. Alles würde in das alte Chaos zurückrollen."[1] Man meint Voltaire zu hören: wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden; denn was sollte sonst die Bauern abhalten, uns das Unsere zu nehmen oder sie anhalten dem Grundherrn den Zins zu zahlen? In der That, es ist völlig dieselbe Weisheit, die Weisheit Voltaires und seiner Freunde und die der italienischen Renaissance: Bildungshochmut und Verachtung der gemeinen Masse, Libertinismus und Freidenkerei für die eigene Person verbunden mit politischer Schonung der Kirche und der Religion: ihr wißt, wie großen Gewinn uns die Fabel von dem Christus gebracht hat. Und hier wie dort wird diese Weisheit zu Schanden; das Volk, dem derselbe Glaube, der den „Gebildeten" zum Gespött ist, gerade gut genug sein soll, merkt die Sache und wirft ihn nun auch als altmodisch beiseite, aber mit ihm auch die Bildung und die Gebildeten, die es an der Nase führen zu können meinten.

Indessen, einstweilen liegen solche Gedanken der *Beata Tranquilitas* des Gothaer Kanonikers noch fern. Er freut sich der Ausbreitung der neuen Bildung, der Schläge, die von Reuchlin und Erasmus dem Obskurantentum beigebracht werden. Der Kreis junger Leute, die sich um ihn sammeln und gern von Erfurt zu den Konvivien des gastlichen Hauses in Gotha hinüber kommen, vergrößert sich von Jahr zu Jahr; zu den oben genannten Crotus, Petrejus, Eobanus Hessus gesellen sich nach und nach Spalatinus, Ulrich v. Hutten, Euricius Cordus, Justus Menius, Justus Jonas, Joachim Camerarius, Joh. Draco, Joh. Lang u. a. Der Briefwechsel Mutians läßt uns unmittelbar in die Gedankenwelt dieses Kreises hineinblicken. Die Unterhaltung geht auf Altes und Neues; die Alten werden täglich gelesen und angeeignet, antiquarische und sprachliche Beobachtungen gemacht, man übt sich fleißig in der Nachbildung, Mutian ist der Richter, dem die Verse vorgelegt werden. Aber auch die persönlichen und die öffentlichen Angelegenheiten werden verhandelt, Pfründen- und Eheangelegenheiten der Freunde kommen, nicht eben in

[1] Ähnlich Celtis; s. v. Bezold in Sybels Histor. Zeitschr. Bd. IL, S. 144 ff.

zarter Weise, zur Sprache, vor allem aber die litterarischen Händel; die alten Gelehrten der Erfurter Universität, die Juristen, Artisten und Theologen, werden fleißig durchgehechelt, hier sind ihnen die Beinamen Sophisten, Philosophaster, Theologisten stereotypiert worden, mit denen sie Jahrhunderte lang behaftet blieben. Daneben fehlt es übrigens auch nicht an Moralisationen, an gelegentlichen Anwandlungen von Frömmigkeit und Kirchlichkeit. Die Zerfahrenheit des Gemüts, das keinen inneren Mittelpunkt hat, tritt uns in Mutian in typischer Form entgegen.

Das litterarische Denkmal, worin dieser Kreis, der *ordo Mutiani*, sich selber verewigt hat, sind die Briefe der dunklen Männer an Ortuinus Gratius Sie sind hervorgerufen durch die Händel Reuchlins mit den Kölnern, die im Jahre 1509 wegen der Judenbücher ausbrachen. Ein zum Christentum übergetretener Jude, Johannes Pfefferkorn aus Köln, hatte auf Befragen des Mainzer Erzbischofs: woher der fanatische Haß der Juden gegen das Christentum komme? auf die talmudischen Bücher hingewiesen, die von den Rabbinern zur Beschimpfung des Christenglaubens verfaßt seien. Aus diesen Büchern unterrichteten sie von frühester Jugend auf ihre Kinder, so daß diese auch erwachsen von der Bosheit nicht zu lassen vermöchten und alles, was sie gegen die Kirche und das Christentum verübten, für recht und Gott wohlgefällig hielten.[1] Es gelang, einen kaiserlichen Befehl zur vorläufigen Beschlagnahme dieser Bücher und zur Untersuchung ihres Inhalts zu erwirken, in der Absicht das Unerlaubte von dem Erlaubten und Guten zu scheiden, und jenes aus der Welt zu schaffen. Da aber trat Reuchlin für die Judenbücher ein und er setzte es durch, die Sache zuerst hinzuhalten und zuletzt ganz zu verhindern. Die litterarischen Kämpfe, deren Einzelheiten man in Geigers Reuchlin nachlesen mag, erregten eine Reihe von Jahren die gelehrte Welt aufs tiefste; alles nahm Partei, entweder für Reuchlin, oder gegen die Judenbücher und ihre Beschützer, so vor allem die Kölner und Mainzer Theologen und Juristen. Auf der Seite Reuchlins finden sich alle Poeten und Oratoren, alles was zur Fahne der neuen Bildung schwört, unter ihnen natürlich Mutian und sein Kreis.

All der Haß und Abscheu gegen die alte Bildung und ihre Verteidiger, gegen die Kölner Theologen und ihren Anhang auf den übrigen Universitäten, der sich bei ihnen im Lauf der Jahre angesammelt hatte, ergoß sich endlich in vollen Strömen in den *Epistolae*

[1] So berichtet Pfefferkorn selbst über den Beginn des Handels in seiner *Defensio* gegen die Dunkelmännerbriefe.

obscurorum virorum. Der erste Teil erschien im Herbst 1515, ein zweiter folgte 1517. Die Verfasser haben sich nie genannt, vielmehr auf das sorgfältigste die Autorschaft verheimlicht. Doch ist es nicht zweifelhaft, daß in erster Linie CROTUS beteiligt war, ihm scheint die Idee des Ganzen und wesentlich auch die Ausführung des ersten Teils zu gehören. An dem zweiten hat HUTTEN in hervorragendem Maße Anteil gehabt. In naher Beziehung zu dem Unternehmen, das übrigens auch dem MUTIAN ohne Zweifel bekannt war und vermutlich von ihm auch mit Rat und Erfindung unterstützt wurde, standen noch EOBANUS, PETREJUS, BUSCHIUS, AESTICAMPIANUS.[1]

Die *Epistolae obscurorum virorum* geben sich durch ihren Titel als das Gegenstück zu den *Epistolae clarorum virorum*, die im Jahre 1514 von REUCHLIN veröffentlicht worden waren. Sind dies wirkliche, von allen Humanisten Deutschlands an REUCHLIN gerichtete und von ihm

[1] Die Briefe haben eine sehr sorgfältige Bearbeitung durch BÖCKING, den Herausgeber der Werke HUTTENS gefunden: *Hutteni Operum Supplementum*, 2 Bde., 1869. Leider ist der Herausgeber nicht unparteiisch genug gewesen, um unter das massenhafte Material, das er angesammelt hat, auch die Zeugnisse zu Gunsten der Angeklagten aufzunehmen. Über die Entstehung der Briefe ist außer KAMPSCHULTE noch STRAUSS' Leben Huttens (I, c. 8) und KRAUSE, Eob. Hessus I, 160ff., sowie seine Einleitung zu dem Briefwechsel MUTIANS S. LVff. zu vergleichen. Es ist erstaunlich, mit welcher Sorgfalt die Spuren der Autorschaft verwischt sind; sie geht so weit, daß die Briefe des beteiligten Kreises aus diesen Jahren bis auf zufällige Reste vernichtet sind. — Es pflegt noch immer als besonders pikantes und charakteristisches Vorkommnis erzählt zu werden, daß die in den Briefen Verhöhnten die Sache anfangs nicht gemerkt, sondern die Briefe wirklich als *specimina eruditionis* aus ihrem Kreise willkommen geheißen hätten. So nicht nur BURKHARDT oder SCHMIDT (im Leben MELANCHTHONS), sondern selbst BÖCKING, STRAUSS, GEIGER, BURSIAN. Die Geschichte stammt von ERASMUS; er erzählt sie in einem Briefe vom Jahre 1528 (HUTTENS Werke II, 442). Die englischen Franziskaner und Dominikaner seien überzeugt gewesen, daß das Werk zum Schimpf REUCHLINS und zu Gunsten der Mönche veröffentlicht sei. Als einmal jemand mit ihnen den Spaß sich machte, daß er nur am Stil sich ein wenig zu stoßen simulierte, da hätten sie ihn getröstet: man müsse nicht auf das Äußere der Rede, sondern auf den Sinn der Gedanken sehen. So hätte auch ein Benediktinerprior in Brabant einen Haufen Exemplare gekauft, um damit seinen Oberen eine Verehrung zu machen. Sie hätten es heute noch nicht gemerkt, meint ERASMUS, wenn nicht in einem der Briefe ausdrücklich gesagt wäre, daß es eine Satire sei. — Um diese Anekdote für eine wahre Geschichte zu halten, ist es notwendig zu glauben, daß auf den mittelalterlichen Universitäten und Klöstern der gesunde Menschenverstand bis auf den allerletzten Rest ausgestorben war; um sie für eine Anekdote zu nehmen, ist nichts weiter erforderlich, als nicht zu vergessen, daß ERASMUS, der Humanist, der Poet, der Verfasser des Lobes der Narrheit, der Colloquien sie erzählt. Die Geschichte ist genau so wahr als die Anekdoten, welche in den Dunkelmännerbriefen selbst erzählt werden.

zum Zeugnis für seine Sache veröffentlichte Briefe, so sind jene dagegen fingierte Briefe von Gegnern Reuchlins, die ihr Empfänger veröffentlicht haben sollte, um zu zeigen, daß es auch der Sache der Kölner an gelehrten Vertretern und Verteidigern nicht fehle. Reuchlin, dem Adressaten jener Briefe der berühmten Männer, dem Vorkämpfer des Reichs der Bildung und des Lichts, steht Ortuinus als Adressat der Briefe der dunklen Männer und gleichsam als Vorsteher des Reiches der Finsternis und Barbarei gegenüber.

Das eigentliche und nächste Ziel der Satire sind die deutschen Universitätsgelehrten, besonders die Artisten und Theologen. Die Juristen erscheinen vielfach als Bundesgenossen der Poeten. Die beiden Universitäten Leipzig und Köln stehen in vorderster Reihe. Zu Köln lehrte in der artistischen Fakultät Ortuinus Gratius, nach der Fiktion Empfänger und Herausgeber der Briefe, er selbst keineswegs eine fingierte Person, sondern ein Humanist oder Poet jener gemäßigteren Richtung, die mit der Schulphilosophie in Frieden lebte; er wird uns noch öfter begegnen.[1] Aus Leipzig ist ein großer Teil der Briefe datiert. Die Einrichtungen dieser beiden Universitäten dienen der Satire als Scenerie; doch ist keine der deutschen Universitäten unvertreten, Greifswald allein ausgenommen. Frankfurt a. O., Mainz und Heidelberg treten nach jenen beiden am meisten hervor. Daneben kommen auch die übrigen Mittelpunkte des wissenschaftlichen und scholastischen Lebens vor: Münster, Straßburg, Nürnberg, Halle, Magdeburg, Halberstadt u. s. w. — Der zweite Teil datiert eine große Anzahl der Briefe aus Rom; die Angriffslinie wird erweitert, es ist Hutten, der den nationalen und kirchlichen Kampf gegen Rom beginnt.

Die Satire auf die Universitätsgelehrten ist von einer Erfindungskraft und einem Witz, zugleich aber von einer Grausamkeit und einer Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, die schwerlich ihresgleichen hat. Das Leben und der Geschmack, die Wissenschaft und der Unterricht der Lehrer und Vertreter der alten Bildung werden gleichermaßen dem Hohngelächter und der Verachtung preisgegeben. Sie werden dargestellt als armselige, schmutzige, allezeit gierige Hungerleider, die tagelang mit Schmunzeln sich davon unterhalten, wenn es einmal einen guten Bissen zu erjagen gelang; als verliebte, lüsterne, blöde, täppische Gesellen, die (natürlich sind sie unverheiratet) den Mägden und Weibern nachgehen, mehr den alten als den jungen, aus bewegenden Ursachen; als ekelhafte Pfaffen, aus deren Mund durcheinander frömmelnde Reden,

[1] Über ihn D. Reichling, O. G., sein Leben und Wirken. Eine Ehrenrettung. Heiligenstadt 1884.

biblische Sprüche, Schmutz, Gemeinheit und Zoten gehen; als plumpe häßliche Tölpel, die, erfüllt mit Haß gegen die schönen Wissenschaften, ihre eigenen poetischen Mißgeburten gegenseitig bewundern; als unwissende, stupide, halb blödsinnige Tiere, die über die unsinnigsten und abgeschmacktesten Fragen in dem schauderhaftesten Gelehrtenjargon mit großer Wichtigkeit disputieren; als abergläubische, hochmütige Obskuranten, denen jeder Schimmer von Licht Augenschmerzen macht, so daß sie blinzelnd und fluchend sich abwenden: kurz als Leute, die ganz dem Bilde gleichen, das man von dem Auswurf des Mönchstums sich zu machen pflegt. Es ist ein stinkender Pfuhl von Gemeinheit, in dem die ganze Universitätswelt, wenn wir die Episteln als historische Zeugnisse gelten lassen, mit stumpfem, grinsendem Behagen sich wälzt.

Glichen die Geschilderten wirklich diesem Bilde? — Was den Haß gegen die Poesie, gegen das reine Latein, gegen die griechische Sprache, kurz gegen den Humanismus anlangt, so wird die folgende Darstellung zeigen, daß die Universitäten diesen Vorwurf nicht durchaus verdienen. Sie haben die ersten Apostel der neuen Bildung freilich nicht mit dem von diesen geforderten Jubel aufgenommen, hin und wieder sie wohl auch ihre Abneigung fühlen lassen. Hingegen der neuen Bildung selbst haben sie sich durchaus nicht verschlossen. Vielleicht darf man sagen: sie haben sich seither keiner großen geistigen Bewegung freiwilliger geöffnet als dem Humanismus. — Was Ausschweifungen und Liederlichkeit anlangt, so sind sie der damaligen Universitätswelt und dem Klerus gewiß nicht fremd gewesen. Über einen Kreis sind wir in diesem Punkt besonders gut unterrichtet, es ist der Kreis, dem die Verfasser der Satire angehörten. Wie Mutian und sein *ordo* über geschlechtliche Verhältnisse dachte, ist jetzt in seinem Briefwechsel mit unerwünschtester Deutlichkeit zu lesen. Die Briefe zeigen ganz die mit Unzucht erfüllte Phantasie, die in den Briefen der Dunkelmänner herrscht; überall bricht, manchmal am unwahrscheinlichsten Orte, eine Zote oder eine schmutzige Anspielung hervor, nicht selten abwechselnd mit frömmelnder Moralisation. Man lese z. B. den langen Brief (S. 180 ff.) womit Mutian seinen Freund, den Cistercienser Urbanus in Georgenthal, zugleich schilt, tröstet und aufmuntert, als dieser ins Geschrei gekommen ist, eine Nonne verführt zu haben. Das Behagen, womit der interessante Fall erörtert und mit antiken Parallelen zusammengestellt wird, ist noch nicht so widerwärtig als die Frivolität, mit der zuerst auf die göttliche Barmherzigkeit, dann auf künftige ähnliche Freuden verwiesen wird; der Schluß aber zeigt die ganze Zügellosigkeit, worin die Phantasie des Schreibers und Empfängers des Briefes einheimisch ist. Sehr unsympathisch ist dem

Mutian die Ehe; über die Heirat und Hausehre des Eobanus spricht er sich gegen diesen selbst mit einer Unfeinheit aus, daß man nicht weiß, ob es häßlicher ist, solche Briefe zu schreiben oder sich gefallen zu lassen. Einem andern jungen Freunde redet er, der Vierzigjährige, dringend von der Ehe ab, er möge sich doch ohne solche Förmlichkeit behelfen.[1] Daß Hutten eines Beraters in dieser Hinsicht nicht bedurfte, ist bekannt. — Wie es endlich mit Verlumptheit, Armut und Bettelhaftigkeit in der damaligen Gelehrtenwelt stand, darüber kann man wieder aus den Schriften und Briefen dieses Kreises, oder aus den Biographien des Hessus oder Huttens vielfältige, wenn auch nicht eben erfreuliche Belehrung finden. Befremdlich bleibt dabei, wie Strauss den fränkischen Ritter, der, an elender Krankheit dahinsiechend, allezeit ohne Geld im Beutel, aber voll großartiger Ansprüche umherzog und mit lateinischen Versen die Liberalität von geistlichen und weltlichen Herren stimulierte, als Vorkämpfer deutscher Freiheit und Bildung dem deutschen Volk hinstellen konnte (Vorrede zur 2. Aufl. S. VIII). — Aber er hat Rom angegriffen. — Ich denke doch, daß es besserer Waffen und besserer Männer im Kampf für deutsche Freiheit und Bildung bedurfte und noch alle Tage bedarf.

Ob die Lebensführung, welche in den Briefen von sachkundiger Hand beschrieben worden ist, in der damaligen Universitätswelt besonders verbreitet war? Es dürfte schwer sein die Frage zu beantworten. Eine moralische Statistik, welche uns über die Häufigkeit der angedeuteten Vorkommnisse unterrichtete, giebt es nicht. Die Verfasser der Satire kann man doch kaum als klassische Zeugen gelten lassen. — Aber auch kirchlich gesinnte Schriftsteller und Prediger, wie Wimpheling und Geiler, ja die Kirchenbehörden selbst sagen dasselbe. — Mir scheint, daß doch auch diese Zeugnisse mit Vorsicht aufgenommen sein wollen. Man muß nicht vergessen, daß es ein besonderer Maßstab ist, den diese Männer bei ihrer Beurteilung anlegen, der Maßstab der *vita religiosa.* Die Anlegung dieses Maßes ertrug die damalige Gelehrtenwelt ohne Zweifel so wenig als die Welt- und Kloster-

[1] Aus des Johannes Secundus, eines neulateinischen Dichters (gest. 1536), Elegien (I. 7) finde ich im Goethe-Jahrbuch 1892, S. 205, folgende Verse mitgeteilt, die Mutians Gedanken zu beleuchten geeignet sind:

Quam bene priscorum currebat vita parentum,
Ingenuae veneris libera sacra colens!
Nondum conjugii nomen servile patebat
Nec fuerat Divis adnumeratus Hymen.
Passim communes exercebantur amores
Omnibus et proprii nescius orbis erat.

geistlichkeit; das erzwungene Cölibat war eine fleischlich gesinnten Menschen, die durch Aussicht auf Versorgung zu den Studien und ins Amt gelockt wurden, durchaus unangemessene Lebensform und hat sicherlich häßliche Dinge im Gefolge gehabt, Dinge, die seitdem in einigem Maße durch die Aufhebung des Cölibats eingeschränkt sein werden. — Ob übrigens die gegenwärtige akademische Welt, unsere Studenten und Kandidaten, unsere Referendare und jungen Ärzte, unsere jungen Gelehrten und Beamten, wenn sie vor das gleiche Gericht gestellt würden, im ganzen ein günstigeres Urteil erlangen würden? Ich wage die Frage nicht zu entscheiden; aber diejenigen, die so zuversichtlich von der gänzlichen sittlichen Verkommenheit des mittelalterlichen Klerus sprechen, sollten sie sich vorlegen. Vielleicht besteht der Vorteil derselben Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft wesentlich darin, daß von ihnen Heiligkeit niemand erwartet oder verlangt.[1]

[1] Diese Frage hat Entrüstung hervorgerufen; man hat eine „ungeheuerliche Insinuation“ darin gefunden. Das beweist zunächst nur, daß die hier angedeutete Ansicht der herkömmlichen Meinung, nicht aber, daß sie den Thatsachen nicht entspricht. Ich kann nicht beweisen, daß sie richtiger ist, eine vergleichende Statistik über diese Dinge giebt es nicht. Aber ich meine, wir haben keine Ursache, uns zu erheben; auch wird die Gegenwart nicht besser dadurch, daß wir das Mittelalter schlechter machen. — C. Krause, der Herausgeber des Briefwechsels Mutians bemerkt zu dem oben (S. 85) angeführten Brief: er sei ein Beweis, wie auch die Besten von der mönchischen Frivolität und Scheinheiligkeit angesteckt waren. Gewiß, es ist nicht eine individuelle Erscheinung, und sicherlich hängt sie mit dem erzwungenen Cölibat zusammen. Dennoch würde ich sagen: daß wir im Kreise Mutians eben „die Besten“ vor uns haben, wird ohne Grund vorausgesetzt. Es waren die Gebildetsten, ohne Zweifel, sie verstanden besser Latein und die Alten als die Masse; aber daß dies auch in dem fraglichen Punkt einen günstigen Einfluß gehabt habe, daß durch ihre „Bildung“ die Sinnlichkeit diszipliniert und die Phantasie in Zucht genommen sei, ist ganz und gar nicht ausgemacht. Im Gegenteil, die Bücher italienischer Humanisten, ja auch viele unter den Büchern der Alten, die damals fleißig gelesen und imitiert wurden, mögen zu allem tauglich sein, zu Lehrern der Reinheit und Zucht des geschlechtlichen Lebens sind sie gewiß nicht tauglich. Da werden die alten Mönchsbücher, wie die *Imitatio Christi*, doch besser gewesen sein. Und ich bin überzeugt, es gab im Klerus wie in den Klöstern ein gut Teil von Männern, die den Briefwechsel Mutians, wenn er ihnen in die Hände gekommen wäre, mit Schamröte und Entrüstung weggelegt hätten; gewiß auch andere, die ihn mit lüsternem Schmunzeln durchstöbert hätten. Ob diese die Mehrheit bildeten? ob ihr Verhalten im Verkehr dieser Kreise tonangebend war? Ich weiß es nicht; mir scheint aber dagegen zu sprechen, daß Männer wie Staupitz und Luther so viele Jahre lang in dieser Umgebung aushielten. Und wir haben doch auch andere Bilder. Man lese das Wanderbüchlein des Johannes Butzbach (deutsch von D. J. Becker, mit Beilagen, 1869); die Züge aus dem rheinischen Klosterleben, die liebenswürdigen

Doch wenden wir uns wieder zu dem Verlauf der Dinge in Erfurt. Im ersten Augenblick machte die Satire großes Aufsehen. Der erste Teil wurde in den nächsten Jahren noch zweimal, der zweite

Charakteristiken der Konventsmitglieder der Abtei Laach geben doch ein völlig anderes Bild: zwischen Andachtsübungen, Studien, Handwerks- und Haushaltungsarbeit ist das Leben der Brüder geteilt, so daß der Neigung des Einzelnen dabei ein angemessener Spielraum bleibt. Das Bild der Klöster, die hier als stille Inseln in dem unruhigen Treiben der Zeit erscheinen, wird idealisiert sein; aber warum bloß die Karikaturen betrachten? Oder man nehme die Aufzeichnungen K. Pellikans, wie sie jetzt in trefflicher, mit den nötigen Nachweisungen versehener Übersetzung von Th. Vulpinus (die Hauschronik K. P. von Rufach, 1892) vorliegen, zur Hand; Pellikan war, fast noch ein Knabe, in den Minoritenorden getreten, er war Guardian in mehreren Klöstern (Pforzheim, Rufach, Basel) und machte wiederholt Visitationsreisen, ehe er sich der Reformation anschloß. Seine Erinnerungen aus dem klösterlichen Leben enthalten nichts von Bitterkeit und Widerwärtigkeit; dagegen findet man darin manch rührenden Zug von schlichter Einfachheit, doch auch von lebhaftem Streben nach Erkenntnis unter engen äußeren Verhältnissen. — Auch an den obigen Zeilen über Hutten hat man Anstoß genommen. So bemerkt Th. Ziegler in seiner Geschichte der christlichen Ethik, I, 429: „Das läuft doch im Grunde auf den Vorwurf hinaus, daß auch dieser größte aller Humanisten — Humanist geblieben sei und an den Fehlern des Humanismus partizipiert habe, und wer hat das je bestritten? Daß aber Mangel an Geld zugleich auch Mangel an Größe sei, das glaubt das deutsche Volk dem Verfasser der Geschichte des gelehrten Unterrichts einstweilen noch nicht.“ Sehen wir von letzterem ab, so scheint mir die Bemerkung, daß Hutten eben Humanist gewesen sei, aus ganz derselben Ansicht heraus gesprochen, der auch ich zuneige: daß die Renaissance in gewissen Köpfen die sittlichen Begriffe in eine bedenkliche Verwirrung brachte. Die Liederlichkeit ist gewiß nicht erst von den Humanisten erfunden worden; aber sie ist von ihnen mit einem ästhetischen Anstrich versehen und dadurch doch auch ihnen selbst gefährlicher geworden. Auf keinen Fall scheinen sie mir zu deutschen Nationalheiligen oder Nationalhelden sich zu eignen. Die Hutten dazu stempeln wollen — und man kann ihn ja auf den Reformationsbildern überall als Nebenfigur neben Luther sehen — müssen wirklich sein Bild nicht gar genau betrachtet haben; oder das deutsche Volk muß an Nationalhelden große Not leiden. — Gewiß war Hutten ein Mann von gewaltiger Kraft leidenschaftlich erregter und erregender Rede, es lodert eine Glut revolutionären Feuers in seinen Schriften, wie es in Deutschland nicht wieder gesehen worden ist bis auf die Tage Ferdinand Lasalles. Es ist nicht zufällig, daß Lasalle in seinem Schauspiel „Franz von Sickingen“ in der Figur Huttens sich selber dramatisiert oder aus ihm „den Spiegel seiner Seele gemacht“ hat: „ich konnte dies,“ äußert er in einem Brief, „da sein Schicksal und das meinige einander vollkommen gleich und von überraschender Ähnlichkeit sind“ (F. Lasalles Reden und Schriften, herausgeg. von E. Bernstein, I, 34). Wenn man unter dem Schicksal nach dem Wort des alten Heraklit den inneren Dämon, das Ethos, versteht, so ist die Sache ganz zutreffend, obwohl allerdings auch in den äußeren Schicksalen eine erstaunliche Analogie sich findet. Wie Lasalle, fühlt sich Hutten „bewaffnet mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts“;

noch einmal gedruckt. Dann wurde es still; von 1518—1556 ist keine neue Ausgabe erschienen. Die Führer des Humanismus, Reuchlin und Erasmus, sprachen auf das entschiedenste ihre Mißbilligung aus.

er lebt, wie dieser, in der Welt der Bildung und sucht Verbindungen nach oben, während er andererseits den Massen die Revolution predigt; wie dieser, ist er von dem unbändigen Drang beseelt, eine Rolle zu spielen, sei es im Bunde mit den oberen Göttern, sei es mit den Gewalten der Unterwelt; wie diesem, ist ihm persönliche und öffentliche Fehde Herzensbedürfnis, und in der Führung des Kampfes ist beiden jedes Mittel, das Erfolg, augenblicklichen Erfolg verspricht, recht; beide sind dazu theatralische Deklamatoren der eigenen Thaten und Tugenden, pathetische Ankläger fremder und doch nicht fremder Laster; beide sind unerreichte Muster in der Beschimpfung und litterarischen Vernichtung der Gegner, beide sind rücksichtslose Prediger und Verüber von Gewaltthat; das geht bei Hutten so weit, daß er auch Lebensbedrohung und Meuchelmord (unter dem Titel der Fehde) nicht für unerlaubte Kampfmittel gegen die Feinde, die Pfaffen, ansieht. — Hutten hat an sich selber und seinem Leben schwer genug zu tragen gehabt; sein langes Leiden und sein einsamer Tod müßten das Urteil über ihn entwaffnen, wenn nicht immer wieder für ihn bewundernde Verehrung wie für einen Nationalhelden gefordert würde. Zu diesen vermag ich ihn nicht zu zählen; und ich hielt es und halte es noch für notwendig, dies auszusprechen; es ist für ein Volk nicht gut, wenn es zu falschen Göttern betet, falsche Größen verehrt. „Hutten war bei allem litterarischen Talent, bei allen schriftstellerischen Leistungen ein Mann ohne Charakter"; so faßt Maurenbrecher sein Urteil über den Mann zusammen (Gesch. der kathol. Reformation I, 199). Das Urteil gilt ebenso von dem modernen Ebenbild Huttens, von Lasalle. Was beiden fehlt, das ist die reine und volle Hingebung an die Sache. Nicht die Sache, der sie dienten, sie mag nun die rechte sein oder nicht, ist ihnen zum Vorwurf zu machen, sondern daß sie ihr nicht mit reiner Seele dienten, die Sache sollte zuletzt der persönlichen Darstellung dienen. Eine grenzenlose Sucht, die eigene Person zur Darstellung, Geltung und Herrschaft zu bringen, eine verzehrende Ichsucht ist der Grundzug der beiden Männer; und deshalb ist kein inneres Maß und keine Festigkeit des Weges bei ihnen: Talent ohne Charakter. Mit einigem Recht kann man aber dies als Motto über die ganze Geschichte des Humanismus setzen: viel Talent, wenig Charakter. Es fehlt diesen Männern durchweg an Reinheit, Ernst und Kraft des Willens. Daher sind sie auch von der Geschichte weggeweht worden. Es gilt von ihnen ein Wort Goethes:

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht,
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

Ziegler äußert an demselben Ort (S. 414), daß ich, im Bunde mit Janssen und Denifle, unter dem Schein, Fabeln kritisch zu zerstören, die alte katholische *fable convenue* wiederherstellen wolle. Von diesem Bestreben weiß ich mich völlig frei; ich will keine Fabeln herstellen oder zu halten suchen, weder katholische noch protestantische, sondern suche, soviel ich vermag, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Durch dies Bestreben bin ich allerdings zum Zweifel daran geführt worden, ob die Renaissance und ihre Apostel alle die Hochachtung,

Freilich hatte Reuchlin in seiner *Defensio contra calumniatores suos Colonienses* (1512) denselben Ton angeschlagen, man sehe den Auszug in Geigers Reuchlin (S. 276), und auch Erasmus hatte im Lob der Narrheit (1509) sein Gespött mit denselben Persönlichkeiten getrieben. Aber nun wurde ihnen unheimlich unter den Geistern, die sie gerufen. Die Episteln der dunkeln Männer, schreibt Erasmus an Caesarius in Köln (16/8. 1517, Opp. III, 1622) haben mir sehr mißfallen. Mir gefällt ein Scherz, aber er darf niemanden beschimpfen. Wie schlimm beraten jene nicht nur sich selber, sondern alle, denen die schönen Wissenschaften am Herzen liegen. Er bittet dann den Caesarius ein ähnliches Produkt, das, wie man sage, in Köln erscheinen solle, zurückzuhalten. Bekannt ist, daß auch Luther, dem doch eine Beschimpfung der Sophisten und ihrer Gelehrsamkeit kaum zu grob sein konnte, die Briefe mißbilligte. —

So erfolgte denn in dem Erfurter Kreise eine unerwartete Wendung. Unter den Zurückgebliebenen war Eobanus ohne Widerrede das Haupt. Er war ein Mann mit leichtem und fröhlichem Herzen, ein großer Zecher, beständig in der dringendsten Geldverlegenheit, die er aber mit der heitersten Miene von der Welt ertrug: er konnte in denselben lateinischen Versen einen Freund um ein Darlehen von 1 fl. ersuchen und zu Tisch bitten. Seine ganze Art erinnert an die wundervolle Charakterfigur des Mr. Micawber in Dickens Copperfield, nur daß die Flunkereien des durstigen Poeten manchmal etwas weniger harmlos sind als die des trefflichen Micawber. Sein Talent war, lateinische Verse zu machen. Er hatte, wie schon erwähnt, durch seine christlichen Heroiden sich den Namen des christlichen Ovid erworben. Seit dem Jahre 1517 erhielt er von der Stadt eine Besoldung; er war der gefeiertste Lehrer,

die mittelalterliche Bildung und ihre Träger alle die Verachtung verdienen, die ihnen bis auf diesen Tag so reichlich entgegengebracht wird. — Mit einem Wort J. Burckhardts (Kultur der Renaissance I, 313) über die Gruppe der italienischen Humanisten mag dieser Exkurs beschlossen werden: „Drei Dinge erklären und vermindern vielleicht ihre Schuld: die übermäßige, glänzende Verwöhnung, wenn das Glück ihnen günstig war, die Garantielosigkeit ihres äußeren Daseins, so daß Glanz und Elend je nach Launen der Herren und nach der Bosheit der Gegner rasch wechselten; endlich der irremachende Einfluß des Altertums. Dieses störte ihre Sittlichkeit, ohne ihnen die seinige mitzuteilen, und auch in religiösen Dingen wirkte es auf sie wesentlich von seiner skeptischen und negativen Seite, da von einer Annahme des positiven Götterglaubens doch nicht die Rede sein konnte. Gerade weil sie das Altertum dogmatisch, d. h. als Vorbild alles Denkens und Handelns auffaßten, mußten sie hier in Nachteil geraten. Daß es aber ein Jahrhundert gab, welches mit voller Einseitigkeit die alte Welt und deren Hervorbringungen vergötterte, das war nicht mehr Schuld Einzelner, sondern höhere geschichtliche Fügung.“

der Ruhm der ganzen Universität. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann mehr den Frieden liebte als den Krieg. So wurde aus dem streitbaren *ordo Mutiani* das friedliche *regnum Eobani.*[1]

Wie für den *ordo Mutiani* REUCHLIN, der kämpfende, so wurde für das *regnum Eobani* ERASMUS, der durch ruhige Überlegenheit siegreiche, Heerführer und Idol. Zu ihm wallfahrteten nun die Erfurter Poeten, um ihre Huldigung, die sich in geschmacklosen Superlativen nicht genug thun kann, ihm zu Füßen zu legen; ERASMUS hatte Mühe sich ihrer zu erwehren. Er mahnte nun entschieden den Weg friedlicher Reform zu gehen. Nicht durch Bekämpfung der Widersacher, sondern durch Anbau der schönen Wissenschaften werde die gute Sache gefördert. Nicht als Feinde, die alles mit Verwüstung bedrohen, sondern als Gastfreunde, die sich den einheimischen Sitten bequemen, müßten die Humanitätsstudien auf den Akademien Eingang zu gewinnen suchen (*irrepere*).

Und in der That, die friedliche Eroberung der Erfurter Universität gelang vollständig. Von 1517—1521, wo das Pfaffenstürmen seinen Anfang nahm, stand die Erfurter Universität durchaus unter der Herrschaft des Humanismus. Im Jahre 1519 kam es zu einer großen Reform des Studiums. JUSTUS JONAS berichtet darüber einem Freunde: zurückkehrend von einer sechsmonatlichen Reise nach Brabant (der üblichen Huldigungsreise zu ERASMUS) habe er die ganze Universität erneuert gefunden: die lernäische Schlange der Scholastik, die den ganzen Unterricht auf lauter elende dialektische Spitzfindigkeiten heruntergebracht und alle guten Autoren beseitigt habe, sei vernichtet, ein Komitee von acht Männern eingesetzt, um hier ein Studium der drei Sprachen, der wahren Philosophie und der echten Theologie, einzurichten und hierfür Professoren anzunehmen. „Unser Universität" fügt er am Schluß auf deutsch hinzu, „ist in hundert Jahren oder dieweil sie gestanden, also nicht reformiert gewest." Über den Inhalt der Reform, die doch wohl zu neuen Lektions- und Prüfungsordnungen geführt hat, sind wir nicht unterrichtet. In der Magistermatrikel werden die 18 Magistrierten des Jahres 1519 als „Jünger der lateinischen und der eben aufkeimenden griechischen und hebräischen Sprache" bezeichnet (KRAUSE I, 310). Daß die junge humanistische Gruppe wenigstens in der artistischen Fakultät durchaus die Dinge in der Hand hatte, geht auch aus der Thatsache hervor, daß in den Jahren 1519—1521 der Reihe nach vier Rektoren aus diesem Kreise hervorgingen: J. JONAS, CERATINUS, PLATZ, CROTUS. Bemerkenswert

[1] Über EOBAN giebt die sorgfältige Biographie KRAUSES jede Auskunft.

ist, daß die Poeten an das Studium der griechischen Sprache, besonders auch des neuen Testaments gehen. JOH. LANGE wurde als Professor der griechischen Sprache angenommen, J. JONAS lernte unter seiner Leitung und wendete sich bald ganz der Theologie zu. — Freilich war der Triumph des Humanismus von kurzer Dauer; nach wenig Jahren wurde er von der großen kirchlichen Revolution verschlungen.[1]

Die Universität Leipzig gelangte in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zu hoher Blüte. Die Frequenz erreichte ihren Höhepunkt um 1510, die Zahl der jährlichen Immatrikulationen betrug ungefähr 500, die Zahl der Promotionen in der artistischen Fakultät etwa 125 Baccalarien und 16 Magister; die Gesamtfrequenz kann auf 1000—1500 angeschlagen werden.[2] Herzog Georg (1471—1539, regierte seit 1500), ein durch Gesinnung und Bildung ausgezeichneter Fürst, nahm an dem Gedeihen der Studien lebhaften Anteil.[3] Er selbst, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, hatte in Leipzig studiert; er sprach und schrieb lateinisch, in der Erasmischen Korrespondenz finden sich mehrere Briefe von ihm. Er war der neuen wissenschaftlichen Bildung günstig und erleichterte ihr den Eingang in die Universität. „Unter deinem Schutz," schreibt ERASMUS im Jahre 1520 (Opp. III, 567), „durch deine Munifizenz ist die Leipziger Universität, an welcher die alten Studien längst blühten, durch das Hinzutreten der Sprachen und schönen Wissenschaften nunmehr so ausgestattet, daß sie kaum irgend einer nachsteht."

Die ersten Spuren humanistischer Anregung reichen auch in Leipzig, wie in dem erwähnten Aufsatz von WATTENBACH nachgewiesen ist, bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts zurück. Ich will aber auf LUDER und andere Poeten, die vorübergehend auftauchten, nicht nochmals eingehen. Zu einer öffentlich autorisierten Vertretung kam der Humanismus im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts durch die Gunst Herzog Georgs. Es sind zwei bekannte Wanderpoeten, welche der Herzog nach einander in Dienst nahm: HERMANNUS BUSCHIUS, mit dem poetischen

[1] J. Jonas' Briefwechsel, herausgeg. von KAWERAU (1884), I, 25. Erwähnt wird die Reform auch in den Akten der Universität, herausgeg. von WEISSENBORN, II, 308; ohne daß aus den Angaben näheres zu ersehen wäre; hervorgehoben wird, daß *amplissimus ordo artistarum quem quis merito totius gymnasii proram et poppim dixerit,* die üblichen Promotionsschmäuse beschränkt habe.

[2] S. meinen oben erwähnten Aufsatz über die deutschen Universitäten in SYBELS Zeitschr. Bd. VL, S. 293.

[3] J. G. BOEHME, *de litteratura Lipsiensi* enthält unter anderen Studien, welche sich auf die Rezeption des Humanismus in Leipzig beziehen, auch eine Rede auf Herzog Georg, S. 37—52.

Beinamen Pasiphilus (sonst H. v. d. Busche, geb. zu Sassenburg in Westfalen, 1468—1534) und Joh. Rhagius Aesticampianus (Rack aus Sommerfeld in der Lausitz, 1457—1520). Buschius war ein Schüler des Hegius; seine humanistische Bildung hatte dann durch einen langen Aufenthalt in Italien ihre Vollendung erhalten. Nach langer Wanderung durch die norddeutschen Städte wurde er 1502 in Wittenberg in die Matrikel als *artis oratoriae atque poeticae lector conductus* eingetragen.[1] Aber schon im folgenden Jahr siedelte er, mit einem Stipendium von Herzog Georg versehen, nach Leipzig über. Hoffentlich ist ihm auch ein Lobgedicht auf Leipzig nicht unvergolten geblieben.[2] Im Jahre 1507 verließ er Leipzig, wie es scheint in gänzlich derangierten Verhältnissen, und kam nach mancher Irrfahrt nach Köln zurück, wo wir ihm wieder begegnen werden. Zu seiner Charakteristik kann noch folgender Zug dienen. Als ein Freund (der Wittenberger Mellerstadt) ihn bat, ihm sein Handexemplar des *Silius Italicus*, über den er in Leipzig gelesen hatte, um der eingetragenen Noten und Emendationen willen zu borgen, erwiderte er: „einen *S. Italicus*, den ich dir schicken könnte, besitze ich nicht; als ich über ihn Vorlesungen

[1] Liessem, *de H. Buschii vita et scriptis.* Bonn 1866. H. v. d. Busche, sein Leben und seine Schriften, in Progr. des Kölnischen Wilhelmsgymn. 1884 u. folg.

[2] *Lipsica,* 1504, wozu noch ein zweites Lobgedicht *in puellas Lipsenses* kam. In der Dedikationsepistel zählt er berühmte Beispiele von großmütiger Vergeltung litterarischer Verherrlichungen auf, unter anderen dieses: Alexander d. Gr. habe einem Poeten, der sonst nicht viel wert gewesen sei und auch den König keineswegs, wie er verdiente, besungen habe, dennoch für jeden Vers ein Goldstück reichen lassen. Hieronymus Emser geht in den vorgedruckten Begleitversen von den Exempeln zur direkten *adhortatio* über: die Stadt möge ihrem Sänger sich dankbar erweisen, da sie durch ihn nunmehr der Unsterblichkeit gewiß sei:

Nam tibi perpetuae donarit munera vitae
Buschius Aonio vota probante choro.

Den Inhalt des Gedichts kennzeichnet Geiger (Renaissance 472) gut mit den Worten: Wenn das häufig wiederkehrende *Lips* und das einmal vorkommende *Plesa* (Pleiße) nicht wäre, paßte es auf jede Stadt so gut als auf Leipzig. Es wird die Fruchtbarkeit der Äcker gerühmt, sie gleicht der sicilischen, wie ein benachbarter See dem Benacus, die Schafherden versetzen den Dichter nach Arkadien, die Früchte und Blumen in die Gärten der Hesperiden, in den Wäldern haben Dryaden und Nymphen ihr Wesen: nirgends ein individueller Zug. Es sind Tapeten, die man an jede Wand hängen kann, was sich denn bei einem Umzug des Dichters in der That als sehr nützlich erweist. In einem Epigramm (bei Böhme, 51) preist er Leipzig als das moderne Athen, wo alle Weisen des Altertums, ja die Musen selbst Wohnung genommen hätten; auch eine viel verwendete Tapete. In der Flora, einem Lobgedicht auf Köln (1508), werden alle Heldengestalten des alten Rom und einige Griechen dazu nach Köln aufgeboten, um im Rat zu sitzen, oder also den biederen Kölner Ratsherren ihre Maske zu borgen.

hielt, borgte ich mir, wie ich pflege, ein Exemplar. Die Verbesserungen, welche ich gemacht habe, mußt du von einem der Zuhörer dir erbitten, denn ich bewahre solche Sachen niemals auf."[1] Und dem Poeten ENGENTINUS in Freiburg, als dieser sich 1521 ein Haus gekauft hatte, machte er im scherzhaften Ernst Vorwürfe darüber: ein Poet könne nicht Hausbesitzer sein; sieh dich um unter allen früheren und gegenwärtigen Poeten, du wirst keinen finden, der ein Haus zu eigen besessen habe (LIESSEM, 72). Vermutlich war BUSCHIUS in Wahrheit dem Besitz dieser Dinge nicht ganz so abgeneigt, als diese Äußerungen sagen; aber so liebte er es zu erscheinen: ohne Haus, ohne Buch, ohne Stellung, bloß er selbst, die freie, souveräne, allein durch ihren Geist geltende Persönlichkeit. Bei einem andern Poeten war buchstäbliche Wirklichkeit, was BUSCHIUS affektiert: als HUTTEN starb, bestand seine ganze Hinterlassenschaft in einer Feder; so berichtet ZWINGLI, der dem Todkranken das letzte Hospitium gewährt hatte, das ihm von ERASMUS war verweigert worden (STRAUSS, Hutten 534).

Seit 1507 (nach BÖCKING II, 295, sonst wird 1508 angegeben) war AESTICAMPIANUS in Leipzig. Er kam mit seinem Schüler HUTTEN von Frankfurt a. O., wo er die Universität hatte eröffnen helfen. Mit einem Stipendium vom Herzog und der Stadt versehen, blieb er bis zu seiner „Vertreibung" durch die Sophisten im Jahre 1511. Mit einer in mancher Hinsicht interessanten Rede nahm er von der Leipziger Universität Abschied.[2] Er zählt darin mit großem Selbstbewußtsein die Wohlthaten auf, welche er den Leipzigern erwiesen und die sie ihm mit Undank vergolten hätten. In den drei Jahren habe er die wichtigsten lateinischen Schriftsteller erklärt: Plinius, Livius, Plautus, Horaz, Virgils Aeneis *(in qua vita et activa et contemplativa poëtico sub figmento penitus demersa per me est in lucem extracta)*, Marcianus Capella, Cicero, Tacitus (*Germania*), Hieronymus; andere, die er schon vorbereitet habe, müßten jetzt unterbleiben. Unerschöpfliche Mühe habe er darauf gewendet, seine Schüler zu gebildeten und tugendhaften Männern zu machen. Um sich hierzu zu befähigen, habe er Länder und Meere durchzogen, Tage und Nächte durchwacht, sein Erbe verzehrt, die Gesellschaft der Menschen gemieden, Gefahren des Leibes und der Seele auf

[1] In der *Vita Buschii* (p. 192), welche BURCKHARDT seiner Ausgabe des *Vallum humanitatis* vorausgeschickt hat.

[2] Die Rede ist, mit zahlreichen Druckfehlern, in einer Leipziger Dissertation von FIDLER (1703) abgedruckt. Der Anschlag, womit er dazu einlud, ist ebendort mitgeteilt: *J. A. hinc emigraturus pro more suo universis hujus gymnasii magistratibus et subjectis supremum vale dicit. Dignentur itaque huc adesse cuncti, qui non tam hominem (Poeta enim est), quam veritatem, quae Deus est, et amant et venerantur.*

sich genommen, die Vergnügungen wie die Pest geflohen. Vier Stunden täglich habe er manchmal gelesen, weitere Zeit den Übungen und Repetitionen sowie der Abfassung von Kommentaren und Gedichten gewidmet, so daß ihm zur Mahlzeit und zum Schlaf kaum Zeit geblieben. Und das alles nicht um des Geldes oder Ruhmes willen, sondern bloß aus Eifer für die Schüler und das Vaterland. — Und einen solchenMann vertreibt ihr!

Die Vertreibung des Poeten spielt in der Geschichte des Humanismus eine gewisse Rolle; sie pflegt als Beispiel der Mißhandlung der Vertreter der schönen Wissenschaften durch die Universitäten angeführt zu werden, so bei Böhme, so bei Böcking, so noch bei Geiger, der sonst durch unbefangenes und billiges Urteil über die Humanisten und ihre Gegner sich auszeichnet: er nennt den A. einen wissenschaftlichen Märtyrer des Humanismus (Renaissance, 431). So endlich auch noch bei Hartfelder: er trägt (in Schmids Gesch. der Erz. II, 2, 92) die Geschichte noch ganz in dem üblichen lamentabel-erbaulichen Stil vor. Daher scheint ein etwas ausführlicheres Eingehen auf jenes an sich unerhebliche Vorkommnis am Orte zu sein.

Zunächst ist zu bemerken, daß die „Vertreibung" erst nach jener Rede und infolge ihrer stattfand: sie gab Veranlassung, den Poeten auf 10 Jahre zu relegieren. In der Rede selbst sagt er noch, daß er freiwillig, freilich veranlaßt durch die Bosheit der Magister, gehe. Worin bestand diese Bosheit?

Zunächst eine Bemerkung darüber, wie der Poet selbst sein Verhältnis zu den artistischen Magistern ansah; wir sind darüber durch eine allerdings etwas spätere Darstellung von ihm befreundeter Hand aufs beste unterrichtet, nämlich durch jenen Bericht, der unter dem Namen des Magisters Hipp in den Dunkelmännerbriefen die Geschichte der Vertreibung erzählt (Vol. I, No. 17): *Fuit hic unus poeta, qui vocatur J. Esticampianus, et ipse fuit satis pretensus, et parvipendet sepe magistros artium et annihilavit eos in sua lectione, et dixit quod non sunt sufficientes, et quod unus poeta valet decem magistros, et quod poetae in processione deberent precedere magistros et licentiatos. Et ipse legit Plinium et alios poëtas et dixit, quod magistri artium non sunt magistri in septem artibus liberalibus, sed potius in septem peccatis mortalibus etc.* Man wird annehmen dürfen, daß diese Äußerungen nicht willkürliche Erfindungen sind, sie stammen ohne Zweifel aus des A. eigener Erzählung; ja es hindert nichts, der Ansicht Burckhardts (*De linguae Lat. fatis,* II, 443) beizutreten, daß Aesticampianus selbst den Brief verfaßt habe; sonst wird man annehmen können, daß Hutten die Erzählung redigiert habe. Jedenfalls ist gewiß, daß der Poet so dachte und es ist keine Ursache zu glauben, daß er daraus ein Geheimnis machte. Für die Humanisten paßt überhaupt jede Rolle eher, als die der unschuldigen

Lämmer, welche kein Wasser trüben und von den bösen Wölfen, den Sophisten, angefallen werden. Sie würden sich wenig geschmeichelt gefühlt haben durch solche Darstellung. Man sehe, wie Hutten, des Aesticampianus gelehriger Schüler, in dem kurz vorangehenden Brief (No. 14) sein eigenes Auftreten gegen den Wiener Rektor, den *magister noster* Heckmann, schildert, als dieser ihn hindern wollte zu lesen, weil er weder promoviert noch auch immatrikuliert sei: da ging der Teufelskerl zu dem Rektor und sagte ihm viele Schnödigkeiten, ja dutzte ihn sogar (nämlich statt ihn *magnificentia vestra* anzureden).

Daß die Leipziger Magister gegen einen Kollegen, der sich so zu ihnen stellte, freundschaftliche Gesinnung hätten hegen sollen, wird niemand so unbillig sein zu verlangen. Sie ärgerten ihn vielmehr wieder, so gut sie vermochten. Wie das geschah, darüber giebt nun jene Valediktionsrede des Poeten von 1511 einige Auskunft. In dem letzten Abschnitt derselben dankt er zuerst dem Fürsten und dem Leipziger Rat für ihre Wohlthaten; dann auch denjenigen, „welche mich mit Haß und Neid niederträchtig verfolgt haben, welche mich weder der Stellung, noch des Mahls, noch der Anrede würdig erachtet haben, welche mir die öffentlichen Hörsäle verschlossen und ihre Schüler abgehalten haben mich zu hören.“ Wer sind diese? Er spezifiziert die Anklage: es sind die Theologen, welche Zöllner und Sünder zu ihren Schmäusen laden, aber den Poeten nicht; doch lassen wir sie, denn sie haben Macht loszulassen und zu kreuzigen. Es sind die Juristen, welche den Poeten nicht in ihr Auditorium lassen, noch einladen; doch lassen wir sie, denn sie können freisprechen und verurteilen. Es sind die Mediziner, sie haben den Poeten allerdings eingeladen, aber haben ihn untenangesetzt, als ob unsere göttliche und heilige Poesie ihrer schmutzigen Medizinkocherei nachstehe; doch lassen wir sie, denn sie können den Poeten mit ihren Tränken am Leben erhalten oder zum Teufel schicken. Noch bleiben die Philosophen; ein Teil von ihnen hat mich mit Wohlwollen gehört, ein Teil verachtet: jener Teil war sehr groß, dieser sehr klein. Dennoch danke ich ihnen allen, sowohl dafür, daß sie mich einmal zu ihrem Schmaus eingeladen, als dafür, daß sie mich durch Neid und Mißgunst angetrieben haben, ihnen öfter gehörig die Wahrheit zu sagen. Diejenigen aber, die durch Zuneigung und Leistung Dank verdient haben, Magister und Scholaren, erinnere ich daran, daß sie durch meine Sorge und Mühe so ausgebildet sind, daß sie auch anderen eine liberale Bildung zu geben imstande sind; und ich bitte sie überzeugt zu sein, daß, wo immer ich meine Stätte finden möge, meine Sorge und Hilfe, auch mein Vermögen immer zu ihren Diensten stehen wird.

Also man hatte den Poeten, das scheint die Summe zu sein, nicht durchaus als Kollegen behandelt, worüber er im Grunde wenig Recht hatte sich verdrießlich zu bezeigen; man hatte ihm ferner die Benutzung der öffentlichen Auditorien beschränkt oder verweigert. Hierzu hatte er, wie es scheint, selbst die Veranlassung gegeben. Die mittelalterliche Universität hatte einen festen Stundenplan, wie gegenwärtig ein Gymnasium. Während der öffentlichen Lektionen, die in Leipzig seit der Reformation von 1502 gratis gelesen werden mußten, durfte kein Magister privatim lesen. Der Poet scheint sich in seiner großartigen Weise über diese Ordnung hinweggesetzt zu haben. In einem Bericht eines Ungenannten über den Zustand der Universität in der Zeit kurz vor der Reform vom Jahre 1519 (im Urkundenbuch der Universität, herausgegeben von Stübel, No. 252, S. 310 f.) wird gesagt: die fremden Poeten, welche nicht Magister, hätten, als der Fakultät nicht inkorporiert und unterworfen, alle Stunden des Tages, welche es ihnen geliebt, öffentlich und heimlich resumiert, und dadurch auch manche Magister dazu verführt. Aber die Fakultät habe, um die ordentlichen Kurse nicht ganz in Abgang kommen zu lassen, manche Magister mit guten Worten, einige mit Drohungen davon abgebracht; etliche widersetzliche aber seien auf ihrem Mutwillen geblieben, wider welche *ad poenam suspensionis ab emolumentis* und auch *exclusionis a facultate* prozediert sei. — Den Poeten, der vom Herzog und der Stadt Gehalt erhielt und nicht Mitglied der Fakultät war, konnte man so nicht strafen; so versuchte man es durch Aussperrung aus den öffentlichen Lektorien.

Wie dem immer sei, die Maßregeln hatten die Wirkung, daß der Poet sich entschloß weiter zu ziehen. Vorher aber wollte er den Leuten noch einmal die Wahrheit sagen. Dazu diente diese ganze Rede und vor allem ihr Schluß. Er verdient ganz mitgeteilt zu werden: „So ziehe ich denn hin, wie die Schrift sagt: wenn sie euch aus einer Stadt vertreiben, fliehet in eine andere. Vertrieben aber werde ich nicht wegen Unfähigkeit oder Unsittlichkeit (welche jene Heuchler allen Poeten vorwerfen), sondern allein durch die Bosheit und Niedertracht derer, die euch, hochzuverehrende Herren Studierende *(o nobilissimi scholastici)*, tyrannisieren und das Geld aus der Tasche ziehen und euch mit ihren ungesalzenen Reden und ihren schwelgerischen Schmäusen von der wahren Beredsamkeit und Tugend ablocken und verführen“. Dann redet er mit Wendungen aus der Apostelgeschichte („denn die versteht ihr ja wohl besser als mein Latein“) die vor ihm sitzenden Verfolger also an: „Euch mußte zuerst das Wort vom Latein (*verbum latinitatis)* gesagt werden; aber da ihr es verwerft und euch selbst der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

römischen Eloquenz unwürdig erachtet, so wende ich mich zu den umwohnenden Barbaren. Ist ein Poet und Redner, den eure Väter nicht verfolgt haben? Habt ihr sie nicht zum Gespött gemacht, die vom Himmel gesandt waren, euch die Bildung zu bringen? Aus vielen greife ich einige heraus: den C. CELTIS habt ihr beinahe wie einen Feind verjagt, den H. v. d. BUSCHE habt ihr lange gequält und dann hinausgeworfen; den J. AESTICAMPIANUS endlich habt ihr mit vielen Ränken lange umlagert und endlich gebrochen. Glaubt ihr, daß nochmals ein Poet zu euch kommen wird? Wahrlich keiner, keiner dem das Gerücht von eurer Tugend zu Ohren gekommen ist. Ohne Bildung und ohne Witz, schmutzige und ruhmlose Seelen, werdet ihr leben, und wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle zur Hölle fahren. — Doch das wollte ich nicht sagen, gerechter Schmerz und inbrünstige Wahrheitsliebe rissen mich hin. Haltet es mir zu gute, deutsche Männer, haltet es meinem durchaus gerechten Schmerz und der Wahrheit zu gute, wie euch der allmächtige Gott eure Sünden zu gute halten möge. Amen.“

Die Folge dieser Rede und ihrer, nach BÖCKINGS Ausdruck, „ein wenig freimütigerer Äußerungen“ war die, daß die Universität den Poeten auf 10 Jahre relegierte und diesen Beschluß trotz der Intercession des eben in Leipzig anwesenden Herzogs aufrecht erhielt. „Die Rachsucht der Scholastiker wollte ihr Opfer haben“, sagt HARTFELDER. AESTICAMPIAN mußte weichen, er that es, wie der Brief des Mag. HIPP sagt, nicht ohne das Versprechen, diese Beleidigung rächen zu wollen. Es mag dahingestellt sein, ob er dabei an eine poetische Rache dachte, wie sie in den Briefen der dunklen Männer bald darauf geübt worden ist, oder an die freilich mißlungene juristische, wovon die Akten des Leipziger Archivs berichten.[1]

[1] Ausführlichen Bericht über diesen Handel, sowie über das ganze Vorleben AESTICAMPIANS findet man jetzt in einer Abhandlung von BAUCH in SCHNORRS Archiv für Litteraturgeschichte XII, 321 ff., XIII, 1 ff. Darnach wandte sich der ergrimmte Poet, nachdem eine Verwendung des Herzogs und eine Appellation an die Nationen vergeblich gewesen, nach Rom und erwirkte bei der Kurie in persönlicher Anwesenheit eine Wiederaufnahme des Verfahrens; HENNING GOEDE von Wittenberg wurde als *judex delegatus* mit der Sache befaßt. Doch scheint der Prozeß schließlich im Sande verlaufen zu sein. Ebendort ist noch ein zweiter Fall mitgeteilt. JOH. HUTTICHIUS, der wie HUTTEN zur Gefolgschaft *(cohors)* des AESTICAMPIAN gehörte — er war mit ihm aus Frankfurt gekommen, wo er das Baccalariat erworben hatte, was er freilich nachher verleugnete — hatte ohne Befugnis Vorlesungen gehalten. Als die Fakultät dagegen einschritt, führte auch er beim Herzog Beschwerde, worin er die Magister, *ut mos est gyrovagorum*, beschimpfte. Der Herzog trat für ihn ein und ließ den „leichtsinnigen Poetaster“ erst fallen, als die Universität ihm darlegte, daß in Leipzig ein Überfluß an

Das ist die Geschichte von der Vertreibung des AESTICAMPIANUS durch die Leipziger Universität. Wie es scheint, haben nicht einmal die gleichzeitig lebenden Humanisten, wenigstens nicht alle, darin ein Martyrium für die Wahrheit erblickt. RICHARD CROCUS und P. MOSELLANUS, zwei humanistische Professoren zu Leipzig, von denen gleich die Rede sein wird, scheinen die Sache ziemlich natürlich gefunden zu haben. Jener wendet sich in einer öffentlichen Rede (1515) gegen die humanistischen Lästerer Leipzigs: es gelte von ihnen, was Zeus beim Homer von den Sterblichen sage: sie selbst sind durch Übermut Urheber ihres Mißgeschicks, nicht Götter und Schicksal. Er habe die Tollheit dieser Leute auch erfahren. Und MOSELLANUS sagt in einer Rektoratsrede (1519): es giebt nichts Unverschämteres als so einen, der drei oder vier lateinische Elegantien gelernt oder ein paar griechische Sprüchlein aus des ERASMUS Sammlung eingesteckt hat und nun sich mit seiner Kenntnis *utriusque litteraturae* in die Brust wirft; ist ihm gar noch ein Verslein gelungen, so will er nicht mehr für einen Menschen, sondern für einen Gott gelten. Cicero und Demosthenes, Homer und Virgil setzten als Fundament der Eloquenz die vollkommene Erkenntnis der Dinge. Die Eleganz des Ausdrucks entspricht bei ihnen der Bedeutung der Gedanken. *In nobis nec res verbis, nec verba rebus respondent.* Nicht lange vorher hatte WIMPHELING in einer Schrift: *Contra turpem libellum Philomosi Defensio theologiae scholasticae* sich über die Anmaßung der Poeten aufs bitterste ausgesprochen. So ein Poet nehme, obwohl ein Verächter aller Wissenschaften, ja wohl aller Wissenschaften selber völlig unkundig, den Vorrang vor allen anderen in Anspruch, er fordere die erste Stelle bei Tafel und bei Prozessionen, er beanspruche Aufnahme ins Universitätskonzil, ohne überhaupt einen akademischen Grad erworben zu haben; denn der poetische Lorbeer sei kein Grad. Überhaupt sei die Poesie keine selbständige Wissenschaft, sondern ein kleines Teilchen der Wissenschaft, die unter allen *artes* die unterste Stelle einnehme.

So urteilten Männer, die, selbst Förderer der humanistischen Studien, den Personen und Verhältnissen nahe genug standen, um über die sogenannten „Poeten“ ein sachkundiges Urteil zu haben. Es zeigt die seltsame Dialektik der Geschichte, der man freilich an allen Punkten begegnet, daß heutzutage die Geschichten von der „Vertreibung“ der Poeten durch die bösen Sophisten bei zopfigen Gelehrten und hochwürdigen Schulpotentaten Mitleid und Entrüstung erregen. Welcher

Magistern sei, welche die schönen Wissenschaften zu lehren wünschten und vermöchten. Wiederholte ähnliche Vorkommnisse veranlaßten ein allgemeines Statut gegen die vagierenden Lektoren (Statutenbücher 509 ff.).

Aufnahme würden wohl bei eben diesen Männern Gestalten wie Aesticampianus und Buschius oder Hutten und Huttichius sich zu versehen haben, wenn sie ihnen heute, in die Tracht der Gegenwart gekleidet, etwa als jungdeutsche Naturalisten oder Sozialdemokraten begegneten? Und ob eine Rede, wie die des Aesticampianus, mit bloß zehnjähriger Relegation ihnen hinlänglich gebüßt erscheinen würde? So entrüsten sich auch über die Gegner Luthers am meisten diejenigen, die wenn sie vierhundert Jahre früher gelebt hätten, am eifrigsten gewesen wären, den frechen Neuerer zu verdammen.

Was übrigens das Mitleid angeht, womit man die Poeten noch nachträglich über die Verfolgungen durch die Sophisten tröstet, so ist es an ihnen durchaus verschwendet. Sie beanspruchen es auch nicht im mindesten; sie kommen sich ganz und gar nicht wie die Unterdrückten und Gehetzten vor, vielmehr als unermeßlich überlegen und siegreich: nicht sie, sondern ihre Feinde kriegen überall Schläge. Man lese die Dunkelmännerbriefe, jedes Blatt sagt, auf welcher Seite Übermut, Verhöhnung und Mißhandlung zu Hause ist, auf welcher Gedrücktheit und Angst; man sehe nur das einzige *carmen rithmicale* des M. Schlauraff nach: wohin der Ärmste kommt, sowie er auf irgend einer Universität sich blicken läßt, wird er alsbald von einem Poeten erkannt und mit Schimpf und Schlägen traktiert.

Die humanistischen Studien hatten übrigens wirklich, wie die Artisten in ihren Eingaben an den Herzog sagten, in Leipzig Wurzel gefaßt; eine ganze Reihe einheimischer und seßhafter Magister beteiligten sich an der Pflege der lateinischen Poesie und Eloquenz: so Veit Werler, welcher Plautinische Komödien herausgab und erklärte,[1] Georg Helt, den Camerarius mit großer Anerkennung als seinen Lehrer nennt, Gregorius Aubanus, Christoph Hegendorphinus u. a. Ich erwähne nur noch einen Mag. Thomas Penzelt, der zunächst für seine Pensionäre, wie die Dedikation sagt, einen *modus studendi* schrieb und im Jahre 1510 drucken ließ. Derselbe ist, trotz des barbarischen Titels, in humanistischem Sinne gehalten, wie z. B. aus dem *Praeceptum* IV hervorgeht, worin das Schlagen als serviles Erziehungsmittel verworfen und auf die Erregung der Ehrbegierde verwiesen wird, oder aus *Praeceptum* XVI, worin die Kenntnis des Griechischen als notwendig bezeichnet wird; freilich sei sie aus Mangel an Lehrern schwer zu erlangen. Selbstverständlich wird auf reines Latein Gewicht gelegt. Fast zu jedem *Praeceptum* werden Horazische Verse als Zeugnis beigebracht. Übrigens werden auch die hergebrachten philosophischen Studien nicht verachtet.

[1] Über ihn und seine Plautusausgaben handelt ausführlich Ritschl, *Opusc. phil.* III, 75ff., V, 40ff.

Als Symptom der Wandlung mag auch erwähnt werden, daß in Leipzig nach Ritschl's sorgfältigen Ermittelungen über die Leipziger Plautuseditionen in dem zweiten Jahrzehnt der Übergang vom Druck mit gotischen Lettern zur Antiqua stattfand. Seit 1517 herrscht die letztere Form ausschließlich.

Im Jahre 1515 erhielt Leipzig den ersten Lehrer der griechischen Sprache in dem Engländer Richard Crocus, der bei H. Aleaner, dem aus Luthers Geschichte bekannten Mann, in Paris griechisch gelernt hatte. Die Fakultät bewilligte ihm auf Begehren des Herzogs, der ihn empfohlen hatte, ein Honorar von 5 fl. für je eine öffentliche Vorlesung über griechische Sprache in zwei Semestern (Boehme, S. 187). Auch der Rat der Stadt und später, wie es scheint, der Herzog gaben ihm ein Gehalt.[1] Der Zudrang zu dem griechischen Unterricht war, nach den Zeugnissen seiner Schüler C. Cruciger und Camerarius, sehr groß; als einen Gesandten des Himmels hätten ihn alle verehrt; die alten nichtigen Studien seien verlassen, die neue elegante Bildung ergriffen worden; jeder habe sich glücklich geschätzt, der mit Crocus bekannt geworden; jedes Honorar für den Unterricht sei gezahlt worden, jeder Ort und jede Stunde recht gewesen (Boehme, 31). Auch Crocus selbst hat in einer Rede auf die Leipziger Universität, welche er bald nach seiner Ankunft gehalten zu haben scheint (sie ist bei Boehme S. 191—205 mitgeteilt), das Lob der Universität in den üblichen Superlativen und mit reichlichen griechischen Citaten gesungen. Er preist den Herzog, den Rat der Stadt, die Mediziner, die Juristen, die Philosophen, die Theologen. „Nirgend findet man gelehrtere und scharfsinnigere Philosophen, nirgend der schönen Wissenschaft mehr beflissene. Hier hört man Redner und Dichter von Philosophen glücklich und redlich interpretieren, eine Menge von einer Menge, so daß zu hoffen steht, diese Stadt könne mit Athen und Rom auf eine Linie, ja ihnen vorangestellt werden.“ „Die Theologen sind so ehrwürdig, so ohne jeden Hochmut, daß sie schon hoch in Jahren meine Vorlesungen zu besuchen sich nicht abhalten lassen, nach dem Beispiel des Cato, der als Graukopf noch Griechisch lernte.“ Mit viel Gold, so wird erzählt, sei er von dannen gezogen.[2]

[1] Ein Gesuch einer Anzahl Magister, darunter Helt und Werler, an den Herzog um ein Gehalt von 100 Gulden für Crocus auf wenigstens noch ein Jahr, bis die griechischen Studien tiefere Wurzeln getrieben, s. bei Stübel, Urkundenbuch der Univ. Leipzig, S. 406.

[2] Unter diesen bejahrten Professoren der Theologie, welche Crocus hörten, war auch Hieronymus Dungersheim von Ochsenfurt; man sehe seinen Brief an Erasmus, welchen er dem Crocus bei dessen Abreise zur Besorgung mitgab, in

Als Crocus 1517 nach England zurückgerufen wurde, folgte ihm in der griechischen Lektur Petrus Mosellanus (geb. 1493, als P. Schade zu Bruttig an der Mosel). Er hatte seine Studien in Köln gemacht, er preist J. Caesarius als den Lehrer, dem er alles verdanke.[1] Wie groß sein Ansehen war, geht daraus hervor, daß er als ganz junger Mann zweimal in wenig Jahren (Sommersemester 1520 und 1523) das Rektorat führte. Als er im Jahre 1524 starb, trug der Rektor, J. Reusch, in die Rektoratsakten die Thatsache ein und fügte zu dem Namen das Beiwort: *preter etatem in utraque lingua peritissimus, gymnasii nostri suprema columna.*[2] Wie er selbst die Ehre schätzte, Mitglied der gelehrten Korporation zu sein, oder wenigstens wie er in Humanistenkreisen darüber zu sprechen gut fand, geht aus einer brieflichen Äußerung über seine Promotion im Jahre 1520 hervor: er habe zugelassen, daß man ihm den bei vielen lächerlichen Namen eines Magisters beilege. Er legte sich aber dieses Martyrium auf, um Mitglied des großen Fürstenkollegs (mit Wohnung und Gehalt) werden zu können.[3] — Seine Vorlesungen in Leipzig, öffentliche und private, behandelten außer der Grammatik (nach Theodorus Gaza) die Schriftsteller, die auch später die gewöhnlichen griechischen Schulautoren sind: Isokrates,

Erasmus' Werken III, 1594. Derselbe enthält eine Anfrage wegen einer neutestamentlichen Stelle, in welcher des Erasmus Erklärung dem Dungersheim nicht genügte. D. war über 50 Jahre alt, als er von Crocus, welchen er seinen *venerabilis praeceptor* nennt, Griechisch lernte. Er gehörte zu der Gruppe der Vermittler des Alten und Neuen, welche in den Briefen der dunkeln Männer beschimpft wurden. Auch Luther behandelt ihn als lächerliche Figur. 1514 war eine Schrift von ihm mit Empfehlungsversen des H. Emser und des Eobanus erschienen (Krause I, 119). — Crocus nahm bei seiner Abreise außer von D. auch von Emser und Mosellanus, sowie von Stromer Briefe an Erasmus mit, welche man ebenfalls in dessen Werken findet.

[1] Über ihn handelt eine kleine Monographie von Oswald Schmidt, Leipzig, 1867. Über seine Studien in Köln Genaueres bei Krafft, Briefe und Dokumente S. 118ff. Hier ist auch der Dedikationsbrief mitgeteilt, mit welchem M. dem Caesarius seine Ausgabe des Plautus und Aristophanes (Hagenau 1517) zueignete.

[2] *Acta Rectorum*, herausgegeben von Zarncke, S. 5. Auch der Herzog sprach in einem Briefe an Erasmus sein lebhaftes Bedauern über des M. frühen Tod aus: *fuit summum Lipsiensis Gymnasii decus, atque utinam Deus ita comparasset, ut ille diutius meam liberalitatem experiri potuisset* (Erasmi Opp. III, 801).

[3] Schmidt, 63f.: *ridiculum illud (multis) Magisterii titulum passus sum mihi imponi.* In einem Briefe an Mutian (Krafft, Briefe S. 148) erwähnt er ebenfalls der Erwerbung der Kollegiatur: durch Bewerbung beim Herzog und beim Rat habe er sie erlangt: *praebendam illam Princeps, invitis Sophistis omnibus, in me contulit, cum tamen obstarent mihi et consuetudo et scholae hujus leges. Evici tamen idque partim magnorum hominum favore, partim exquisita quadam arte.* Ist diese List eben die Erwerbung des Magisteriums?

Plutarch, Plato, Aristophanes, Homer, Demosthenes. Seit der Leipziger Disputation zwischen LUTHER und ECK (1519), bei welcher er die Eröffnungsrede im Auftrag des Herzogs hielt, zog er auch theologische Autoren in den Kreis seiner Vorlesungen: Augustinus und das Neue Testament. Er rühmt in Briefen den erstaunlichen Beifall, den er finde: über Augustinus hörten ihn (im Sommer 1520) mehr als 200 lesen, darunter mehr als 12 Mönche und 20 Magister und Baccalarien der Theologie; über die Paulinischen Briefe im Winter 1520—1521 sogar gegen 300. Welcher Wechsel der Dinge, fügt er hinzu (der Brief ist an MUTIAN); sonst kümmerte sich kein Mensch um diese, wie man meinte, unfruchtbaren Studien, jetzt sind sie oben auf und die andern treten in den Hintergrund.[1]

Im Jahre 1519 (also gleichzeitig mit der Erfurter Reformation) kam eine Reformation der Leipziger Universität im humanistischen Sinne zum Abschluß. Da wir über dieselbe besonders gut unterrichtet sind, und da sie anderen Universitäten als Vorbild gedient zu haben scheint, so will ich etwas ausführlicher darüber berichten.

Lange Verhandlungen zwischen der Regierung und den Fakultäten waren vorhergegangen. Sie fallen in dieselbe Zeit, in welcher die Briefe der Dunkelmänner geschrieben sind, derselbe Gegensatz scheint überall durch. Das Eindringen der Poeten und Oratoren hatte manche Störung in den alten Betrieb gebracht. Die zur Schau getragene Verachtung der Humanisten hatte sich augenscheinlich weiten Kreisen der Schüler mitgeteilt, die Geringschätzung der Grade bewirkte ein Zurückgehen der Nachfrage, auch die Frequenz nahm ab. Das Konsilium der Artistenfakultät schob in Übereinstimmung mit den Theologen die Schuld auf die Poeten: sie untergrüben zugleich den Ernst der Studien und die Disziplin und Zucht, daher man sie einschränken müsse, um jene Übel zu heilen.[2]

[1] SCHMIDT, Mosellanus, S. 63. Daß dieser Beifall die alten Professoren der Theologie verdroß, ist begreiflich; sie müssen dem unliebsamen Konkurrenten irgendwelche Schwierigkeiten gemacht haben, wozu ihnen vermutlich das formelle Recht nicht fehlte. MOSELLANUS wendete sich hierauf mit einer großen Gefolgschaft jüngerer Magister an den Rat der Stadt, er möge dem Fürsten klar machen, daß an seinen Vorlesungen der Universität und Stadt mehr gelegen sein müsse, als an denen der alten Herren, da die *auditores* in Leipzig, wie auch anderswo, nur um der jungen Magister willen sich aufhielten. Welches Verfahren den Zorn der alten Herren erst recht erregte. Man sehe die Aktenstücke aus dem Jahre 1521 bei STÜBEL, Urkundenbuch Nr. 321—326.

[2] Eine große Menge von interessanten Aktenstücken des Dresdener Archivs über diese Vorgänge findet man in dem Urkundenbuch der Universität. Leider ist die Benutzung des Materials durch den Herausgeber wenig erleichtert;

Ein Bericht von vier verordneten Magistern aus dem Konsilium der artistischen Fakultät läßt sich so vernehmen: „es haben in kurzer Zeit die poetischen Resumptionen (Privatkurse humanistischer Dozenten) überhand genommen, daß die *artes* (die philosophischen Wissenschaften) sehr untergedrückt wurden; denn die Poeten und Oratoren sind nicht schwer zu lernen, aus welchen die Jugend in weltlichen Werken und Händeln unterwiesen wird, derhalben sie geneigt ist, die zu hören, und die jungen Magister, sie zu resumieren. Aus diesen Resumptionen hören die jungen Gesellen streiten, schlagen und hauen, auch Buhlschaften und Unzucht lernen sie kennen, welches sie dann hernach aus jugendlicher Hitze und Neigung üben und vollbringen. Soll die Fakultät *artium* und nachfolgend die ganze Universität wohlstehen, wie vor langen Jahren gewesen, so müssen der *resumptiones in poetica* weniger sein und müssen die jungen *magistri* zum Gehorsam gedrungen werden; denn ihre *habitus*, ihre Worte und Werke geben den Studenten Ärgernis. Sie lesen zu verbotenen Stunden und während der Disputation, womit sie die beschworenen Statuten verachten; sie halten nichts für Kunst, es habe denn einen auswendigen Schwung der Worte. Aber wie E. f. Gn. gnädiglich betrachten mag: *scientiae sunt de rebus* und nicht *de vocabulis*. Wer *vocabula* weiß, der ist ein *grammaticus*, er ist aber deshalb nicht gelehrt oder ein Philosoph, darauf die Universität gegründet, denn *vocabula* zu wissen gehöret Knaben zu. Deshalb müssen solche *resumptiones*, wie zu Köln und Paris, gemäßigt und vermindert werden. Man muß auch die *magistrandos* besser examinieren und steter rejicieren, damit sie verursacht werden *artes* und höhere Künste zu lernen. Man hat bisher *multitudini* parciert und vielleicht die neuen Universitäten (nämlich Wittenberg und Frankfurt) angesehen“ (Urkundenbuch 290). Hierzu fügt ein sehr ausführliches Gutachten eines nicht genannten Einzelnen hinzu, „daß die jungen Magister zu Kirchen und Straßen und allenthalben zu Tisch und auf die Buhlschaft mit den Gesellen gehen und nicht anders mit ihnen sich gebaren, als wenn es ihresgleichen und Kameraden wären“ (Urkundenbuch 317).

Die Poeten fanden natürlich umgekehrt die Ursache des Rückgangs bei den Vertretern des alten Unterrichtsgangs; dieselben böten unzeit-

nicht einmal eine genauere Datierung ist versucht, so leicht sie an Ort und Stelle war; auch die Namen sind nicht selten falsch abgeschrieben. Die Aktenstücke bestehen aus Beschwerden, Berichten, Gutachten der Fakultäten und der Magister außerhalb der artistischen Fakultät, ferner des Rates der Stadt und einzelner Personen; sodann aus Reformationsentwürfen und Bedenken der Fakultäten.

gemäßen Stoff in barbarischer Form. Die Abnahme der Promotionen wird in einem Bericht der jüngeren Magister außerhalb der Fakultät an den Herzog (Urkundenbuch 281 f.) darauf zurückgeführt, „daß die *examina* nach alter Weise aus verworfenen und jetzt zur Zeit geringgeachteten Autoren geschehen, die *examinatores* zum Teil geringgeschätzt und nach der alten Welt sind, daher sich viele und vor allem die von Adel, welche etwa auch *in artibus* promoviert, ihrem Examen zu unterwerfen verachten; auch diejenigen, welche bei den Magistern außerhalb der Fakultät in der jetzt beliebten Kunst in Unterweisung sind, unterlassen gleichermaßen das Examen, weil ihre *praeceptores* nicht von der Fakultät und sie daher von den Fakultätsmitgliedern Widerwillen befürchten. Wie denn auch die Fakultätsmitglieder die Promovenden andern Magistern abwendig zu machen mit Bedrohungen sich befleißen." Weiterhin wird auch angeführt als Ursache der Verachtung der Philosophie bei den Studenten, „daß die alte Übersetzung des Aristoteles, welche bisher gelesen wird, den Schülern um ihres unzierlichen Lateins willen ganz unangenehm und zu hören verdrießlich ist." Unterschrieben ist der Bericht von sechs Magistern, darunter Veit Werler an der Spitze steht.

Ferner wird allgemein darüber geklagt, daß die Vorlesungen nachlässig gehalten und die Prüfungen nicht ernst genommen würden: mit Geld könne man alle Defekte zudecken.[1] Endlich darüber, daß die Kollegiaturen nach Gunst vergeben würden, nicht nach Würdigkeit: die Theologen und die Komplierenden in Theologie hätten sich in den Alleinbesitz gesetzt.

Die Reformation von 1519 giebt im wesentlichen den modernen Forderungen nach.[2] Vor allem der Forderung, die alten barbarischen

[1] So der Bericht eines Ungenannten (Urkundenbuch S. 314); ebenfalls ein Bericht des Rates der Stadt (S. 364). Eine Eingabe von Studenten an den Herzog hatte diesen Punkt stark betont, wie aus der Verantwortung hervorgeht, welche die Universität darüber an die Regierung schickte (datiert vom 13. April 1516; Urkundenbuch 424 ff.). Es wird aus der Klage der Studenten angeführt: „Wir fleißigten uns, wie wir von den Studenten das Geld bringen mögen, und seien gleich als die Egel: wie dieselben das Blut saugen, also saugen wir ihnen das Geld aus dem Beutel, auch zu Zeiten mit Verletzung der Studenten Ehre und des guten Gerüchts." (Vgl. den Brief des M. Irus Perlirus. Epp. Obs. Vir. II, 58). Die Universität antwortete übrigens darauf mit Ernst und Würde: der Vorwurf sei nicht begründet, die Vorlesungen würden umsonst gehalten und die Promotionskosten seien die hergebrachten.

[2] Die reformierte Lektionsordnung ist bei Zarncke, Statutenbücher S. 34—42 mitgeteilt. Sie hat die Form einer Einladungsschrift, welche Rektor und Lehrkörper der Universität an die Studierenden richten. Im blühenden Humanistenstil, mit klassischen Citaten, geschrieben, hat sie augenscheinlich die Absicht,

Übersetzungen der aristotelischen Texte durch neue und elegante zu ersetzen. Die von den griechisch-italienischen Humanisten Bessarion, Argyropulus, Augustinus Niphus, Hermolaus Barbarus, L. Valla, Theodorus Gaza gemachten Übersetzungen werden durchweg den Vorlesungen zu Grunde gelegt. Zugleich werden die scholastischen Kommentare beiseite gelegt: *non illius* (nämlich des Aristoteles) *interpretum somnia aut intricatas quaestiones interpretabimur, cum miserrimi sit ingenii, ut Seneca ait, ex commentariis tantum sapere, in quibus, neglecto Aristotelis sensu de lana, ut ajunt, caprina contendunt sophistae.* Dagegen wird der alte Interpret Themistius, in des Hermolaus Barbarus Übersetzung, wieder herangezogen, und ebenfalls die älteren Kompendien der Physik von Albertus Magnus, der Logik von Petrus Hispanus in Gebrauch genommen, *ne dialectices tirones perplexis secundariarum et primariarum intentionum quaestionibus aut plane illis Scoti formali-*

das Vorurteil zu zerstreuen, daß die Leipziger Universität hinter der Zeit zurückgeblieben sei, welche Meinung offenbar in der studierenden Welt verbreitet war, wie aus manchen der vorher erwähnten Bedenken hervorgeht. Ein Konzept der Reformation in deutscher Sprache, welches dem Herzog vorgelegt zu werden bestimmt war, ist im Urkundenbuch (Nr. 279) mitgeteilt. Es ist nicht unglaublich, daß Hieronymus Emser, Kaplan und Sekretär des Herzogs, der Verfasser des Konzepts ist und dann vermutlich auch des vorhin wiederholt angezogenen namenlosen Berichts (im Urkundenbuch Nr. 252); manche kleinen Züge scheinen auf die Identität des Verfassers beider Stücke zu führen. Die neue Lektionsordnung folgt in den wesentlichen Stücken dem Konzept, wenn sie auch in vielen Einzelheiten abweicht. Als Verfasser der lateinischen Lektionsordnung scheint M. Andreas Epistates (Propst) von Delitzsch, der im Sommer 1519 Rektor war, angesehen werden zu müssen. Er gehörte zu jenen Poeten älteren Schlages, welche, wie Ortuinus Gratius, den Hohn der Dunkelmännerbriefe in erster Linie zu tragen hatten. Er las über Ovid, Cicero und andere Poetenbücher. Als *cyclicarum artium professor* trug er sich bei Gelegenheit seines zweimaligen Rektorats (1513, 1519) in die Matrikel ein. Daß Delitzsch und Emser beide die Entfernung des Aesticampianus betrieben hatten (Böcking II, 331; Epp. Obs. Vir. I, Nr. 17) würde der Rolle, die sie bei der Reformation der Universität spielten, nicht entgegen sein. Den Konziliationsbestrebungen dieser beiden Männer konnte nichts mehr hinderlich sein, als die heftige und herausfordernde Art jenes Poeten. Daß Emser um diese Zeit noch durchaus den Humanisten zugezählt wurde, zeigt eine Dedikationsepistel W. Pirckhaimers an ihn vom Ende des Jahres 1519 oder Anfang 1520 (abgedruckt in Huttens Werken, ed. Böcking, I, 317 ff.). Emser wird hier *acerrimus propugnator in Reuchliniano commilitio, praecipuus hostis* der Sophisten genannt. Der Brief schließt voll Freude über den Sieg der guten Sache: *exultemus nobisque applaudamus quod in hanc foelicem incidimus aetatem, qua veteres disciplinae reviviscere, litterarum studia florere et omnes bonae artes in lucem prodire incipiunt, quibus brevi universi illi barbari hostes profligari pelli et penitus e medio tolli possunt.* Die beiden sächsischen Herzöge hätten an diesem Sieg hervorragenden Anteil.

tatum maeandris a (statt *aut*) *dialectica, ingeniorum cote et artium magistra* (statt *magistri*), *deterreantur.*

Neben den also modernisierten Kursen in der aristotelischen Philosophie wird der Unterricht in der Rhetorik und Poetik förmlich in den Kursus aufgenommen: (Pseudo) *Cicero ad Herennium, Cicero de oratore,* und Episteln, Quintilian, Virgil finden ihren Ort im Stundenplan. Auch wird Griechisch gelehrt: die Grammatik des Theodorus Gaza und Theokrit wird von dem Stipendiaten des Herzogs (Mosellanus) vorgetragen.

Man sieht, die Reformation ist bestrebt, das Alte und das Neue zu versöhnen, jenes in dieses allmählich überzuführen. Im Frühjahr 1520 wurde Mosellanus zum Rektor gewählt. Der Sitte gemäß wurde er mit einer Gratulationsrede begrüßt; sein Freund, der humanistisch gebildete Arzt H. Stromer hielt dieselbe; unter allem Lob, das reichlich gespendet wird, wird eines vorzüglich hervorgehoben: die Friedensliebe *(perpetuum pacis et concordiae studium).* Auf diesen Punkt richtet sich die Erwiderung des Mosellanus; sie ist überschrieben: *de concordia litterarum professoribus tuenda,* und besteht aus dringenden Ermahnungen zum Frieden an Theologen und Juristen, an Philosophen und Humanisten. Die Erwählung des Mosellanus und seine Rektoratsrede sind gleichsam die offizielle Besiegelung des Friedenswerkes vom Jahre 1519.[1]

Die Universität Wittenberg zeigt von Anfang an den Einfluß des humanistischen Zeitgeistes. Ihr Begründer ist der als Mäcen der schönen Wissenschaften in vielen Gedichten der Humanisten besungene Kurfürst Friedrich, der Weise genannt. Die Errichtungsurkunde, vom Kaiser Maximilian ausgestellt (1502), ist schon als solche ein Zeichen der Zeit; die beginnende Säkularisierung der Wissenschaften tritt darin hervor, sonst hatte der Papst die Errichtungsbullen erteilt, jetzt wurde eine solche erst nachträglich gesucht. Auch der Inhalt ist voll humanistischer Anklänge, in der Sprache und im Inhalt: die Pflege der Wissenschaften und der schönen Litteratur wird als eine Aufgabe des Kaisers oder des Staats bezeichnet und als ihr Ziel, für das weltliche Regiment und die übrigen Kulturaufgaben geschickt zu machen. Sonst

[1] Beide Reden abgedruckt bei Böhme, *Litt. Lips.*, S. 206—232. Daß Mosellanus an der Reformation von 1519 beteiligt war, geht aus einem Brief an den Erfurter J. Lange hervor, welcher mit anderen von K. Krause im Zerbster Programm von 1883 veröffentlicht ist: *Molimur*, schreibt er am 22. April 1519, *denuo studiorum παλιγγενεσίαν, sed vereor pythagoricam, quae in silentium tandem abeat. Utut est, erit hic gradus ad meliora. Saepe movendo tandem promovebimus.*

hatte man von der reinen Lehre und ihrer Ausbreitung gesprochen und die Kirche schien an der Universität und ihrem Gedeihen in erster Linie interessiert.[1]

Im Jahre 1507 veröffentlichte Christoph Scheurl, der eben als *Dr. jur. utriusque* mit der ganzen modernen Bildung aus Bologna zurückgekehrt und sogleich zum Rektor der Universität gewählt worden war, ein Verzeichnis der Lehrer und Lektionen, in der Absicht, für die neue Universität Reklame zu machen: in ganz Italien sei keine Universität, nicht Padua, nicht Bologna, die so viele ausgezeichnete Gelehrte habe (privatim in Briefen sprach er übrigens anders: Wittenberg enttäuschte den von Bologna kommenden in jeder Hinsicht aufs äußerste). In der theologischen Fakultät lasen fünf Doktoren, darunter Staupitz und M. Pollichius von Mellerstat, *Dr. med. Lipsiensis* und Vizekanzler, beide an der Begründung der Universität hervorragend beteiligt; ferner Jod. Trutvetter von Erfurt. In der artistischen Fakultät lehrten zehn Magister Philosophie, und zwar in Parallelkursen Thomisten und Skotisten. Neben diesen lasen drei Lehrer *in humanis litteris:* B. Phacchus die Aeneis, den Valerius Maximus und Sallust, der Jurist Dr. Scheurl den Sueton, G. Sibutus, *poëta et orator laureatus,* den Silius Italicus und sein eigenes Gedicht auf Wittenberg *(Silvula in Albiorim).*[2] Die Statuten der artistischen Fakultät vom Jahre 1508, ebenfalls von Scheurl verfaßt, haben die öffentlichen Lektionen, philosophische und humanistische, in folgender Weise über den Tag verteilt: 5 Uhr früh *Loyca major* (d. h. die Analytik des Aristoteles); 7 Uhr *Physica, de anima, parva naturalia;* 12 Uhr *Loyca minor* (d. h. *Petrus Hispanus Summula);* 1 Uhr *Humanae litterae;* 2 Uhr *Ethica, Metaphysica, Mathematica;* 3 Uhr *Grammatica;* 4 und 7 Uhr *Hum. litt.* Allerdings sind die humanistischen Vorlesungen nicht obligatorisch. Für die Baccalariats- und Magisterprüfung werden ganz die alten Leistungen vorgeschrieben: man muß nachweisen die Lektionen über Logik, Physik, Ethik, Metaphysik und Mathematik (letztere wird 1508 durch Fakultätsbeschluß besonders eingeschärft)

[1] Grohmann, Annalen der Universität zu Wittenberg 1801, I, S. 6ff. Die später zu erwähnende Begründung einer Poetenfakultät in Wien durch die staatliche Autorität ist ebenfalls ein Anzeichen der großen Wandlung, die sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts vollzog: der Staat tritt an die Stelle der Kirche als Kulturträger. Die wirtschaftliche Entwickelung drängte dahin und die Cäsarenreminiscenz bot die Form.

[2] Grohmann, II, 81. Über Sibutus Böcking, Opp. Hutt. Supplem. II, 469, wo auch der bei Grohmann ganz korrupte Titel seines Gedichts auf Wittenberg. Über Balthasar von Vacha ebendort S. 369.

gehört und 30 Disputationen im Habit (sonst zählen sie nicht) beigewohnt zu haben.[1]

Es hat kein Interesse, die Notizen, welche sich über Aufenthalt und Lehrthätigkeit einzelner Humanisten finden, zusammenzustellen. Daß Buschius schon im ersten Jahr des Bestehens der Universität als besoldeter Lektor angenommen worden war, ist früher erwähnt; sonst werden noch Sbrulius und Otto Beckmann genannt. Sehr viel wichtiger sind zwei andere Persönlichkeiten, die, wie mehrere andere unter den ersten Wittenberger Lehrern, aus Erfurt kamen: M. Luther und G. Spalatinus (1482—1545). Den letzteren, der seit 1511 Hofkaplan und Sekretär des Herzogs Friedrich war, zeigt der Briefwechsel Luthers und Melanchthons als den allezeit thätigen Agenten der Universität am Hofe.[2]

Bruder Martin war im Jahre 1508 aus dem Erfurter Augustinerkloster von seinem Oberen Staupitz als Lektor der Schulphilosophie in das Wittenberger Kloster des Ordens versetzt worden. Er war zwar vor seiner Mönchszeit in Erfurt, wo er von 1501—1505 studiert hatte, in einige Berührung mit dem Humanismus gekommen; doch war das Verhältnis ein ziemlich äußerliches geblieben, die Schulphilosophie und Rechtswissenschaft hatten den wesentlichen Inhalt seiner Studien ausgemacht. Im Kloster hatte er die philosophischen Studien fortgesetzt, zugleich aber das Bibelstudium begonnen. In Wittenberg vollzog sich allmählich die Loslösung von der Schulphilosophie; seine Briefe geben darüber Auskunft. Anders als bei den Poeten war bei Luther der Vorgang: war jenen in der Schulphilosophie zu viel Christentum, so diesem zu viel Heidentum; wollten jene die Poesie und die Eloquenz, die heidnische Bildung und die reine, naturalistische, nicht zur Verträglichkeit mit der Kirchenlehre zurecht gemachte Philosophie der Griechen an die Stelle der Schulphilosophie setzen, so ging Luther vielmehr darauf aus, die reine supranaturalistische und antirationalistische Gläubigkeit des alten Christentums zu erneuern. Die heidnische Vernunft, so erschien ihm die Lage der Sache, habe den Glauben verderbt und in der Schultheologie ein widriges Mischlingsprodukt hervorgebracht. Vor allem war ihm der Gegensatz der heidnischen und der christlichen Gerechtigkeit in seiner vollen Schärfe klar geworden: die Gerechtigkeit durch Tugend und die Gerechtigkeit aus Gnaden erschienen ihm als ausschließende Gegensätze, und daher die Vermengung aristotelischer

[1] Die Statuten von 1508 hat Muther herausgegeben in einer Jubiläumsschrift zur Vereinigung von Wittenberg und Halle 1867.

[2] S. den sehr eingehenden Artikel über Sp. in der A. D. Biogr., von G. Müller.

Tugendlehre mit der Lehre von der Erlösung aus Gnaden schlechthin unzulässig. Die Feindschaft gegen den Aristoteles, d. h. gegen die scholastische Philosophie, die die Theologie, ja das Christentum selbst verderbe, ist während der nächsten Jahre der hervorstechendste Zug in LUTHERS geistiger Physiognomie.

Im Jahre 1516, demselben, in welchem er die deutsche Theologie, eines der schönsten Erzeugnisse mittelalterlicher Mystik, wieder herausgab, schickte er an seinen Freund JOH. LANGE, den er, als STAUPITZens Vikar, zum Prior des Erfurter Augustinerkonvents gemacht hatte, eine Abhandlung „gegen die Logik, Philosophie und Theologie, d. i. Schmähungen und Verfluchungen gegen Aristoteles, Porphyrius und die Sententiarier, diese nichtswürdigen Studien unserer Zeit“, so wenigstens würden die Magister seine Schrift nennen; er bittet, sie seinem alten Lehrer JODOCUS in Eisenach einzuhändigen. In dem Begleitbrief (DE WETTE, Luthers Briefwechsel I, 15) sagt er: „es brennt mir auf der Seele, jenen Gaukler, der mit seiner griechischen Larve die Kirche äfft, zu demaskieren und in seiner Schande allen darzustellen; wenn er nicht ein Mensch gewesen wäre, würde ich ihn für den Teufel selbst halten. Das ist mein größter Schmerz, daß ich sehen muß, wie unter den Brüdern die besten Köpfe in jenem Unflat ihr Leben hinbringen; und die Universitäten hören nicht auf die guten Bücher zu verbrennen und die schlechten fortzupflanzen.“ Schon im folgenden Jahr (18. Mai 1517, DE WETTE I, 57) kann er demselben LANGE melden: unsere Theologie und der heil. Augustinus gehen vorwärts und herrschen unter Gottes Beistand auf unserer Universität; Aristoteles ist im Sinken, gebeugt zum baldigen ewigen Sturz. Die Lektionen über die Sentenzen will niemand mehr hören, wer Zuhörer haben will, muß die Bibel und den heil. Augustinus oder einen anderen Kirchenlehrer lesen.“

Noch einmal entlud sich sein grimmiger Haß gegen Aristoteles, die Universitäten und die Universitätsphilosophie in der Schrift an den christlichen Adel; ich komme hierauf in anderem Zusammenhang zurück.[1]

[1] Sehr präcis hat LUTHER sein Verhältnis zum Aristoteles und zu weltlicher Philosophie überhaupt in einigen Thesen gefaßt, über die unter seinem Vorsitz im Jahre 1517 zu Wittenberg disputiert wurde. Ich setze ein paar Thesen her: 43. *Error est dicere: sine Aristotele non fit Theologus. Contra dictum commune.* 44. *Immo Theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele.* 50. *Totus Aristoteles ad Theologiam est tenebrae ad lucem. Contra scholasticos.* — Und in der Heidelberger Disputation im Mai 1518 stellte er unter andern die Thesen auf: 29. *Qui sine periculo volet in Aristotele philosophari, necesse*

Der Haß gegen die Universitätsphilosophie war es nun zunächst, der LUTHER mit den Humanisten verband. Schon in dem Handel REUCHLINS sympathisierte er mit diesem. Er schreibt an SPALATIN (1514, DE WETTE I, 13): für einen Esel habe er den Kölnischen Poetaster ORTUINUS schon immer gehalten; jetzt sehe er, daß er ein Hund, ja ein reißender Wolf im Schafskleid sei, oder vielmehr ein Krokodil, wie SPALATIN scharfsinnig bemerkt habe. So finden wir ihn denn mit CARLSTADT, welcher der drei Sprachen kundig war, SPALATIN u. a. thätig, die Ersetzung der philosophischen Kurse durch poetischen und rhetorischen Unterricht zu fördern. Ein Brief vom 11. März 1518 (DE WETTE, 97) ist begleitet von einem Entwurf zur Reformation des Wittenberger Studiums, welchen man in gemeinsamer Beratung bei CARLSTADT aufgesetzt hatte, „zur Austreibung der gesamten Barbarei". Über den Inhalt jenes Entwurfs giebt der folgende Brief an LANGE (21. März) Auskunft: man hoffe demnächst Vorlesungen über beide, ja über die drei Sprachen, ferner über Plinius, Mathematik, Quintilian u. a. zu haben, und daß jene unsinnigen Lektionen über P. Hispanus, Tartaretus, Aristoteles abgeschafft würden. In demselben Brief wird berichtet, daß die Studenten, die des alten Sophistenkrams überdrüssig und nach der Bibel begierig seien, eine Schrift zu Gunsten TETZELS, nach öffentlicher Ankündigung, auf dem Markt verbrannt hätten.

Die Hoffnung wurde noch in demselben Jahr, wenigstens was den positiven Teil der Vorschläge anlangt, erfüllt. Für die *lectio Pliniana* (Naturgeschichte) war schon im Herbst 1517 AESTICAMPIANUS mit einer

est ut antea bene stultificetur in Christo. 30. *Sicut libidinis malo non utitur bene nisi conjugatus, ita nemo philosophatur bene nisi stultus* (LUTHERS Werke, Weim. Ausg., I, 224, 353). Eine dankenswerte Zusammenstellung aller Äußerungen LUTHERS über Aristoteles giebt FR. NITZSCH, Luther u. Aristoteles (1883). Als der große Kampf ausgekämpft, als die Herrschaft des Papsttums und der scholastischen Theologie gebrochen war, wird übrigens LUTHERS Urteil über den Aristoteles billiger und sachlicher; die Schmähungen gelten dem Kirchenlehrer Aristoteles, den heidnischen Philosophen kann man in seiner Sphäre eher gelten lassen. LUTHERS Urteil ist in der ersten Zeit, nachdem ihm über den Charakter der aristotelischen Philosophie ein Licht aufgegangen ist, absolut ungerecht, weil unhistorisch: er legte eben an Aristoteles den Maßstab des Kirchenlehrers. Er folgte aber darin nur der ebenso unhistorischen Auffassung der Schulphilosophie. Bei F. v. BEZOLD (Gesch. der deutschen Reformation, 1890, S. 206) findet man einen Holzschnitt HOLBEINS vom Jahre 1527, der die Ansicht des LUTHER von 1520 über die Philosophie vortrefflich veranschaulicht: er stellt Christus als das wahre Licht dar, zu ihm wenden sich von links her die gemeinen Leute und die Bauern; sich abwendend von dem Licht erscheint rechts ein Haufe von Klerikern, Mönchen, Gelehrten, die, den Papst an der Spitze, blindlings dem eben abstürzenden Plato und Aristoteles in den Abgrund nachtaumeln.

Besoldung vom Fürsten berufen worden.[1] Am 30. März 1518 schrieb der Kurfürst an REUCHLIN, er möge ihm einen Gräcisten und einen Hebraisten für seine Universität empfehlen. Im Sommer kamen für die hebräische Lektur BÖSCHENSTEIN, für die griechische der Tübinger Magister PHILIPPUS MELANCHTHON, jener ein Schüler, dieser ein Großneffe REUCHLINS.[2]

MELANCHTHON, der in der humanistischen Atmosphäre REUCHLINS aufgewachsen war, besaß in diesem Kreise schon bedeutenden Ruf. Das *Carmen rhythmicale* (Ep. vir. obs. II, 9) stellt ihn als den entschiedensten Repräsentanten des Humanismus in Tübingen hin. Der 21jährige Magister begann seine Wittenberger Laufbahn mit einer bemerkenswerten Rede über die Notwendigkeit einer Universitätsreform: *de corrigendis adolescentium studiis* (C. R. XI, 15—25). In ausgesuchtem Latein verfaßt, mit griechischen und sogar hebräischen Citaten geziert, entwickelt sie das humanistische Reformprogramm. Mit der Zuversicht, welche allen Humanisten eigen ist, zeigt er den Hörern, daß, was bisher auf den Universitäten gelehrt wurde, nichtswürdiger barbarischer Unsinn sei. Es sei seine Aufgabe, die Sache der schönen Wissenschaften und der wiederauferstehenden Musen gegen diejenigen zu beschützen, „welche, selbst Barbaren, durch barbarische Künste, d. h. durch Gewalt und List, noch überall in den Schulen

[1] PHACCHUS, der im Herbst 1517 Rektor wurde, trug in die Matrikel ein: B. F. PHACCHUS *ingenuarum arcium Magister, Utriusque Humanitatis Professor, A. D. 1517 kls. Octobris communi suffragatione patrum creatus est Gymnasiarcha. Sub hujus rectoratu principali clementia et munificentia Maximi Friderici Principis electoris respublica literaria aucta est Lectione Pliniana, Quintiliani, Prisciani et pedagogis duobus publicis, ac coeptus est legi textus Aristotelis in Physicis et Logicis* (FÖRSTEMANN, Album S. 69).

[2] Der Brief des Kurfürsten in REUCHLINS Briefwechsel, herausgeg. von GEIGER, 289; die merkwürdige Antwort ebend. 294. Der Kurfürst wird als „neuer Stifter der Menschlichkeit in deutscher Nation“ des ewigen Nachruhms versichert; lange Jahre sei Deutschland „für ein barbarisch, viehisch Land“ vor andern Ländern geschätzt worden, und zwar nicht unbillig, da es von Sophisten mit ihrem unnützen Geschwätz sich habe am Narrenseil führen lassen und zum Verständnis der alten Weisen aus Mangel der Sprachen nicht gekommen sei. Wenn nicht REUCHLIN gefragt wäre, dürfte MOSELLANUS von Leipzig berufen worden sein; er bewarb sich in Wittenberg darum (LUTHER an SPALATIN 4. Juni 1518). Es wäre eine nicht unwichtige Entscheidung gewesen; vermutlich wäre MELANCHTHON dann mit REUCHLIN nach Ingolstadt gegangen und Humanist geblieben; und MOSELLANUS in Wittenberg hätte sich vielleicht nicht ganz so sehr LUTHER untergeordnet als der erheblich jüngere MELANCHTHON. — Übrigens hatte man schon früher daran gedacht, CROCUS für Wittenberg zu gewinnen; siehe einen Brief von SPALATIN an LANGE vom Jahre 1515 bei KRAFFT, Briefe und Dokumente S. 135.

Titel und Gehalt von Lehrern sich anmaßen und böswillig die Menschen in ihrem Netz gefangen halten." Sie suchen, so fährt er fort, die deutsche Jugend von den Studien durch allerlei Reden abzuhalten: mehr schwierig sei das Studium der schönen Wissenschaften als nützlich; Griechisch werde von einigen müßigen Köpfen zur Ostentation herbeigezogen; das Hebräische sei ungewiß; indessen gingen die Wissenschaften zu Grunde; die Philosophie stehe verlassen. Mit solchem unwissenden Volk zu kämpfen sei selbst dem Herakles mehr als ein Theseus nötig.

Er giebt dann einen Umriß der Geschichte der wissenschaftlichen Kultur im Abendlande; man könnte ihn den vulgären Darstellungen noch heute als Grundriß unterlegen. Vor etwa 800 Jahren sei durch die Goten und Langobarden das römische Reich zerstört worden und mit ihm die römische Litteratur abgestorben. Doch sei einiges durch die Kirche gerettet, in Irland seien die Studien wieder aufgegangen, von Karl dem Großen endlich nach dem Kontinente zurückgeführt worden. Dann kam das Unglück: einige Menschen verfielen, sei es aus Hochmut oder aus Streitsucht, auf den Aristoteles, den sie in schlechten und unverständlichen Übersetzungen lasen. Und nun ging alles zu Grunde, das Gute wurde aus dem Unterricht durch das Schlechte verdrängt. Dies Zeitalter gebar die THOMAS, SCOTUS und die übrigen. 300 Jahre lang dauert ihre Herrschaft. Sie hat das Griechische verachtet, die Mathematik vergessen, die Grammatik mit Kommentaren, die Dialektik mit Distinktionen und Streitfragen zu Grunde gerichtet; die Folge war, daß auch die Philosophie und die Theologie, ja die Kirche selbst, der Gottesdienst und die Sitten zu Grunde gingen.

Dann folgt ein Umriß der Studien, wie sie der Redner empfiehlt. Im ganzen bleibt die alte Ordnung: mit der Grammatik und dem notwendigsten aus der Dialektik und Rhetorik ist der Anfang zu machen; dann folgt die Philosophie, worunter er die Naturwissenschaft, die Moral und die Geschichte begreift; so vorbereitet mag man an die Theologie sich wagen. Aber für alle diese Studien, und hierauf kommt es wesentlich an, ist die Kenntnis der griechischen Sprache unentbehrlich. Durch ihren Untergang sind die Wissenschaften, ja ist die Kultur selbst untergegangen; ihr Aufgang wird ein neues goldenes Zeitalter bringen. „Lernet Griechisch zum Lateinischen, damit ihr, wenn ihr die Philosophen, die Theologen, die Geschichtsschreiber, die Redner, die Dichter leset, bis zur Sache selbst vordringet, nicht ihren Schatten umarmet, wie Ixion, da er die Juno zu umfangen trachtete." Ohne Griechisch kein Studium der Philosophie, den Aristoteles kennt nur, wer ihn im Original liest. Daher habe er die Reinigung des Aristoteles

von der Barbarei, mit seinem Freunde Stadianus, sich vorgesetzt. Ohne Griechisch auch kein Studium der Theologie; die Sprache giebt das Verständnis und erlöst von dem Hin- und Herreden der Glossen und Kommentare.

Er schließt mit der *exhortatio:* „Widmet den Griechen, sei es auch nur einige Nebenstunden; es wird meine Sorge sein, daß dieselben nicht verloren sind. Die Schwierigkeit der Grammatik werde ich von Anfang an mildern durch die Lektüre der besten Schriftsteller, damit was dort die Regel, hier das Beispiel lehre. Wir werden den Homer zur Hand nehmen und ebenfalls des Paulus Brief an Titus. Ihr werdet dabei gewahr werden, wie viel das Wortverständnis der Sprache zum Verständnis der heiligen Wahrheiten selbst beiträgt, was für ein Unterschied ist zwischen einem Erklärer, der Griechisch versteht und einem, der es nicht versteht. Habt den Mut der Einsicht *(Sapere audete)*! Treibt die Lateiner, legt euch auf das Griechische, ohne welches Latein nicht wirklich getrieben werden kann. Seit einigen Jahren sind Leute aufgestanden, die euch zum Beispiel und zur Aufmunterung sein können. Schon blühet an einigen Orten Deutschland auf; es wird in Sitte und Sinn milder und gleichsam zahm *(cicuratur)*, da es vordem, durch den barbarischen Wissenschaftsbetrieb, einem wilden Volke glich.“

Melanchthons Aufnahme in Wittenberg war sehr günstig. Luther war von der Rede entzückt, er verlange keinen anderen Gräcisten als diesen, schreibt er am 31. Aug. an Spalatin; und am 5. Sept.: sein Hörsaal ist voll, vor allem zieht er alle Theologen, von dem ersten bis zum letzten zum Studium der griechischen Sprache. Gegen Ende des Jahres 1520 war Spalatin in Wittenberg, um sich durch den Augenschein von der Wirkung der päpstlichen Exkommunikationsbulle auf die Universität zu unterrichten. In seinem Bericht an den Kurfürsten (bei Muther, Aus dem Universitätsleben, S. 429) erzählt er, daß er gestern in M. Philipps Lektion bei 500—600 Auditores und bei Luther nicht viel weniger als 400 gefunden habe. Im Sommer 1521 mußte die Universität ein neues Kollegium bauen.

Noch war die Sorge übrig, die alten philosophischen Lektionen abzuschaffen. Schon in dem oben erwähnten Briefe an Spalatin regt Luther die Sache an: die gutgesinnten Studenten finden, es sei hart, daß sie, da nun durch Gottes Gnade die besten Vorlesungen geboten würden, diese wegen der alten obligatorischen Lektionen in Philosophie hintansetzen oder mit beiden sich zu sehr belasten müßten. Sie wünschen deshalb, daß die Ethik freigegeben werde, um so mehr, als sie zur Theologie wie der Bock zum Gärtner passe. Auch sei die Frage erhoben worden, wie es denn hinsichtlich der neuen Lektionen künftig

bei den Prüfungen gehalten werden solle. — Am 9. Dez. schreibt er an SPALATIN: er sei mit dem Rektor übereingekommen, den Thomistischen Vortrag der Logik und Physik fallen zu lassen, an Stelle der Physik würden Ovids Metamorphosen gelesen. Hoffentlich würden die ebenso unnützen Scotistischen Vorlesungen folgen und eine reine Philosophie und Theologie nebst den mathematischen Wissenschaften aus den Quellen geschöpft werden. Vor allem ist ihm die Aristotelische Physik zuwider: das ganze Buch sei eine Rednerei über gar nichts; aber ebenso die Metaphysik und Psychologie (an SPALATIN, 19. März 1519).

Auch dies Ziel wurde erreicht, mit Hilfe MELANCHTHONS, dem nun mehr und mehr das Departement der Studienreform von LUTHER überlassen wurde. Der junge Magister täuschte nicht die Hoffnungen, welche in ihn gesetzt waren, er entwickelte eine erstaunliche Thätigkeit. Mit außerordentlicher Arbeitskraft übernahm er bald zu den griechischen Lektionen, über profane und heilige Schriften, vertretungsweise auch hebräische und lateinische. Dazu gab er griechische Texte für seine Vorlesungen heraus, überarbeitete seine griechische Grammatik (1520) und schrieb ein Kompendium der Rhetorik (1519) und der Dialektik (1520). Er vereinigte seine Bemühungen mit denen LUTHERS, die alten scholastischen Studien abzuthun; es wird angenommen werden dürfen, daß sie mitsamt den Prüfungen und Graduierungen unter diesen Einflüssen von selbst eingegangen sind. Im Herbst 1523 übernahm MELANCHTHON das Rektorat. Aus diesem Rektorat scheint ein kurzer Abriß einer Studienordnung zu stammen, welcher von MELANCHTHON den Studenten publiziert wurde.[1] Es findet sich darin zwar keine ausführliche Ordnung des Kursus; doch läßt sich erkennen, daß an die Stelle der alten philosophischen Lektionen und Disputationen wesentlich die von den Humanisten empfohlenen Vorlesungen und Übungen getreten sind. Vor allem wird angeordnet, daß die jüngeren Studenten sogleich nach ihrer Ankunft, nach Ermessen des Rektors, einem der

[1] Zuerst gedruckt in KRAFFTS Briefen und Dokumenten, S. 7 ff.; jetzt auch bei HARTFELDER, Mel. Paed. S. 82. Ebendort ein paar weitere Schriftstücke zur Studienreform aus dem Anfang der 20er Jahre. Ein Entwurf MELANCHTHONS von 1520 zählt die Lekturen auf, wie er sie für die artistische Fakultät für notwendig hält: Hebräisch, Griechisch, Dialektik des Aristoteles, Aristoteles „*in philosophia* (doch wohl die Physik) und bevor *de animalibus*“ (oder *de anima*?), Rhetorik des Cicero, Virgil, Ciceros Orator und Quintilian, Historie, lateinische Grammatik, Plinius, Mathematik. Es sind im ganzen dieselben, wie sie nachher die Studienreform von 1536 aufweist. Vermutlich streckte sich der Unterricht doch schon in den 20er Jahren nach diesem Schema, wenn auch die verfügbaren Mittel nicht die ganze Erfüllung möglich machten. Vgl. HARTFELDER, Mel. als Praec. Germ. S. 509 ff.

8*

Magister *(paedagogi)* zugewiesen werden, der ihnen die Vorlesungen vorschreibt und sie in der Sprache übt. Übrigens wird auch ein Universitätspädagogium öfter erwähnt. Ferner, da die philosophischen Disputationen in Abgang gekommen seien, so sollen an deren Stelle zweimal im Monat Redeübungen *(declamationes)* gehalten werden, und zwar werden abwechselnd von den Professoren (der Eloquenz und der Grammatik) und von den Schülern Reden gehalten; die der letzteren werden von dem Professor der Eloquenz korrigiert. Schon in der Dedikationsepistel zu seiner Rhetorik (1519, C. R. I, 63) hatte Melanchthon diese Übungen durch das Beispiel der Alten empfohlen. Endlich soll von den Physikern und Mathematikern einmal im Monat disputiert werden. In einem Briefe vom Jahre 1525 ladet Luther „im Namen unseres ganzen poetischen Königreichs“ den Spalatin zum Auftreten der jungen Poeten und Rhetoren ein, wobei sie eine Komödie aufführen und Gedichte deklamieren werden (de Wette, Briefwechsel II, 626).

Es geht aus dem Vorstehenden hervor, daß die drei großen mitteldeutschen Universitäten, die im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Führerschaft in der deutschen Universitätswelt hatten oder erwarben, im ganzen für die Tendenzen des Humanismus gewonnen waren. Wohl mochten noch manche widerstrebende Elemente vorhanden sein und freilich waren von dem alten wissenschaftlichen Kursus noch wesentliche Stücke übrig geblieben; dennoch kann man sagen, die gleichzeitigen Rektorate des Justus Jonas in Erfurt und des Mosellanus in Leipzig, die dauernde Herrschaft Luthers und Melanchthons zu Wittenberg bedeuten das Ende des mittelalterlichen Studienbetriebs, den Sieg des Humanismus.

Die beiden Ostseeuniversitäten beeilten sich der Bewegung sich anzuschließen. Es hat kein Interesse bei dem Detail zu verweilen, wie auch hier die fahrenden Poeten zuerst auftauchen (Buschius, Hutten), wie die Herzöge von Mecklenburg und Pommern sich modern gebildete Juristen zu gewinnen bemühen, jene den Nic. Marschalk aus Erfurt, diese sogar ein paar Italiener, Vater und Sohn, Petrus und Vincentius Ravennas (1497); wie Herzog Bogislav auch einen lateinischen Poeten für seine Universität mietete (Joh. Hadus, 1514): es genügt auf die reformierte Lektionsordnung zu verweisen, welche Rostock 1520, Greifswald 1521 veröffentlichte.[1] Sie zeigen die gleichen Charakterzüge wie die Leipziger vom Jahre 1519: die neuen Übersetzungen der aristotelischen Texte werden eingeführt, eine kurze und klare Erklärung *sine vanis commentis* versprochen, Ciceros rheto-

[1] S. Krabbe, Rostock 319, 343ff. Kosegarten, Greifswald I, 167, 171.

rische Schriften, Virgil und Plautus in den Kreis der Vorlesungen aufgenommen. Ebenso werden im Pädagogium, das zur Universität gehört, die Rhetorik und Poetik an klassischen Texten gelehrt. So in Rostock. — Für Greifswald ist nur eine Eintragung in das Dekanatbuch über die Bücher klassischer Autoren, welche im Sommer 1521 erklärt wurden, vorhanden (KOSEGARTEN, I, 171). Ich zweifle nicht, daß auch diese Universität einen vollständigen reformierten Lehrplan, wozu also auch die Kurse in aristotelischer Philosophie gehörten, veröffentlicht hat. Bemerkenswert ist aus dem Verzeichnis Cicero *de officiis*, Sallust, Erasmus' *epistolarum conficiendarum formula*, und ein *elementale introductorium in litteras Grecas*.

Die Universität zu Frankfurt a. O. wurde 1506 unter dem Beirat des humanistischen Edelmannes EITELWOLF VOM STEIN von Kurfürst Joachim I., einem gelehrten und der humanistischen Bildung geneigten Herrn, von Zeitgenossen ist er der Leo X. Brandenburgs genannt worden, mit kaiserlichem und nachfolgendem päpstlichen Privileg gegründet.[1] Die Fundationsurkunde ist im überschwänglichsten Humanistenstil geschrieben. Von der Eloquenz und Wissenschaft hängt darnach nicht nur die Glückseligkeit und Würde dieses Lebens, sondern beinahe auch die ewige Seligkeit ab. Als die erste Professur an der neuen Universität wird die der Poesie und Eloquenz bezeichnet; ihr erster Inhaber war PUBLIUS VIGILANTIUS BACILLARIUS AXUNGIA. In seiner schwülstigen Antrittsrede (mitgeteilt samt dem Einladungsanschlag bei BECKMANN, *Auctarium Notit.* S. 5) behandelt er natürlich das übliche Thema, den unermeßlichen Wert der schönen Wissenschaften, deren Begleiterin die Tugend ist. Auch die bekannten Wanderpoeten RHAGIUS und BUSCHIUS, mit ersterem HUTTEN, hatten sich eingefunden, verschwanden jedoch bald wieder; Frankfurt war für sie noch kein Boden, wurde doch schon von Wittenberg gesagt, daß es an der Grenze der Civilisation liege. Nach HUTTEN (Brief an FUCHS, 1515, Opp. II, 40 ff.) hat EITELWOLF bereut zur Gründung der Universität geraten zu haben, da er sah, daß sie von gelehrten Ignoranten, nicht aber von klassisch Gebildeten beherrscht werde.

Als Albrecht von Brandenburg Erzbischof von Mainz wurde (1513), folgte ihm EITELWOLF als einflußreichster Rat. Hier war besserer Boden. Albrecht, den man den deutschen Leo X. in Wahrheit nennen kann, machte seinen Hof zu einem Mittelpunkt der modernen Bildung. Er sammelte einen humanistischen Hofstaat um sich;

[1] BECKMANN, *Notitia univ. Francof.*, Frankfurt 1706. Vgl. STRAUSS Hutten, 38. Über EITELWOLF auch ERHARD, III, 230 ff.

Hutten wurde in Dienst genommen, H. Stromer als Leibarzt, W. Capito als Hofprediger angestellt; nach Erasmus streckte er mit inbrünstiger Begierde, aber vergeblich, die Hand aus. Es wurde geplant, die Mainzer Universität zu einer modernen Bildungsanstalt ersten Ranges zu erheben. Mosellanus berichtet von einer Reise an J. Pflug (6. Dez. 1519, Opp. Hutteni I, 316): Hutten richte zu Mainz auf Kosten des Erzbischofs eine dreisprachige Akademie ein; so habe in wenig Jahren ganz Deutschland sich auf die schönen Wissenschaften zu legen begonnen; Friedrich von Sachsen gebühre dabei das Verdienst des Vorganges. Es scheint aber, daß die Sache nicht viel weiter als bis zum guten Willen gekommen ist. Eitelwolf war schon 1515, zu bitterem Schmerze seines Schützlings Hutten, gestorben, und der Kurfürst erhielt andere und schwerere Sorgen, welche seine Bildungsbestrebungen hinderten. In welchem Gerücht übrigens die Mainzer Universität stand, geht aus einem Leipziger Gutachten aus dieser Zeit (Stübel, 318) hervor: so *jura* und *poëtica* sollten in Leipzig die Oberhand haben, würde eine Mainzische Universität daraus; es seien aber dort oft kaum 100 *supposita*.

Wie die Zeitbewegungen auf die Universität Trier gewirkt haben, bin ich nicht im stande nachzuweisen; sie hat übrigens, soviel aus den spärlichen Mitteilungen bei Marx (Geschichte des Erzstifts Trier II, 457 ff.) zu entnehmen ist, niemals eine erhebliche Bedeutung gehabt, sie kommt auch in der Gelehrtengeschichte fast nie vor.

Als die Hauptburg des Obskurantismus gilt herkömmlich die Universität Köln.[1] In der That erscheint sie als die konservativste. Die großen Erinnerungen — hier hatten, ehe es im übrigen Deutschland Universitäten und Wissenschaften gab, die großen Doktoren Albertus, Thomas, Scotus gelehrt —, die enge Beziehung zu den zahlreichen Stiften und Klöstern, die Abwesenheit einer fürstlichen Gewalt, welche an anderen Orten die Reformation der ehrwürdigen Körperschaften in die Hand nahm, alle diese Dinge wirkten zusammen, die kölnische Universität zur Bewahrerin des Alten zu machen. Dennoch hat auch sie den Forderungen der Zeit sich nicht ganz verschlossen.

Daß auch hier Poeten und Oratoren auftraten, konnte sie natürlich überall nicht verhindern, auch wenn sie gewollt hätte.[2] Im Jahre

[1] v. Bianco, Die alte Universität Köln, Bd. I, 1855. Wertvolle Beiträge zur Geschichte des kölnischen Studiums in dieser Periode bei Krafft, Briefe und Dokumente aus der Zeit der Reformation (1876); sowie in C. Kraffts Mitteilungen aus der niederrheinischen Reformationsgeschichte in der Zeitschr. des Bergischen Geschichtsvereins, VI, 193—340 (1869).

[2] Eine lange Reihe solcher, die um diese Zeit in Köln als Lehrer oder Schüler humanistische Studien trieben, hat C. Krafft aus der kölnischen Matrikel

1484 wurde ein Italiener Namens Wilhelmus Raymundus Mithridades eingeschrieben, der sich nach Ausweis der Matrikel der Kenntnis der hebräischen, arabischen, chaldäischen, griechischen und lateinischen Sprache rühmte. 1504—1508 erhielt Andreas Canter von der Stadt eine Besoldung als Poet, doch wohl nicht bloß um der Stadt gelegentlich mit seiner Eloquenz zu dienen, wie Ennen meint, sondern zugleich um Vorlesungen zu halten. Die bedeutendste Wirksamkeit übte Joh. Caesarius aus Jülich (1468—1551). Nachdem er in Deventer des Hegius und in Paris des Faber Stapulensis Schüler gewesen war, gehörte er seit 1491 der kölnischen Universität an. Zu seinen Schülern gehören von bekannteren Humanisten, außer dem schon erwähnten Mosellanus (1512—1514 in Köln), Murmellius, Glareanus, sowie der Graf Hermann von Neuenar. Sein Unterricht umfaßte griechische und lateinische Grammatik, Rhetorik und Dialektik, welche er nach eigenen, sehr verbreiteten Lehrbüchern vortrug, und Erklärung von griechischen und römischen Autoren, unter denen Homer, Lucian, Virgil, Plinius, Gellius erwähnt werden.[1] Neben ihm wären etwa noch als einheimische und seßhafte Magister, die der humanistischen Richtung angehörten, Arnold von Wesel (gest. 1534), Joh. Matth. Phrissemius (gest. 1533 als Kanzler des Erzstifts), Jacob Sobius (gest. 1528) zu nennen, welche Aufzählung aus Kraffts Mitteilungen (S. 216) erweitert werden könnte.

Auch die uns schon hinlänglich bekannten Wanderpoeten zog es nach Köln. Im Jahre 1507 kam Buschius, er führte sich auch hier durch ein Lobgedicht auf die Stadt und ihre Universität ein (Liessem, 28 ff.). Die Aufnahme, die er fand, befriedigte ihn jedoch nicht. Man riet ihm, den juristischen Doktor zu machen (*bacc. jur.* war er schon in Leipzig geworden): so lange er die unfruchtbaren Musen lieben würde, werde er Hunger leiden. Der Rat, welchen man vom Gesichtspunkte des wirtschaftlichen Prosperierens nicht verächtlich nennen kann, fand bei dem Poeten kein Gehör, sondern erregte nur seinen heftigen Zorn über die Gemeinheit der Universitätsprofessoren, welche das Geld mehr liebten, als die Poesie. In einer öffentlichen Rede über dieses Thema führte er ihnen die Niedrigkeit ihrer Gesinnung zu Gemüte.

in Hassels Zeitschr. für preußische Geschichte, Jahrg. 1868, 467—503, zusammengestellt. Eine große Anzahl Drucke von Klassikern durch kölnische Firmen, besonders Zell und Quentel, zählt Ennen, Gesch. der Stadt Köln, IV, 62, 88 ff. auf. Ortuinus war dabei als Herausgeber thätig.

[1] S. die Leichenrede, welche 1525 auf den Mosellanus sein Schüler Muslerus hielt, abgedruckt bei Krafft, Briefe und Dokumente, 118—127. Daselbst eine Anzahl Briefe des Caesarius an seine Schüler.

Die Magister beleidigte er durch eine Empfehlung seines *Commentarius in artem Donati:* sie könnten daraus noch viel lernen. ORTUINUS GRATIUS hielt ihm nicht ohne Recht vor, daß er mehr Neigung und Geschick habe, sich Feinde als Freunde zu erwerben. Doch scheint ein leidliches Verhältnis zwischen ihm und den „Obskuranten“ geblieben zu sein. Im Jahre 1512 schrieb BUSCHIUS zu einer Schrift ARNOLDS VON TUNGERN, des Hauptobskuranten neben HOCHSTRATEN und ORTUINUS, die üblichen Empfehlungsverse;[1] wie denn auch in demselben Jahre ORTUINUS zu dem Lobgedicht auf Maximilian, womit GLAREANUS sich den Poetenlorbeer erwarb, Begleitverse dichtete.

Auch AESTICAMPIANUS kam nach seinem Leipziger Mißgeschick um 1513 nach Köln. Er kündigte Vorlesungen über das vierte Buch von Augustinus' *de doctrina Christiana* an, welches er auch zu diesem Behufe herausgab; es ist dem kölnischen Weihbischof D. CASTER gewidmet, der, mit ERASMUS und AGRIPPA VON NETTESHEIM befreundet, den Humanisten beigezählt wurde. Die Vorlesungen wurden jedoch, wie es heißt, durch die Universität verhindert; sie mochte den AESTICAMPIANUS nicht im Besitz einer Autorisation, über theologische Bücher zu lesen, finden (KRAFFT, Briefe, S. 137 ff.) Er kehrte nun nach dem Osten zurück und versuchte sein Glück als Schulmeister; in Kottbus unternahm er eine Schule zu gründen, die *Schola Latina et Christiana* heißen sollte, „damit ich die Mäuler der kläffenden Hunde stopfe“, schreibt er an MUTIAN. Die Kottbuser scheinen aber für die Bildung noch nicht reif gewesen zu sein; denn schon 1515 begegnen wir ihm

[1] Bei ERHARD, III, 73. Die Verse beschimpfen den REUCHLIN als Judenfreund. Ebendort S. 79 ff. findet man auch einen Auszug aus der oben erwähnten Ansprache an die kölnischen Professoren. Daß ARNOLD VON TUNGERN, dessen Namen die Verfasser der Dunkelmännerbriefe infamiert haben, den humanistischen Studien nicht überhaupt feindlich war, geht auch aus seinem Verhältnis zu MURMELLIUS hervor, welcher in den 90er Jahren in der Laurentianerburse sein Schüler war. Derselbe widmete dem von ihm verehrten Lehrer 1510, als er selbst schon zu den bekanntesten Humanisten Niederdeutschlands gehörte, eine Schrift *(Didascalici libri duo)*, worin er die humanistischen Studien empfahl. Dem Schriftchen ist ein Hexastichon *Ortuini Gratii Coloniae poeticam rhetoricenque publice profitentis* zur Einführung mitgegeben. S. REICHLING, Murmellius S. 21, 146, wo auch gezeigt wird, was von des MURMELLIUS Vertreibung aus Köln durch die Barbaren zu halten ist; dieselbe stammt, wie viele ähnliche Geschichten, von HAMELMANN und hat gar keine andere Bedeutung als die einer rhetorischen Floskel; die Erzählung einer *ejectio per barbaros* ist Amplifikation des simpeln Ausdrucks: er verließ den Ort. In seiner Abhandlung über BUSCHIUS' Leben (in den *Opera genealog. historica,* 240) kommt die *ejectio per barbaros* so oft vor, als sein Held den Ort wechselt, und er läßt ihn ungefähr in allen Städten Norddeutschlands den Humanismus predigen.

in Freiberg i/S., mit ähnlicher Unternehmung beschäftigt, in seiner Begleitung MOSELLANUS; er lehrte dort die Eloquenz aus *Cicero de oratore* und Augustins erwähntem Buch (KRAFFT, Briefe, S. 143 ff.).

Besseres Glück hatte in Köln R. CROCUS, der sich im Sommer 1515 dort aufhielt. In der früher angeführten Leipziger Rede (BÖHME, 193) gedenkt er auch seiner Aufnahme in Köln mit Anerkennung. Es sei ihm gestattet worden *ubivis scholarum, occlusa etiam nisi mercedem porrigentibus janua praelegere;* was offenbar bedeutet, daß die Universität ihm für bezahlte Privatvorlesungen ihre Hörsäle überließ, während die Magister in den öffentlichen Lektorien nur öffentlich und umsonst lesen durften. Ich bemerke dies, weil SCHMIDT (Mosellanus, 9) die Worte so versteht: CROCUS habe nur bei verschlossenen Thüren lehren dürfen. So werden durch das Vorurteil die Augen zugehalten.

Später wurde die Spannung zwischen den Gegensätzen schärfer. BUSCHIUS trat, nach längerem Zögern, in dem REUCHLINschen Handel auf die feindliche Seite. Der *Triumphus Capnionis* und die *Epistolae obs. vir.* erschienen. Man wird es begreiflich finden, wenn die in diesen Pamphleten in einer unerhörten Weise Geschändeten die Sache nicht einfach als historische Darlegung eines unbestreitbaren Thatbestandes hinnahmen, wie es die Geschichtsschreiber des Humanismus zu thun pflegen, sondern vielmehr alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, zur Abwehr und zum Angriff benutzten. Von welcher Art diese Mittel waren, kann man aus des BUSCHIUS Verteidigungsschrift, dem 1518 erschienenen *Vallum humanitatis* ersehen. Der Verfasser bezeichnet am Eingang als nächste Veranlassung zur Abfassung der Schrift, daß er am Weihnachtstag des Jahres 1517 eine Predigt in einer kölnischen Kirche gehört habe, worin der Prediger alsbald zu einer Invektive gegen die Poeten übergegangen sei. Er habe die Humanitätsstudien als verkehrte, eitle, falsche verklagt. Die Poeten und Oratoren strebten mehr nach dem Schein des Wissens, als nach dem Wissen selbst; ihr Ziel sei das Schönreden; darauf allein seien sie bedacht, daß ihnen nicht einmal ein unciceronisches Wort entschlüpfe; viel ängstlicher sorgten sie darum, wie sie jedes Wörtlein auf das eloquenteste ausdrückten, als wie sie heilig lebten; sie quälten sich darum, ob das Wort *amo* zu aspirieren sei oder nicht, aber aus der Liebe Gottes und des Nächsten und wie darin zu leben sei, machten sie sich nichts, sondern sie seien durchweg Schweine.

Wenn man von dem letzten Ausdruck absieht, der übrigens der Rede der Humanisten viel geläufiger ist als der ihrer Gegner, vielleicht darf man annehmen, daß BUSCHIUS ihn dem Redner aus der Fülle seiner eigenen Eloquenz geliehen hat, so wird man diese

Erwiderung auf die Angriffe, welche die Theologen von den Poeten erfahren hatten, sehr gemäßigt und die Vorwürfe nicht ganz ungegründet finden. Auch das *Vallum humanitatis* ist in sehr gelindem Tone gehalten; ERASMUS hatte den BUSCHIUS, von seinem Plan in Kenntnis gesetzt, dringlichst zur Mäßigung gemahnt. Die Widerlegung jener Angriffe auf die Humanitätsstudien geschieht durchaus in Form der *argumentatio ad hominem:* für die Theologen sei das Studium der Sprachen nicht zu entbehren, wie von ihren eigenen Autoritäten anerkannt werde; das Studium der Eloquenz aber könne den Predigern nur nützlich sein.

Auch zwischen CAESARIUS und den Magistern müssen um diese Zeit Irrungen vorgefallen sein, wie aus einem Briefe des AGRIPPA VON NETTESHEIM an ihn vom Jahre 1520 hervorgeht (bei BÖCKING, II, 335). CAESARIUS verließ später Köln, wir finden ihn 1527 mit drei jungen Grafen STOLBERG, die schon in Köln seine Schüler gewesen waren, in Leipzig. Zu dem Haus STOLBERG blieb er bis zu seinem Tode in Beziehung (KRAFFT, Briefe, 154 ff.).[1]

Über die *gravamina* der Universität gegen die humanistischen Magister unterrichtet uns ein Bedenken, welches dem kölnischen Rat im Jahre 1525 von der Universität übergeben wurde (abgedruckt bei BIANCO, I, Anhang S. 316—326). Dem Rat wird als Versäumnis vorgehalten, „daß man in Schulen und anderen Plätzen zugelassen hat, Auswärtige und Heimische ihre Lektionen zu thun zu den Stunden, die den wirklichen Magistern und Ordinarien gehören, und denselbigen Magistern und Ordinarien ihre Vorlesungen zu behindern, ihre Discipulen abzuziehen und zu sich zu rufen, und die rechte Kunst, Bücher und Lektionen der Magister und Ordinarien zu verachten, und ihre

[1] Von AGRIPPA VON NETTESHEIM findet sich in seinen Werken (Edit. Lugd. 1600, II, 360—374) ein Schreiben an den Kölner Rat in Sachen des von der theologischen Fakultät beanstandeten Druckes seiner *Occulta philosophia*, welches sich über die Universitätsverhältnisse in Köln überhaupt sehr ausführlich verbreitet. Leider ist aber aus dem langen Schriftstück fast nichts zu entnehmen, als was wir auch sonst wissen, daß AGRIPPA seine Gegner von Herzen haßte. Er nennt die Theologen und Artisten in unermüdlicher Wiederholung nur mit der *variatio,* welche die Eloquenz zum Gesetz machte, Esel, Schweine, dreckige Säue u. s. f. — Über den Aufenthalt des humanistischen Juristen P. RAVENNAS in Köln (1506—8), dessen in dem Brief gedacht wird, findet man ausführliche Mitteilungen bei MUTHER, Universitätsleben, 96—128; s. auch LIESSEM, S. 54. Es war ihm in Köln über die Maßen gut gegangen; man drängte sich zu seinen Vorlesungen; er preist in seiner Abschiedsrede Stadt und Universität aufs höchste. Nur mit HOCHSTRATEN war er in eine litterarische Fehde verwickelt worden, in welcher ORTUINUS GRATIUS dem Italiener zur Seite stand. Von einer „Vertreibung“, wovon AGRIPPA fabelt, ist nicht die Rede.

leichtfertigen Dinge den Jungen vorzulegen, mit Widerratung, Verachtung aller Promotion, Ordnung, Ehre und Stand der löblichen Universität, wider Statuten, Gesetz, Recht und Gewohnheit der Universitäten und auch zum großen Schaden der Bürgerschaft und der ehrsamen Gemeinde, behindert ihre Nahrung und Gewinn, die sie aus den Promotionen und Doktoressen pflegen zu haben.“ Man sieht, es sind dieselben Dinge, welche der Magister ANDREAS DELITZSCH in Leipzig in dem Urteil zusammenfaßt: die Poeten seien wie das fünfte Rad am Wagen, sie hemmten die anderen Fakultäten, daß ihre Scholaren nicht gut zur Promotion kämen (Epp. Obs. Vir. I, 17, womit zu vergleichen II, 46).

Die Abneigung gegen die Humanisten hinderte übrigens nicht, daß auch die kölnische Universität dem modernen Geist Einräumungen zu machen sich entschließen mußte. Der Einfluß des humanistischen Kurfürsten Hermann von Wied machte sich in dieser Richtung geltend. Im Jahre 1524 wurde HERMANN VON NEUENAR Dompropst und damit Kanzler der Universität (KRAFFT, Mitteilungen, S. 218). Im Jahre 1522, in welchem PHRISSEMIUS Dekan der Artistenfakultät war, fand eine Reform der Statuten statt, welche diese Bestrebungen erkennen läßt (bei BIANCO, I, Anhang, 288—316). Zwar wird für den philosophischen Unterricht das humanistische Latein ausdrücklich verboten: bei der Erklärung der Bücher und ebenso bei den Disputationen und Prüfungen soll man sich des freien und gewöhnlichen Lateins bedienen, nicht des gesuchten und gedrechselten. Aber allerdings soll auch das neue Latein gelehrt werden: die Sprache, deren Grammatik nach Alexander vorgetragen wird, soll an Cicero (Episteln, Officien, *de amicitia*, *de senectute*), Virgil, Philelphus und Mantuanus geübt, außerdem Rhetorik nach Cicero gelehrt werden (S. 298). Grammatik und Rhetorik bilden auch einen Teil der Baccalariatsprüfung (304). Dagegen wird verboten, unzüchtige Dichter zu lesen und zu hören, sowie solche Poeten, welche die Gemüter berücken und, ohne Gift zu geben, durch die Gewalt ihrer Zaubersprüche die Menschen töten. Im Jahre 1523 nahm der Rat den Magister JAC. SOBIUS als Orator an (KRAFFT, Mitteilungen, 234). Er zeigt sich überhaupt humanistischen Reformen geneigt. In den folgenden Jahren fanden wiederholt Verhandlungen zwischen der Universität und dem Rat über die Mittel zur Hebung des Studiums statt, wovon mehrere Aktenstücke bei BIANCO und KRAFFT einige Kunde geben. Die Universität, gedrängt von den Scholaren, welche in etwas tumultuarischem Auftreten die Modernisierung des Kursus forderten, schlug in einem Gutachten vom Jahre 1525 (Rektor war ARNOLD VON TUNGERN) unter anderem auch den Gebrauch der

neuen Übersetzungen und Grammatiken vor (Bianco, 408, 464 ff., Anlagen 316 ff., zu vergl. Ennen, 210 ff., Krafft, 234 ff.). Auch wurde ein Versuch gemacht, den Erasmus für die Universität zu gewinnen. Wie es scheint, ist es zu tiefer greifenden Maßregeln nicht gekommen; die Reformationsunruhen traten dazwischen. Doch wurde 1528 Arnold von Wesel ein Kanonikat verliehen mit der Verpflichtung der griechischen und hebräischen Lektur (Krafft, 190), und 1529 ein Humanist vom Rat mit 50 fl. angenommen (Ennen, 673).

Bemerkt sei noch, daß die kölnische Universität auch an der alten Zucht festhielt. Daß die Jugend mehr geneigt sei zum Bösen als zur Tugend, ist eine in den Reformationsschriftstücken wiederholt vorkommende Wendung; es sei daher notwendig, sie mit Ernst im Zaum zu halten. Das letzte Mittel hierzu bleibt die Rute. Das Statut von 1522 setzt auf dreimaliges Fehlen in Übungen drei Pfennig für jedesmal oder die Rute, und die Eingabe an den Rat ruft, wenn die Rute nicht helfen sollte, die weltliche Gewalt zu Hilfe (Bianco, 311, 325).

Die Universität Löwen wurde gleichzeitig von denselben Bewegungen erschüttert. Als Erasmus im Jahre 1516 zu dauerndem Aufenthalt nach den Niederlanden kam, fand er seitens der Universität, auch ihrer Theologen, freundliche Aufnahme; er spricht von ihnen in Briefen an die Baseler Freunde mit Achtung.[1] Im Jahre 1518 wurde eine Stiftung ins Leben gerufen, an welcher Erasmus Anteil hatte: Hieronymus Buslidius, Rat des Königs Karl, Propst zu Aire, hatte testamentarisch sein Vermögen zur Begründung einer humanistischen Unterrichtsanstalt in Löwen bestimmt, an welcher die drei Sprachen öffentlich gelehrt werden sollten. Die im Jahre 1518 eröffnete Anstalt unterhielt drei Lehrer, je einen der drei Sprachen und zwölf Stipendiaten; die Vorlesungen standen aber allen Studierenden offen. Erasmus erwähnt in einem Briefe vom Jahre 1521, daß etwa 300 Zuhörer in dem Auditorium des *Collegium trilingue* sich einzufinden pflegen; er giebt die Zahl aller Studierenden in Löwen auf 3000 an, welche Zahlen ohne Garantie hier wiedergegeben sein mögen.

Im Jahre 1519 kam es zu Reibungen zwischen Erasmus und zwei oder drei Löwener Theologen. Erasmus' freie Äußerungen über Ehelosigkeit des Klerus und ähnliche Dinge gaben den Anlaß, ihn der Gemeinschaft mit Luther zu zeihen, ein Punkt, an welchem Erasmus sehr empfindlich war. Vielleicht war auch das *Collegium trilingue* den Professoren nicht ganz nach dem Sinn: es war augenscheinlich, auch

[1] Steitz, W. Nesen, Archiv für Frankfurts Geschichte, Bd. VI, S. 58 ff. behandelt eingehend die Löwener Verhältnisse in dieser Zeit.

der Absicht nach, eine Art von Konkurrenzinstitut der Universität. Die üblichen Vergleichungen mit Licht und Finsternis haben gewiß auch hier nicht gefehlt. Es wurden ein paar Streitschriften gewechselt. W. Nesen, welchem von seiten der Universität die Absicht, in Löwen Vorlesungen zu halten, durchkreuzt worden war, sekundierte seinem Gönner Erasmus mit ein paar Schmähschriften gegen die Löwener Theologen, welche vielleicht von allen humanistischen Pasquillen die wütendsten sind; namentlich der bei Steitz mitgeteilte offene Brief an Zwingli möchte in Giftigkeit persönlicher und namentlicher Angriffe seinesgleichen nicht finden. Im Jahre 1520 folgte der große von Erasmus selbst arrangierte Feldzug aller Humanisten und Erasmusverehrer gegen den Löwener Gräcisten E. Lee, welcher gewagt hatte, kritische Anmerkungen zu Erasmus' Anmerkungen zum N. T. zu machen. Die bestellten Schmähschriften, welche den armen Lee wegen seines Majestätsverbrechens „Glied für Glied zerstückten", wie Erasmus sagt, liefen bändeweis ein; „ein Wurm, der in der Finsternis hervorkriecht, ein herrliches Saatfeld zu benagen," heißt Lee in einem Briefe des Zasius, „ein Mistkäfer, der sich einen Adler zum Kampf ausgesucht" bei Buschius. Erasmus, einer der wenigen unter den Humanisten, den der gesunde Menschenverstand und ein Gefühl für das Geziemende in der Behandlung der Gegner nie verließ, suchte die Veröffentlichung der Briefe nun zurückzuhalten, vornehmlich auch darum, schreibt er an J. Jonas in Erfurt, „damit wir ihm nicht eine Partei zusammenbringen, da auch unsere Gegner nichts von ihm wissen wollen" (Steitz, 102). Die Universität war übrigens keineswegs auf seiten der Gegner. Vom Papst Hadrian wurde dem Hauptfeinde des Erasmus, dem Karmeliter Nic. Egmondanus, das Schreiben gegen Erasmus untersagt. Erasmus fährt fort, von der Löwener Universität als von der zweiten Universität des Abendlandes, nach Paris, zu sprechen.

Ich wende mich nun dazu, die Ausbreitung der humanistischen Bewegung über die süddeutschen Universitäten in kurzer Übersicht nachzuweisen.

Der Mittelpunkt der Beziehungen zwischen Italien und Deutschland war der kaiserliche Hof. Die ersten Berührungen mit dem neuen Lebensprinzip hatten schon am Hofe Karls IV. stattgefunden. Im Jahre 1356 war Petrarcha nach Prag gekommen. Der Kaiser und seine Umgebung hatten ihn aufgenommen, wie es dem „Großgeist der Zeit" zukam. Der Erzbischof Arnest von Prag wurde nicht müde ihm sein Bedauern auszusprechen, daß er „zu Barbaren" habe kommen müssen. Bischof Johann Ocko von Olmüz versicherte ihm, nie werde der Name seines Franziscus ihm aus dem Busen schwinden. Bischof

Johann von Leitomischl, Kanzler des Kaisers, der eine glühende Verehrung für den Dichter gefaßt hatte, blieb mit ihm in Briefwechsel; er gab sich unsägliche Mühe schwungvoll und poetisch zu schreiben, überhob sich aber des Gelingens so wenig, daß er sich PETRARCHA gegenüber einen „schäbigen Schulmeister“ nennt und mit Scham von der angeborenen Plumpheit und dem Barbarentum seiner Nation (der deutschen, er war Schlesier) spricht. Nicht minder schämt er sich auch des Kanzleramtes, in dem er sich wie eine schwatzende Elster vorkomme: er wünsche nur von den Brosamen, die von dem reichen Tisch des heiligen Sängers fielen, seinen Hunger zu stillen und wolle sich selig preisen, wenn er, mit dem Angesicht auf der Erde, die Fußspuren eines solchen Redners verehren könnte. — Die Briefe, welche der Kanzler an den Dichter schrieb, wurden ein bedeutsames Fortpflanzungsmittel der humanistischen Eloquenz, indem sie zu einem Briefbuch vereinigt wurden, das als „Handbuch der Kanzlei Karls IV.“ weite Verbreitung fand. Auch Kaiser Sigmund hatte zu italienischen Humanisten Beziehung; den P. VERGERIUS, welchen er auf dem Konzil zu Konstanz kennen gelernt hatte, nahm er dauernd in seine Dienste. Viel wichtiger wurde ENEA SILVIO DE' PICCOLOMINI, welcher 1442 unter Friedrich III. in die Reichskanzlei zu Wien trat. Freilich den Kaiser gelang es nicht für Poesie und Eloquenz zu erwärmen, und auch Fürsten und Adel, Klerus und Universität verhielten sich, nach ENEAS oft kund gegebenem Urteil, schmählich gleichgültig gegen die schönen Wissenschaften. Aber unter den Genossen der Kanzlei fanden bald einige Geschmack an den pikanten Briefen und Traktaten des Italieners, und durch sie wurde Stil und Geschmack des libertinistischen Humanismus weiter getragen.[1]

Es ist hiernach nicht auffallend, daß die Wiener Universität zuerst unter allen deutschen Universitäten tiefgreifende Einwirkungen von der neuen Bewegung erfuhr. Schon in den 50er und 60er Jahren hatten hier GEORG VON PEURBACH (1423—1461) und JOH. REGIOMONTANUS als Magister in Poesie und Mathematik gelesen, beide auch des Griechischen kundig. Aus dem Jahre 1474 wird der Ankauf der aristotelischen Metaphysik in neuer Übersetzung, mit dem Kommentar des Averroes, und einer ganzen Anzahl klassischer und neuhumanistischer Schriften durch die Fakultät der Artisten erwähnt, *ut vel sic paulum ex faecibus ad nitidos philosophorum fontes rediremus,* fügt der Dekan hinzu (KINK, I, 182). Seitdem Maximilian regierte (1490), übte

[1] Über diese ersten, durch die politische Verbindung mit Italien vermittelten humanistischen Anregungen wird ausführlich gehandelt von VOIGT, Wiederbelebung, II, 266ff.

er entscheidenden Einfluß zu Gunsten der humanistischen Bestrebungen aus. Es wurde (1493) eine ständige Lektur für Poesie und Eloquenz errichtet, nachdem schon vorher wiederholt Gastrollen von fahrenden Poeten waren gegeben worden. Versuche mit importierten italienischen Humanisten hatten keinen rechten Erfolg. Die Anpflanzung der Poesie geschah durch die beiden gekrönten Poeten J. CUSPINIANUS (Spießhaimer aus Schweinfurt, 1473—1529) und CONRAD CELTIS; der erstere war seit 1490 in Wien. der andere wurde 1497 aus Ingolstadt berufen. Neben ihnen wären etwa zu nennen ANGELUS COSPUS († 1516), ein Italiener, der vorzugsweise Griechisch lehrte, der Schweizer JOACH. VADIANUS (1484—1551), als Redner und Dichter berühmt, G. COLLIMITIUS aus Bayern (1482—1535), Mathematiker und Astronom.

Im Jahre 1499 kam durch Interzession der Regierung eine Reformation des artistischen Kursus durch Beschluß der Fakultät zu stande, welche ein sehr bedeutsames Nachgeben gegen den eindringenden Humanismus zeigt. Es wurden gewisse Kurse in *arte humanitatis* für die Scholaren obligatorisch gemacht (was durch Fakultätsbeschluß von 1494 noch war abgelehnt worden): zum Baccalariat sollen Virgils *Bucolica* und ein *libellus de arte epistolandi* gehört werden; den Baccalarien werden sechs Bücher der Aeneis zur Pflicht gemacht; außerdem wird für die ordentlichen öffentlichen Lektionen über Grammatik das Doctrinale Alexanders abgeschafft und statt ihrer die Grammatik des N. PEROTTUS eingeführt; für Privatkurse behielt Alexander sein Recht. Schon früher war über den philosophischen Unterricht angeordnet, daß er sich mehr an die Texte halte und überflüssige Quästionen und Kommente abschneide; was 1501 nochmals eingeschärft wurde: den schmutzigen, barbarischen, unsinnigen Kram abzuthun (KINK, I, 194 ff.).

Im Jahre 1501 errichtete Maximilian bei der Universität eine eigene humanistische Fakultät, das *collegium poëtarum*, mit vier Lehrern, zwei in Poesie und Beredsamkeit, zwei in den mathematischen Wissenschaften.[1] KINK, und ihm folgend ASCHBACH, bestreiten, daß das *collegium* eine fünfte Fakultät gebildet habe (I, 200). Mir scheint, seine Stellung ist in allem Wesentlichen der einer Fakultät gleichartig. Der *cursus* ist ein in sich geschlossener und selbständiger, und, was das Wesen einer Fakultät ausmacht, das *collegium* erhält die Berechtigung, einen akademischen Grad zu verleihen, nämlich den Grad eines *poëta laureatus*.[2]

[1] Die Errichtungsurkunde bei KINK, II, 305 ff.: *decrevimus collegium poetarum priscorum imperatorum antecessorum nostrorum* (nämlich der alten Cäsaren) *more erigere, abolitamque prisci saeculi eloquentiam restituere.*

[2] . . . *quicunque in prefata nostra Univ. Wienn. in oratoria et poëtica studuerit lauream que concupiverit: is in praenominato poëtarum collegio diligenter*

Daß dies wirklich als ein akademischer Grad anzusehen ist, geht daraus hervor, daß er das Recht giebt an allen Universitäten des römischen Reichs zu lehren, natürlich die Poesie und Eloquenz. In der Errichtungsurkunde ist dies zwar nicht ausdrücklich gesagt, sondern nur: daß die von dem Vorsteher der Poetenfakultät Gekrönten aller Privilegien teilhaft sind, der die vom Kaiser selbst Gekrönten genießen. Daß aber der aus der Hand des Kaisers empfangene Kranz und Ring die *facultas docendi in poësi et oratoria* erteilte, kann man aus dem Poetendiplom Huttens ersehen.[1] Es ist ganz augenscheinlich, daß die Ausdrücke dieses Diploms ebenso wie die Formen der Poetenkreierung den bei den Promotionen in den alten Fakultäten üblichen nachgebildet sind. Die Laureaten nannten sich auch *Doctor philosophiae*, nicht aber *Magister artium* (Aschbach, 66): ein Titel, womit sie offenbar sich als akademisch Graduierte, wenn auch nicht in einer der vier alten Fakultäten, zu erkennen geben wollten. Daß der Ausdruck *facultas poëtarum* nicht vorkommt, kann nicht überraschen, es ist ein barbarischer Ausdruck, der bald auch von den übrigen Fakultäten gegen das elegante *collegium* vertauscht wurde.[2]

Wie es scheint, war der äußere Erfolg des Poetenkollegs kein großer. In einer Zeit, wo die Universität jährlich mehr als 600 Scholaren intitulierte, fanden sich nur 12 Schüler in demselben ein (im Jahre 1505, s. Aschbach, 249, wo die Namen derselben). Nach dem Tode des Celtis (1508) verschwindet es aus der Geschichte, nach

examinatus, si idoneus ad id munus suscipiendum habitus et inventus fuerit, per Honorabilem fidelem nobis dilectum Conradum Celtem, per genitorem nostrum Friedericum III divae memoriae primum inter Germanos laureatum poëtam et modo in universitate nostra W. poëtices et oratoriae lectorem ordinarium ac deinde per successores ejus, qui pro tempore collegio praefuerint, laurea coronari possit (Kink, II, 306).

[1] Abgedruckt in Opp. Hutteni ed. Böcking, I, 143: . . *te autoritate nostra Caesarëa Laurea donavimus aureoque insuper annulo jureque et usu aurei annuli decoravimus, Laureatumque et Poetam et Vatem et Oratorem disertum pronunciavimus; dantes et concedentes tibi et hoc Caesareo nostro statuentes edicto, quod de cetero in quibuscunque studiis generalibus praecipue tam in arte poëtica quam in oratoria legere docere profiteri et interpretari et insuper omnibus privilegiis immunitatibus etc. frui debeas et possis, quibus ceteri poëtae a nobis Laureati.* Man vergleiche die Dichterkrönung des Aeneas Sylvius und Celtis durch Friedrich III. bei Aschbach, Wanderjahre des Celtes, S. 93ff.: die Laureierung ist zugleich Magistrierung. Über den Ursprung der Dichterkrönung, die auf die römischen Kaiser zurückgeführt wird, s. Burckhardt, Kultur der Renaissance, I, 250.

[2] Die Insignien der Poetenfakultät, Kranz, Ring, Birret, Siegel, Szepter, abgebildet bei Geiger, Renaissance, 457.

ASCHBACH ging es ganz ein. Vermutlich war nicht so sehr die Abneigung gegen das poetische Studium, als der „Mangel an Berechtigungen" die Ursache, daß ihm so wenige sich ganz zuwendeten. Für ein Kirchenamt, und das war es doch, nach dem die Studierenden ausschauten, war der Lorbeer vielleicht nicht überall eine Empfehlung und sich mit lateinischen Versen durchzubringen, mochte es immerhin einigen gelingen, schien doch eine prekäre Sache. Daß der humanistische Unterricht an der Universität nicht überhaupt aufhörte, beweisen die zahlreichen Drucke klassischer Schriftsteller, welche im zweiten Jahrzehnt in Wien erschienen (KINK, I, 214) und nicht minder der Fakultätsbeschluß vom Jahre 1523, durch welchen eine griechische Lektur errichtet wurde. G. RITHAIMER war ihr erster Inhaber (ASCHBACH, 346).

Von der Universität Prag ist aus diesem Zeitalter wenig zu berichten; die Kriegsstürme, welche durch die nationale und kirchliche Opposition über Böhmen gebracht worden waren, ließen die Studien nicht gedeihen. Vereinzelte Gönner und Vertreter des Humanismus fanden sich natürlich trotzdem auch hier, vor allen wird ein Edelmann, BOHUSLAUS V. LOBKOWITZ, Mäcen und Poet in einer Person, genannt (TOMEK, 150).

Größere Bedeutung hatte in dieser Zeit die im Jahre 1364 gegründete Universität Krakau. Im 15. Jahrhundert kann sie als zum deutschen Universitätsgebiet gehörig angesehen werden; sie erhielt aus dem ganzen östlichen Deutschland Zuzug. Als die ersten Träger der humanistischen Bestrebungen erscheinen auch hier die Kirchenfürsten. Der Kardinal und Bischof von Krakau, SBIGNEW, stand mit AENEAS SYLVIUS, der damals noch ein armer Kanzlist war, in Briefwechsel und erhielt von ihm die schmeichelhaftesten Zeugnisse über seinen Stil, welche er mit Geschenken erwiderte (VOIGT, II, 330 ff.). Auch an der Universität fand der Humanismus früh Eingang. In den 80er Jahren werden eine ganze Reihe von Vorlesungen über die lateinischen Klassiker erwähnt; besonders aber wurden die mathematisch-astronomischen Studien gepflegt. 1489 war C. CELTIS in Krakau, lehrend und lernend: AESTICAMPIANUS und CORVINUS waren hier seine Schüler. Als König Sigismund von Polen im Jahre 1518 mit einer Italienerin (Bona Sforza) sich vermählte, machten nicht weniger als sechs im Osten einheimische Poeten die erforderlichen *carmina.*[1] Ein Uni-

[1] G. BAUCH, Laurentius Corvinus, Schles. Zeitschr., Bd. XVII, S. 269. Über einen anderen der östlichen Welt angehörigen, übrigens vom Bodensee gebürtigen Poeten, RUD. AGRICOLA JUNIOR, handelt BAUCH im Progr. der Breslauer höh. Bürgerschule II, 1892.

versitätsbeschluß vom Jahre 1538 läßt erkennen, daß schon vorher das klassische Latein Gegenstand des Unterrichts und der Prüfungen war. Es heißt in demselben, daß an Stelle des Donat und der *parva logicalia* des P. HISPANUS, der *modus epistolandi* des FR. NIGER und die Schrift des ERASMUS *de conscribendis epistolis* auf einige Jahre in den ordentlichen Lektionen und der Baccalariatsprüfung treten sollen: die Grammatik des PEROTTUS mit dessen *modus epistolandi* und *ars metrica*, ferner die Rhetorik und die Briefe des CICERO, endlich die Dialektik des CAESARIUS.[1] Daneben blieben übrigens natürlich die aristotelischen Lektionen.

Den Hof und die Universität Heidelberg war Kurfürst Philipp (regierte 1476—1508) bestrebt, zu einem Mittelpunkt der neuen Bildung zu machen. In enger Beziehung zum Hof standen JOH. v. DALBERG, seit 1480 Domprobst, dann Bischof von Worms, und als solcher Kanzler der Universität. Sein Haus war der Ort, wo sich alles, was an dem neuen Leben teil hatte, begegnete. Eine Reihe humanistischer Lehrer waren in den 80er und 90er Jahren in Heidelberg thätig. RUD. AGRICOLA (1443—1485) hatte seine humanistischen Studien in Italien gemacht; ERASMUS giebt ihm den Preis, er sei *Graecissimus* und *Latinissimus*, ein vollkommener Dichter und ein vollkommener Redner gewesen. Er lebte und lehrte, ohne zu einem verpflichtenden Amt sich entschließen zu können, in Heidelberg von 1483 bis zu seinem frühen Tode 1485. JACOB WIMPHELING[2] (1450—1528) war in der Schule zu Schlettstadt DRINGENBERGS Schüler gewesen; auf der Universität zu Freiburg trat er in ein enges, das Leben hindurch dauerndes Verhältnis zu J. GEILER von Kaisersberg. Seit 1469 gehörte er der Heidelberger Universität als Studierender und dann auch als Lehrer an, 1482 war er Rektor und hielt, wie es scheint, als solcher eine Rede *ad Gymnosophistas Heidelbergenses*, worin er die Notwendigkeit darlegt, das Studium der Eloquenz auf den Universitäten zu betreiben (WISKOWATOFF, 36); er stellt es als eine Forderung der nationalen Ehre hin; wenn man ihr nicht nachgebe, werde es Deutschlands Fürsten bald an Rednern und Historikern fehlen. Nachdem er von 1484—1498 als Prediger in Speier thätig gewesen war, kehrte er in dem letzteren Jahr infolge einer Aufforderung des Kurfürsten nach Heidelberg zurück, und las hier über den heil. Hieronymus. Er verließ die Universität jedoch schon 1501 wieder; den Rest seines Lebens widmete er litterarischer und geistlicher Thätigkeit in Straßburg, Basel

[1] *Statuta nec non liber promotionum philos. ord. in universitate studiorum Jagellonica* 1402—1849, *edidit* J. MUCZKOWSKI (1849), S. LVII.

[2] P. v. WISKOWATOFF, J. W., sein Leben und seine Schriften, 1867.

und Schlettstadt. — Im Jahre 1498 hielt J. Reuchlin sich am Heidelberger Hof als kurfürstlicher Rat und „oberster Zuchtmeister“ der Prinzen auf. Sein Bruder Dionysius wurde in demselben Jahre vom Kurfürsten als Lektor der griechischen Sprache zugelassen, welchem Vorhaben die artistische Fakultät allerdings, wie es scheint, wenig Neigung entgegenbrachte und so scheint es ohne dauernde Folge geblieben zu sein.[1]

Um 1520 dagegen finden wir auch die Heidelberger Fakultät im Fahrwasser der humanistischen Reform. Schon im Jahre 1513 wird ihr Wunsch nach einem Professor laut, der die *politiores litterae ordinarie et publice* lese, wie das anderen Akademien zu Ruhm und Vorteil gereiche. 1518 wird Luther zur Disputation über die obenerwähnten höchst ketzerischen Thesen zugelassen und ist mit der Aufnahme ganz zufrieden. Die Artisten beginnen sich des überlieferten Betriebs zu schämen. 1520 wird der Beschluß gefaßt, die alte Übersetzung des aristotelischen Textes durch die neue des Argyropulos zu ersetzen: „Alle Universitäten hätten ihre Studien zum großen Teil verbessert und die jungen Leute zögen dem verbesserten Betrieb nach und verließen den alten.“ Die Fakultät beauftragt eine Kommission mit der Ausführung des Drucks, der dann ihr selber zur Revision vorgelegt werden soll. Im folgenden Jahr fordert die Fakultät, unter Hinweis auf den Rückgang der Frequenz und das Aufblühen anderer Universitäten, namentlich Tübingens, wo man Reuchlin angestellt habe, die Universität auf, sich beim Kurfürsten um den Erasmus zu bemühen: er, das Licht der Welt, werde durch sein göttliches Genie die liberalen Studien wieder zur Blüte bringen“ (Hautz, I, 369). Der Versuch hatte allerdings keine weiteren Folgen, Erasmus wurde nicht gerufen, die oberen Fakultäten scheinen überhaupt der neuen Strömung wenig geneigt gewesen zu sein; die Akten der Fakultät bemerken, man habe auf das Schreiben gar keine Antwort erhalten, womit denn der weitere Rückgang der Frequenz in Zusammenhang gebracht wird: alle verschmähten den hier noch festgehaltenen alten Weg, *ab doctissimi hujus nostri saeculi accuratius restitutis gymnasiis prorsus alienum.*

[1] Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg, I, 327. Besser als durch dieses unzulängliche Werk sind wir jetzt unterrichtet durch die aus Anlaß des Jubiläums erschienenen Veröffentlichungen: E. Winkelmann, Urkundenbuch der Univ. Heidelberg, 2 Bde. (1886), der zweite Band ein vortreffliches Regestenwerk; Thorbecke, Statuten und Reformationen (1891). Desselben Darstellung der Gesch. der Heidelberger Universität ist leider noch nicht über die Anfänge hinausgekommen. Vgl. Hartfelder, Melanchthon, und Morneweg, J. v. Dalberg (1887).

Um wenigstens dem öffentlichen Gelächter sich nicht auszusetzen, wird bald darauf durch Fakultätsbeschluß die Vorlesung der auf die Studienordnung bezüglichen Statutenparagraphen unterdrückt.

Im folgenden Jahr (1522) kam es endlich zur Reformation des Studiums. Drei eingehende, sehr interessante Gutachten, von Jacob Sturm, Jac. Wimpheling und Jac. Spiegel an den Kanzler des Kurfürsten erstattet (gedruckt bei Winkelmann, I, 214 ff.), lassen ungemein deutlich die Richtung der von der gemäßigt humanistischen Reformpartei erstrebten Wandlung hervortreten. In wesentlicher Übereinstimmung verurteilen sie den alten Betrieb, wie sie ihn selbst aus ihrer Universitätszeit in der Erinnerung hatten: so schlecht sei er gewesen sagt Sturm, daß er *ad perdenda ingenia ac male locandas bonas horas* ausdrücklich ausgedacht zu sein scheinen könnte. Vor allem scheint die Vorlesung über die aristotelische Physik in üblem Andenken zu stehen: so schlecht sei die ohne Kenntnis der griechischen wie der lateinischen Sprache gemachte Übersetzung gewesen, daß weder der Vorleser noch die Hörer sie verstanden hätten; so Sturm, und dasselbe bestätigt Wimpheling: die physischen Bücher würden ohne alle Frucht gehört.[1] Was sie an die Stelle setzen wollen, ist dies. In der artistischen Fakultät wird es sich darum handeln, erstens den philosophischen Unterricht auf der alten Grundlage besser zu organisieren. Mit einem guten, kurzgefaßten neueren Lehrbuch der Dialektik und Physik wird zweckmäßig der Anfang gemacht werden; dann mag die Lektüre des aristotelischen Textes, aber in einer guten neuen Übersetzung folgen. Daneben aber muß vor allem für tüchtige Lehrer der Sprachen gesorgt werden: nicht nur für die lateinischen Dichter und Redner, sondern auch für Griechisch und Hebräisch. Auch der bisher vernachlässigte mathematische Unterricht wird betont. Und in der Theologie ist es notwendig, den Scholastikern den Rücken zu kehren und statt ihrer die heiligen Schriften alten und neuen Testaments und die alten Väter dem Unterricht zu Grunde zu legen. Widerstreben dem die Theologen, schließt Wimpheling, „so mögen sie acht haben, daß sie nicht Gott beleidigen und der Akademie, ja dem Fürstentum, und dem Fürsten eine Schmach anthun, da die jungen Theologen anderer Universitäten elegant zu reden und zu predigen verstehen, sie aber bei ihrem alten Kram verrotten, ähnlich wie die Kölner, die jenen Mist in die Welt gebracht haben.“ Man kann ja, fügt Spiegel hinzu,

[1] Im *Manuale Scolarium* (Zarncke, Die deutschen Univ., S. 11, 30), wo die Heidelberger Verhältnisse um 1480 zu Grunde liegen, werden ebenfalls die Vorlesungen über die Physik und *de anima* als unverständliche genannt, die man aber doch wegen des *complere pro gradu* hören oder bezahlen müsse.

Thomas und Scotus den Orden überlassen, sie in ihren Studienhäusern zu treiben.

Die Reformation, die vom Fürsten noch im Jahre 1522 octroyiert wurde, ist nicht erhalten.[1] Sie ist aber ohne Zweifel im Sinne dieser Gutachten erfolgt. Es geht das aus den Berufungen humanistischer Professoren hervor: H. Buschius kam 1523 als Lehrer der lateinischen Eloquenz und Poesie; für ein Gehalt von 80 fl. sollte er täglich zwei öffentliche Vorlesungen halten; er blieb bis 1526. Auch für die griechische und hebräische Sprache sind Lehrstühle errichtet worden; jenen hatte Simon Grynaeus inne (1524—1529), dem später (1533) Jac. Micyllus folgte; hebräisch lehrte Seb. Münster (1524—1527). Daß die Reformation auch das Studium der Philosophie im Sinne jener Ratschläge regelte, erscheint nicht zweifelhaft. Vielleicht stammt ein Bruchstück, das Hautz (I, 418) mitteilt und vom Jahre 1545 datiert, aus der Reformation von 1522; jedenfalls stimmt es ganz zu den obigen Vorschlägen, auch hat es nicht die Form eines „Entwurfs", sondern die einer octroyierten Ordnung des Kurfürsten: die alten Übersetzungen des aristotelischen Textes, „die zum Teil falsch, *barbare,* den *discipulis,* ja auch den *professoribus* unverstendig" seien, werden abgethan, mit ihnen die „unfruchtbaren *disputationes de formalitatibus Scoti, Thomae*" u. a.; die Lektoren sollen ohne alle unnützen spitzigen Quästionen und Argutien den klaren Text an der Hand guter Ausleger vorlesen.

Die neuen Universitäten, welche im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts in Südwestdeutschland als zeitlich und örtlich benachbarte begründet wurden, verdanken ihre Entstehung schon dem gesteigerten Bildungsbedürfnis, dessen Symptom und Erfüllung zugleich die humanistische Bewegung und die um die Mitte des Jahrhunderts erfundene Buchdruckerkunst sind. Die erste Anregung zu ihrer Begründung scheint bei mehreren auf Enea Silvio (seit 1458 Papst Pius II.) zurückzuweisen, der, auf dem Konzil zu Basel anwesend, den Samen des Humanismus auch in Südwestdeutschland ausstreute.[2] Die Errichtungsbullen aus dieser Zeit verdanken vielleicht seiner Feder die bezeichnende Eingangsformel: unter den Gütern dieses Lebens sei nicht unter den geringsten zu achten, daß der Mensch durch beharrliches Studium „die Perle der Wissenschaft zu erlangen vermag, welche den Weg zum glückseligen Leben (*bene beateque vivendi viam*) weist, und durch ihren

[1] Thorbecke, Statut u. Reform., S. II, 353.

[2] Vischer, Geschichte der Universität Basel, S. 13 ff. Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt, I, 10 ff.

Wert den, der sie besitzt, über den, der sie nicht besitzt, hoch erhebt und ihn Gott ähnlich macht; sie leitet zur Erkenntnis der Geheimnisse der Welt; sie hilft den Ungelehrten und hebt die niedrigst geborenen zu den Höchsten empor.“[1]

Die neuen Universitäten sind in der That alle mehr oder minder an der Ausbreitung der neuen humanistischen Anschauungsweise beteiligt. Die Substanz des Unterrichts bleibt freilich zunächst der herkömmliche Kursus in der Schulphilosophie, aber daneben finden sich überall Lekturen für die neuen Disziplinen der Poesie und Eloquenz.

In Basel hatte neben dem Scholastizismus, dessen beide Fraktionen, die Realisten und Nominalisten, in den 70er und 80er Jahren noch erbitterte Kämpfe ausfochten, so daß es auch hier zur Spaltung der Artisten in zwei getrennte Fakultäten mit eigenen Dekanen und Promotionen kam, der Humanismus beinahe von Anfang an eine Stätte.[2] Im Jahre 1463 wird zum erstenmal eines auf ein Jahr angenommenen Poeten erwähnt; 1464 las P. Luder als Stipendiat; als ständige Lektur kommt die Poesie zuerst 1474 vor, indem ein Inhaber eines der inkorporierten Kanonikate mit der Lehre der Poesie beauftragt wurde. Eine bedeutende Wirksamkeit übte in dieser Stellung Sebastian Brant; in den 80er und 90er Jahren waren Jac. Locher, H. Bebel, Hieronymus Gebwiler seine Schüler. In den 70er Jahren studierte Reuchlin in Basel, er lernte hier von einem Griechen, Andronikos Kontoblakas, Griechisch. Daß dieser, wie Vischer anzunehmen scheint (S. 191), hier eine Lektur des Griechischen sollte inne gehabt haben, ist nicht glaublich; der Unterricht war ohne Zweifel eine rein private Angelegenheit. Eine neue Epoche in der Geschichte des Baseler Humanismus beginnt mit Erasmus' Aufenthalt in der Stadt. Er war seit 1514 erst wiederholt zeitweilig anwesend, der Druck seiner Schriften durch die Frobensche Offizin, besonders des N. T.'s, führte ihn her; dann seit 1521 dauernd. Seitdem war Basel der Vorort des Humanismus in Süddeutschland. Eine ganze Reihe von Schülern und Verehrern des Erasmus sammelten sich hier: B. Rhenanus, W. Nesen, J. Oekolampadius, W. Capito, der letztere Prediger und Lehrer in der theologischen Fakultät. In die philosophische Fakultät wurde 1514 der laureierte Poet Glareanus (Heinrich Loriti aus Glarus, 1488—1563) aufgenommen. Außer den öffentlichen Vorlesungen erteilte er in seiner Pensionsschule, die zeitweilig 30 Schüler zählte, humanistischen Unter-

[1] Zuerst in der Errichtungsbulle für Greifswald, Kosegarten, II, 14. Dann auch in der von Basel, Freiburg, Ingolstadt.

[2] Vischer, Geschichte der Universität Basel, S. 181 ff. S. auch Th. Burckhardt-Biedermann, Gesch. des Gymnasiums zu Basel.

richt. Indessen machte er sich und den alten Magistern viel Not durch die Versuche seinen Anspruch durchzusetzen, daß er als Laureat den Magistern vorgehe, ein Anspruch, dessen Berechtigung diese nicht einzusehen vermochten. Das Verhältnis wurde besser, seitdem, nach dem Ausbruch der Kirchenrevolution, GLAREANUS es mit dem Bestehenden hielt: er wurde 1524 in das *consilium facultatis* aufgenommen und 1525 Dekan, zugleich der letzte, da das Studium unter den folgenden Stürmen vorerst einging. — Erwähnung verdient noch die Notiz, daß im Jahre 1520 durch Fakultätsbeschluß der Vortrag der scholastischen Logik beschränkt und dafür die Geschichte aufgenommen sei (VISCHER, 198); was doch wohl nichts heißt, als daß ein lateinischer Historiker gelesen wurde.

Die Universität zu Freiburg hatte schon seit 1471 einen Lehrstuhl für Poesie und Eloquenz.[1] Um 1500 hatte U. ZASIUS, später als Jurist berühmt, ihn inne; ihm folgte (1503—1506) JACOB LOCHER, mit seinem Poetennamen PHILOMUSUS (1471—1528), ein Schwabe von Geburt.[2] Unter allen rauflustigen Poeten war LOCHER, wie es scheint, der rauflustigste; wohin er sich wendete, entbrannten alsbald giftige Händel, in denen er, wenigstens was Grobheit im Schimpfen anlangt, stets unbesiegt blieb. Mit dem Ingolstädter Theologen ZINGEL begann er um 1503 einen Streit, weil dieser die christlichen Poeten, einen PRUDENTIUS oder BAPTISTA MANTUANUS für geeigneter zum Jugendunterricht, als die in sittlicher Hinsicht bedenklichen heidnischen Poeten, Horaz, Terenz, Ovid, erklärt hatte. WIMPHELING, welcher derselben Ansicht war und daraus kein Hehl machte, wurde in diesen Krieg mit hineingezogen. Er konnte von Glück sagen, daß er mit Schmähungen davon kam; ärgeres war ihm angedroht.[3] Später, um 1508,

[1] SCHREIBER, Geschichte der Universität Freiburg, I, S. 67 ff.

[2] Über LOCHER handelt ausführlich HEHLE, in Programmabhandlungen des Ehinger Gymnasiums von 1873, 74, 75. Schon 1495—97 hatte er in Freiburg als Begleiter von drei badischen Prinzen sich aufgehalten und gelehrt. Mehrere Schriften für den Schulgebrauch, grammatische, rhetorische und Schulausgaben von Klassikern, besonders von Horaz, stammen schon aus dieser Zeit; ebenso eine Anzahl von Komödien für den Schulgebrauch.

[3] WISKOWATOFF, 115 ff. LOCHER hatte Schläge angeboten, was WIMPHELING zur Klage beim Freiburger Rektor bestimmte (1505). Daß LOCHER nicht Spaß machte, hatte er kurz zuvor einem anderen litterarischen Gegner gegenüber bewiesen. Den Poeten PHILESIUS, einen Schüler WIMPHELINGS, der durch ihn zu Spottversen gereizt war, überfiel er mit einer Bande von Landsleuten auf offener Straße: *substernentes eum caligis abstractis denudatum tenebant magistro Jacobo, qui solus cum virgis ad nates acriter illum allisit* (SCHREIBER, I, 70). — Der Höhepunkt seines Kriegs mit der scholastischen Theologie wird durch die im Jahre 1506 gedruckte *Mulae ad Musam Comparatio* bezeichnet. Den Inhalt

lehrte Joh. Mayr von Eck in Freiburg, der nachmalige Gegner Luthers war damals noch entschiedener Humanist. Von 1516—1528 war Phil. Engentinus *lector poetices*, mit dessen nicht ordnungsmäßigen Kleidern und Bart die Universität Not hatte. Ihm folgte Glareanus (1529—1563). Auch Erasmus, der in demselben Jahr mit Glareanus von Basel nach Freiburg übersiedelte, ließ sich immatrikulieren, ohne jedoch zu lesen.

Als erster Lehrer der griechischen Sprache wurde auf eine Petition einiger adliger Studierenden des Rechts Conrad Heresbach im Jahre 1521 von der Universität, zunächst zur Probe auf ein Vierteljahr (um 15 fl.), angenommen (Schreiber, II, 193).[1] In seiner Antrittsrede *(de laudibus Graecarum litterarum)* erzählt er, daß er kürzlich einen Mönch in einer Predigt habe sagen hören: „es sei jüngst eine neue Sprache gefunden worden, die griechische werde sie genannt; vor der müsse man sich in acht nehmen; sie sei die Mutter aller Ketzereien; und ein elendes Buch in dieser Sprache zirkuliere, das Neue Testament genannt, es sei voll Gestrüpp und Schlangen. Auch eine andere Sprache komme auf, die hebräische genannt, wer die lerne, werde ein Jude.“ Schreiber (II, 6) scheint die Worte für eine historisch bezeugte Thatsache zu nehmen. Es wird wohl unbedenklich sein, darin eine humanistische Redefigur zu erblicken, welche die Abneigung der Mönche speziell gegen die humanistische Beschäftigung mit dem Text der heil. Schriften ausdrückt. Erasmus erzählt in einem Brief an Mosellanus vom Jahre 1519 eine ganze Menge ähnlicher Anekdoten, denen übrigens immerhin etwas Thatsächliches zu Grunde liegen mag. Daß die Sachen auch auf den Kanzeln verhandelt wurden, ist gar nicht zweifelhaft.

Wie es scheint, hat übrigens in den 20er Jahren auch in Freiburg eine allgemeine Reform des Kursus stattgefunden, die vermutlich

illustrieren zwei Holzschnitte: der eine zeigt den Poeten, die Harfe in den Händen in einem Blumengarten sitzend, umgeben von den Musen, deren eine ihm einen Kranz aufs Haupt setzt. Auf dem anderen ist ein Maulesel zu sehen, auf dessen Rücken eine Elster *(pica loquax)* sitzt; ein Mann in klerikalem Gewand hält der Eselin hinten eine Futterschwinge unter (Hehle, II, 21).

[1] Auf einem Mißverständnis beruht die Angabe Zells (*de studio Graec. Latinarumque litter. saec. XV et XVI in acad. Frib.* 1830), die auch in Janssens Geschichte übergegangen ist, daß auf der Freiburger Universität seit der Gründung Griechisch gelehrt worden sei. Das Mißverständnis ist durch den Namen eines mittelalterlichen Lehrbuches der lateinischen Sprache verursacht, welches bei der Verteilung der Lektionen im Jahre 1461 erwähnt wird: des Gräcismus. Dasselbe hat seinen Namen von einem Kapitel, worin über griechische Namen in der lateinischen Sprache gehandelt wird (Haase, *de med. aevi stud. philol.* S. 8).

auch in veränderten Statuten zum Ausdruck gekommen ist. Bei SCHREIBER findet sich davon freilich nichts. Wenn man aber die Lektionenverteilung vom Jahre 1511 (SCHREIBER, II, 129) mit dem Verzeichnis der besoldeten Lekturen nach dem Universitätsbericht von 1549 (SCHREIBER, II, 51) vergleicht, so kann man darüber nicht in Zweifel sein: dort noch die scholastischen Kurse in beiden Wegen, hier neben zwei Lekturen für Hebräisch und Griechisch, und zwei für Poesie und Rhetorik, nur zwei für Dialektik und zwei für Mathematik und Physik. Vielleicht hat die Umwandlung um 1525 stattgefunden, in welchem Jahre die gleich zu erwähnende humanistische Reformierung des Tübinger Studiums zustande kam. Freiburg stand mit Tübingen zu jener Zeit unter derselben, nämlich der österreichischen Regierung. Erzherzog Ferdinand war 1524 in Freiburg und es werden Verhandlungen mit der Universität erwähnt (SCHREIBER, II, 46). Oder schon um 1521; wenigstens wird in einem Brief PELLICANS an MELANCHTHON (30. Nov. 1521, bei HARTFELDER, Mel. Paed. S. 19) berichtet, daß zu Freiburg die Theologen beschlossen hätten, statt der vier Bücher des Lombardus die vier Evangelien zu lesen, zwei vor und zwei nach dem Baccalariat, wie denn auch zu Basel Paulus allein gelesen werde, Scotus gar nicht.

Der offene Brief, mit welchem Graf Eberhard von Württemberg zum Besuch der von ihm gegründeten Universität Tübingen einlud (3. Juli 1477), zeigt deutlich humanistische Tendenzen: nichts besseres, zur Glückseligkeit notwendigeres, Gott gefälligeres könne gedacht werden, als das Studium der Wissenschaften und Künste. Darum habe er lieber hierfür durch Errichtung einer Schule sorgen, als Kirchen bauen und Benefizien stiften wollen: „denn die Ausstattung der Kirche ist in unserer Zeit hinlänglich gewachsen und es ist ausgemacht, daß der einzige Gott wohlgefällige Tempel das menschliche Herz ist, und daß die andern Kirchen Gott nur dann gefallen, wenn man ein reines und keusches Gemüt hineinbringt, welches auf keine Weise besser und auf keinem Wege kürzer als durch wissenschaftliche Bildung erworben werden kann.“[1] Die in dem letzten Satz ausgesprochene Ansicht, daß Bildung der Weg zur Tugend sei, ist die Summe der humanistischen Lebensweisheit. Sie bildet ebenfalls das Thema der Rede, mit welcher wenige Jahre zuvor der Rat des bayerischen Herzogs Wilhelm, MARTIN MAIR, das Ingolstädter Studium eröffnet hatte: ein Weg ist übrig zu besseren Zeiten zu gelangen, nämlich den Geist besser zu bilden, was ohne Tugend oder Wissenschaft *(sine virtute seu litteris)* nicht geschehen kann (PRANTL, II, 10).

[1] Urkunden zur Geschichte der Universität Tübingen, S. 28 f.

Eine Lektur für Eloquenz und Poesie kennt zwar der obige Brief noch nicht, er nennt nur vier besoldete Artisten, welche die Philosophie umsonst lehren. Aber schon die Ordnung der Lekturen vom Jahre 1481 verordnet außer Pfründen für jene vier Kollegiaten auch einem, der in Oratorie lieset, ein Stipendium; welche Bestimmung die Ordnung von 1491 wiederholt: einem, der „in *Oratoria, moralibus* oder *poetrij*" liest 20 fl. (Urkunden, S. 71, 85). — Seit 1497 hatte H. Bebel (1472—1516) die Lektur inne, ein Typus des jungen Humanismus: emanzipiert, leichtfertig, zuversichtlich, ruhmredig, streitlustig und unermüdlich in der Verfolgung der gotischen und vandalischen Barbarei. Er giebt sich selbst das Zeugnis: er habe die Tübinger Jugend viel lateinischer gemacht und die schauderhafte und schmutzige Barbarei abgeputzt.[1] Seine Schulbücher sind viel benutzt worden. Von dem *modus conficiendarum epistolarum* zählt Panzer neun Ausgaben zwischen 1503 und 1513, von der *ars versificandi et carminum condendorum* zehn Ausgaben zwischen 1506 und 1520 (Böcking, II, 306). Seit 1512 finden wir auch Melanchthon in Tübingen, zuerst als Studierenden, seit 1514 als lesenden Magister, der daneben in den oberen Fakultäten studierte. Nach dem Tode Bebels trat er in die Lektur der Beredsamkeit ein; doch blieb er nur noch kurze Zeit, das Jahr 1518 führte ihn größeren Geschicken entgegen nach Wittenberg. Sein Lehrer und Freund Franz Stadianus, mit dem Melanchthon die Herausgabe des griechischen Aristoteles plante, war 1518/19 Rektor der Universität.

Im Jahre 1521 fand auch die griechische und hebräische Sprache offizielle Vertretung: Reuchlin, durch die Pest aus Ingolstadt vertrieben, wurde in Tübingen angenommen, einen Tag um den andern Griechisch und Hebräisch zu lesen. Er las den Winter 1521/22. Nach seinem eigenen brieflichen Zeugnis fand er auch hier überaus bereitwillige Aufnahme. Er schreibt an Hummelberger (20. Febr. 1522):[2]

[1] Bender in Schmids Encyklopädie Art. Bebel, I, 455—462. Wie dies Geschäft des Abputzens der Barbarei von der eleganten Jugend, die Bebel gebildet hatte, betrieben wurde, darüber findet man interessantes Detail in einem Artikel von Steiff: Eine Episode aus der Tübinger Humanistenzeit im Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1882, S. 351 bis 366. Die Beispiele in des Brassicanus lateinischer Schulgrammatik (er war Schulmeister in Tübingen, seine *Institutiones grammaticae* wurden von 1508 bis 1519 15mal gedruckt) enthalten Beschimpfungen der Sophisten, im besonderen eines Tübinger Theologen Lemp. Auf Einschreiten des Herzogs machte Brassicanus die Sache wieder gut durch eine Lobrede auf die Tübinger Universität, welche nunmehr der Grammatik vorgedruckt wurde.

[2] Horawitz, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, hist.-phil. Kl. 1877, Bd. LXXXVI, S. 187.

er möge nach Tübingen und in sein Auditorium kommen; er werde unter Doktoren und Professoren der Theologie und der Jurisprudenz sitzen. Die Universität habe Geld aufgenommen und dafür 100 Bibeln für seine Zuhörer kommen lassen. Von Xenophon seien 150 Exemplare vorhanden und zu billigen Preisen käuflich. Im Winter habe er die Grammatik gelesen, im März werde er anfangen die auserlesensten Oratoren der beiden Sprachen, Xenophon *(Hiero s. tyrannicus)* und Salomon zu lesen, als welche beide zu demselben Ziel schießen: der eine zeige, daß außer Gott alles eitel, der andere, daß am allereitelsten die Begierde zu regieren. Auch in den beiden Artistenbursen sei ein elementarer Unterricht in beiden Sprachen eingeführt. Die Universität verbreitete 1522 eine Bekanntmachung in lateinischer und deutscher Sprache, worin sie außer anderen Vorteilen besonders hervorhob, daß der hochberühmte und vielen Nationen bekannte Dr. Reuchlin umsonst die beiden Sprachen lehre (Urkunden, S. 130 ff.). Nach Reuchlins baldigem Tode folgte ihm K. Kurrer, ein Schüler Melanchthons (Urk. 166).

Die österreichische Regierung, unter welcher das Land seit der Vertreibung des Herzogs Ulrich (1519) stand, ließ sich überhaupt die Wiederherstellung und Reformation der unter der letzten Verwaltung heruntergekommenen Universität angelegen sein. Diese Bestrebungen kamen in der interessanten Lektionsordnung König Ferdinands vom Jahre 1525 zum Abschluß (Urk., 141—152). Es ist die humanistische Reform des Tübinger Studiums. Unter den Mitgliedern der Kommission, welche sie ausarbeitete, waren der kaiserliche Rat Jacob Spiegel, ein Neffe Wimphelings, Schüler des Zasius, und der Arzt des Kaisers Maximilian, Paulus Ricius, ein humanistisch gebildeter, getaufter Jude (Böcking, II, 476, 456). Im Eingang der Ordnung wird der Verfall der Universitäten auf die herrschende schlechte Methode des Unterrichts zurückgeführt: statt der sicheren und durchsichtigen Lehre der Wahrheit seien zerbrechliche Spitzfindigkeiten, statt der göttlichen Offenbarung verworrene Meinungen der Philosophen gelehrt worden. Daraus sei jene Umsturzfreiheit gekommen, welche jetzt Glauben und Religion erschüttere. Um nunmehr die Ursachen der Erschütterungen, denen dieses unglückliche Zeitalter ausgesetzt sei, zu entfernen, sei eine Reform der Universitäten *(literaria gymnasia)* in den einzelnen Provinzen in Aussicht genommen, denn es sei ohne Widerrede, daß jene Erschütterungen durch die verunreinigte Unterrichtsweise entstanden seien. Mit Tübingen werde der Anfang gemacht. Der Inhalt der Ordnung ist nun, soweit er hier in Betracht kommt, wesentlich folgender: die vier Theologen sollen in fünfjährigem Kursus

vor allem die Schriften des A. und N. T. absolvieren, daneben den Petrus Lombardus erklären, jeder ein Buch, jedoch kurz und bündig, „denn durch den Glauben werden wir Gottes Kinder, und nicht durch leere und frivole Quästionen, welche von dem fleischlichen Hochmut kommen und ins ewige Verderben führen.“ Die Artisten (hier *professores philosophiae* genannt) sollen nur solche Schüler zu den philosophischen Kursen zulassen, welche ihren sprachlichen Kursus gemacht haben *(qui sint grammatici)*. Das Sektenwesen, als ob es mehr als einen Weg zur Wahrheit gebe, soll ganz abgethan werden. Den philosophischen Vorlesungen soll der aristotelische Text der Logik, Physik und Ethik in der paraphrastischen Übersetzung des Faber Stapulensis zu Grunde gelegt werden, die barbarische alte Übersetzung mache den Zuhörern Ekel. Zur Erklärung mag man die alten arabischen, griechischen und lateinischen Ausleger beiziehen, die von dem unnötigen sophistischen Kram frei sind. Auf alle Weise aber soll man acht haben, daß die Zuhörer mehr bei dem Text, als bei den Spitzfindigkeiten der Glossen und Quästiönchen verweilen, damit sie nicht ohne Witz, ohne Gelehrsamkeit und ohne Eloquenz nach Hause zurückkehren. — Über den Unterricht in den Sprachen hat die Ordnung keine nähere Bestimmung. Die vorhin erwähnte Bekanntmachung vom Jahre 1522 spricht von zwei Lehrern in Poesie und Oratorie. Eine Übersicht über die im Jahre 1534 vorhandenen Lehrer (Urkundenbuch, S. 167) nennt einen Hebraisten, einen Gräcisten, einen Poeten, einen Orator, einen Dialektiker, einen Physiker (Jac. Scheck), einen Mathematiker und Astronomen.

Auch auf der bayerischen Universität zu Ingolstadt hatte der Humanismus Eingang gefunden.[1] C. Celtis wurde 1492 mit einem herzoglichen Stipendium (50 fl.) als Lektor der Poesie und Eloquenz berufen. Er trat die Stellung mit einer sehr eleganten Rede an, worin er die Deutschen auffordert, die alte Barbarei endlich auszuziehen und sich der Bildung zu befleißigen, statt wie bisher nur für Krieg und Fehden, für Pferde und Hunde und etwa noch für barbarische Philosophie Sinn zu haben. Er sucht auf die nationale Ambition zu wirken: da wir das Kaisertum den Italienern abgenommen hätten, müßten wir nun auch in der Bildung den ersten Rang uns erwerben, wie die Römer, nachdem sie Griechenland erobert. Bildung aber sei Eloquenz, wenigstens komme sie darin allein zur Erscheinung. Darum seien vor allen anderen Studien die Poeten und Oratoren fleißig zu lesen. „Jene eleganten Wendungen und Sentenzen, welche wie die

[1] Prantl, Geschichte der Universität Ingolstadt, 2 Bde. (1872).

Sterne in der Rede glänzen, das sind die Dinge, wodurch der Poet und der Redner wirken. Die müßt ihr von ihnen borgen und wie es die Gelegenheit fordert, eurer Rede einfügen."[1]

Die Lehrthätigkeit des CELTIS blieb unbedeutend. Er fand sein Amt unter seiner Würde, er spricht mit tiefster Verachtung von den barbarischen, rübenfressenden Bayern. Er ging und kam, wann es ihm gut dünkte, worüber sich die Kollegen schwer ärgerten; sie mochten nach der Antrittsrede, worin er sie nicht anders als *viri generosi* und die Studenten als *adolescentes nobiles* angeredet hatte, von dem Mann sich eine andere Vorstellung gemacht haben. Als er im Jahre 1497 abzog, wird die Universität ihm nicht nachgeweint haben.[2] Sein Nachfolger war der uns von Freiburg her bekannte LOCHER oder vielmehr PHILOMUSUS, *primarius humanitatis et rhetorices ecclesiastes academiae Ingolstadiensis*, wie er sich nennt. Nachdem er in Ingolstadt sich allzu unleidlich gemacht hatte, kehrte er 1503 nach Freiburg zurück. Doch konnten die Bayern seiner nicht entraten, er wurde 1506 vom Herzog wieder berufen und blieb nun bis zu seinem Tode (1528), allmählich wie es scheint ein stiller Mann werdend.

Einen bedeutenden Einfluß im Sinne der Modernisierung der Studien an der bayerischen Universität übte der auf PEUTINGERS Empfehlung von Freiburg berufene JOH. ECK; er war Jahrzehnte hindurch der einflußreichste Mann in Ingolstadt. Die Reform des artistischen Kursus im Jahre 1519 ist wesentlich sein Werk.[3] Der ganze Unterricht wurde schulmäßiger eingerichtet, die öffentlichen Lektionen durch Privatkurse ersetzt. Ein sprachlich-rhetorischer Kursus wurde den Jüngeren vorgeschrieben, an Stelle des Doktrinale, das

[1] *Panegyris ad duces Bavariae*, 1492, enthält außer der Rede noch ein Lobgedicht auf die bayerischen Herzöge.

[2] In einem Brief, den seine Hörer an ihn richteten, heißt es: *Tu nos dementiae accusas insimulasque barbaros stultos, ac feros esse dicis, quorum stipendio sustineris; quod aliquanto majori animo tulissemus, nisi quibus nos damnas viciis maxime habundares. Quid enim? cum de nobis curiosus sis, ipse nimia licentia torpeas, qui pigro capite in cubitum deflexo tamquam private loquaris* (Serapeum XXXI, 259).

[3] PRANTL, I, 200; die neuen Statuten II, 160ff. Eine Biographie ECKS von WIEDEMANN. ECK war als Knabe von seinem Oheim, Pfarrer in Rottenburg, in die klassische Lektüre eingeführt worden; als er 1498 als 14jähriger Knabe auf die Heidelberger Universität kam, hatte er den ganzen Terenz, sechs Bücher der Aeneis und anderes gelesen. Seine Freiburger Reden sind voll humanistischer Begeisterung. Einer seiner dortigen Schüler war URBANUS RHEGIUS, der spätere Reformator von Braunschweig-Lüneburg. Derselbe folgte ihm von Freiburg nach Ingolstadt, wo er 1512 eine Lektur für Poesie erhielt. UHLHORN, Urb. Regius, 345.

gänzlich verworfen wird, die Grammatik des AVENTINUS eingeführt, mit Übungen an Terenz, Cicero oder Briefen des Philelphus. Auf die Einübung der Grammatik wird großes Gewicht gelegt, denn sie ist „der Quell und Grund aller Wissenschaften“, sie bildet auch einen Bestandteil des Baccalariatsexamens. Die philosophischen Kurse werden vereinfacht, von ECK verfaßte Lehrbücher der verschiedenen Disziplinen für die Prüfungen benutzt, doch ohne Beschränkung der Lehrfreiheit; jedenfalls sollen die alten Übersetzungen weggeworfen und neue, z. B. von ARGYROPULOS, AVENTINUS, benutzt werden.

Auch das Griechische trat in den Kreis der Lehrgegenstände. Nachdem ein Anschlag auf ERASMUS im Jahre 1514 fehlgeschlagen war, gelang es im Frühjahr 1520 das andere große Licht, REUCHLIN, zu gewinnen. Durch den Krieg aus Stuttgart verscheucht, war er nach Ingolstadt gekommen, wo er im Hause ECKS wohnte; er wurde vom Herzog angenommen, für eine ungewöhnlich hohe Besoldung (200 fl.) täglich eine Stunde Hebräisch und eine Stunde Griechisch zu lesen. Der Humanist J. GUSSUBELIUS stellte ihn der Universität mit einer Rede vor als einen Mann, der als ein in sterblicher Hülle auftretender Gott zu ihnen gesendet sei, um sie aus Trägheit zu Fleiß, aus Barbarei zu Sittenreinheit, aus Finsternis zum Licht, aus Unwissenheit zu wissenschaftlicher Erkenntnis zu führen. Sophistische Verstocktheit und Verkehrtheit habe bisher verhindert, auf die rechten Wege zu gelangen, aber nun sei das goldene Zeitalter nahe (GEIGER, Reuchlin, S. 468). In der That scheint der Drang nach dem Licht groß gewesen zu sein; REUCHLIN selbst berichtet in Briefen von 300—400 Zuhörern, denen er morgens Hebräisch, abends Griechisch vortrage. Ob die Angabe auf Zählung beruht, darf bezweifelt werden; noch mehr, ob, wenn wirklich die ganze Ingolstädter Studentenschaft in das Kolleg kam, sie davon einen anderen Vorteil hatte als den, einen der berühmtesten deutschen Gelehrten von Angesicht gesehen zu haben; den Aristophanes erklären zu hören, war sicherlich niemand vorbereitet; es war der erste griechische Unterricht, der im bayerischen Lande überhaupt stattfand.[1] Übrigens ging REUCHLIN schon im folgenden

[1] In einem Brief vom 12. April 1520 sind es *prope quadringenti, et in dies augetur numerus;* er bittet in dem Brief einen Freund, den Druck von ein paar kleinen Schriften Xenophons (Apologie, Agesilaus, Hiero) in Hagenau zu überwachen. Ein Brief an PIRKHAIMER spricht von über 300 Zuhörern. REUCHLINS Briefwechsel, herausgegeben von GEIGER, S. 323 ff. Die Gesamtzahl der Studentenschaft Ingolstadts betrug schwerlich viel mehr als 300; PRANTL, I, 164. Kurz vor seiner Anstellung klagt REUCHLIN in einem Brief an HUMMELBERGER: Ingolstadt sei eine Wüste, wo kein Mensch Griechisch oder Hebräisch lesen könne;

Frühjahr nach Tübingen. Der griechische Unterricht wurde einem Einheimischen (Joh. Agricola) übertragen. Er erscheint als ein Bestandteil des Unterrichts auch in der neuen Lektionsordnung, welche 1526 der Universität zur Nachachtung von München übersendet wurde, freilich nur die ersten Elemente: im Pädagogium, als welches der untere artistische Kursus nunmehr konstituiert wurde, werden die griechischen Buchstaben gelernt. Im übrigen blieb der Kursus von 1519 so gut wie unverändert.

Ich habe an den Anfang dieses Kapitels die Figur des P. Luder gestellt, welche den Humanismus im Stande seiner Erniedrigung zeigt. Zum Beschluß gebe ich als Seitenstück dazu ein paar Stellen aus Briefen an Erasmus, welche dessen Stellung auf dem Höhepunkt seines Ruhms, zugleich dem Punkt der höchsten Erhöhung des Humanismus, charakterisieren. Es giebt zu der Stellung des Erasmus nur ein Analogon, das ist die Stellung Voltaires im 18. Jahrhundert. Was dieser im Zeitalter Friedrichs des Großen, das war Erasmus im Zeitalter Leos X.: der anerkannt höchste Gesetzgeber und Richter in Sachen der Bildungsbestrebungen des ganzen civilisierten Europas. Um seine universellen Beziehungen anzudeuten, schicke ich folgende Angaben über sein Leben voraus. Von Geburt ein Niederländer, hatte er in seinen Knabenjahren in der Schule zu Deventer die ersten schwachen Einflüsse der neuen Bildung erfahren. Er war dann wider Willen Mönch geworden und hatte in verschiedenen Klöstern der Niederlande, zuletzt in einem Pariser Kolleg mönchisches Leben und mönchische Wissenschaft in der Nähe kennen gelernt. In Oxford hatte er Griechisch gelernt. In den beiden ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts finden wir ihn studierend, lehrend, schriftstellernd bald in England, bald in Frankreich, bald in Italien, bald in den Niederlanden. Durch eine Reihe von bedeutenden Werken hatte er sich einen wohlverdienten Ruf begründet. 1500 waren die *Adagia* zum erstenmal erschienen; 1509 das *Encomion Moriae* und das *Enchiridion militis Christiani*, worin, was Erasmus als pfäffische Verbildung und Verkommenheit und auf der anderen Seite als echt christliche Tugend und Weisheit ansah, einander gegenübergestellt sind. Die wichtige

und bald darauf (14. März): es gäbe dort kein griechisches oder hebräisches Buch, er wäre daher genötigt, das tägliche Pensum für seine Vorlesung auf Blätter zu schreiben, bis Exemplare kämen. Siehe Horawitz, Reuchlins Briefwechsel mit M. Hummelberger, Sitzungsberichte der Wiener Akademie, hist.-phil. Klasse, Bd. LXXXVI, S. 179ff.

Schulschrift *De duplici copia* war 1512 veröffentlicht, ihr folgten 1518 die *Colloquia*. Im Jahre 1516 kam endlich das griechische N. T. heraus mit lateinischer Übersetzung und Anmerkungen; es war ein litterarisches Ereignis allerersten Ranges.

In diesem Jahr berief der junge König Karl den berühmten Landsmann an den Hof zu Brüssel. Es wurde ihm ein fürstliches Jahrgeld von 400 fl. ausgesetzt, ohne eine andere Verpflichtung als die, den Namen eines königlichen Rates zu tragen. Es begannen damit die kurzen Jahre des höchsten Glanzes, welche dem Erasmus vom Schicksal beschieden waren. Die Fürsten bewarben sich um die Ehre ihn zu bewirten, die vorzüglichsten Gelehrten des Zeitalters sahen in ihm den vollendeten Repräsentanten der höchsten Bildung, die jüngeren ehrten ihn wie einen Gott, ein Brief, eine Erwähnung von ihm war das höchste Ziel ihres Ehrgeizes. Alle Universitäten, Ingolstadt, Leipzig, Köln, Heidelberg, Wien, umwarben ihn, ohne Hoffnung, aber vielleicht wäre es doch nicht unmöglich. Alle Welt sah in ihm den Mann, der die große Reformation aller Dinge, vor welcher zu stehen man allgemein empfand, durchzuführen berufen sei. Als zweiten Herkules, der die Welt von den Ungeheuern, welche seit 800 Jahren überall aufgekommen seien, befreien werde, begrüßte ihn bald nach seiner Ankunft J. Caesarius von Köln (3. Dez. 1516, Opp. Erasmi III, 1578). Als den zweiten Paulus, der zur Auferweckung des alten Christentums *(in resurrectionem veteris Christianismi)* berufen sei, redete ihn H. Emser in einem Briefe vom Jahre 1517 (Opp. III, 1592) an, worin er die Bitte wiederholte, daß Erasmus den größten Wunsch des Herzogs und des Adels erfüllen und nach Leipzig kommen möge.

Am Anfang des Jahres 1519 wendete sich P. Mosellanus an Erasmus mit der Bitte, ihm doch einen einzigen Brief zu schreiben. Es werde nämlich von nichtswürdigen Gegnern seine Stellung als Lehrer der griechischen Sprache damit angefochten, daß er ja noch nicht einmal einen Brief vom Erasmus aufzuweisen habe: was sei von einem solchen Menschen in der griechischen Sprache zu erwarten? Darum bitte einen Brief! „Gewähre ihn meiner Liebe zu Dir; gewähre ihn der bejammernswürdigen Dummheit derer, die allen Guten übelwollen. Du wirst nicht gegen mich allein nicht Du selbst sein, der Du sonst nach dem Beispiel Deines Paulus allen alles bist“ (Opp. III, 404). Erasmus erhörte die Bitte und schrieb ihm jenen, früher erwähnten langen Brief mit Anekdoten von den Mönchen, welche die griechische Sprache verabscheuten.

Kurz vorher hatte Albrecht von Mainz einen eigenhändigen Brief an Erasmus geschrieben. Er habe kürzlich in einem Buche des Erasmus

gelesen; da sei eine unermeßliche Sehnsucht über ihn gekommen, den Mann zu sehen, dessen göttliches Genie, dessen allseitige Gelehrsamkeit, dessen die Fassungsgabe des Jahrhunderts fast übersteigende Beredsamkeit ihn mit Bewunderung erfüllt habe. Nichts halte er seiner fürstlichen Stellung für mehr angemessen, als dem Fürsten unter den Männern der Wissenschaft nicht bloß Deutschlands, sondern ganz Europas ein Freund und Gönner zu sein. Wenn er, ohne den Erasmus gesehen zu haben, das Leben verlassen müsse, dann werde zu seinem Glück so viel fehlen, als er sonst sich glücklich geschätzt habe, zu der Zeit geboren zu sein, „wo Du, großer Mann, Deutschland von dem Vorwurf der scheußlichen Barbarei befreit hast, wo Du die göttliche Theologie, welche seit einigen Jahrhunderten ihre alte und echte Gestalt in eine neue und unreine verwandelt hatte, in der alten und glänzenden Reinheit wieder herstellst.“ Er weist dann namentlich auf die Ausgabe des N. T. hin und schließt: „Glückselig wird mir der Tag sein, wo diese Augen Deine Gestalt umfangen, diese Ohren Deiner allersüßesten Stimme horchen, wo wir ganz an Deinem Munde hangen werden“ (13. Sept. 1518, Opp. III, 350).

Das sind ein paar Zeugnisse; sie könnten ins Unendliche vermehrt werden. Erasmus stand in brieflicher Verbindung mit allem, was in dem damaligen Europa durch Stellung oder persönliche Bedeutung hervorragte. Er empfing Briefe von den Päpsten Leo und Adrian, von Kaiser Karl und König Ferdinand, von Heinrich VIII. von England und Sigismund von Polen, von den Herzögen Friedrich und Georg von Sachsen, von Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen ohne Zahl, aus Italien und Spanien, aus Frankreich und England, aus den Niederlanden und Deutschland, aus Böhmen und Polen. Er stand im Verkehr mit allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit, mit Bembus und Sadoletus, mit Budaeus und Vives, mit Morus und Coletus. Unter den Deutschen dürfte kaum ein namhafter Mann unter denen, die der neuen Bildung zugethan waren, es versäumt haben, ihm brieflich oder persönlich sich vorzustellen. Selbst Luther konnte nicht umhin, ihm seine Huldigung zu bringen.

Erasmus war der Mann, den Glanz solcher Stellung zu genießen. Seine Briefe aus dieser Zeit sind voll Freude und Genugthuung; er mahnt überall zur Mäßigung und zum Frieden; der Kampf sei zu Ende, der glorreiche Sieg des Humanismus entschieden.

Fünftes Kapitel.

Das Eindringen des Humanismus in die Partikularschulen.

Der ausführlichen Darstellung der Eroberung der Universitäten durch den Humanismus lasse ich eine kurze Übersicht des gleichen Vorgangs in den niederen Schulen folgen. Er ist hier weniger reich an aufregenden Zwischenfällen; die Einführung neuer Schulmeister und Lehrkurse begegnete hier nicht dem Widerstand fest organisierter Korporationen. Humanistisch gesinnte geistliche und weltliche Fürsten, patrizische Geschlechter, welche in den Städten das Regiment in Händen hatten, führten geräuschlos ihre Klienten in eine Schule ein, deren Patron sie waren. Aus dieser Ursache ist an manchen Schulen die humanistische Reform früher durchgedrungen als an den Universitäten.

Ich will im folgenden einige Nachrichten zusammenstellen, die erkennen lassen, in welchem Umfang die humanistische Reformbewegung auch die niederen Schulen ergriffen hatte. Es ist dabei auf Vollständigkeit nicht abgesehen; namentlich aus dem ursprünglichen Quellenmaterial, den Ratsakten und Schulbüchern, dürften sie um eine Menge von Namen vermehrt werden können.

Ich beginne die Übersicht mit den süddeutschen Reichsstädten. Sie waren damals neben den Universitätsstädten und den Bischofssitzen die Hauptherde des geistigen Lebens, wie schon aus der Thatsache hervorgeht, daß der Buchdruck und Buchhandel in ihnen seinen Sitz hatte. Die Drucke der klassischen Schriften stammen fast durchaus aus den Offizinen zu Basel, Hagenau, Straßburg, Frankfurt, Mainz, Köln, Nürnberg, Augsburg, wozu etwas später Leipzig und Wittenberg kommen (Bursian, 254).

Unter allen deutschen Städten nahm Nürnberg, was Bildungsbestrebungen anlangt, wohl die erste Stelle ein. Hier hatte Regiomontanus für seine mathematisch-astronomischen Studien Teilnahme und Förderung gefunden. Unter den patrizischen Geschlechtern waren mehrere, welche die poetisch-oratorischen Studien förderten und selbst trieben, vor allen die Pirckhaimer, Vater und Sohn; der letztere, Wilibald (1470—1530), welcher in Italien seine humanistische und juristische Ausbildung empfangen hatte, war einer der ersten Gräcisten Deutschlands. Die Entwickelung des Schulwesens in dieser Stadt hat daher eine besondere Bedeutung. Eine Reihe von instruktiven Arbeiten

Heerwagens (in Programmen der Nürnberger Studienanstalt aus den Jahren 1860—68) gewährt einen Einblick in alle Verhältnisse.

Im Jahre 1485, in welchem der Rat zu einer Reformation des Schulwesens einen Anlauf nahm, bestanden in Nürnberg vier Schulen, die beiden Pfarrschulen zu St. Sebald und St. Lorenz, die Schule beim neuen Spital und die Schule im Schottenkloster zu St. Aegidien. Ein paar Aktenstücke aus dem genannten Jahr weisen folgenden Bestand dieser Schulen auf. St. Sebald hatte außer dem Schulmeister einen Kantor und drei Baccalarien, St. Lorenz dazu noch einen Locatus, die Spitalschule nur einen Baccalarius und einen Locatus, St. Aegidien einen Locatus; in Summa also vier Schulmeister mit zwölf Gehilfen. An Schülern waren in den beiden Pfarrschulen etwa je 70, in den beiden andern 60 und 45 Bürgerkinder oder Zahlende, als welche für die Aufstellung allein in Betracht kamen. Dazu kamen Fremde oder *pauperes*, die sich des Almosens ernährten, in wechselnder Zahl; im Jahre 1522 beschränkte der Rat ihre Zahl an jeder seiner beiden Schulen auf 40, am Spital auf 30. Die Schulmeister wurden vom Rat, im Einverständnis mit dem Pfarrer, angenommen, die Gehilfen vom Schulmeister. Das Einkommen des Schulmeisters bestand, außer in freier Wohnung und dem Tisch beim Pfarrherrn, im Schulgeld und einigen Accidenzien: die Summe betrug bei St. Sebald 42 fl. (davon ab an die Gehilfen 13 fl.); bei St. Lorenz $23\frac{1}{2}$ fl. (ab 17 fl.), beim Spital $26\frac{1}{4}$ (ab $8\frac{1}{4}$), bei St. Aegidien 15 fl. (ab 6 fl.). Jetzt wurde das Schulgeld auf vierteljährlich 25 Pfennige für jeden Zahlenden, auf einen Pfennig wöchentlich für die *pauperes* festgesetzt und dafür alle Accidenzien beseitigt.

Über den Unterricht, wie er an der Spitalschule bis zur Reformation von 1485 bestand, liegt ein Bericht des Schulmeisters vor. Von sechs Schulstunden kam eine Vor- und eine Nachmittagsstunde auf den Kirchendienst. Für den Unterricht waren die Knaben in drei Abteilungen geteilt, welche aber in einem Raum unterrichtet wurden. Die erste Abteilung lernte lesen und schreiben; die zweite begann die Elemente des Lateinischen, aus dem Donat die *partes orationis* und aus dem Alexander die *declinationes* zu erlernen; die dritte fuhr hierin fort, und übte die grammatischen Regeln an einem Text ein, etwa dem Evangelium oder dem *Cato moralis* oder einem ähnlichen; außerdem aber wurden mit ihr die Elemente der Logik des P. Hispanus getrieben und an Festtagen das Evangelium von einem der Lehrer ausgelegt. Natürlich wurde auch Musik und Gesang fleißig getrieben; die Leistungen im Chor, ursprünglich die wesentlichen Pflichten der Schule, waren auch jetzt noch die nicht am wenigsten wichtigen.

Die Reform von 1485 zeigt die ersten Spuren eines humanistischen Einflusses.[1] Sie findet, daß bisher die Kinder in ihren *puerilibus* viel zu lang bekümmert, auch die mehreren Schüler mit etlichen Lehren und *actibus,* die ihnen nicht am fruchtbarsten gewesen, verzogen worden sind. Doch ändert sie weder an den Lehrbüchern noch am Schulbetrieb etwas Erhebliches, nur schärft sie wiederholt ein, daß der Alexander auf das schlichteste getrieben werden solle, nicht mit dem Komment, sondern allein Exponieren und Exempel zu lernen, und nicht viel Umstände zu gebrauchen, sondern von statten zu prozedieren, also daß sie allein die Verse verstehen und richtig anziehen können. Auch die Logik bleibt. In der letzten Nachmittagsstunde soll man mit der dritten Abteilung eine Lektion halten, „die nicht allein nützlich, sondern auch lustig und lieblich sei, als *Aesopum* oder *Avianum* oder *Terentium,*“ den Text ins Deutsche übersetzen und grammatische Übungen daran knüpfen. „Aber an Sonntagen früh vor der Messe und unter der Frühpredigt soll eine Epistel *Aeneae Sylvii, Gasparini* oder andere dergleichen mit Kreide an eine Tafel geschrieben, den Knaben im andern Zirkel eine oder zwei Zeilen daraus, denen im dritten Zirkel ganz exponiert und verdeutscht werden,“ mit nachfolgender Abfragung am nächsten Tag. Ferner, wenn einige Schüler geschickt werden, so soll ihnen neben den vier Stunden entweder früh oder abends „ein besonderer *actus in arte humanitatis* oder in leichten Episteln, als *Aeneae Sylvii* oder dergleichen gehalten werden.“ Für die dritte und zweite Abteilung wird vorgeschrieben, daß sie Lateinisch unter einander reden; jede Abteilung hat ihren *lupus* und *asinus.* Der Unterricht beginnt und schließt vormittags und nachmittags mit Gesang; für den Chorgesang ist ebenfalls durch Übung zu sorgen.

Wenige Jahre später, 1496, setzten es die humanistischen Patrizierfamilien im Rat durch, daß auf Kosten der Stadt ein „Poet, der hier in *poetice* lese“ um 100 fl. angenommen wurde; die Schüler zahlten ihm außerdem ein Lehrgeld von 1 fl. jährlich. Schon 1491 hatte man mit C. Celtis über eine solche Stellung verhandelt; jetzt wurde H. Grieninger von München berufen. Die Sache scheint aber doch nicht recht Bestand gewonnen zu haben.[2] Jedenfalls wurde 1509 dem Poeten zu

[1] Mitgeteilt bei Heerwagen im Progr. von 1863. Jetzt auch in J. Müllers Vorreform. Schulordnungen, S. 145 ff. M. setzt die Schulordnungen später, ums Jahr 1505, m. E. ohne zwingende Gründe.

[2] Im Serapeum XVI, 168 findet sich ein Sendschreiben dieses Grieninger an einen Dominikaner, der von der Kanzel geeifert habe: *pueros et adolescentes in schola poetarum incompositos et corruptos discere mores et artem humanitatis esse inutilem et a sacris doctoribus penitus abjectam.* Dem gegenüber behauptet der Poet und beweist mit vielen Zeugen, *poeticam et ingenium erudire et consilium augere et ad ornate dicendum et recte vivendum plurimum conferre.*

einer Pfründe verholfen und eine andere Einrichtung für den humanistischen Unterricht getroffen. Auf Betrieb des Wilibald Pirckheimer wurde den beiden Pfarrschulmeistern eine Zulage von 20 fl. gewährt, wofür sie einer *selecta* in einer besonderen Stube täglich eine Stunde vormittags und nachmittags „in der neuen regulierten *grammatica* und *poesis* oder *arte oratoria*“ Unterricht geben sollten. Pirckhaimer wird mit der Aufsicht beauftragt. Im folgenden Jahr wurde für die Lorenzerschule der Humanist Joh. Cochläus (1479—1552) als Schulmeister angenommen.

Cochläus begann seine Thätigkeit damit, daß er die alten Lehrbücher durch neue ersetzte, welche er für den Gebrauch seiner Schüler selbst schrieb. Im Jahre 1511 erschienen sein oft wieder gedrucktes *Quadrivium grammatices*, das *Tetrachordon Musices* und eine kommentierte und um eine Beschreibung Deutschlands vermehrte Ausgabe der *Cosmographia* des Pomponius Mela, welchen 1512 eine kommentierte Ausgabe der Meteorologie des Aristoteles in Fabers Übersetzung folgte. Die beiden letzteren Werke fügte er besonders auch deshalb dem Unterricht ein, weil sie zum Verständnis der Dichter kaum entbehrlich seien. Über seine pädagogischen Grundsätze hat er sich in der Vorrede zur Meteorologie ausgesprochen. Er warnt darin vor der hereinbrechenden Geringschätzung der Philosophie: die Litteraturstudien seien nur ein Schmuck der wissenschaftlichen Erkenntnis, ohne diese aber gefährlich und schädlich, wie die liederliche Leichtsinnigkeit und Nichtsnutzigkeit der sogenannten Poeten zeige (Otto, Cochläus, Cap. 3 und 4). Cochläus blieb nur bis 1514; er ging als Führer mit drei Neffen Pirckhaimers nach Italien, wo er mit diesen Griechisch lernte; er kehrte nicht nach Nürnberg zurück. Von der Schule wird seitdem nicht mehr viel gemeldet. Dasselbe gilt von der Sebaldusschule. Als sie im Jahre 1521 an Joh. Denk endlich einen gelehrten, der drei Sprachen mächtigen Schulmeister erhielt, war schon die Kirchenrevolution in Gang; Denk wurde 1525 wegen seiner Neigung zu den Wiedertäufern des Landes verwiesen (Heerwagen, I, 16).

Die benachbarte Reichsstadt Nördlingen folgte dem Vorgang Nürnbergs. Die Schulordnung von 1499 ordnet den Gebrauch eines „Poeten als *Boëtius* oder *Terentius* oder der gleychen“ für die oberste Abteilung an. Die Ordnung von 1512 schließt sich eng an die Nürnberger von 1485; sie empfiehlt mehrere lateinische Autoren, darunter Aeneas Sylvius, rät aber „die hohen Poeten vermeiden und die den hohen Schulen überlassen“. Bemerkenswert ist die Forderung, daß der Magister an allen Sonn- und Feiertagen früh eine Stunde „aus den Episteln Petri oder Pauli oder *in evangeliis* nach Gelegenheit und

sein selbs versteen und gutem ansehen exponiren soll" (Müller, 174). Die Berücksichtigung der heiligen Schrift taucht um diese Zeit in mehreren süddeutschen Schulordnungen auf, so in Stuttgart 1501, in Memmingen 1514, während ältere Ordnungen nichts davon wissen. Eine Stelle aus der gleich zu erwähnenden Memminger Schulordnung von 1514 weist darauf hin, daß in dem bischöflichen *examen ordinandorum* die Exposition eines Textes verlangt wird; natürlich handelt es sich um den lateinischen Text und seine grammatische Auslegung. Eine umfangreiche, von dem Stadtschreiber Georg Mair im Jahre 1521 verfaßte Schulordnung (Müller, 212—218) dürfte die eingehendste unter allen vom Humanismus vor der Einwirkung der Reformation hervorgerufenen Schulordnungen sein. Die Schüler sind in vier „Sessionen" geteilt. Die unterste (vierte) lehrt ein Student oder wohllesender Schüler lesen und schreiben, Donat, *Pater noster*, *benedicite*, *gratias* und einige Wörter aus dem *promptuarium vocabulorum* des Joh. Pinicianus, lateinisch und deutsch, als: *Pater noster*, Vater unser, *qui es*, der du bist, *in coelis*, in den Himmeln, *sanctificetur*, gehailigt werd, *nomen tuum*, dein nam, *adveniat*, zukom, *regnum tuum*, dein reich etc. Am Abend erhalten die Buchstabierenden ein paar gereimte lateinische Vokabeln, die Lesenden ein „kurczes mainunglin oder halbs verslin" von etwa drei oder vier Wörtern zu lernen. In der dritten Session lehrt „ein halber maister oder sonst ein wolberichter student" die Anfangsgründe der Grammatik, aber nicht mehr aus dem Doctrinale, sondern aus einem von Pinicianus bearbeiteten Donat, und übt sie am Cato ein, von dem täglich zwei Verse vorgenommen und gelernt werden, mit Benutzung von Seb. Brants Übersetzung und Erasmus' Auslegung; auch werden die gewöhnlichsten Redeformen aus einem Büchlein desselben Pinicianus gelernt. Die dritte Klasse fährt unter dem Baccalaureus mit dem Donat fort und lernt ihn in beständigem Repetieren ganz auswendig; sie liest dazu Eklogen des Mantuanus und Briefe des Philelphus, übersetzend und konstruierend, und übt sich darin, kleine Briefe, nach gegebenem Argument, zu schreiben, wobei des Erasmus *colloquia* nicht zu vergessen. Die erste Klasse hat mit der zweiten zusammen beim Kantor grammatischen Unterricht; der Schulmeister liest mit ihnen täglich zwei Stunden Virgil und eine Stunde Terenz. Den Virgil soll er in der dritten Nachmittagsstunde nach bestem Fleiß und Verstand lesen, auslegen und verdeutschen, und dann immer einen Knaben einen Vers grammatisch analysieren, d. h. jedes Wort unter die acht Redeteile des Donat einordnen und dann sie durchdeklinieren, konjugieren, komparieren lassen, „das wunderbarlich keck und geschickt macht". In der ersten Morgenstunde werden die Verse von den Jungen

repetiert, d. h. auswendig hergesagt, ausgelegt und grammatisch analysiert. Terenz wird in der ersten Nachmittagsstunde gelesen; der Schulmeister soll nach vorangegangener Erklärung, was eine Komödie und Scene sei, den Inhalt deutlich anzeigen und mit ehrbarer und züchtiger Auslegung der Wörter und Gedanken den Text eigentlich übersetzen, damit sie „nit allein die worter sonder auch den Sin unnd Sitten der Menschen daraus erlernen“. Endlich soll er mit ihnen die Logik des P. Hispanus vornehmen, täglich ein halbe Stunde, und ihnen den Text so viel als möglich „auf teutschen Verstand mit Exempeln täglicher und gebräuchlicher Reden erklären und zu lernen fürgeben; denn jeder Weg der Lernung durch Exempel und Ebenbild ist angenehmer und richtiger als der durch Vorschrift“.

Aus derselben Zeit haben wir noch aus zwei schwäbischen Städten, aus Ulm und Memmingen, eingehendere Nachrichten über das Schulwesen in Gestalt von Berichten und Beschwerden an den Rat, aus Anlaß von Anklagen gegen die Schule. Beide lassen das Eindringen des Humanismus deutlich erkennen, doch besteht daneben der scholastische Betrieb der Grammatik und Logik fort. Über die Memminger Schule zur Zeit des Schulmeisters Huser um 1513 berichtet die vermutlich von dem Stadtschreiber nach Angaben des Schulmeisters abgefaßte Verantwortung folgendes. Die Schüler werden in fünf Abteilungen von dem Schulmeister und drei Gehilfen unterrichtet. Außer dem Doctrinale werden ein paar neue Lehrbücher der Grammatik gebraucht und Lucanus, Mantuanus und Philelphus gelesen. Im Lucanus „glosiert er allwegen in die Feder, uff das wenigest drissig vers. Darnach exponiert er in (ihnen) die selbigen zu tiutsch, und wann das selbig uß ist, so lat er im die schuler exponieren und vertiutschen die vers, so er in den tag for glosieret und vertiutschet hat, und lert sy dar uß *orationes,* also das in anderhalp Stunden uff das wenigest sechzig vers glosiert und repetirt werden“. Ferner wird die Logik des P. Hispanus vorgetragen und erlernt, und am Sonntagmorgen eine Epistel oder Evangelium, so man in der heiligen Meß pflegt zu singen und zu lesen, exponiert und konstruiert; dasselbe läßt der Schulmeister dann nach der Vesper einen Schüler aus der ersten Lektion wieder exponieren: da muß er auf das Katheder steigen und es „im Angesicht aller Schüler so verdeutschen und konstruieren, wie er solches zu Augsburg oder Konstanz in dem *examine* gefragt wird“. Huser ist überzeugt, daß seine Schule anderen nicht allein gleich, sondern mit etwas mehr Fleiß gehalten werde und fordert zu dem Ende vom Rat, daß er durch einen kundigen Priester die Schule revidieren lasse. Gleichwohl finden wir bald einen neuen Schulmeister in Memmingen, Bartholomäus Stich,

bisher in Schwäbisch-Hall. Er scheint sich durch beträchtlich weitere Fortschritte im Humanismus empfohlen zu haben. Sein „*Scholicus ordo*“, den er aus Hall einsendete und der sich mit einer *commendatio* in Prosa und Versen über das Thema: daß die Wissenschaft der Weg zur Tugend ist, einführt, weist außer Terenz und Virgil auch Cicero *(de amic., de senect., de offic.)* auf.[1]

Eine sehr besuchte und berühmte Schule war zu Ulm. Ein paar undatierte interessante Aktenstücke aus der Zeit nach 1500 lassen in die Verhältnisse der Schule einen Einblick thun. Der Schulmeister rühmt, daß einmal ein Schüler von ihm beim Examen zu Konstanz für einen Magister gehalten worden sei, worauf er mit Stolz erwidert habe: ich bin ein Ulmer Schüler. Und von einem andern erzählt er, daß er einem Magister, der ihn nach Heidelberg auf die Universität ziehen wollte, geantwortet habe: Ich hab hie Lehre als genug als zu Heidelberg. In der That berichtet er in der „Ordnung der Lektion“, daß er in den letzten beiden Jahren seinen Schülern „*libros de anima, physicorum, de generatione et corruptione* und *metheororum* gemacht“ habe. Jetzt aber hätten sie ihn gebeten, ihnen in *grammatica* zu machen. Auch wird im Sommer täglich von den Logikern in Logik und Physik disputiert und arguiert, von den andern in der Grammatik. Daneben aber werden auch täglich die Poeten gelesen, Virgil, Plautus, Terenz, Boetius, Sedulius; auch wird die grammatische Exposition in den kirchlichen Gesängen und den Episteln und Evangelien geübt, was zum Examen gen Konstanz dient. Im grammatischen Unterricht wird übrigens noch das Doctrinale gebraucht.[2]

Noch sei Augsburg erwähnt. Hier gab es am Ende des Mittelalters fünf kirchliche Schulen. Bei einer Prozession 1503, wobei auch Kaiser Maximilian barfüßig einherging, wird der gesamte Klerus der Stadt sichtbar. Es wurden gezählt: Kanoniker und Vikare der Domkirche mit den Schülern 110, Kanoniker und Vikare von St. Moritz mit den Schülern 138, der Konvent von St. Ulrich 28 mit 78 Schülern, Kanoniker von St. Georg mit den Schülern 66, Kanoniker vom heil. Kreuz mit den Schülern 55. Dazu 27 Dominikaner, 20 Minoriten und 21 Karmeliter. — Die Augsburger Bischöfe hatten längst humanistische Neigungen. Seit 1518 regierte der Bischof Christoph von Stadion, ein

[1] Reichenhart in den Jahrb. für Phil. u. Pädag., Bd. CXXII, S. 225ff.; Müller, Vorreform. Schulordnungen, 180ff.; Erläuterungen dazu in Kehrs Pädag. Blättern, 1885.

[2] Kapff, Gesch. des Gymnasiums zu Ulm, Progr. von 1855. Die Aktenstücke bei Veesenmeyer, *De schola lat. Ulmana*, 1818. Die Lektionsordnung auch bei Müller, S. 125.

großer Bewunderer des ERASMUS. Zum Domprediger wurde 1520 der Humanist URBANUS RHEGIUS als Nachfolger des OEKOLAMPADIUS berufen. Dem Schulwesen der Diözese stand als Domscholastikus vor der humanistische Kanoniker BERNHARD ADELMANN von Adelmannshausen, Mitglied der Peutingerschen Humanistengesellschaft, ein Schüler und Korrespondent REUCHLINS. An der Klosterschule zu St. Ulrich, welche schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts unter dem Einfluß der allgemeinen Bestrebungen, die auf die Reformation der Klöster gerichtet waren, sich gehoben hatte, lehrten um 1520 der Gräcist OTHMAR LUSCINIUS und VEIT BILD, Mönch des Klosters (1503—1529), ein Schüler JACOB LOCHERS, Poet und Mathematiker, mit den bedeutendsten Humanisten in brieflichem Verkehr, des Griechischen und Hebräischen nicht unkundig. Daneben werden humanistische Privatlehrer erwähnt, darunter sogar ein laureierter Poet, die in Grammatik und *humanitatis arte* lehrten. Die patrizischen Familien, welche, wie das Beispiel des GOSSEMBROT und PEUTINGER zeigt, auch hier in dem Streben nach der neuen Bildung voran gingen, gewährten Unterkunft und Stellung. Auch Schulkomödien wurden in Augsburg gedichtet und 1497 gedruckt: *Comoediae utilissimae omnem Latini sermonis elegantiam continentes;* ihr Inhalt sind die üblichen, langweiligen und nicht immer sauberen Gespräche.[1]

Humanistische Schulmeister oder Lektionen aus den beiden ersten Jahrzehnten werden bei PFAFF noch erwähnt in folgenden schwäbischen Städten: Eßlingen, Hall, Heilbronn, Schorndorf, Urach, Rottweil (wo um 1510 zwei Schweizer O. MYCONIUS und GLAREANUS bei einem Schulmeister M. RUBELLUS die Elemente der Humanität lernten, HAGENBACH, Myconius, S. 319ff.), Stuttgart und Tübingen, in dessen Bursen und Pädagogien BEBELS Schüler HEINRICHMANN und BRASSICANUS das neue Latein lehrten. In der Vaterstadt REUCHLINS, zu Pforzheim, war im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts G. SIMLER Lehrer, bekannt durch seine griechische Grammatik (1512). MELANCHTHON, der in Pforzheim und dann an der Universität Tübingen sein Schüler war, hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

In Frankfurt a. M., wo während des Mittelalters drei Stiftsschulen den Unterricht der Jugend besorgt hatten, findet sich die erste Spur einer Nachfrage nach humanistischem Unterricht im Jahre 1496, in welchem ein Poet erwähnt wird, der vom Rat eine Zulage von 2 fl.

[1] Die Angaben sind entnommen aus J. HANS, Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens, S.-A. aus der Zeitschr. des hist. Vereins für Schwaben und Neuburg, II, 1. Heft; ergänzt aus UHLHORN, Urb. Rhegius, 21—45; vergl. Bavaria, II, 2, 942 ff.

monatlich erhielt.[1] In größerem Stil wiederholte sich die Sache mit der Annahme des Poeten W. Nesen im Jahre 1520. Nesen hatte die Söhne eines reichen Frankfurter Patriziers, Claus Stalburg, nach Paris geführt (1517—1519). Auf Betreiben einiger einflußreicher Familien nahm ihn jetzt der Rat auf drei Jahre um jährlich 50 fl. und Wohnung in Dienst „ihre und gemeiner Stadt Kinder in derselben seiner Kunst im Latein zu lernen, so viel ihm möglich, um eine ziemliche Belohnung; auch allen Tag eine Stunde öffentlich zu lesen in seinem Haus oder in einem Kloster.“ Auch verpflichtet er sich für den Rat nach Erfordern zu reden und zu schreiben. Die Schule wurde nachher *Schola patriciorum*, Junkerschule, genannt, ohne Zweifel mit gutem Grund: gemeiner Stadt Kinder hatten natürlich weder die Poesie nötig, noch die Mittel die ziemliche Belohnung zu zahlen. Nesen blieb nicht lange, er ging 1523 nach Wittenberg, wo er im folgenden Jahr in der Elbe ertrank. Sein Nachfolger wurde Jacob Micyllus (1524—1533). Über den Erfolg des Schulunternehmens sind nur dürftige Nachrichten vorhanden. Nach den ersten Jahren äußert sich in Micyllus Briefen große Mißstimmung, die Schule sei leer, nur einige Kinder besuchten sie (Classen, Micyllus, 78 ff.).

In die oberrheinischen Städte war die pädagogische Richtung der Schule von Deventer durch den Westphalen Ludwig Dringenberg verpflanzt worden, der 1441—1477 der Schule zu Schlettstadt vorstand, die unter ihm und seinen Nachfolgern, Crato Hofmann, Gebwiler, Sapidus, bedeutenden Ruf hatte.[2] Eine Reihe von bekannten Männern, die in dieser Schule ihre erste Bildung empfangen haben, unter ihnen vor allen Wimpheling, ferner sein Neffe Jac. Spiegel, Beatus Rhenanus, haben ihr Gedächtnis erhalten. Dringenberg gehörte noch ganz der älteren Richtung an, er lehrte das Doctrinale, nur daß er es mit Auswahl benutzte und die langen Kommentare verwarf; ebenso lebte er auch mit scholastischer Theologie und Philosophie in Frieden, wogegen er die neumodische Poesie nicht ohne Mißtrauen betrachtete: die heilige Schrift und die Philosophie lehre gute Sitten, während die Poesie leicht zu einem lockeren Lebenswandel verführe (so in einem Brief, mitget. bei Mone, Z. f. d. Gesch. des Oberrh., XXV, 65). Daß

[1] Helfenstein, Schulwesen in Frankfurt, S. 46. Das folgende aus Steitz' erwähntem Aufsatz über Nesen. Der Vertrag mit Nesen bei J. Müller, Vorreform. Schulordnungen.

[2] Die dürftigen Nachrichten über diese Schule gehen auf einen Aufsatz Röhrigs in Ilgens Zeitschr. für histor. Theologie (IV, 1834) zurück; sie sind in unfruchtbarer Ausführlichkeit wiederholt nacherzählt, zuletzt von Kämmel, S. 232 ff. S. auch Knod, J. Spiegel, im Progr. von Schlettstadt 1884/86.

WIMPHELING ebenso dachte, ist schon oben (S. 61) erwähnt worden. Und auch bei den jüngeren Männern dieses Kreises blieb diese Anschauung herrschend. J. SPIEGEL und B. RHENANUS kommentierten beide christliche Dichter und warnten vor den heidnischen Poeten. Freilich, sagt SPIEGEL, man könne behaupten: *et sacris litteris et christianis poetis parum elegantiae inesse et gotthicum ac barbarum nescio quid redolere;* aber die christliche Lebensweisheit wiege diesen Mangel auf (KNOD, Progr. Schlettstadt 1886, S. 11). Entschiedener wurde der Bruch mit dem alten Schulbetrieb erst durch J. SAPIDUS vollzogen, der ihr 1510—1525 vorstand. Er führte anstatt des Alexander neue Lehrbücher ein, und scheint auch mit dem Unterricht im Griechischen einen Anfang gemacht zu haben.

Straßburg, lange Zeit der Mittelpunkt der scholastischen Studien am Oberrhein, wie Köln am Niederrhein, hatte beim Ausgang des Mittelalters vier Stiftsschulen, dazu eine Reihe von Klosterschulen.[1] Am Anfang des 16. Jahrhunderts finden wir hier eine Reihe von Männern, die, auf dem Boden der christlich-kirchlichen Lebensanschauung stehend, doch den neuen Bildungsbestrebungen zugewendet sind, J. GEILER als Domprediger, SEB. BRANT als Stadtschreiber, J. WIMPHELING als Geistlicher und Schriftsteller thätig. Im Jahre 1501 unterbreitete WIMPHELING dem Rat in seiner Germania den Vorschlag, eine Oberschule zu errichten. Ein doppelter Grund wird für ihre Notwendigkeit angeführt: erstens bedarf man einer solchen Anstalt, um die Jugend für die Universität besser vorzubereiten: jetzt kommen die Knaben zu früh und ohne genügende Sprachkenntnisse auf die Universität und verlieren hier dann die Zeit umsonst; sodann ist auch für die Jugend, die nicht dem Studium bestimmt ist, eine längere Schulzeit, ein weiter geführter Unterricht von nöten, sie verkommt jetzt in Müßiggang und Tändelei. Der Rat konnte sich doch nicht entschließen, den Vorschlag auszuführen. Indessen kamen vereinzelte humanistische Lehrer. Der Poet M. RINGMANN (alias PHILESIUS) hielt zeitweilig (1505—1507) eine Privatschule. 1509 wurde GEBWILER von Schlettstadt als Rektor an die Domschule berufen. Seit 1514 lehrte OTTMAR LUSCINIUS (sonst NACHTIGALL) bei St. Thomas und am Dom die griechische Sprache, wofür er auch Lehrbücher drucken ließ. Die Reformation brachte auch hier zunächst eine Unterbrechung der Entwickelung.

In der Schweiz war Basel der Mittelpunkt der humanistischen Studien. Außer der Domschule gab es hier noch eine Stifts- und vier Pfarrschulen. Um 1515 wird der Humanist O. MYCONIUS als Schul-

[1] S. C. ENGEL, Das Schulwesen in Straßburg bis 1538 (Straßb. 1886).

meister an mehreren derselben erwähnt. GLAREANUS eröffnete 1522, unabhängig von der Universität, aber mit dem Beifall des Rats, eine Poetenschule.[1] Von Basel wurde der Humanismus nach Zürich verpflanzt. Im Jahre 1516 beriefen die Chorherren vom Großmünster den MYCONIUS zum Schulmeister. THOMAS PLATTER war hier sein Schüler; Terenz wurde gelesen: „da mußten wir alle Wörter eine ganze Komödie durch deklinieren und konjugieren; da ist er oft mit mir umgegangen, daß mein Hemd naß ist worden, ja auch das Gesicht vergangen, und hat doch nie einen Streich geben" (Autobiographie S. 36). 1519 wurde MYCONIUS an die Stiftsschule zu Luzern berufen, wo er bis 1522 blieb (ERNST, Gesch. des Züricher Schulwesens, S. 54).

Für Bayern giebt GÜNTHNER (im 2. und 3. Bd. seiner Geschichte der litterar. Anstalten in Bayern, 1810 ff.) Nachweisungen über die Ausbreitung der humanistischen Bestrebungen, namentlich unter dem Klerus. Einige Ergänzungen findet man in den Abschnitten der Bavaria über Volksbildung. Schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts machte sich ein bedeutender Aufschwung der Studien in den Klöstern und Kapiteln bemerklich. Mönche und Kanoniker zogen zahlreich auf die Universitäten. Gelehrte Äbte sorgten für Unterricht und gelehrte Hilfsmittel, so in Scheyern, Rohr, Fuessen, Tegernsee, Ober- und Niederaltaich, St. Emmeran, Waldsassen u. s. f. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts kommt auch die Kenntnis des Griechischen und Hebräischen in den Klöstern vor; Abt WOLFGANG von Allderspach (gest. 1544) schreibt in seinen Annalen, daß die Kenntnis der drei Sprachen gegenwärtig so gemein sei, daß ohne dieselbe niemand für einen Gelehrten angesehen werde. In den bayerischen Städten München, Freising, Landsberg, Neu-Ötting, Ingolstadt, werden, ebenso wie in der Reichsstadt Regensburg, „Poetenschulen" in den ersten beiden Jahrzehnten erwähnt (Bavaria, I, 1, 528 ff.; II, 1, 369 ff.) Erwähnung verdient auch, daß die Wittelsbacher seit der Mitte des 15. Jahrhunderts der humanistischen Bildung sich befleißigten. Der erste regierende Herzog, der eine gelehrte Bildung empfangen hatte, war Herzog Albrecht IV., der Weise genannt; freilich war er ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt; ein humanistisch gebildeter Mann, Namens GREIMOLD, war im Jahre 1452 als Lehrer angenommen worden. Nachher machten die Prinzen eine Studienreise nach Italien, sie waren auf mehreren Universitäten immatrikuliert. Für seine Söhne gewann Albrecht den humanistisch gebildeten Geschichtsschreiber

[1] FECHTER, Geschichte des Schulwesens in Basel bis 1589.

AVENTINUS als Lehrer; einer von ihnen studierte seit 1515 in Ingolstadt unter JOH. ECK. Freilich fand Albrechts Streben nach Bildung bei dem bayrischen Adel wenig Beifall. Man nannte ihn in diesen Kreisen spöttlich den Schüler oder Schreiber, wofür er gelegentlich grimmige Rache nahm.[1]

Daß auch die niederen Schulen der österreichischen Länder in die humanistische Bewegung hineingezogen worden sind, ist bei der engen Verbindung zwischen Schule und Universität nicht zweifelhaft; aber die österreichische Schulgeschichtsschreibung läßt uns für die Nachweisung der Ausbreitung im Stich. Von dem Abt, welcher 1518—1521 dem Kloster bei den Schotten vorstand, BEN. CHELIDONIUS, wird berichtet, daß er unter anderen Versuchen in humanistischer Poesie, z. B. einer Darstellung der Passionsgeschichte, auch ein lateinisches Schuldrama habe verfertigt und aufführen lassen, worin der Streit der Wollust und Tugend behandelt wurde: Venus, Satan, Cupido, Epicurus und auf der andern Seite Pallas und Herkules traten darin als handelnde Personen auf (HORAWITZ, Der Humanismus in Wien, im Historischen Taschenbuch, 1883, S. 193).

In den Ländern der böhmischen Krone findet sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein ziemlich entwickeltes humanistisch-protestantisches Schulwesen. Es ist anzunehmen, daß seine Anfänge in diese Zeit zurückreichen; die Nachrichten darüber sind spärlich. Von dem Bischof THURZO von Olmütz wird berichtet, daß er Mittelpunkt eines Kreises dortiger Humanisten gewesen sei und auch das Schulwesen gefördert habe (RICHTER, Kurze Geschichte der Olmüzer Universität, S. 10).

Besser sind wir über Schlesien unterrichtet. Hier war der bischöfliche Hof von Breslau unter JOH. THURZO, einem Bruder des mährischen Bischofs, Mittelpunkt der neuen Bildungsbestrebungen. Schon im Jahre 1499 findet sich ein humanistischer Schulmeister zu St. Elisabeth, LAURENTIUS CORVINUS.[2] Er verfaßte für den lateinischen Elementarunterricht viel gebrauchte Schulbücher. Der *hortulus elegantiarum* stellt einander gegenüber Muster des guten und Beispiele des schlechten Stils, jene vorzugsweise aus Cicero. Von 1502—1520 sind 25 Drucke des Werkes bekannt, darunter 12 Leipziger, 4 Krakauer, je 2 Speierer und Straßburger etc. Das *Latinum idioma* ist eine Sammlung von Schülergesprächen, welche in reinen oder doch leid-

[1] FR. SCHMIDT, Geschichte der Erziehung der Wittelsbacher, S. XXXV.

[2] Eine Biographie C.s von BAUCH in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens, XVII. Bd. (1883), S. 230—302, giebt über die schlesischen Verhältnisse jener Zeit erwünschte Auskunft.

lichen Wendungen alle Vorkommnisse im Schülerleben, die *naturalia* und *turpia* nicht ausgenommen, behandeln. Auch von dieser Arbeit werden 25 Drucke zwischen 1503—1523 gezählt, darunter wieder 11 Leipziger, je 2 Kölner, Nürnberger, Augsburger etc. Außerdem verfaßte er Gedichte mit Absicht auf den Schulgebrauch. 1503 wurde der Schulmeister Stadtschreiber, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 1527 blieb. Auch seine Nachfolger gehörten der humanistischen Richtung an. Um 1520 betrieb der Rat die humanistische Reform auch der übrigen Schulen. Die Corpus-Christi-Schule wurde durch einen Schüler der Herforder Schule, H. Pauss, im Sinne des Hegius umgestaltet. An der Schule zu Maria Magdalena führte gleichzeitig A. Moibanus humanistische Schulbücher ein, darunter eine von ihm selbst gemachte kleine Auswahl Erasmusscher Briefe. Er lehrte auch zuerst Griechisch in Breslau. Auch die Elisabethschule erhielt 1520 einen neuen Rektor an J. Troger, einen Schüler Melanchthons, der griechischen und lateinischen Sprache kundig. An einer andern Schule lehrte J. Niger. Der Bischof Joh. Thurzo war ein großer Gönner der humanistischen Studien, ebenso sein Schwager Joh. Mezler, der humanistische Jurist, Schüler des Crocus, Freund Melanchthons und Mosellans. Eine große Störung brachte das Eindringen der Reformation. Die Prädikanten donnerten gegen die unnütze und heidnische Gelehrsamkeit und die genannten Schulmeister verließen alle die Stadt. — In Goldberg begründete H. Cingularius (Gürtler) um 1504 mit Unterstützung des Rats, des Herzogs von Liegnitz und J. Thurzos eine Schule nach den neuen Anschauungen. Eine Grammatik, welche er 1506 drucken ließ, führte die neue Methode, freilich noch nicht mit voller Entschiedenheit, durch; er arbeitete sie um und veröffentlichte sie 1515 zum zweitenmal *Alexandri aliorumque Grammatistarum halucinationibus omissis* (Bauch, Ztschr. f. d. Gesch. Schles. XXIX).

In Nordwestdeutschland sind Ausgangspunkt weitverzweigter Wirkungen die Schulen zu Deventer und Zwolle; eine Reihe von Männern, die für die Entwickelung des Schulwesens nicht ohne Bedeutung sind, haben hier ihre erste Bildung empfangen. Die Beziehung der Schulen und mehrerer ihrer Leiter zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben (auch Hieronymianer genannt) hat zu der irrigen Vorstellung Veranlassung gegeben, als seien die Brüder eine Art Schulorden gewesen, und K. von Raumer hat sie dann zu Vorläufern der humanistischen Schulreform gemacht, als welche sie bislang in den Darstellungen der Schulgeschichte umgingen. Durch die Untersuchung K. Hirsches (Herzogs Realencyklop. der prot. Theol. II, 699 ff., 747 ff.) ist dieser Vorstellung, der auch die erste Auflage dieses Buches noch

mehr als billig nachgab, der Boden entzogen worden.[1] Die Fraterhäuser waren nicht Schulhäuser und die Brüder waren nicht Lehrer, wie später die Jesuiten, am wenigsten humanistisch gesinnte Lehrer. Dem Humanismus stehen die Brüder völlig fern; Geert Groot, Florentius Radewijnssohn, Thomas von Kempen waren Asketen, denen Devotion und frommes Leben am Herzen lag, nicht Eloquenz und weltliche Wissenschaft. „Es giebt viel Wissen," sagt Thomas, „das wenig oder gar nicht zum Seelenheil dient. Und der ist ein großer Thor, der nach irgend etwas anderem strebt, als was zum Heil dient." — Die Beziehung zu den Schulen der Orte, wo sie sich ansiedelten, beruhte vielmehr darauf, daß sie Schüler bei sich aufnahmen und ihrer Erziehung und besonders ihres religiösen Lebens als Seelsorger sich annahmen; nur von einigen Brüdern ist bekannt, daß sie selbst an der Schule als Lehrer wirkten. Andererseits waren unter den Leitern jener Schulen Männer, die dem Geist der Brüder innerlich verwandt waren, wenn sie auch der Gemeinschaft nicht äußerlich angehörten. Unter ihnen ist Alexander Hegius (1433—1498) der bekannteste.[2] Auf der Schule zu Zwolle gebildet, war er seit 1474 Rektor der Schule zu Deventer. Erst in höherem Alter wurde er durch Freunde, besonders durch R. Agricola, für das Studium der Alten gewonnen. Er hat dann nicht unerheblich dazu beigetragen, daß diese Studien in den Schulen des nordwestlichen Deutschlands Eingang fanden. Übrigens bleibt er den Anschauungen des libertinistischen Humanismus fern: *perniciosa litteratura est, quae cum jactura probitatis discitur,* das ist sein pädagogischer Grundsatz. Auch am Doctrinale hat er festgehalten und es für den Schulgebrauch kommentiert, ebenso wie ein anderer der Lehrer von Deventer, der aus den Episteln der dunkeln Männer bekannte Synthis, der übrigens zu den Brüdern gehörte. Doch führte Hegius die lateinischen Autoren in die Schule ein und empfahl sie den Schülern als die Quelle der Sprache. Eine lange Reihe von Drucken erschien in den letzten beiden Jahrzehnten in Deventer, darunter Stücke von Plautus, Persius, Cicero, Virgil, ohne Zweifel zunächst für den Schulgebrauch. Die Erlernung der griechischen Sprache empfahl Hegius, wie schon erwähnt wurde, seinen Schülern dringend: die Grammatik, die Dialektik, die Rhetorik, die Mathematik, die heiligen Schriften, die Jurisprudenz, die Philosophie,

[1] Hirsche führt die Legendenbildung über die Schulen der Hieronymianer und ihren Humanismus auf eine Stelle des uns hinlänglich bekannten Hamelmann zurück, die er einen „bodenlosen Abgrund, gefüllt mit Unrichtigkeiten" nennt.

[2] Über Hegius s. Reichling, Murmellius, S. 5—17, und Picks Monatsschrift für rhein.-westfälische Altertumskunde, III, 286 ff.

die Medizin, die Geschichte, wer sie recht lernen wolle, müsse Griechisch lernen. Die Elemente des Griechischen wurden in der Schule gelehrt; ein kleines Lehrbüchlein, die *conjugationes verborum Graecorum,* ist nach Reichling schon um die Mitte der 80er Jahre dort gedruckt. Unter des Hegius Schülern waren Buschius, Murmellius, Horlenius, kurze Zeit auch Erasmus und Butzbach. — Noch mag die Schule zu Lüttich erwähnt werden, der J. Sturm 1521—24 als Schüler angehörte und an der allerdings auch der Unterricht in den Händen der Brüder gelegen zu haben scheint, wenigstens spricht er von dem *collegium Hieronymianum* zu Lüttich. Ich komme hierauf später zurück.

Für Westfalen und ganz Norddeutschland wurde die Bischofsstadt Münster ein Sammelpunkt humanistischer Bestrebungen.[1] Inmitten derselben stand der Dompropst Rud. v. Langen (1438—1519). Er hatte, nachdem er die Schule in Deventer besucht und in Erfurt studiert hatte, in Italien (1466—1470) die Vollendung seiner humanistischen Bildung erhalten. Parmet hat in einer Lebensbeschreibung des Mannes eine Sammlung seiner lateinischen Dichtungen, größtenteils religiösen Inhalts in antiken Versmaßen, beigegeben. Die ersten Spuren humanistischer Einwirkung auf die Münsterschen Schulen sind neuerdings bis ziemlich weit ins 15. Jahrhundert zurück verfolgt worden; Nordhoff (Denkwürdigkeiten aus dem Münsterschen Humanismus, 1874, S. 73 ff.) teilt den Inhalt einer Schulkomödie *(Codrus)* mit, deren Druck spätestens ins Jahr 1485 zu setzen sei: es ist eine *adhortatio* zur *latinitas,* verfaßt von Joh. Kerkmeister, *gymnasiarcha Monasteriensis.* Um 1500 gelang es den unausgesetzten Bemühungen Langens, der Domschule noch entschiedener den Charakter einer humanistischen Pflanzschule zu geben. Rektor wurde Timann Kemner (Camenerus); neben ihm lehrte an der Schule bis 1508 einer der bedeutendsten unter den humanistischen Schullehrern, Joh. Murmellius (1480—1517), der Verfasser zahlreicher und sehr verbreiteter Schulbücher. Reichling zählt von der *Pappa puerorum,* einem Elementarbuch der lateinischen Sprache, 32 Drucke zwischen 1513 und 1560 auf; von den *Tabulae in artis componendorum versuum rudimenta* werden sogar 63 Drucke (1515—1658), und von einer poetischen Chrestomathie *(Ex elegiis Tibulli, Propertii et Ovidii selecti versus)* 77 Drucke (1504—1789) nachgewiesen. Die *Pappa* enthält in ihrer ursprünglichen Form in vier Kapiteln 1. ein sachlich geordnetes Vokabular, 2. Gespräche, 3. Sitten- und Anstandsregeln, 4. eine Sammlung von

[1] Die erste mit Kritik unternommene, sehr gründlich durchgeführte Untersuchung über den Münsterschen Humanismus ist in Reichlings Biographie des Murmellius (1880) enthalten.

Sprichwörtern; überall ist eine niederdeutsche Übersetzung beigefügt (S. 93). Das Büchlein dient zunächst der Absicht, den Schüler so bald als möglich redefähig zu machen; aus dieser Absicht erklärt sich die Wahl von Sätzen, wie *Joannes calceos meos comminxit* oder *Cave, ne tantum potes, ut lectum nostrum convomas* und ähnlicher. Außer diesen und anderen Sprachlehrbüchern hat MURMELLIUS lateinische Autoren, klassische und kirchliche, mit Kommentar herausgegeben, dazu natürlich eigene Gedichte. Sein letztes Werk ist der *Scoparius in barbariei propugnatores et osores humanitatis* (1517), ein letzter Ansturm gegen den mittelalterlichen Schulbetrieb, besonders gegen die Grammatik des Alexander und die Logik des PETRUS HISPANUS mit ihren Verteidigern.

Die Erlernung der Fertigkeit, Lateinisch in Prosa und Versen zu schreiben, bildete, wie sich auch aus des MURMELLIUS litterarischer Thätigkeit ergiebt, den ersten und wichtigsten Unterrichtsgegenstand der reformierten Schule zu Münster. Daneben wurden die Elemente der Philosophie gelehrt; von KEMNER werden Kompendien nicht nur der Etymologie, der Syntax und der Rhetorik, sondern auch der Dialektik und Physik erwähnt (REICHLING, 74). Auch MURMELLIUS hat eine Einleitung in Aristoteles' Schrift über die Kategorien verfaßt, von welcher 30 Drucke nachgewiesen werden (REICHLING, 153). Die griechische Sprache lehrte im Jahre 1512 vorübergehend J. CAESARIUS aus Köln, Lehrer und Schüler hörten ihn; und wenn auch CAESARIUS nicht lange blieb, so starb doch das Griechische, das er angepflanzt hatte, nicht wieder aus (R. 79).

Der Domschule folgten die übrigen drei Stiftsschulen in Münster, der einen, der Ludgerischule, stand MURMELLIUS selbst einige Jahre als Rektor vor, bis er 1513 nach Alkmaar ging. Schüler der Münsterschen Schulen breiteten die neue Lehrart über die westfälischen und norddeutschen Städte aus; ein langes Verzeichnis solcher in Münster gebildeten Schulmeister hat PARMET (88 ff.) aus dem freilich wenig zuverlässigen HAMELMANN zusammengestellt.

Durch MORITZ VON SPIEGELBERG erhielt die Stiftsschule zu Emmerich die Richtung auf die neuen Studien.[1] MORITZ bewirkte als Stiftspropst die Berufung des ANTONIUS LIBER, aus der Schule zu Deventer. Was es mit der von HAMELMANN erzählten Vertreibung dieses Mannes durch die Barbaren erst aus der Emmericher und später aus einer ganzen Reihe niederländischer Schulen auf sich hat, mag dahingestellt bleiben; HAMELMANNS Zeugnis ist hierin von gar keiner Bedeutung. Im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts war P. HOM-

[1] DILLENBURGER, Geschichte des Gymnasiums zu Emmerich, Progr. 1846.

phaeus, ein Schüler des Hegius, Vorsteher der Schule. Einen Einblick in den Lehrgang zu dieser Zeit gewähren die Aufzeichnungen H. Bullingers, der von 1516—1519 die Schule besuchte (bei Krafft, Mitteilungen, S. 201 ff.). Die Grammatik wurde aus dem Donat und Aldus Manutius vorgetragen; nebenher gingen Übungen, in der Schule und zu Hause, täglich wurden Aufgaben zum Deklinieren, Komparieren, Konjugieren, gestellt. Gelesen wurden ausgewählte Briefe des Plinius, Cicero und Hieronymus, einige Gedichte des Horaz, Virgil und Baptista Mantuanus, jede Woche wurde ein Brief aufgegeben, stets Lateinisch gesprochen. Auch die Elemente des Griechischen wurden gelernt. Die Disziplin war streng; mit der Religion wurde es sehr ernst genommen. Bullinger mußte, auf Verlangen seines Vaters, die ganze Schulzeit hindurch vor den Thüren betteln, nicht weil es ihm an Mitteln fehlte, „sondern weil er wollte, daß ich das Elend der Armut durch Erfahrung kennen lerne, damit ich ihr lebenslang desto mehr zugethan bliebe“.

Ebenso waren in Osnabrück sowohl an der Domschule als an der Stiftsschule seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts Schulmeister aus der Münsterschen Schule thätig (Hartmann im Osnabrücker Progr. von 1861, S. 10 ff.).

Daß der Humanismus auch den kölnischen Stifts- und Klosterschulen nicht fremd geblieben war, kann man aus einzelnen Erwähnungen humanistischer Schulmeister z. B. zu St. Maria ad Gradus, im Antoniterkloster, in den Augustinerkonventen entnehmen (Kraffts Mitteilungen, 216 ff., 252 ff.).

Der Rat von Wesel nahm im Jahre 1516 den H. Buschius zum Schulmeister an, um 50 fl. und 10 fl. Wohnungsentschädigung, nach Ausweis des Ratsprotokolls; bei Abschluß des Kontrakts erhielt er 1 fl. als Mietspfennig. Er faßte als Lehrbuch für die unterste Abteilung, welche er *nominarii* nennt, ab: *Dictata quaedam utilissima ex Proverbiis sacris et Ecclesiastico;* für die oberste Abteilung ließ er eine Auswahl von Briefen Ciceros drucken.[1] Er blieb aber nur $1^1/_2$ Jahr. Nach seinem Abgange suchte der Rat vergeblich Murmellius zu gewinnen, statt seiner wurde Peringius aus der Münsterschen Schule angenommen.

Um das Jahr 1510 schrieb Butzbach: früher seien in Deventer, wie er oft gehört habe, fast nur Alanus, Cato moralis, Aesopus und einige ähnliche gelesen worden, die jetzt von den Modernen verachtet würden. „Gegenwärtig hört man auch in den kleinsten Schulen die großartigen und mannigfaltigen Werke der alten und neuen Autoren in Prosa und Versen“; freilich, meint Butzbach, stellen sich die

[1] Heidemann, Vorarbeiten zu einer Geschichte des höheren Schulwesens in Wesel, Progr. 1853.

meisten dazu an, wie (mit griechisch citiertem Sprichwort) der Esel zur Laute.

Eine lange Reihe von humanistischen Litteraten und ihren Gönnern im ganzen nordwestlichen Deutschland hat Nordhoff in einem Artikel über den westfälischen Poeten Schede (Zeitschr. für preuß. Gesch., XVII, 636 ff.) zusammengestellt. Aus den entlegensten Winkeln, bemerkt Nordhoff, ertönen die humanistischen Laute, Bürger und Adlige, Fürsten und Kleriker, alles streckte die Hand aus nach der neuen Litteratur.

Auch im Hessischen sind die Spuren humanistischer Einflüsse am Anfang des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Unter der Regierung des Landgrafen Wilhelm des Mittleren († 1508), dessen Kanzler Joh. Mutianus, ein Bruder des Gothaer Kanonikers, war, wird eine Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben zu Kassel erwähnt (Weber, 11). Der Benediktinerabt von Fulda, Hartmann von Kirchberg, war selbst humanistisch gesinnt; er berief 1511 den Crotus Rubeanus, der vorher als Schulmeister und Erzieher der jungen hennebergischen Grafen in Schleusingen erwähnt wird (Weicker, Gesch. d. G. zu Schl., S. 3), von Erfurt nach Fulda, um der Klosterschule vorzustehen; derselbe blieb bis 1517, in welchem Jahre er als Mentor junger Adliger nach Italien ging (Strauss, Hutten, 57, 139). Auch Eobanus hatte in dem hessischen Städtchen Frankenberg in der Schule des J. Horlaeus den ersten humanistisch gefärbten Unterricht empfangen.

Für Thüringen war Erfurt die Metropole der humanistischen Bildung. Hier fanden die beiden berühmten hessischen Poeten als Schulmeister Stellung, Eobanus an der Stiftsschule zu St. Severi (1507), Euricius etwas später an der Stiftsschule zu St. Marien. Dem ersteren scheint es mit dem Schulmeistern allerdings nicht sonderlich gelungen zu sein; sein Gönner, der Titularbischof und Domherr Joh. Lasphe (Bonaemilius) ließ ihn bald fallen, trotz der in Aussicht gestellten Dedikation eines großen poetischen Werkes. Eobanus fand dafür an dem Bischof Hiob von Dobeneck einen neuen Gönner, an dessen Hof in Riesenburg in Preußen er von 1509—1513 mit seiner Latinität diente (Krause, I, 52 ff.) — Dem Cistercienserkloster Georgenthal gehörte H. Urbanus an, der Freund Mutians; im Jahre 1508 wurde Spalatinus mit der Lektur in der Klosterschule beauftragt. In Pforta regierte der humanistisch gesinnte Abt Balthasar (Winter, Cistercienserklöster, III, 85).

Der Rat der Reichsstadt Nordhausen schloß im Jahre 1522 mit dem Stift einen Vertrag wegen der beiderseitigen Schulen, wodurch unter anderem festgesetzt wurde, daß beide in ihrer Schule den Ge-

brauch der Grammatik von Heinrichmann durchführen, sowie auf Anleitung zur Verfertigung lateinischer Episteln besser als bisher halten wollten, auch darauf achten, daß keine unnützen *actus* und *autores* ferner gehalten, dagegen die Evangelien und die Episteln Pauli den Kindern eingeprägt würden (Förstemann, Nachrichten von den Schulen zu Nordh., 1830).

Im Ratsprotokoll der Stadt Hannover, welches regelmäßig Eintragungen über die jährliche Annehmung eines Schulmeisters hat (mitgeteilt von Ahrens im Progr. des Lyceums 1869), findet sich zum Jahr 1515 die Bemerkung, daß der Schulmeister ein Regiment halten wolle, wie zu Zwolle und Deventer gehalten wird. Ein neues Schulstatut wurde 1521 verfaßt; darnach wurde die Zahl der auswärtigen (Bettel-) Schüler auf 100 beschränkt, der Schulmeister verpflichtet vier gute Gesellen zu halten und die Kinder ihr Latein sprechen zu lehren in *forma meliori;* die bisher gezahlte Pacht wurde ihm erlassen.

Auch in Sachsen hatten schon vor der Reformation die neuen Studien in den Schulen Wurzel gefaßt. In den Bergstädten Freiberg, Schneeberg, Chemnitz, Zwickau hatte der aufblühende Bergbau Wohlstand und damit das Verlangen nach feinerer Bildung hervorgebracht. In Freiberg entstand um 1515 neben der alten Domschule eine neue humanistische Schule, an welcher mit einer Besoldung vom Rat zuerst Aesticampianus und Mosellanus, später, da beide im Jahre 1517 die Stadt verließen, Sobius und Sbrulius lehrten.[1] In Zwickau, dessen Stadtschule schon am Ende des 15. Jahrhunderts in großem Ansehen stand, war seit 1517 der humanistisch gebildete Stephan Roth Rektor. Sein Baccalarius G. Agricola erhielt im Jahr 1518 vom Rat eine Besoldung, um Griechisch zu lehren; er wurde, als Roth 1520 an die Schule zu Joachimsthal ging, dessen Nachfolger; neben ihm lehrten der in der sächsischen Schulgeschichte später hervortretende J. Rivius und der Hebraist J. Forster. Unter dem folgenden Rektor Natter aus Lauingen wurde 1523 eine großartige Ankündigung eines „Neuen Studii und jetzt aufgerichteten Collegii in fürstlicher Stadt Zwickau auf drei Hauptsprachen, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch gestellt“ gedruckt und veröffentlicht. In fünf Klassen wird ein Unterricht, der den Kursus der philosophischen Fakultät in der dritten, aller übrigen Fakultäten in der zweiten Klasse einschließt, in Aussicht gestellt. Griechisch soll schon in der zweiten Klasse von unten begonnen, in der obersten Homer, Euripides, Aristoteles gelesen werden; dazu das

[1] Süss, Geschichte des Gymnasiums zu Freiberg. Progr. 1876/77.

alte Testament in drei Sprachen. Der ganze Terenz, einige Stücke vom Plautus, viel aus Horaz und Virgil soll auswendig gelernt, des Horaz Oden in der Schule gesungen, des Terenz Komödien aufgeführt werden u. s. f. Der Entwurf des windig-prahlerischen Mannes, in gespreiztem Stil geschrieben, ist offenbar zum Prunk gemacht, nicht zur Ausführung. Die Schule sank schnell, nicht allein durch den Rektor, dem ein Zeitgenosse wohl nicht mit Unrecht Mangel an *judicium* vorwarf, sondern vor allem infolge der Reformationsunruhen.[1]

Auch in anderen sächsischen Städten werden humanistische Schulmeister erwähnt: in Leipzig an der Thomasschule lehrte 1518—1522 J. Poliander (Graumann), welchem P. Mosellanus sein Schulbüchlein, die *Paedologia*, widmete; in Meißen an der Domschule H. Pollichius; im Kurkreis hatte Torgau eine angesehene Schule. Überhaupt war, wie die Protokolle der ersten Visitation ausweisen, fast in jeder Stadt eine Schule; allein in den kursächsischen Ländern werden bei der Visitation in den Jahren 1527—1529 70—80 Schulen erwähnt.[2]

In Rostock hatten die Hieronymianer seit 1462 eine Niederlassung; eine darin eingerichtete Druckerei machte die klassischen Schriftsteller im Norden Deutschlands zugänglicher. Die mit der Universität verbundene Schule (das *paedagogium Porta coeli*, nach dem Haus genannt) hatte schon vor der humanistischen Universitätsreform vom Jahr 1520 humanistische Lehrer, so seit 1508 den C. Pegelius, der 1516 als Prinzenerzieher nach Schwerin berufen wurde. In der Lektionsordnung des Jahres 1520 finden sich Übungen im Briefschreiben, wozu Briefe des Cicero und Plinius gebraucht werden, ferner poetische Übungen, *in diversis generibus carminum, adhibitis exemplis probatorum poetarum, Virgilii, Horatii, Ovidii, Catulli, Tibulli, Silii et reliquorum sine numero priscorum et modernorum* (Krabbe, Univ. Rostock, 168, 303, 352 ff.).

Selbst bis Hinterpommern war die neue Bildung schon vorgedrungen. Joh. Bugenhagen, in Greifswald durch Buschius zum neuen Leben erweckt, war von dem Abt des Klosters Belbuck bei Treptow als Schulmeister angenommen; er leitete die Schule von 1505—1521 im humanistischen Sinne; mit den Münsterschen Humanisten stand er in Beziehungen, indem er ihnen Gefördertere unter seinen Schülern schickte (Vogt, Bugenhagen, 7).

[1] Herzog, Geschichte des Zwickauer Gymnasiums. Die Schulordnung von 1523 bei Müller, 244 ff. Ergänzungen aus dem Ratsarchiv in Erlers P. Plateanus, Zwickauer Progr. 1878.

[2] Burckhardt, Geschichte der sächs. Kirchen- und Schulvisitationen in den Jahren 1524—1545 (1879). Art. Sachsen in Schmids Encyklopädie, VII, 436 ff., von Dietsch.

Unter allen deutschen Ländern waren die Marken vielleicht am wenigsten von der neuen Bildung berührt. Sie waren wirtschaftlich am wenigsten entwickelt und von den damaligen Brennpunkten des deutschen Lebens am weitesten entfernt, oder, gegenüber den Ostseeküstenländern, am schwersten zugänglich. Sie sparten ihre Kräfte für die Zukunft.

Ziehen wir die Summe. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts standen die deutschen Universitäten und Schulen noch im ungestörten Frieden; auf jenen regierten THOMAS und SCOTUS, auf diesen ALEXANDER mit unangefochtener Autorität. Höchstens einige Kunde von der in Italien entstandenen neuen Bildung war über die Alpen gekommen, und hie und da versuchte ein Schreiber die künstlichen Wendungen der aus Italien in der Kanzlei seines Herrn anlangenden Briefe nachzubilden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde der Besuch italienischer Universitäten häufiger und gegen Ende desselben galt er für unerläßlich zur Erlangung einer höheren Bildung. Auch an den deutschen Universitäten begannen seit den fünfziger Jahren einzelne Magister über die römischen Poeten und Oratoren zu lesen oder, was gleichbedeutend ist, Poesie und Eloquenz zu lehren, zum Teil fahrende Leute, ohne solide Wissenschaft und ohne Würde oder auch nur Ehrbarkeit des Lebens. Die Universitäten verhielten sich im ganzen nicht ablehnend, wenn sie auch zu dem Beginnen und der Erscheinung einzelner Apostel der Humanität den Kopf schüttelten; des Wertes ihrer eigenen Wissenschaft waren sie noch völlig sicher. Allmählich begannen die geistlichen und weltlichen Herren und die patrizischen Stadtregierungen für die Sache der neuen Bildung sich zu interessieren; das neue Latein wurde Mode, die päpstliche und kaiserliche Kanzlei gingen voran, man fing an sich seiner Barbarei zu schämen. Die Regierungen stellten daher an den Universitäten Lehrer der Poesie und Eloquenz an, um das elegante Latein auf dem eigenen Boden zu ziehen. Die Schulen folgten, sobald die Universitäten Magister lieferten, welche die neue Sprache lehren konnten. Hin und wieder kamen sie auch den Universitäten zuvor; wie denn WATTENBACH einen humanistischen Lehrer, einen Italiener Namens ARRIGINUS, entdeckt hat, der schon um 1450 im Dienst der Culmbacher Markgrafen auf der Plassenburg die Eloquenz lehrte.

Mit dem neuen Jahrhundert wurde das Verhältnis zwischen den Poeten und den Vertretern der alten Schulphilosophie und -theologie gespannter. Die Poeten wurden aggressiver, sie waren nicht zufrieden, wie bisher, neben den Magistern zu lehren, sie verlangten ihren Unter-

richt an die Stelle des alten zu setzen. Zwar über das Latein der Schulphilosophie hatte sich schon Luder wegwerfend genug ausgesprochen; jetzt aber ging es an die Schulphilosophie selbst. Die offiziellen Kurse und Promotionsprüfungen waren bisher wesentlich so geblieben, wie sie beim Entstehen der Universitäten sich entwickelt hatten. Jetzt eröffneten die Poeten Philomusus, Buschius, Aesticampianus, Mutianus und seine Schar, Melanchthon u. a. den Kampf gegen den Bestand jenes, wie sie sagten, unsinnigen und barbarischen Unterrichts selbst. Sie drückten überall und insbesondere vor ihren Schülern ihre Verachtung jenes Krams auf das Unverhohlenste aus. Die Jugend, wie überall *rerum novarum studiosa*, lief ihnen zu; sie begann die Schulphilosophie zu verachten und der alten akademischen Auszeichnungen sich zu schämen; Hutten verleugnete sein Frankfurter Baccalariat wie eine erlittene Beschimpfung und Mosellanus ließ mit Achselzucken sich den Titel eines Magisters anhängen. Auch die alten Lebensordnungen, die klösterliche Zucht in den Kollegien und Bursen, die klerikale Tracht, wurden von der eleganten Jugend, die in den Humanistenschulen über Mönche und Magister lachen gelernt hatten, verhöhnt und verabscheut. Die beweglichen Klagen über Auflösung aller Disziplin und Zucht, welche die Briefe der dunkeln Männer den Leipziger Magistern Unckebunck und Irus Perlirus in den Mund legen, waren gewiß nur zu berechtigt.

Die alten Magister und Doktoren versuchten hin und wieder dem Vordringen jener Menschen entgegenzutreten. Sie ärgerten und reizten dadurch nur die reizbaren Litteraten, die ihnen mit der Feder und dem Worte überlegen waren. Die regierenden Herren waren überall auf der Seite des Fortschritts; sie hatten Humanisten und Verbündete der Poeten zu Räten, Schreibern, Kaplänen, Hofpredigern. So wurden die alten ehrwürdigen Korporationen überall genötigt sich selbst zu modernisieren. Fast gleichzeitig fanden um 1520 an allen deutschen Universitäten derartige Reformversuche statt: es wurden neue Statuten gegeben, welche den Gebrauch der neuen Übersetzungen vorschrieben und zugleich die alten Kommentare und Quästionen abzuthun geboten. Die Lektionen der Poeten und Oratoren wurden zum Teil in den obligatorischen Kursus aufgenommen, dazu griechische Lekturen an allen Universitäten errichtet. Die griechische Sprache, die im 15. Jahrhundert noch regelmäßig in Italien oder Paris gesucht werden mußte, war um 1520 in Deutschland akklimatisiert, Mosellanus und Melanchthon sind die ersten bedeutenden Gräcisten, die Deutschland nie verlassen haben.[1]

[1] Ein sichtbares Symptom des Sieges der neuen Bildung ist auch das völlige Verschwinden des Doctrinale, aus dem drei Jahrhunderte die Gram-

Man sieht, der Sieg des Humanismus war entschieden. Nicht Vertreibung der Humanisten durch die „Barbaren", sondern Vertreibung der Barbarei durch die Humanisten hatte stattgefunden; überall erblicken wir die Barbaren im Weichen. Der Siegesübermut der jungen Humanisten kannte keine Grenzen. Einen litterarischen Terrorismus, wie er gegen die Verteidiger des Alten, gegen die Hochstraten, Arnold von Tungern, Ortuinus, Lee im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts geübt worden ist, hat es vielleicht zu keiner Zeit weder vorher noch nachher gegeben.

Was war es doch, das den Humanismus so unwiderstehlich machte? Die Vortrefflichkeit der klassischen Litteratur? Das ist keine Antwort. Das 13. und 14. Jahrhundert war von der Vortrefflichkeit seiner philosophisch-wissenschaftlichen Unternehmungen nicht minder durchdrungen, es ließ sich davon keineswegs durch die ihm nicht unbekannte poetische und oratorische Litteratur der Römer abziehen.

Als letzten und tiefsten Grund wird man, wie ich glaube, keinen anderen finden, als den zu Anfang angedeuteten: im Humanismus stellt sich das Drängen des modernen Geistes nach einer ihm gemäßen Erscheinungsform dar. Der Lebenstrieb der abendländischen Völker war noch unerschöpft, er strebte der Hülle der supranaturalistischen Religion sich zu entledigen, unter welcher verborgen er während des Mittelalters und besonders während der letzten Hälfte desselben die ersten Kulturtriebe entwickelt hatte; er fand in der naturalistischen Bildung des vorchristlichen Altertums seine Lebensempfindung und Weltanschauung ausgedrückt; darum bemächtigte er sich ihrer Formen.

Die Ursachen, aus welchen dieser Vorgang eben jetzt eintrat, lassen sich vielleicht noch etwas bestimmter bezeichnen. Das 15. Jahrhundert hatte das deutsche Volk reich gemacht; der Welthandel seiner Kaufleute hatte in den großen Städten, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Köln, Lübeck, große, im Verhältnis zur früheren Armut unermeßliche Reichtümer aufgehäuft. Eine große Verfeinerung des Lebens war die Folge, die Häuser der Kaufherren, die Höfe der geistlichen und weltlichen Fürsten gaben Zeugnis davon. Die Erscheinung der Menschen selbst wurde eine andere: buntfarbige, geschlitzte, kurze

matik gelernt hatten. In den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts waren die *partes Alexandri* noch ein ständiger Artikel wie des Vortrags in Universitäten und Schulen, so des Buchdrucks; in Basel, Straßburg, Köln, Deventer, Leipzig, Nürnberg erschienen Jahr für Jahr Neudrucke und Kommentare. 1520 hört plötzlich mit der Nachfrage auch die Herstellung neuer Auflagen vollständig auf. (Man sehe die Aufzählung der Ausgaben in Reichlings Ausgaben des Doctrinale; Mon. Paed., Bd. XII, S. CCXCV.)

Hosen und Wämser verdrängten die alte, die Körperform dem Auge entziehende Tracht. Es ist wiederholt bemerkt worden, wie die Universitätsordnungen vergebens dem Eindringen der Mode in die klerikale Welt widerstrebten. Es ist wohl nicht zufällig, daß jene neue Krankheit mit der neuen Mode gleichzeitig ihren Einzug hielt. Die Schriftsteller um 1500 sind voll von der großen Veränderung. Selbst zum großen Teil aus dem Bauernstande abstammend (es gab noch keine geistlichen und weltlichen Beamten, welche ihre Söhne studieren ließen), sahen sie mit Erstaunen die Pracht der Wohnungen und Geräte, die Kostbarkeit der Kleidung und des Schmuckes, die Üppigkeit des Tisches und der Haushaltung des Herrenstandes: aus allen Ländern werde das Köstlichste zum Genuß und Schmuck des Lebens zusammengebracht. Es sind diese Dinge, welche den Humanisten den Stoff zu rhetorischen Moralisationen gegen den Luxus gaben.[1]

Sie sahen nicht, daß die Poesie und Eloquenz selbst zu diesem Luxus als dessen feinste Blüte gehörte. Sie preisen in einem Atem die Einfachheit, die Genügsamkeit, die Sitteneinfalt der Altvordern und die Kunstliebe und Freigebigkeit ihrer Gönner. Sie hätten sich von einem der von ihnen verachteten altfränkischen Theologen über diesen Widerspruch aufklären lassen können. In den von Wattenbach mitgeteilten, oben (S. 47) erwähnten Briefen des Wiener Professors K. Säldner wird der Zusammenhang zwischen dem Luxus des Herrenstandes und der neuen humanistischen Litteratur deutlich angezeigt und das Bedenkliche der Sache hervorgehoben: in den honigsüßen Poemen und Reden der Humanisten genössen die Fürsten und Kaufherren den Prunk und die Großartigkeit ihrer Hofhaltung nochmals in einer feineren, gleichsam spirituellen Form. Freilich, an den Humanisten würde die Aufklärung verloren gewesen sein. Sie würden weiter über die Verachtung der Welt deklamiert und zugleich soviel als möglich von ihren Gütern zu gewinnen gestrebt haben.

Konnte so die humanistische Litteratur erst jetzt entstehen, weil

[1] Janssens Geschichte des deutschen Volkes giebt im I. Band von der ganzen mächtig aufsteigenden Kulturentwickelung des 15. Jahrhunderts ein anziehendes Bild; über den Luxus handelt besonders das dritte Kapitel des dritten Buches. Von dem gleichen Vorgang bei den nördlichen Nachbarvölkern, wo er aber mit etwa einem halben Jahrhundert Flutverspätung eintritt, handelt das interessante Werk von Troels Lund: Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts (Kopenhagen 1882). Zahlreiche Äußerungen deutscher Zeitgenossen der Bewegung hat G. Schmoller in einem Aufsatz: zur Geschichte der nationalökonomischen Ansichten in Deutschland während der Reformationsperiode (Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft, Bd. XVI, 461—716) zusammengestellt und beleuchtet.

erst jetzt Nachfrage nach ihr war, wie auch die Buchdruckerkunst erst erfunden werden konnte, seitdem eine ausreichende wirksame Nachfrage nach Büchern stattfand, so wurde ihr Durchdringen erleichtert durch einen Umstand, welcher das vorhandene Alte widerstandsunfähig machte: die Schulphilosophie hatte den von ihr bestellten Boden erschöpft. Die Jugend sah sich nach einem neuen Arbeitsfeld um; auf dem Gebiet der spekulativen Philosophie war, mit einem vulgären Ausdruck, nichts mehr zu machen. Die ALBERTUS und THOMAS und SCOTUS hatten schon nicht mehr viel zu thun übrig gelassen, als zu lernen und etwa zu kommentieren, d. h. den Inhalt in ein neues Gefäß überzuschütten. Die menschliche Natur erträgt dies nicht lange. Es ist eine alte immer wiederkehrende Klage, daß die Jugend nach dem Neuen begierig sei. Sie will nicht lernen, was die Alten gedacht, sondern sich selbst versuchen mit eigenen Gedanken. Daher überall das schnelle Herzudrängen, wo ein neues, noch unangebautes Gebiet sich aufthut. So hatte man sich einst in Paris zu der neuen Philosophie gedrängt. Die Scholastik war auch einmal jung gewesen und hatte wie jede allerneueste Philosophie mit unerhörten Schätzen der Einsicht zu bereichern versprochen und bei der Jugend Glauben gefunden. Jetzt verließ eine neue Jugend den viel durchwühlten Boden, sie glaubte nicht mehr, daß Schätze daraus zu bringen seien; schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begegnet man vielfältigen Klagen: unermeßliche unfruchtbare Kommentare seien durchzuarbeiten, ehe man zu den Sachen komme, eher komme man wohl zu grauen Haaren, als auf diesem Weg zur Einsicht. Eben in diesem Augenblick that sich wie ein neues, unerschöpftes Arbeitsfeld das Altertum auf. Der Buchdruck machte die römische Litteratur allgemein zugänglich und wie durch ein providentielles Zusammentreffen trat gleichzeitig die alte griechische Litteratur in den Gesichtskreis des Abendlandes. Hier war Arbeit, die reiche Ernte verhieß; was war unmittelbar für Sprache und Bildung zu gewinnen! was war an philologisch-historischer Arbeit erforderlich, die Schätze zu heben! So strömte die Jugend in das neu entdeckte Goldland, den alten Schulacker verschmähend. — Es wird die Zeit kommen, und sie ist wohl nicht mehr fern, wo auch dieses Feld abgebaut und verlassen sein wird. Dann werden die Bücher der Philologen zur Ruhe kommen, wie die Bücher der alten Schulphilosophen vor 300 Jahren zur Ruhe gekommen sind und neue Goldländer werden die Jugend locken.

Zweites Buch.

Die Begründung des protestantischen und katholischen Gelehrtenschulwesens im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.

1520—1600 (1648).

Zweites Buch

Die Begründung des protestantischen und katholischen Lehrbestandes im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation

1520—1600 (1648)

Erstes Kapitel.

Der Ausbruch der kirchlichen Revolution und ihre Wirkung auf die Universitäten und Schulen.

Das Jahr 1520 bildet einen der entscheidenden Wendepunkte in der deutschen Geschichte. Die Universitätsrevolution ging über in die Kirchenrevolution.

Vom Jahre 1520 ab war Wittenberg der Herd der Revolutionsbewegung in Deutschland. An Erasmus' Stelle trat Luther. Hatte in den vorhergehenden Jahren Luther sich den Häuptern des Humanismus genähert, in Briefen an Mutian (1516), Reuchlin (1518), Erasmus (1519), so wendeten sich nun die Führer der Radikalen unter den Humanisten, Crotus und Hutten, an Luther mit dem Anerbieten der Bundesgenossenschaft. Sie stellten sich dem Mönch, auf dessen Schulgezänk sie noch eben zuvor verächtlich herabgeblickt hatten, zur Verfügung, mit ihm zum letzten großen Schlage auszuholen. Sie begannen in seiner Tonart zu schreiben; die Citate aus den Klassikern weichen Schriftstellen; die evangelische Freiheit wird ihr Feldgeschrei an Stelle der Bildung und Humanität.

Luther nahm das Bündnis an. Es ist, wie zuerst Kampschulte hervorgehoben hat, nicht ohne Einfluß auf seine Haltung geblieben. Erst jetzt wurde die lutherische Sache, die in der That als „Mönchsgezänk", d. h. als Schulstreit um ein Stück der kirchlichen Praxis und Lehre angefangen hatte und während der ersten Jahre auch als solcher ausgetragen oder gestillt werden zu können schien, zu jener ungeheuren Revolutionsbewegung, welche die Pforte der Kirche aus den Angeln hob.[1]

[1] Man hat mir den Ausdruck Kirchenrevolution für die Reformation übel genommen. Ich kann mir nicht helfen, ich finde, es ist der wirklich bezeichnende Ausdruck für das Ereignis; wobei es natürlich gar nicht auf eine Verurteilung der Sache abgesehen ist: die Begriffe der Geschichte von Recht und Unrecht sind andere als die der Jurisprudenz. Und zwar gilt der Ausdruck nicht bloß im allgemeinen, sondern im technisch-politischen Sinne: es findet

Auf das Bündnis mit den Humanisten weist vor allem die in diesen Jahren bei LUTHER so stark hervorbrechende nationale Leidenschaft, der inbrünstige Haß gegen die Romanisten hin, wie ihn das Sendschreiben an den christlichen Adel vom Jahre 1520 atmet; HUTTEN hatte ihm die Augen dafür geöffnet, wie das allzu gutgläubige deutsche Volk von den römischen Kurtisanen ausgeplündert und an der Nase geführt werde. Nicht als ob LUTHER das nicht auch selbst gesehen und empfunden hätte, aber bei ihm war dies weltliche Moment ursprünglich ein untergeordnetes, erst an HUTTENS glühender Beredsamkeit entzündete sich auch bei ihm die Empfindung zu heller Flamme. An die Renaissance erinnert doch auch jener Zusatz von derbem Naturalismus, den das reine Evangelium im Kampf gegen Cölibat und Mönchtum erhält und der LUTHER zuweilen reden läßt, als ob die Enthaltung von den Werken des Fleisches eine Auflehnung gegen Gottes Willen und Gebot sei. Freilich ist es ein anderes, wenn LUTHER so spricht, als wenn MUTIAN es thut. Und auch der Ton ist ein anderer:

ein gewaltsamer Bruch der alten Verfassung statt. Eine Reformation der Kirche suchten die großen Konzilien des 15. Jahrhunderts zuwege zu bringen; wie denn das Wort Reformation dem 15. Jahrhundert überhaupt sehr geläufig ist; jede Statutenänderung einer Universität wird *reformatio* genannt. Das Werk LUTHERS ist nicht Reformation, Umbildung der bestehenden Kirche durch ihre eigenen Organe, sondern Zerstörung der alten Form, ja man kann sagen, grundsätzliche Verneinung der Kirche überhaupt. Er weigert sich, irgend eine irdische Autorität in Glaubenssachen anzuerkennen. Und nicht anders steht es mit dem sittlichen Gebiet: er stellt prinzipiell die Sache absolut auf das Einzelgewissen, freilich das aus Gottes Wort belehrte Einzelgewissen. Sich in sittlichen Fragen auf menschliche Autoritäten verlassen, erscheint ihm nicht viel weniger als gotteslästerlich. Man nehme eine Äußerung, wie die in der Schrift an die Deutschherren, worin er ihnen rät, weltlich und ehelich zu werden (XII, 237 der Weimar. Ausg.): „Obs geschähe, daß ein, zwei, hundert, tausend Konzilien beschließen, daß Geistliche möchten ehelich werden, so wollte ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade vertrauen dem, der sein Leben lang ein, zwei oder drei Huren hätte, denn dem, der ein ehelich Weib nähme nach solcher Konzilien Beschluß, und sonst außer solchem Beschluß keines zu nehmen wagte. Und wollte auch allen an Gottes Statt gebieten und raten, daß niemand aus Macht eines solchen Beschlusses ein Weib nehme, bei Verlust seiner Seelen Seligkeit.“ Also in Sachen des Glaubens und der Sitte auf irgend eine menschliche Autorität sich verlassen, zieht die ewige Verdammnis nach sich; ich denke, härter ist das Prinzip der Selbstverantwortlichkeit des Individuums nie ausgesprochen, schroffer die Möglichkeit irgend welcher kirchlichen Autorität nie verneint worden. — Freilich ist das nicht der ganze LUTHER. Es wird weiter unten noch zur Sprache kommen müssen, wie derselbe LUTHER, der hier den kirchlichen „Anarchismus“ vertritt, später gegen diejenigen auftrat, deren Gewissen aus Gottes Wort eine andere Belehrung gewann, als die Wittenberger darin fanden.

hier pfäffisch-humanistische Lüsternheit, dort Bauernderbheit und Zorn über falsche Heiligkeit.

Und freilich bleibt LUTHER überhaupt, trotz des Bündnisses mit den Humanisten, das der Augenblick herbeiführte, innerlich ein ganz anderer Mann als HUTTEN und ERASMUS. Im Grunde sind diese einem Papst aus dem Hause Medici und seinen Genossen in Italien und Deutschland doch viel näher verwandt, als dem Wittenberger Mönch. LUTHER steht innerlich einem SAVONAROLA, dem großen Hasser der Renaissance mit ihrer Üppigkeit und Weltgesinntheit, sehr viel näher als dem fränkischen Ritter, der für den Mönch von San Marco wohl nicht eine Spur von Verständnis oder Sympathie gehabt hätte. LUTHER ist ein tief religiöses Gemüt, das Verhältnis zu Gott ist der Mittelpunkt seines Lebens, er lebt in der transcendenten Welt. Er hatte Versöhnung und Frieden mit Gott auf dem Wege gesucht, den die alte Kirche wies, indem er im Kloster mit Fasten und Kasteien die Natur auszutreiben bemüht gewesen war; er hatte nicht minder als gläubiger Sohn der Kirche ihre Lehre aufgenommen und die Ketzer gehaßt. Aber der gesuchte Friede war ihm nicht geworden.

Mit diesem Stachel im Herzen war er nach Wittenberg gekommen. Und hier hatte sich nun allmählich die innere Loslösung von der Kirche vollzogen. Zunächst von der Lehre; die philosophischen und theologischen Studien, zu denen er hier durch sein Lehramt geführt wurde, brachten ihn allmählich zu der Überzeugung, daß die Lehre der Kirche mit der Lehre des Evangeliums nicht zusammenfalle. Er entdeckte darin einen starken Zusatz von Menschenlehre und fand, daß dieser von der Vermischung mit der heidnischen Philosophie des Aristoteles herkomme, derselben Philosophie, die er als Lektor in Wittenberg zu lehren hatte. Aristoteles ist in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie naturalistisch, das Evangelium ist supranaturalistisch, das ist die große Einsicht, die ihm in den Jahren seiner philosophischen Lektur aufgeht: mit ihr beginnt seine Loslösung von den geltenden Autoritäten, zunächst den Autoritäten der Schule, endlich der Kirchenautorität selbst. Kein Kapitel, ja keine Zeile, so sagt er mit Selbstbewußtsein, hätten die Doktoren der Schule von ihrem Meister selbst, dem Aristoteles, verstanden: natürlich, was sie nicht sehen, das ist eben der Naturalismus, das Heidentum seiner Philosophie; nur so konnte es geschehen, daß sie ihn zum „Nebenlicht“ neben dem Evangelium gemacht haben. Und davon ist denn das Verderben ausgegangen: in der geltenden Kirchenlehre ist die evangelische Heilslehre überall getrübt durch heidnisch-naturalistische Philosophie: lehrt doch der Meister der Schulen in der Physik die Ewigkeit der Welt und die Sterblichkeit der Seele, weiß er doch in der Ethik kein

Wörtlein von Sünde und Gnade, sondern stellt alles auf die eigene Gerechtigkeit.

Und nun geht ihm ein Licht auf über seine eigenen inneren Erlebnisse: daß er im Mönchtum nicht zum Frieden mit Gott kommen konnte, liegt daran, daß er ihn auf dem falschen Wege gesucht hat, nämlich dem heidnischen Wege der eigenen Gerechtigkeit, statt auf dem Wege des Evangeliums, dem Wege des Glaubens an Gottes barmherzige Gnade, die in Christo erschienen ist.

Und ebenso geht ihm nun auch ein Licht auf über die Verderbtheit des Klerus: sie stammt auch aus der Verweltlichung der Lehre, aus dem heidnischen Wesen, das durch Tugendwerke Gott gefallen und durch Philosophie den Glauben stützen und wohl auch meistern will. Und daraus ist nun die weltliche Gesinnung gekommen, die zuletzt dahin geführt hat, daß die Kirche Gottes zur Versorgungsanstalt für große Herren, daß die kirchliche Gewalt, das Amt der Schlüssel und das Sakrament selbst, zu Mitteln schändlichen Gelderwerbs geworden sind. Das alles ist in dem römischen Papsttum und seinem geistlichen Recht systematisiert und kanonisiert, und so ist der heilige Stuhl in Wahrheit zum Thron des Antichrists auf Erden geworden.

Und ein grimmiger Zorn ergreift ihn, daß er und mit ihm das ganze Christenvolk bisher so betrogen und an der Nase geführt worden ist. Mit der ungeheuren Leidenschaftlichkeit seiner Seele erfaßt er als seinen Beruf, dem Christenvolk ein Befreier von Menschenjoch und Erpressung, von dem großen Seelenfang, zu dem das Kirchenwesen entartet ist, zu werden. Das erste aber ist, den Pelagianismus zu stürzen und die Lehre des Evangeliums aufzurichten: der Glaube allein, dein eigener persönlicher Glaube an Christi Verdienst, nicht irgend ein Kirchenwerk, macht gerecht vor Gott. Damit stürzt dann das ganze Gebäude der scholastischen Theologie und der römischen Kirchenherrschaft.

So hat er mit dem Humanismus gemeinsame nächste Ziele: verhaßt ist beiden die scholastische Philosophie und Theologie; verhaßt ist beiden das kirchliche System mit Mönchtum und Cölibat, verhaßt ist beiden Rom und das Erpressungssystem, das es vor allem ungehindert in Deutschland, dem Land der geistlichen Herrschaften, übt.

Dabei besteht, wie schon gesagt, ein tiefer innerer Gegensatz. Luthers Welt- und Lebensanschauung ist der des Humanismus viel ferner, als die herrschende Kirchenlehre. Man kann das Verhältnis so bezeichnen: Luther will die heidnische Philosophie, die die Kirchenlehre in sich aufgenommen hat, ganz ausscheiden, der Humanismus dagegen will sie rein durchführen und das eigentlich Christliche ausscheiden.

Der Humanismus ist seiner innersten Tendenz nach, wenn er auch, vor allem in Deutschland, noch nicht ein deutliches Bewußtsein davon hat, auf eine rein immanente, naturalistische Weltanschauung gerichtet; die moderne Naturwissenschaft, die das Transcendente aus der Betrachtung der Wirklichkeit eliminiert, liegt in der von ihm gewiesenen und beschrittenen Richtung. Luther dagegen bleibt in der Wunder- und Dämonenwelt des Mittelalters, er teilt allen Bauernaberglauben in der derbsten Gestalt; die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise war ihm fremd und die Aufklärung wäre ihm ein Greuel gewesen. Und nicht minder tief ist der Gegensatz in der Lebensanschauung; der höfische Weltsinn und das sinnliche Genußleben der Humanisten ist ihm verwerfliches Epikuräertum, und ihre Moraltheorie mit dem stoischen Tugendheroismus ist ihm nichts als unchristliche Selbstgerechtigkeit; von Sünde und Gnade wissen die Humanisten nichts, also wissen sie vom Evangelium nichts.

Dieser tiefe Gegensatz ist im Augenblick latent, er ist beiden verdeckt durch den gemeinsamen Haß; Luther und die Radikalen unter den Humanisten finden sich zusammen als politische Freunde. Die Jahre 1520/21 bezeichnen den Höhepunkt der politischen Freundschaft zwischen den Wittenbergern und den Erfurtern. Luther und Hutten werden auf Flugblättern zusammen dargestellt als die beiden Helden, die Deutschland mit dem Wort und mit dem Schwert aus der römischen Knechtschaft zu befreien unternommen haben. Als Luther im Frühling des Jahres 1521 nach Worms auf den Reichstag zog und gegen Erfurt kam, da empfing ihn an der Grenze des Stadtgebiets die ganze Universität, ihren Rektor Crotus an der Spitze, der ihn mit einer schwungvollen Anrede als den großen Feind aller Niedertracht begrüßte. Das *écrasez l'infame,* das Voltaire zwei Jahrhunderte später gegen dieselbe Kirche schleuderte, ist nur eine Wiederholung der Rede des Crotus. Und während des Wormser Reichstags lag Hutten auf der nahen Ebernburg im Hinterhalt, die Hand am Schwert, um den Anhängern und Sendlingen Roms an den Hals zu gehen. Bis zu welcher Siedehitze die Erregung der Gemüter in diesem Kreis gestiegen war, mag man bei Strauss im Leben Huttens nachlesen.

Es kam zu nichts, wenigstens nicht zu einer größeren Aktion. Nicht der Ritter mit dem Schwert, sondern der Mönch mit dem Wort gab den Ausschlag: jener zog sich in die Dunkelheit zurück zum Sterben — ein Symbol der Sache, der er gedient hatte. Luther riß die Führung an sich, die Theologie verdrängte die schönen Wissenschaften wieder aus dem Mittelpunkt des Interesses, den sie eben erobert hatten: in dem Augenblick, wo der Sieg erfochten schien, wurde

er ihnen entrissen. In den folgenden Jahren sind Luthers Schriften die großen Ereignisse, die das deutsche Volk im Innersten erschüttern; die Bewegung beschränkt sich nicht mehr auf die Gebildeten und die Universitäten, sie ergreift das ganze Volk: es handelt sich nicht mehr um Spiel und Bildung, sondern um Religion und Leben.

Was Luther die übermäßige Gewalt gab, das war schließlich doch dies, daß ihm die Sache selber ans Leben ging und daß er für sie das Leben einsetzte. Den Humanisten war es mit ihrer Sache, trotz der großen oratorischen Erhitzung, doch nicht der bittere Ernst. Wie ihnen die Poesie ein Spiel ist, so spielen sie auch mit dem Gedanken der Reform der Kirche. Nicht als ob es ihnen nicht wirklich darum zu thun gewesen wäre, aber um andere Dinge war es ihnen doch noch mehr zu thun, um Ansehen und Ruhm, um Ruhe und Wohlleben. Luther will wirklich ganz und allein die Sache, und darum glaubt er unbedingt an seine Sache: meine Sache ist Gottes Sache. Die Formel drückt seine absolute Gewißheit aus. Man hat sie ihm als Hochmut ausgelegt. Gewiß, Demut vor Menschen, Respekt vor Menschenweisheit und vor Menschenordnungen liegt gar nicht in Luthers Wesen, es fehlt ihm ganz und gar an jener *humilitas* gegenüber der empirischen Kirche, die für den großen Vorgänger Luthers in der Theologie, den heiligen Augustinus, so charakteristisch ist. Und je mehr Luther im Lauf des Lebens aus der Stellung des „Ketzers“ in die Stellung des Haupts einer neuen Kirche übergeht, desto mehr erhält jene Formel einen bitteren Beigeschmack, eine Beimischung von Halsstarrigkeit und Hochmut. Jetzt spricht sie die Entschiedenheit des Mannes aus, der die Last der Unwahrheit, die ihm die Demut zu tragen rät, nicht mehr zu tragen vermag und sie um jeden Preis abzuwerfen entschlossen ist.

Bemerkenswert ist übrigens das Verhalten der alten Führer des Humanismus, Reuchlin, Mutian, Erasmus. Während die jugendlichen Stürmer und Dränger mit Luther fröhlich zum Krieg aufs Messer gegen die römische Kirche auszogen, entging jenen nicht, daß die lutherische Bewegung den Studien und den schönen Wissenschaften gefährlich werden müsse. Reuchlin zog sich vor Luther zurück und suchte auch Melanchthon aus der Verbindung zu lösen. Da dies sich als unmöglich erwies, zertrennte er auch die Beziehungen zu seinem Verwandten und Schüler, von dem er wohl gehofft hatte, er solle einmal sein Nachfolger in seiner Stellung werden. Hutten schrieb dem alten Führer einen groben und beschimpfenden Abschiedsbrief (22. Februar 1521; in Reuchlins Briefwechsel, von Geiger, S. 322, 327). Ähnlich erging es Mutian. In einem Brief an J. Lange,

den Freund Luthers, vom 1. Juli 1520 (bei Krause, Mutians Briefwechsel, 654ff.), ist ihm zwar das Lob Luthers und Melanchthons, neben dem des Erasmus und Reuchlin, in der *Exegesis Germaniae* des Fr. Irenicus, Nektar und Ambrosia; aber doch weiß er von frommen und gelehrten Leuten, daß sie Luthers zerfleischenden Angriff auf die apostolische Majestät Leo's für einen gottlosen Frevel halten. Und, fügt er hinzu, „ich für meine Person trete keinem Urheber von Zank, Streit und Geschimpf bei. Mögen sie an Dinge rühren, die besser ungerührt bleiben, mögen sie die kaum eingeschläferten Liedlein der Böhmen wieder aufwecken und aus Rache die Ehrfurcht vor dem römischen Stuhl ablegen: ich bin ein ruhiger Mann, mich rührt nicht, was sie sich herausnehmen; ich kümmere mich um meine Sachen, nicht um die draußen, und diese Bescheidenheit scheint mir ein Zeichen eines milderen, vielleicht auch eines klügeren Sinnes.“ Er schließt, nachdem er über die Dekretalen seine wegwerfende Meinung gesagt: „Einst las ich zu Erfurt die Bücher Occams; er ist ein Feind der Kanonisten und der römischen Bischöfe. Aber nachdem die Erfahrung mich eines mehreren belehrt hat, bin ich ein guter Schüler des Pythagoras geworden. Ich habe schweigen gelernt und das Widerbellen verlernt; ich bin geworden als ein Stummer, in dessen Munde keine Widerrede ist.“ Immer unfreundlicher wird das Verhältnis zu den Anhängern Luthers, die ihn drängen, konsequent zu sein; in einem Brief an Erasmus vom 1. März 1524 schüttet er sein Herz aus: beinahe alle seien sie abgefallen, nur den Eobanus habe er wieder zu Verstande gebracht: „Mögen sie hingehen, deren Geschäft es ist Menschen zu verletzen; ich liebe die fanatischen Steiniger nicht. Sie zerren die Nonnen aus dem Kloster und wüten wie Rasende.“ Mutianus fühlte die Wirkung der Unruhen am eigenen Leibe; er kam in große Bedrängnis, die Einnahmen seiner Pfründen gingen nicht mehr ein, ringsumher tobte der Aufruhr der Bauern; im Jahre 1526 erlöste ihn der Tod. Es war keine Zeit mehr für die Liebhaber der Beata Tranquillitas.

Am härtesten hat Erasmus den Umschwung gefühlt; auch er wurde durch die Reformation überholt und antiquiert; die humanistische Jugend fiel von ihm ab und dem Bündnis mit Luther zu. In diesem ganzen Jahr, schreibt er am 23. August 1521 an Barbirius (Opp. III, 653), hat kein einziger von allen denen, die jetzt mit Luther gemeinsame Sache gemacht haben, ein Wort an mich geschrieben, keiner mich besucht, während sie früher mit ihren Liebenswürdigkeiten mich beinahe umbrachten. Und 1523 klagt er dem Papst Hadrian (Opp. III, 746): vordem lebte ich mit allen Gebildeten in der erfreulichsten Gemein-

schaft, ich war glückselig durch diesen Besitz; nun ist das alles zerstört und sie hassen mich auf beiden Seiten. — Erasmus hat sich an diesen Haß von beiden Seiten gewöhnen müssen und trägt ihn bis auf diesen Tag. Seine Meinung war, eine strikte Neutralität in dem Kampf der Theologen zu bewahren, alles in ihm sträubte sich dagegen, einer der Parteien sich gefangen zu geben, er wollte in der Rolle des Betrachters bleiben. Freilich eine unmögliche Sache. Er stand zu sehr im Vordergrund, als daß er nicht beständig zur Beurteilung und Teilnahme an den Ereignissen hätte herausgefordert und genötigt werden müssen. Von beiden Seiten bedrängt, wendete er sich schließlich, seiner geschichtlichen Stellung und seiner persönlichen Neigung entsprechend, immer entschiedener von Luther ab; es kam zwischen ihnen zu erbitterten Auseinandersetzungen. Endlich sah sich Erasmus genötigt, vor der auch in Basel durchdringenden Reformation zu weichen; er zog sich nach Freiburg zurück, wo er die letzten Jahre einsam seinen Studien lebte. Die Rückkehr nach den Niederlanden vorbereitend, starb er 1536 zu Basel.

Das Leben des Erasmus hat in der That einen tragischen Ausgang. Er hatte sein Leben lang an einer Reformation der Kirche auf seine Art gearbeitet. In der Unwissenheit und Rohheit des Klerus erblickte er die Wurzel aller Übel, an dem die Kirche und die Zeit litt (s. z. B. Opp. III, 405, 1101). Eben hatte es den Anschein, als sei diese Wurzel, nicht zum wenigsten durch seine fleißigen Axtschläge, abgehauen; die Saat feinerer Kultur und wissenschaftlicher Bildung begann überall aufzusprossen, vor allem auch in Deutschland. Da brach jener furchtbare Sturm herein, der das angefangene Werk ganz zerstören zu sollen schien. Bald konnte man entlaufene Mönche als evangelische Prädikanten von den Kanzeln verkündigen hören, daß Vernunft und Bildung vom Teufel sei; es ist bekannt genug, daß auch Luthers Beredsamkeit diese Formel nicht immer gescheut hat. Und diese Bewegung breitete sich reißend schnell aus; bald kam der soziale Krieg dazu, Universitäten und Schulen gingen ein und das Ende aller Kultur schien herbeigekommen.

Man hat von Erasmus schon damals verlangt und bis auf diesen Tag das Verlangen wiederholt, er hätte sich der lutherischen Reformation anschließen sollen; und man hat, weil er es nicht that, ihm den Vorwurf der Zweideutigkeit und Feigheit gemacht und auch diesen Vorwurf bis heute wiederholt. Mir kommt vor, dieser Vorwurf verrät wenig psychologisches Verständnis und große Befangenheit des Urteils. Es ist schon an und für sich kaum billig, von einem Mann, der eben noch die Führung der ganzen gebildeten Welt in der Hand hielt, zu ver-

langen, daß er sich einem fast 20 Jahre jüngeren Manne unterordne, dessen Name noch vor wenig Jahren nirgends in der Welt, außer in dem obskuren Ort an der Elbe *(in termino civilitatis)*, gehört worden war. Es ist um so weniger billig, als dieser Mann keineswegs dahin führte, wohin Erasmus wollte. Vielleicht hat unter allen Menschen, die jene stürmische Zeit erlebt haben, keiner sie mit objektiverem und deutlicherem Bewußtsein erlebt als Erasmus. Er sah wohl die Fehler der Kirche, er wollte die Beseitigung der Mißbräuche in der Verwaltung, er wollte vor allem die Reform des Klerus, er hat nie aufgehört darauf zu dringen, auch nicht nach dem Bruch mit Luther. Insofern ist er mit Luther einverstanden und wünscht ihm Erfolg. Aber andererseits, ganz mit Luther zu gehen war ihm völlig unmöglich. Für Erasmus war der erste feste Punkt immer gewesen: Reformation in der Kirche; die römisch-katholische Kirche war ihm die gegebene und notwendige Form des geschichtlichen Lebens, die Trägerin aller Bildung und Gesittung im Abendlande. In der Zertrümmerung der Kirche vermochte er kein Heil zu sehen. In dem eben erwähnten Briefe vom Jahre 1521 spricht er sich mit voller Klarheit über sein Verhältnis zu Luther aus: er habe an dessen Sache von Anfang an nicht teilnehmen wollen, denn gleich, schon aus den ersten Blättern, die er von ihm gelesen, habe er gemerkt, die Sache werde in einen Tumult auslaufen; ihm sei aber die Zwietracht so sehr verhaßt, daß er auch die Wahrheit nicht möge, wenn sie zum Aufruhr führe *(ut veritas etiam displiceat seditiosa)*.[1]

Es giebt Menschen, die eine andere Konstitution haben, Männer, die ganz Wille sind und denen es an einer Wahrheit nicht mißfällt, wenn sie etwas seditiös ist. Zu ihnen gehören fast alle diejenigen, deren sich die Geschichte bedient, um große und plötzliche Wandlungen herbeizuführen. Luther gehört zu ihnen. Sie sind aber keineswegs so häufig, als man erwarten müßte, wenn man alle, die den Erasmus der Feigheit zeihen, für Männer von dieser Art halten wollte. Man kann vielleicht auch sagen: das sei nicht einmal wünschenswert; die regelmäßige Arbeit an dem Wachstum der Kultur und der Wissenschaft setze jene Eigenschaft nicht voraus. Auf jeden Fall war Erasmus nicht von dieser Art. War Luther ganz Wille, so war Erasmus ganz Intellekt, wie es die Natur auf die beiden Gesichter

[1] Es ist ganz dieselbe Gesinnung, die Jac. Spiegel in einem Briefe ausdrückt: *Eatenus Lutherizo, quatenus intacta manent sacra religionis. Improbos mores, luem et fastum cleri, fraticellorum odium in bonas litteras et scholasticorum quisquilias priusquam nomen Lutheri nasceretur, proscidi et lingua et calamo* (Knod, Progr. Schlettstadt 1886, S. 24).

mit großer, fast möchte man sagen, erschreckender Deutlichkeit geschrieben hat.[1]

Beide Männer hatten von dem Gegensatz ihres Wesens ein deutliches Bewußtsein. Luther schreibt einmal von Erasmus (an Spalatin, 9. Sept. 1521): er sei von der Erkenntnis der Gnade weit entfernt; „Erasmus hat in allen seinen Schriften nicht das Kreuz, sondern den Frieden im Auge. Daher will er alles fein höflich und mit wohlwollender Humanität getrieben haben. Aber um diese kümmert sich Behemath nicht und bessert sich dadurch nicht im geringsten." Andererseits sah Erasmus, daß seine Rolle, seitdem Luther die Führung an sich gerissen habe, ausgespielt sei. Als ihn der Papst Hadrian im Jahre 1523 bewegen wollte, als Verteidiger der Kirche nach Rom zu kommen, antwortete er ablehnend: bei dieser Tragödie könne er nur Zuschauer, nicht Mitspieler sein. Er sah, daß die Entscheidung nicht mehr beim Intellekt, sondern beim Willen und zuletzt bei den Waffen sei. Der Intellekt zog sich vor dem Willen zurück, nicht ohne schmerzliche Enttäuschung; er hatte einen Augenblick den Traum geträumt, daß sein Reich auf Erden angebrochen sei. — Der Wandel in der Stellung beider Männer zu einander spiegelt sich in Luthers Briefen an Erasmus: in dem ersten (1519) redet ihn Luther als den großen Mann an, zu dem er, der unbekannte und unbedeutende, aufschaut; in dem letzten (1524) spricht er zu ihm mit herablassender und fast beleidigender Nachsicht: da ihm die Gabe des Mutes nicht verliehen sei, so thue er wohl daran sich dem Kriege fern zu halten; er möge diese Zurückhaltung auch ferner bewahren, dann solle ihm kein Leid geschehen.

Es ist verständlich, daß Luther einen Mann von dieser Art geringschätzt, daß er die von jenem prätendierte Neutralität in dem großen Kampf ihm als schändliche Gleichgültigkeit, als nihilistischen

[1] Wie sehr Luther Wille war, spricht sich auch in einem merkwürdigen Urteil über Aristoteles ungemein deutlich aus. „Cicero übertrifft," heißt es in den Tischreden einmal, „Aristotelem weit *in philosophia* und mit Lehren; *officia Ciceronis* sind viel besser denn *Ethica Aristotelis.* Nachdem Cicero in großen Sorgen im Regiment gesteckt ist und große Bürde, Mühe und Arbeit auf ihm gehabt hat, so ist er weit überlegen Aristoteli, dem müßigen Esel, der Geld und Gut und gute faule Tage genug hatte." Luther verachtet den theoretischen Menschen, den Denker, man könnte auch sagen, den Griechen in Aristoteles; der Römer, der Staatsmann und Redner ist ihm eine verwandtere Natur. Auch sein Haß gegen Erasmus hat etwas davon, er scheint ihm mit den Dingen zu spielen, wie es die Art der Griechen ist: „Cicero," heißt es ein andermal, „hat sein Ding mit Ernst geschrieben, *non ita lusit et graecissavit ut Aristoteles et Plato.*"

Skeptizismus auslegt, ebenso wie es verständlich ist, daß Hutten sich mit Haß von dem Mann abwendet, der für den alten Verehrer in seinem Elend nur ein kühles Mitleid hatte. Dagegen hat es etwas von verletzendem Pharisäismus, wenn sich die heutige Gelehrtenwelt über ihn mit hochmütiger oder herablassender Miene zu Gericht setzt. Gewiß, Erasmus war nicht eine Heldennatur wie Luther; er war auch nicht ein Heiliger, der sein Haus zum Asyl für Elende und Verfolgte macht. Erasmus war ein Gelehrter; er liebte die Studien und die Ruhe, auch war er der Ehre und dem Behagen nicht Feind; dabei aber ein Arbeiter von einer Rastlosigkeit und Fruchtbarkeit, wie es nicht viele gegeben hat, und der Schmeichelei doch wohl weniger ergeben, als die meisten seiner humanistischen Zeitgenossen; er sagte den großen Herren, die ihn umwarben, nicht bloß die Dinge, die sie zu hören wünschten. Wer will, in unserer Zeit, einen solchen Mann schelten? Wenn ein Richter, der Herz und Nieren prüfte, die heutigen Gelehrten in zwei Gruppen teilte, eine nach dem Typus Luthers, eine nach dem Typus des Erasmus, ich glaube nicht, daß die erste Gruppe zahlreicher ausfallen würde. Ja würden nicht Viele wenigstens zu dem intellektuellen Habitus, den Luther am Erasmus nicht ertragen kann, mit Stolz sich bekennen? Luther ist ein dogmatisch, Erasmus ein historisch kritisch denkender Geist. Sobald Luther sich überzeugt hat, daß seine Sache in der Bibel gegründet ist, ist für ihn alles entschieden und er fährt zu, ohne mit Fleisch und Blut, d. h. mit der Vernunft, sich zu beraten. Erasmus ist nicht so leicht fertig, er erwägt mit der Vernunft die Gründe und die Folgen und die Bedenklichkeit des rückwärts und vorwärts schauenden Blicks hemmt seine Schritte. Gewiß war nur ein Geist von der ersten Art im Stande, die römische Herrschaft zu brechen. Aber ebenso gewiß ist, daß es derselbe Geist eines subjektivistischen Dogmatismus war, der in den öden Lehrstreitigkeiten der neuen Kirche alsbald sein Wesen zu treiben begann, und daß erst durch eine starke Beimischung Erasmischen Geistes das Zeitalter Kants und Goethes, das Zeitalter des freien Gedankens und der Achtung vor Andersdenkenden, möglich wurde.

Ja, schließlich, wäre es möglich, den zu widerlegen, der behaupten wollte, daß wir auch ohne den Umweg über Reformation und Gegenreformation, über Landeskirchen und dreißigjährige Kriege, auf dem Wege, den Erasmus gehen wollte, direkt zu diesem Ziele hätten gelangen können? Hätte nicht die Kirche doch vielleicht von innen heraus reformiert werden, hätte nicht der Humanismus sich innerlich vertiefen und die neue wissenschaftliche und philosophische Forschung aus sich hervorbringen können, in Frieden mit der innerlich erneuerten

Kirche? So dachte ERASMUS. Ich behaupte nicht, daß es möglich war; die Geschichte zeigt eine Neigung zu dem Weg durch Revolutionen. Dennoch, wer will sich anmaßen die Unmöglichkeit zu beweisen? Das wird man auf jeden Fall sagen dürfen: wäre LUTHERS stürmische Gewalt nicht dazwischen getreten, die Geschichte wäre darum nicht zum Stillstand gekommen. Wir können die ungeschehene Geschichte nicht konstruieren und mit der wirklichen vergleichen; aber ebensowenig kann uns jemand darthun: die wirkliche Geschichte war die einzig gute oder doch die bestmögliche. Das kann man glauben, aber man kann es nicht wissen und beweisen. Das dagegen kann man wissen und beweisen, daß die furchtbare Exacerbation des dogmatischen und verfolgungssüchtigen Geistes, die mit der Reformation beginnt, auf beiden Seiten beginnt, mit LUTHERS Art und Auftreten in geschichtlichem Zusammenhang steht. Der Geist der Kritik und der Duldsamkeit, der mit dem Humanismus im Aufsteigen war, ist seitdem auf Jahrhunderte verscheucht. Freilich hat dieser Geist große Verwandtschaft mit libertinistischer Weltgesinnung und skeptischer Gleichgültigkeit, während LUTHERS Geist zugleich der Geist strengen Ernstes und subjektiver Wahrhaftigkeit ist. Freidenker und Bekenner sind sehr verschiedene Naturen.

Ich gehe nun auf die ersten Wirkungen der Reformation auf das Studienwesen kurz ein; sie sind zerstörender Natur. Die Studien lieben die Stille und den Frieden; die leidenschaftliche Erregung, welche LUTHERS Schriften ins Volk warfen, entzog der Poesie und den schönen Wissenschaften rasch die Teilnahme; die bald folgenden furchtbaren Erschütterungen des sozialen Kriegs brachten die Universitäten und Schulen auch äußerlich zu einem beinahe vollständigen Stillstand.

Auch diesen Vorgang will ich im folgenden für die einzelnen Universitäten kurz nachweisen. Ich beginne mit Wittenberg, von wo die Sache anhob. Am 6. Juli 1520 hatte ERASMUS an SPALATIN geschrieben: durch den Kurfürsten Friedrich sei die vor wenigen Jahren kümmerliche und spärlich besuchte Universität mit Sprachen und Wissenschaften auf das schönste ausgestattet worden; so habe jener die neuen Studien gefördert, daß auch die Vertreter der alten zur Klage keine Ursach gehabt hätten. Er schließt: „kürzlich habe ich an MELANCHTHON geschrieben, aber so, daß der Brief zugleich für LUTHER war. Ich bete, daß der allmächtige Gott LUTHERS Stil und Gemüt so mäßige, daß er der evangelischen Frömmigkeit große Frucht schaffe, und daß er einigen Leuten einen besseren Geist gebe, welche mit der Schmach ihren Ruhm, mit seinem Schaden ihren Gewinn suchen.

Ich wollte, daß Luther jene Händel einmal ließe und die Sache des Evangeliums rein und ohne Beimengung von Leidenschaft triebe, vielleicht ginge es besser. Jetzt beladet er die klassischen Studien mit Haß und Verdacht, der uns verderblich, ihm nicht förderlich ist."

Erasmus Wunsch und Bitte ist nicht in Erfüllung gegangen. Es war Luthern ohne Zweifel unmöglich eine Sache ohne Leidenschaft zu treiben.

In dem Schreiben Luthers an den christlichen Adel deutscher Nation bildet die Universitätsreform den 25. Artikel des Programms; er faßt darin seine Ansicht von dem, was ist und von dem, was sein sollte, zusammen. Wie alles, was das Papsttum eingerichtet habe, nur darauf gerichtet sei, Sünde und Irrtum zu mehren, so auch die Universitäten; der böse Geist selbst sei es, der das Studieren hereingebracht habe, da regiere allein „der blinde heidnische Meister Aristoteles." Aus den Büchern dieses „verdammten, hochmütigen, schalkhaftigen Heiden" werde die christliche Jugend unterrichtet. Dem müsse ein Ende gemacht werden; „lehret doch der elende Mensch in seinem' besten Buch, *de anima*, daß die Seele sterblich sei mit dem Körper desselben gleichen das Buch *Ethica* ärger denn kein Buch der Gnade Gottes und christlichen Tugenden entgegen ist. O, nur stracks weit weg mit solchen Büchern von allen Christen." Also die ganze Grundlage des artistischen Unterrichts ist als Teufelswerk zu beseitigen, höchstens die allein von der Form handelnden Schriften, die Logik, Rhetorik und Poetik, mögen bleiben, aber auch diese ohne die Kommentationen und Quästionen.

Die Heftigkeit des Tones, womit Luther auch in seinen folgenden Schriften von den Universitäten als den eigentlichen Burgen des Teufels auf Erden spricht, ist vielleicht von keinem Angriff auf diese Institute weder vorher noch nachher erreicht worden (Stellen bei Janssen, II, 176, 195, 293). In der Sache gingen die bald massenhaft auftretenden Prediger des reinen Evangeliums zum Teil einen Schritt weiter: sie verwarfen nicht nur den vorhandenen, sondern jeden gelehrten Unterricht: das Wort Gottes sei allein genug und zu seinem Verständnis sei nicht Gelehrsamkeit, sondern der Geist erforderlich; eine Anschauung, die schriftmäßig zu widerlegen allerdings nicht leicht sein dürfte. Daß der Geist Gottes nicht nach dem Maß der Gelehrsamkeit mitgeteilt wird, vielmehr denen zumeist, die thöricht sind vor der Welt, die göttlichen Geheimnisse offenbart, bezeugen Evangelisten und Apostel durch Wort und Beispiel. Hierüber hat sich Karlstadt gewiß nicht getäuscht.

Es ist überraschend zu sehen, wie Melanchthon auf Luthers

Ton einging. Er hatte in jener erwähnten Antrittsrede noch von der Wiederherstellung der echten aristotelischen Philosophie als von seiner großen Aufgabe gesprochen. Aber die Sache gedieh nicht in der neuen Umgebung. Im Sommer 1519 las er über den Römerbrief; aus dieser Vorlesung ging bald die erste Dogmatik der neuen Theologie hervor, die *loci theologici*, 1521 zum erstenmal gedruckt. Paulus und die neue Theologie verdrängten völlig den Aristoteles, ja den Humanismus selbst. In einer Rede: Ermahnung zum Studium der Paulinischen Lehre (gedruckt Febr. 1520, C. R. XI, 34—41), verwirft er nicht mehr bloß die Schulphilosophie, wie auch der Humanist that, sondern die Philosophie überhaupt, als heidnischen Greuel. Die Schuldoktoren haben aus der Theologie jenes alte Weib, genannt Philosophie, gemacht, welches nach Griechenland stinkt (*Graeciae hircissantem anum, Philosophiam*). Paulus ist das Gegengift, ohne Paulus kein Heil: „alle übrigen Wissenschaften magst du verachten; den Paulus vernachlässigen, heißt die Hoffnung der Seligkeit wegwerfen.“

Im Jahre 1520 gab er die Wolken des Aristophanes heraus, wider die Philosophaster, sagt er in einem Brief an Lange (April 1520, C. R. I, 163), nicht die Philosophen, denn diesen bin ich sehr geneigt, wenn sie nur mit Maß und Vorsicht philosophieren. Daß die griechischen Philosophen zu diesen guten Philosophen nicht gehören, kann in der Dedikationsepistel an Amsdorf (Dez. 1520, S. 273 ff.) nachgesehen werden: die Wolken würden eben zu dem Ende zugänglich gemacht, damit die Jugend sehe, was das Altertum selbst von diesem Zeug gehalten habe.

Ausführlicher als schon hier geschieht, hat er dann in der Verteidigung Luthers, welche er unter dem Namen *Didymus Faventius* gegen H. Emser schrieb (Febr. 1521, C. R. I, 286—358), sein Verwerfungsurteil gegen die Philosophie, im besondern gegen die aristotelische, begründet. Die ganze Physik enthalte nichts als Wortungeheuer, wie Materie, Form, Beraubtheit, die geschwätzigen Menschen Stoff zum Schwatzen gebe und die Jugend durch Streiterei um alle Kraft bringe. Dazu komme, daß sie viele Widersprüche gegen die heil. Schrift enthalte. Das gelte doppelt von der Metaphysik: offenbare Atheisten seien die Stoiker und Epikureer, aber ein Atheist auch Aristoteles, „unter dessen Führung, o titanische Frechheit, ihr den Himmel stürmet. Ich klage jetzt nicht die Barbarei der Theologaster an, sondern jene Weisheit selbst, womit ihr die Christen von der Schrift zur Vernunft abgezogen habt. Geh nun, Bock (so wird Emser, mit bekannter Beziehung auf sein Wappen, in dem ganzen Schriftstück angeredet), und leugne, daß die Schulphilosophie Götzendienst sei.“ End-

lich die Ethik ist Christo diametral entgegen. Er zeigt es, indem er die Artikel Gesetz, Sünde, Gnade durchgeht; in allen Stücken lehre die Philosophie das Gegenteil der Wahrheit, die scheußlichste Pest zähle sie unter den ersten Tugenden. In Summa, prostituiert sei die Kirche durch die Philosophie, so daß man mit sodomitischen Lüsten zu kämpfen habe. „Ein Christ ist nicht, wer den Namen eines Philosophen in Anspruch nimmt.“ Dann kommt er auf die Universitäten: nie sei etwas Verderblicheres, Gottloseres erfunden worden, nicht die Päpste, der Teufel selbst sei ihr Urheber; WICLEF zuerst habe es gesehen, daß die Universitäten des Teufels Schulen seien: konnte er etwas Frömmeres oder Weiseres sagen? Die Juden opferten Jünglinge dem Moloch; ein Vorspiel für unsere Universitäten, wo die Jünglinge heidnischen Götzenbildern geopfert werden (343).

Es mag dahingestellt sein, ob wirklich religiöser Glaube, der freilich nach der Vernunft nicht fragt, oder bloß ins Gegenteil umgeschlagene humanistische Eloquenz aus diesen Worten MELANCHTHONS spricht. Das letztere anzunehmen rät allerdings sowohl der Stil dieser Auslassungen als die Thatsache, daß MELANCHTHON sehr bald zu anderer Sprache zurückkehrte. Seiner Natur ist augenscheinlich ein konziliatorischer Rationalismus, wie die scholastische Philosophie ihn darstellt (man vergleiche das Urteil der Pariser theologischen Fakultät über LUTHER, C. R. I, 385 ff.), gemäßer, als die supranaturalistische, alle Gemeinschaft mit der Vernunft ausschlagende Gläubigkeit des Mystizismus. Die Palinodie zu dieser Schmährede auf die Vernunft und Philosophie ist denn auch nicht ausgeblieben.

Mit dem Jahre 1522 beginnen in MELANCHTHONS Briefen und Reden die Klagen über den Verfall der schönen Wissenschaften, die nun bis zu seinem Tode nicht mehr verstummen. Die Theologie, oder wie er sagt, die Pseudotheologen haben mit ihrem barbarischen Gezänk die Musen vertrieben. Es sind nicht mehr die alten scholastischen, sondern die neuen Theologen Wittenberger Abkunft gemeint. Es ist nur allzu wahr, erwidert er EOBANUS Klagen aus Erfurt (22. Juli 1522), daß die Poesie von der Jugend vernachlässigt wird; das bedeutet, wenn mich nicht alles täuscht, den bevorstehenden Verfall der Litteratur und Wissenschaft, wir werden ein Geschlecht hinter uns lassen, das weniger weiß, als das des Scotus. Guter Gott, ruft er in dem folgenden Brief an denselben (April 1523, I, 613) aus, sind das Theologen, deren Weisheit in der Verachtung der Wissenschaften besteht! Muß daraus nicht eine neue, noch dümmere und noch gottlosere Sophistik kommen? Er selbst strebt jetzt aus der Beschäftigung mit theologischen Dingen heraus und zu den klassischen Studien zurückzukehren.

Durch Zufall, schreibt er an Spalatin (März 1523, I, 606), sei er in die theologischen Vorlesungen hineingekommen und sitze nun schon mehr als zwei Jahre auf diesem Riff fest. Er tauge nicht dazu und wünsche loszukommen. Auch sei ein so großer Haufe von Theologen da, daß die Jugend mit Theologie verschüttet werde. Seine Aufgabe sei die Wiederherstellung der schönen Wissenschaften, deren sich so wenige annehmen (vgl. I, 576, 604, 677). Im Jahre 1523 legte er die Notwendigkeit der klassischen Studien den Theologen in einer Rede ans Herz (*encomium eloquentiae*, C. R. XI, 50 ff.): Eloquenz und Einsicht seien unzertrennlich, und diese beiden Dinge seien das Beste, was es unter der Sonne gebe. Leider gebe es gegenwärtig Leute, die leugnen, daß die Theologie aus den sprachlichen Studien Nutzen ziehen könne, und dieser Irrtum, wie durch Ansteckung verbreitet, habe die meisten jetzt dahin gebracht, daß sie die klassischen Studien verachten, um nicht ihr Ansehen unter den Theologen zu verlieren (*ne non valde theologicari videantur*). Die Zungen sollte man, sagt er bald darauf in einer Vorrede (C. R. I, 666), denjenigen ausschneiden, welche die Jugend von den Studien abmahnen.

Melanchthon fühlte sich fremd unter den neuen Theologen. Ich habe hier fast keinen Umgang, außer dem Geschäftsverkehr; so sitze ich zu Hause wie ein lahmer Schuster; so schreibt er an seinen humanistischen Freund Camerarius (1. Nov. 1524, I, 683). Kurz darauf erhielt er einen Brief von Erasmus (10. Dez.): er hätte gewünscht, daß Melanchthon in den Humanitätsstudien geblieben wäre, für welche er durch seine Anlage bestimmt sei; jener Tragödie hätte es an Schauspielern nicht gefehlt. Melanchthon empfand selbst, wenigstens zu Zeiten ähnlich. Freilich, er konnte von Wittenberg nicht mehr fort und auch aus der Verbindung mit der Theologie nicht los. So blieb es nun seine Lebensaufgabe, hier die klassischen Studien, so gut es denn gehen wollte, zu erhalten. Dankbar war die Aufgabe nicht mehr. Die Zeit, wo die ganze Universität sich zu den griechischen Vorlesungen drängte, war vorüber. Im Jahre 1524 waren es, wie wir in Melanchthons Leichenrede von seinem Schüler Vitus Vinshemius vernehmen, ihrer vier, welche die Vorlesung über Demosthenes hörten und den Text dazu aus Melanchthons Exemplar abschrieben; Vinshemius war einer der viere (C. R. X, 193). Die Teilnahmlosigkeit der Studierenden gegen die schönen Wissenschaften und besonders gegen das Griechische bildet von da ab einen stehenden Gegenstand der Anklage in Melanchthons öffentlichen Kundgebungen. Die Anschläge zu seinen Vorlesungen über griechische Autoren sind voll von derartigen Äußerungen. So heißt es im Jahre 1531: ein Bettler soll Homer bei

seinen Lebzeiten gewesen sein, auch heute noch geht er betteln, nämlich nach Zuhörern, so groß ist die Verachtung des besten. Oder 1533: ich hoffte durch die Schönheit der zweiten olynthischen Rede die Zuhörer für Demosthenes zu gewinnen. Aber taub ist das Zeitalter für solche Autoren. Kaum einige Zuhörer hielten aus und diese nicht um des Griechen, sondern um meinetwillen. Im folgenden Jahre kündigte er an: morgen beginne ich die Interpretation von Sophokles, Antigone; eine Ermahnung mag ich nicht hinzufügen, denn an diesen Barbarengemütern wäre sie doch vergeblich. Ähnlich Anschläge von 1538, 1543 (C. R. II, 557, 619, 650, 791, III, 570, V, 274).

Der Zustand der Universität überhaupt war seit 1522 kein guter. Die Frequenz, welche bei der ersten Kunde von den neuen Dingen, die sich zu Wittenberg begaben, plötzlich zu einer außerordentlichen Höhe emporgeschnellt war, sank ebenso schnell wieder. Die Einkommensverhältnisse der Lehrer fielen in große Verwirrung; viele der bedeutenderen Lehrer gingen fort, die Schule verfiel; Melanchthon sah voraus, daß auch er nicht mehr lange da sitzen bleiben werde, nur wollte er nicht um seine Entlassung bitten, dagegen gern gehen, wenn man ihn gehen heißen würde; die von ihm immer wieder angeregte allgemeine Reform wollte nicht zustandekommen (Brief an Baumgärtner 31. Okt. 1524, I, 679). Luther fragte fast an demselben Tage (1. Nov. 1524, de Wette, II, 560) bei Spalatin an, er solle doch herauszubringen suchen, ob es wirklich die Meinung des Fürsten sei, die Wittenberger Universität ganz verfallen zu lassen; dann müsse man eben jedem für sich zu sorgen raten. Im folgenden Jahr scheint, nach wiederholtem und heftigem Drängen Luthers, durch den Nachfolger Friedrichs des Weisen, wenigstens den dringendsten ökonomischen Forderungen abgeholfen worden zu sein (Brief an den Kurfürsten 31. Okt. 1525, de Wette III, 39). Melanchthon wurde mit einer theologischen Lektur, trotz seines Widerspruchs, und mit 100 fl. Gehalt zu den bisherigen 100 versehen. Die Frequenz erreichte ihren tiefsten Stand im Jahre 1527, in welchem eine Pest zur Verlegung der Universität nach Jena nötigte. In den nächsten Jahren wurden die vorzüglichsten Lehrkräfte der Universität, namentlich Melanchthon, durch kirchliche Aufgaben fast ganz in Anspruch genommen, zuerst durch die Visitationen in Kursachsen (1527—1529), dann durch die Religionsverhandlungen mit den Schweizern und mit dem Reich.

Erst in den dreißiger Jahren, nachdem das neue Kirchenwesen sich ein wenig befestigt hatte, kam auch die Universität wieder zu gesichertem Bestand und regelmäßigem Lehrbetrieb. Davon wird später zu handeln sein.

Die Universität Erfurt war die einzige unter allen deutschen Universitäten, welche der Lehre der Wittenberger zufiel; sie war auch die erste, welche daran zu Grunde ging.[1]

Bei jenem oben erwähnten Einzug LUTHERS in Erfurt (6. April 1521) hatte EOBANUS, der natürlich mit seinen Versen bei diesem Anlaß nicht fehlen durfte, die Musen selbst in der Begleitung des Reformators in die Stadt einziehen zu sehen geglaubt. Die Vision stellte sich bald als eine täuschende heraus. Am Tage nach LUTHERS Abreise begann, durch einen geringfügigen Zufall veranlaßt, das sogenannte Pfaffenstürmen: die studentische Jugend vereinigte sich mit der städtischen, unter Zulassung des Rates, zur Plünderung und Demolierung der Häuser der Geistlichen. Diese Exzesse, die sich im Laufe der nächsten Jahre öfter wiederholten, vertrieben zwar die Kleriker, zu EOBANUS' großer Genugthuung (KRAUSE, I, 334); aber bald folgten ihnen die Studenten, deren Eltern an diesem Treiben Anstoß nahmen, und auch die humanistischen Lehrer, denen es unheimlich dabei wurde, verließen zum großen Teil die Stadt. Das Feld nahmen in Erfurt nunmehr die Prädikanten ein, aus den Klöstern entlaufene Mönche, auch LANGE, LUTHERS Freund, war unter ihnen: sie predigten das Evangelium ohne jegliche Beimischung menschlicher Vernunft. Gegen die Sophisten und ihren Meister Aristoteles, gegen die Wissenschaften und die gelehrten Grade wurde von allen Kanzeln gedonnert. Das hätte die Humanisten nun nicht verdrossen, wenn ihnen nicht begegnet wäre, von den Ultras mit zu den Sophisten gerechnet zu werden. Seit Ende 1522 erfüllten sie die Welt mit bitteren Klagen. EOBANUS, der selber erleben mußte, von LANGE als Beschützer der Sophisten denunziert zu werden, worauf er bald mit heftigen Invektiven, bald mit würdelosen Bitten um Schonung antwortete, wendete sich 1523 mit verzweifelten Klagen an die Wittenberger: eine Barbarei werde durch die neue Theologie über Deutschland kommen ärger als die frühere. Eine Sammlung von einigen Briefen, welche seine Klagen ihm einbrachten, veröffentlichte er zum Zeugnis wider die Prädikanten unter dem Titel: *De non contemnendis studiis humanioribus futuro Theologo maxime necessariis aliquot clarorum virorum ad Eob. Hessum Epistolae* (1523). Auch satirische Dialoge auf die neuen Dunkelmänner verfaßte und veröffentlichte er (1524). Aber es half alles nicht; die Immatrikulationen hörten so gut wie ganz auf; die Universität ging fast ganz ein. EOBANUS hungerte; er erbot sich 1522/23 in wieder-

[1] KAMPSCHULTE, Geschichte der Erfurter Universität, Bd. II. Manche Ergänzungen in KRAUSES Eob. Hessus, I, 330 ff.

holten schimpflichen Bettelbriefen, den Sieg Landgraf Philipps über Sickingen mit seinen Poemen zu verherrlichen: sie seien beinahe schon fertig, man möge sie doch um Gottes Willen bestellen. Aber es erfolgte keine Bestellung (KRAUSE, I, 344). Im Jahr 1525 strich ihm der Erfurter Rat seinen Gehalt. Im Jahre 1526 verließ er Erfurt; MELANCHTHON hatte ihn nach Nürnberg an die eben errichtete Schule empfohlen. Freilich kehrte er noch einmal zurück (1533), aber er erlebte keine Freude mehr in Erfurt. Die Universität konnte sich nicht wieder erholen, sie siechte noch fast drei Jahrhunderte und ging dann ein.

Auch das Leipziger Studium litt sehr unter der großen Krisis. War schon gegen Ende des zweiten Jahrzehnts durch den Einfluß Wittenbergs ein Rückgang im Besuch bemerkbar gewesen, so sank im Verlaufe des dritten die Frequenz auf etwa ein Viertel der früheren Ziffer. Noch stärker war die Abnahme der Promotionen. Auch die klassischen Studien gingen zurück, durch die lutherische Bewegung wurden sie dem Herzog Georg, von dem sie bisher entschieden begünstigt worden waren, verdächtig. Als im Jahre 1524 MOSELLANUS vor der Zeit starb, wurde zwar noch ein Nachfolger, der Niederländer JAC. CERATINUS aus Löwen, auf ERASMUS' unbedingte Empfehlung für die griechische Lektur berufen. Doch blieb er nur kurze Zeit; der Herzog glaubte lutherische Neigungen bei ihm wahrzunehmen (BÖHME, 33). Allerdings finden sich unter den Lehrern auch noch nachher eine Anzahl von Freunden humanistischer Studien, H. STROMER, J. MUSLER, C. BORNER, W. MEURER; doch scheinen die Anhänger des Alten jetzt entschieden das Übergewicht gehabt zu haben. Es ist auffallend, daß in der Masse der Universitätsaufzeichnungen, welche in den von ZARNCKE herausgegebenen *Acta Rectorum* und im Urkundenbuch vorliegen, von Reformationsbestrebungen, wie sie das zweite Jahrzehnt erfüllt hatten, fast gar nicht mehr die Rede ist. Es standen sich jetzt Revolution und Reaktion gegenüber.

Die brandenburgische Universität zu Frankfurt a. O., welche, als jenseits der Grenzen der Civilisation gelegen, wohl von Anfang an nur die dürftigen Umrisse einer Universität darstellte, kam im dritten Jahrzehnt durch die Reformation zu völligem Stillstand, wozu auch die wiederholt auftretende Pest das ihre beitrug (BECKMANN, 273).

Dasselbe Schicksal traf die beiden Ostseeuniversitäten. In Rostock begann das schnelle Sinken der Inskriptionen 1523; im Jahre 1529 wurde niemand immatrikuliert; von 1530—1536 führte ununterbrochen ein Mann das Rektorat. Die Universität war so gut wie eingegangen. In einem Bericht vom Jahre 1530 bezeichnet das Universitätskonsilium

die Martinianische Faktion als die Ursache: seitdem würden die Kinder von den Universitäten heimgerufen; auch sei die Aussicht auf Versorgung der Lektoren im Alter mit geistlichen Pfründen gemindert, der Universität seien zwei Kirchen verloren gegangen (Krabbe, 361 ff., 392). Ebenso entschieden als Rostock lehnte Greifswald den Anschluß an die Reformation ab. Die Universität, Inskriptionen, Vorlesungen, Promotionen scheinen auch hier während der Jahre 1525—1539 fast ganz cessiert zu haben. Die Blätter in den Universitätsbüchern, welche die Eintragungen dieser Jahre enthielten, sind ausgerissen worden, sie mochten wohl noch ärgeres über die Martinianische Faktion enthalten, als der Rostocker Bericht (Kosegarten, I, 180, 186).

Die Kölner Universität war ein Hauptlager der Gegner der Reformation. Die theologische Fakultät verdammte, mit Löwen und Paris, Luthers Bücher und verbrannte sie im Beisein Karls V. (1520). Sie hat hervorragenden Anteil an der Erhaltung des Katholizismus am Rhein; der Ruhm, den die Verse des Hymnus, welchen man am Feste der Schutzheiligen Kölns sang, der Stadt beilegen:

Postquam fidem suscepisti, civitas praenobilis,
Recidiva non fuisti, sed in fide stabilis,

kommt in erster Linie der Universität zu (Bianco, 444). Sie blieb fest in der Anhänglichkeit an die römische Kirche auch gegenüber den Reformationsneigungen des Erzbischofs Hermann von Wied; nur eine kleine Minorität, worunter der Kanzler H. v. Neuenar, Phrissemius, Agrippa v. Nettesheim, Ortuinus Gratius genannt werden (Ennen, IV, 372), neigte zu reformatorischen Ansichten. Die Studien gerieten übrigens auch hier in tiefen Verfall. Die Reformationsbestrebungen, welche am Anfang der zwanziger Jahre dem Sinken entgegenwirken sollten, waren erfolglos. Die Immatrikulationsziffern bewegen sich in den Jahren 1527—1543 zwischen 36 und 96 (Ennen, 667), während sie vorher 300—400 betragen hatten. Die Ursache des Untergangs, sagt die Universität in einem Bericht an die städtischen Provisoren 1534, sei der Lutheranismus oder die Glaubensspaltung, unter dessen Einfluß überall die gelehrten Schulen eingingen (Krafft, Mitteilungen, 208). Noch im Jahre 1546 wiederholt ein Bericht der Universität, die Studien seien schier erloschen, weshalb die Gegner der Kirche jetzt die Augen auf Köln richteten (Ennen, 668). Im Jahre 1557 hielten die Jesuiten ihren Einzug.

Die Wiener Universität, welche unter der Regierung Maximilians und unter dem Einfluß der von ihm begünstigten modernen Studien in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts vielleicht unter allen deutschen Universitäten die größte Frequenz gehabt hatte (um

1515 wurden mehrere Jahre hindurch mehr als 600 jährlich immatrikuliert, Kink, I, 226), begann seit 1522 schnell zu sinken. Gegen Ende des Jahrzehnts war sie so gut wie verlassen; in den beiden Jahren 1527 und 1528 wurden zusammen 20—30 immatrikuliert, 1530 wurden im Ganzen 30 Scholaren gezählt; die Übungen waren eingestellt; in dem Artistenkolleg waren nur noch zwei bis drei Magister, in den Bursen lagen Handwerksburschen. Als Ursache giebt die Universität schon 1522 an: die lutherische Sekte mahne von den Studien und der Erwerbung der Grade ab (Kink, 253ff.). Die Universität war übrigens, von der theologischen Fakultät abgesehen, der Reformation geneigt; sie hatte bereits im Humanistenzeitalter ihren kirchlichen Charakter einigermaßen abgestreift; schon 1513 war den Studenten die klerikale Tracht, infolge ihres heftigen Sträubens, erlassen worden, und 1511 hatte die Universität die Einladung zum Konzil in Pisa als nicht mehr zeitgemäß dilatorisch behandelt (Kink, 226ff.). Sie widerstrebte demgemäß jedem Andringen, gegen die Ausbreitung des Luthertums einzuschreiten. — Erwähnt mag noch werden, daß im Jahre 1528 von Seiten der Regierung des Königs Ferdinand ein Versuch gemacht wurde, Erasmus um hohes Gehalt (400 fl.) nach Wien zu ziehen, wie aus dessen ablehnender Antwort an den Rat Joh. Fabri hervorgeht (Opp. III, 1089, 1093). Erasmus bemerkt, an Professoren fehle es dort nicht, aber an Studenten.

Das Los der Wiener Universität teilten Heidelberg und Basel. In Heidelberg kam es, wie die Universitätsannalen erzählen, dahin, daß mehr Professoren als Auditoren vorhanden waren; die lutherische Lehre und Empörung der Bauernschaft wird als Ursache angegeben. An der Universität lehrten übrigens mehrere lutherisch Gesinnte, obwohl die Körperschaft als Gesamtheit sich ablehnend verhielt (Hautz, I, 390). Micyllus, der von 1533—1537 die griechische Lektur inne hatte, klagte bitter über die herrschende Barbarei: niemand interessiere sich für die Alten, niemand mache sich etwas aus Poesie; griechische und lateinische Litteratur lägen in gleicher Verachtung (Classen, 126).

Lucrum est, quod petitur, magnique salaria census,
Aureaque ista licet secula jure voces.

Das Baseler Studium ging ganz ein. Der Besuch war seit 1522 ganz gering; als die Stadt im Jahre 1529 die Reformation annahm, zogen die altgläubigen Lehrer, unter ihnen Glareanus, auch Erasmus schloß sich an, nach Freiburg. Die Universität wurde suspendiert; mit einem Fluch auf den Lippen gegen die Reformation, die Seelenseuche *(pestis animorum)*, verschied sie (Vischer, 258ff.).

Verhältnismäßig leicht scheinen die beiden unter österreichischer

Verwaltung stehenden Universitäten zu Freiburg und Tübingen die Krisis überstanden zu haben. In Freiburg stiegen nach der Depression der Bauernkriege die Immatrikulationen schon seit 1529 wieder auf die alte Höhe. Die Regierung und der Rat wirkten einträchtig zusammen, die Ansteckung mit der neuen Lehre fern zu halten (Schreiber, II, 104).

Am wenigsten von allen deutschen Universitäten scheint Ingolstadt von der Reformation berührt worden zu sein. Mit der entschiedensten Konsequenz wurden alle Spuren des *virus Lutheranum*, das auch hier am Anfang der zwanziger Jahre sich einzuschleichen begann, ausgerottet. Die Universität, unter Führung Ecks, von der Regierung auch mit äußeren Mitteln kräftig unterstützt, kann als die stärkste Vorkämpferin in dem Kriege mit Wittenberg angesehen werden. Der Besuch der Wittenberger Universität, ebenso wie der Gebrauch von Schriften protestantischer Abkunft wurde verboten und verfolgt. Im Jahre 1527 setzte Eck die Verbrennung eines aus Wittenberg heimgekehrten Klerikers in Schärding durch. Der Besuch der Universität erlitt zwar auch eine Abnahme, sie war aber nicht sehr erheblich; der Durchschnitt der Immatrikulationen von 1518—1550 betrug 136, nur 36 weniger als in dem vorausgegangenen Zeitalter, wohl das günstigste Verhältnis, das überhaupt vorkommt (Prantl, I, Kap. 13).

Im Jahre 1538 schreibt Justus Jonas in dem Widmungsbrief, womit er seine lateinische Übersetzung des Jesus Sirach dem Fürsten von Anhalt dedizierte: „Vor wenigen Jahren gab es in Deutschland zahlreiche hohe Schulen, sie waren, während die Religionslehre noch ganz tot dalag, lebendig wirksam und zahlreich besucht; dazu gab es zahllose Klöster, die doch auch einigermaßen Schulen vorstellten. Seitdem das Evangelium seinen Weg durch die Welt angetreten hat, sind viele Universitäten so gut wie ausgestorben, als ob das Studium jetzt, wo die wahre Methode Theologie zu lehren und zu lernen am Tag ist, ein Verbrechen und ein Schimpf wäre. Andere nicht zu nennen, so ist von Erfurt, der *alma mater* so vieler Gelehrten, nicht viel mehr als eine dürftige Spur, eine jammervolle Ruine übrig. Ebenso sind von den Akademien in Meißen, Thüringen, an der Donau und am Rhein nichts als trübselige Leichname übrig.“ Die Ursache lag nicht fern: der Verfall der Studien war die Folge der Verachtung des geistlichen Amts, damals noch beinahe des einzigen gelehrten Berufs. „So geringe Achtung,“ heißt es kurz vorher, „wird denen, die im geistlichen Amt stehen, gegenwärtig gezollt, daß die Leute beinahe noch Dank erwarten, wenn sie fromme Prediger, die sie längst bitterlich hungern lassen, nicht auch noch öffentlich anspeien und mit Steinen werfen“ (J. Jonas' Briefwechsel, I, 283).

Derselbe Verfall trat bei den niederen Schulen ein. Es scheint nicht erforderlich, diese Thatsache durch Zusammenstellung der Nachrichten, die sich über die einzelnen zufällig erhalten haben, nachzuweisen. Eine lange Reihe von Klagen über den Untergang des Schulwesens hat DÖLLINGER und ihm folgend JANSSEN gesammelt; es wäre nicht schwer, sie weiter zu vermehren. Fast alle Schulordnungen der neuen Landeskirchen nehmen auf die Thatsache Bezug, am lautesten und heftigsten hat LUTHER selbst darüber sich ausgesprochen; im folgenden Kapitel werden ein paar Stellen mitgeteilt werden.

Es war ein ungeheuer Unerwartetes, was sich auf dem Gebiet des Bildungswesens in diesem Dezennium zugetragen hatte. Am Anfang war der Humanismus des Sieges völlig gewiß; überall drang Licht und Bildung durch, die herrschenden Gesellschaftsklassen standen durchaus auf Seiten der guten Sache. Und am Ende desselben Jahrzehnts schien alles zerronnen.

Im Jahre 1516 hatte ERASMUS an CAPITO geschrieben: ich hange nicht eben sehr am Leben, und doch möchte ich gegenwärtig wohl ein wenig jünger sein, denn es scheint, daß ein goldenes Zeitalter kommt und vor der Thür ist. So hat Gott die Herzen der Fürsten gewendet, daß sie nur nach Frieden und Einigkeit trachten. Darum hoffe ich mit Zuversicht, daß nicht nur gute Sitten und Frömmigkeit, sondern auch die schönen Wissenschaften wieder aufleben und sich immer glänzender entfalten werden. Hierfür bürgt das einmütige Streben des Papstes Leo X., des Kardinals von Toledo in Spanien, der Könige Heinrich, Karl und Franz, endlich des Kaisers Maximilian (Opp. III, 186 ff.).

Im Jahre 1528 schrieb derselbe ERASMUS an einen Freund bei Erwähnung von WIMPHELINGS Tod: er wisse nicht, solle er klagen, oder jenem Glück wünschen, daß er einer Zeit entnommen sei, die über jede Vorstellung verderbt und zuwider sei (IV, 1141). Die von LUTHER erregte Kirchenrevolution, das ist ERASMUS' oft kund gegebene Ansicht, ist an dieser unglücklichen Veränderung schuld. „Wo immer das Luthertum herrscht, da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen. Zwei Dinge suchen sie, eine Stelle und ein Weib, dazu giebt ihnen das Evangelium die Freiheit, nach ihrer Lust zu leben“ (an PIRCKHEIMER, 1528, IV, 1139).

Allerdings das letzte Wort der Reformation in diesen Dingen war noch nicht gesprochen.[1]

[1] Auch die Darstellung dieses Kapitels hat man tendenziös gescholten, so KOLDE in seiner Lutherbiographie. Als ob ich daran schuld wäre, daß in der Reformationsgeschichte Thatsachen vorkommen, die einem eifrigen Luther-

Zweites Kapitel.

Die Anschauungen der Reformatoren vom gelehrten Unterricht und seiner Aufgabe.

Zwei Punkte treten als herrschende Gedanken in den Anschauungen Luthers und Melanchthons hervor: 1. Die Erhaltung und Ordnung des Schulwesens ist Pflicht und Recht der weltlichen Obrigkeit. 2. Der gelehrte Unterricht ist in erster Linie auf die Sprachen zu stellen; dazu ist die Philosophie unentbehrlich. Für die Unterweisung im Glauben treten Katechismus und heilige Schrift hinzu.

Luthers Programm ist schon in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation (1520) angedeutet. Die negative Seite, die Verwerfung der alten Schulphilosophie, ist schon früher (S. 110) berührt. Seine positive Ansicht tritt in folgender Stelle im Umriß zu Tage: „Das möcht ich gern leiden, daß Aristoteles' Bücher von der *Logica, Rhetorica, Poetica* behalten, oder, in eine andere kurze Form gebracht, mit Nutzen gelesen würden, junge Leute zu üben wohl reden und predigen; aber die Komment und Sekten müßten abgethan, und gleichwie Ciceros *Rhetorica*, ohne Komment und Sekten, so auch Aristoteles' *Logica* einförmig ohne solch groß Komment gelesen werden. Aber jetzt lehret man weder reden noch predigen daraus, und ist ganz eine Disputation und Muderei daraus worden. Daneben hätte man nun die Sprachen, Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, die mathematischen Disziplinen, Historien, welches ich befehle Verständigeren; und sich selbst wohl geben würde, so man mit Ernst nach einer Reformation trachtete. — — Vor allen Dingen sollte in den hohen und niedern Schulen die fürnehmste und gemeinste Lektion sein die heilige Schrift und den jungen Knaben das Evangelium. Und wollt Gott, eine jegliche Stadt hätte auch eine Mädchenschule, darinnen des Tags die

biographen unbequem sein mögen. Oder meint man etwa die Thatsachen dadurch aus der Welt zu bringen, daß man sie in der Darstellung übergeht? Was man in Wirklichkeit erreicht, ist allein dies, daß die katholische Geschichtsschreibung nun die übergangenen Dinge ans Licht zieht, in den Vordergrund stellt und damit zugleich die Wahrhaftigkeit protestantischer Darstellungen überhaupt dem Leser verdächtig macht. Janssens Geschichte des deutschen Volkes hätte nicht den großen Eindruck machen können — auch eine unbequeme Thatsache für manche protestantische Kreise —, wenn nicht die protestantische Geschichtsschreibung der Neigung, die unbequemen Thatsachen zu übergehen, so sehr nachgegeben hätte.

Mägdlein eine Stunde das Evangelium höreten, es wäre zu deutsch oder lateinisch.“ —

Ausführlicher hat LUTHER seine Anschauung dann in der Schrift: „An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524), dargelegt. Man hat die Schrift den Stiftungsbrief der deutschen Gelehrtenschulen genannt. Sie selbst stellt sich dar als ein Weckruf, oder vielmehr als ein Notschrei, der durch die Thatsache des plötzlichen und allgemeinen Niedergangs des Unterrichtswesens seit dem Anfang der Kirchenrevolution ausgepreßt wird. LUTHER führt die Thatsache auf den Teufel zurück, der dem Evangelium damit schaden wolle. Die alten Schulen habe er gar wohl leiden mögen, ja er selbst habe sie, wie die Stifte und Klöster, seine Nester, gestiftet und erhalten, um darin die Jugend zu seinem Reich zu ziehen; und in der That sei ihm das gelungen: „es war nicht möglich, daß ihm ein Knabe hätte entlaufen sollen, ohne sonderlich Wunder Gottes. Nun er aber siehet, daß diese Stricke durch Gottes Wort verraten werden, fähret er auf die andere Seite und will nun gar nichts lassen lernen.“ Und darau thue er abermal recht und weislich für die Erhaltung seines Reiches. — Neben dieser poetisch-rhetorischen Darstellung giebt LUTHER auch eine prosaisch-rationale: „weil der fleischliche Haufe siehet, daß sie ihre Söhne, Töchter und Freunde nicht mehr mögen in Klöster und Stifft verstoßen und aus dem Hause und Gut weisen und auf fremde Güter setzen, so will niemand mehr lassen Kinder lehren noch studieren. Ja, sagen sie, was soll man lernen lassen, so nicht Pfaffen, Mönche und Nonnen werden sollen? Man lasse sie lernen, damit sie sich ernähren.“ — Dazu komme eine andere Rede; die Gelehrsamkeit, wie sie zur leiblichen Versorgung nicht mehr tauglich, so sei sie auch an sich selber nicht mehr notwendig: „Was ist uns nütze, Lateinische, Griechische, Ebräische Sprache und andere freie Künste zu lehren? Könnten wir doch wohl Deutsch die Bibel und Gottes Wort lernen, die uns genugsam ist zur Seligkeit.“[1]

Dem gegenüber zeigt nun LUTHER die Notwendigkeit eines gelehrten Unterrichts sowohl um der Religion als um des weltlichen

[1] Dieselben beiden Ursachen nennt MELANCHTHON in der Eröffnungsrede der Nürnberger Schule 1526 (C. R. XI, 108): durch eine Irrung würden die Schulen verlassen; einige dumme Prädikanten zögen von den Studien ab und die Masse greife aus Nahrungssorge zu einem Gewerbe, da sie auf Pfründen sich keine Hoffnung mehr glaube machen zu dürfen. Es ist diese melancholische Betrachtung, die von da ab in der einschlägigen Litteratur unaufhörlich wiederkehrt.

Regiments willen. Anhebend mit einem heftigen Zornausbruch gegen jene Verächter der Wissenschaft: „Ja ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Tiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen,“ führt er zunächst aus, daß das Evangelium weder ohne die Sprachen hätte kommen können noch werde erhalten bleiben: „Wie wohl das Evangelium allein durch den heiligen Geist gekommen ist und täglich kommt, so ist's doch allein durch das Mittel der Sprachen gekommen, muß auch dadurch erhalten werden. Denn gleichwie Gott, als er durch die Apostel wollt in alle Welt das Evangelium lassen kommen, die Sprachen dazu gab, und auch zuvor durch der Römer Regiment die griechische und lateinische Sprache so weit in alle Lande ausgebreitet hatte, also hat er auch jetzt gethan. Niemand hat gewußt, warum Gott die Sprachen hervorkommen ließ, bis daß man nun allererst sieht, daß es um des Evangelii willen geschehen ist, welches er hernach hat wollen offenbaren und dadurch des Antichrists Regiment aufdecken und zerstören. Darum hat er auch Griechenland dem Türken gegeben, auf daß die Griechen verjagt und zerstreuet die griechische Sprache ausbrächten und ein Anfang würden, auch andere Sprachen mit zu lernen. So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten. Denn Gott hat seine Schrift nicht umsonst allein in die zwei Sprachen schreiben lassen, das alte Testament in die hebräische, das neue in die griechische. Welche nun Gott nicht verachtet, sondern zu seinem Wort erwählet hat vor allen andern, dieselben sollen auch wir vor allen andern ehren.“ „Und das laßt uns gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt. — — Ja wo wir's versehen, daß wir (da Gott für sei!) die Sprachen fahren lassen, so werden wir nicht allein das Evangelium verlieren, sondern wird auch endlich dahin geraten, daß wir weder lateinisch noch deutsch recht reden oder schreiben können. Das laßt uns das elend greulich Exempel zur Beweisung und Warnung nehmen in den hohen Schulen und Klöstern, darin man nicht allein das Evangelium verlernet, sondern auch lateinische und deutsche Sprache verderbet hat, daß die elenden Leute schier zu lauter Bestien worden sind, weder deutsch noch lateinisch recht reden oder schreiben können; und beinahe auch die natürliche Vernunft verloren haben.“

Also Christentum und Bildung, ja der gesunde Menschenverstand selbst hängt an den Sprachen.

Es mag dahingestellt sein, ob der heilige Geist jene beiden Sprachen

so ausschließlich zum Organ seiner Offenbarung gewählt hat, als LUTHER hier behauptet und gleich hernach ausführt: nach dem Aufhören der Sprachen sei alsbald das Christentum selbst untergegangen unter dem Papsttum. Wer so sehr wie LUTHER betont, daß nicht menschlicher Wille, Kunst und Gelehrsamkeit, sondern allein der Geist den Glauben wirkt, hätte vielleicht Ursache gehabt, vorsichtiger in Behauptungen über die Mittel dieser Wirkungen zu sein. Es mag auch dahingestellt sein, ob die natürliche Vernunft und die Fähigkeit menschlicher Rede vor dem Aufgehen der Sprachen in Deutschland so ausgestorben waren, als LUTHER annimmt; seine eigene eminente Begabung mit gesundem Menschenverstand und natürlicher Beredsamkeit, die er beide nicht den Sprachen verdankte, sondern der Natur und, soweit der Schule, eher dem Mittelalter, scheinen dagegen zu zeugen. Aber in einem Stück hat LUTHER ohne Zweifel recht: das „Evangelium“, d. h. die Reformation, konnte, wenn sie Dauer und Bestand gewinnen sollte, der Wissenschaft und besonders der Sprachen nicht entbehren. Das Christentum war allerdings ohne Philosophie in die Welt gekommen. Aber die Dinge lagen jetzt anders als damals, wo die alte Welt, der Philosophie und Kultur satt, die Erlösung suchte. Ein neues Kirchenwesen konnte im 16. Jahrhundert gegenüber dem alten nicht Raum gewinnen, ohne die Gelehrsamkeit auf seiner Seite zu haben. Die alte Kirche hatte für sich alle Autorität, welche ehrwürdiges Alter dem Glauben und Brauch der Väter verleiht, alle Macht, welche bestehenden Institutionen durch die Verkettung mit Privatinteressen zuwächst. Die Reformation berief sich dem gegenüber allein auf das Wort Gottes, das heißt auf das richtig verstandene Wort Gottes, denn auch die alte Kirche leitete ihre Lehre und Autorität aus Gottes Wort ab. Für das richtige Verständnis aber berief sie sich auf die „Sprachen“, das heißt auf die jetzt ermögliche grammatisch-philologische Interpretation des Urtextes. Damit kommt die letzte Entscheidung in Sachen der Lehre an die Sprachwissenschaft. Nicht umsonst pflegt LUTHER mit einem Buch in der Hand abgebildet zu werden; das Symbol zeigt, daß im Protestantismus nicht, wie im Papsttum, die Autorität einer Person oder einer Versammlung, sondern die Wissenschaft die entscheidende Stimme hat. Wozu denn freilich zu bemerken wäre, daß LUTHER selbst sich keineswegs an den Buchstaben und das grammatische Wortverständnis des Schrifttextes gebunden hielt; er braucht den Buchstaben, wo er für ihn ist, gegen andere, wie gegen die Schweizer. Wo er nicht für ihn ist, da ist er auch ohnedem seiner Sache sicher und weiß, was in der Schrift stehen muß. Es ist bekannt genug, wie unbefangen LUTHER die einzelnen Bücher der Schrift seiner Censur unterwirft und ihren

Wert an der Zusammenstimmung mit seiner Lehre mißt, ja wie er auch dem Text ein wenig nachhilft, wo er nicht mit der nötigen Entschiedenheit die reine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben „allein" zu bieten scheint. Für die Ermittelung des Wortsinnes, sagt Köstlin (Leben Luthers, II, 434), hielt Luther die Philologie für notwendig, aber keineswegs für ausreichend zum Verständnis der Schrift; hierzu gehöre innere Vertrautheit mit den sittlich-religiösen Vorgängen und den christlichen Grundwahrheiten. Das heißt, um die Schrift zu verstehen, muß man schon wissen, was sie lehrt; die Schrift ist das Maß der Lehre; aber auch umgekehrt: die Lehre ist das Maß der Schrift, sie ist *ex analogia fidei* zu interpretieren.

Zu dieser ersten Notwendigkeit des gelehrten Unterrichts kommt dann die zweite: seine Unentbehrlichkeit für den weltlichen Stand. „Wenn nun gleich keine Seele wäre und man der Schulen und Sprachen gar nicht bedürfte um der Schrift und Gottes willen, so wäre doch allein diese Ursache genugsam, die allerbesten Schulen beide für Knaben und Mädchen an allen Orten aufzurichten, daß die Welt auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu erhalten doch bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde." „Wo man sie lehrete und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären und die Sprachen und andere Künste und Historien lehrten, da würden sie hören die Geschichten und Sprüche aller Welt, wie es dieser Stadt, diesem Reich, diesem Fürsten, diesem Mann, diesem Weibe gegangen wäre, und könnten also in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Wesen, Leben, Rat und Anschläge, Gelingen und Ungelingen für sich fassen, wie in einem Spiegel, daraus sie denn ihren Sinn schicken und sich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denselben Historien, was zu suchen und zu meiden wäre in diesem äußerlichen Leben, und andern auch darnach raten und regieren. Die Zucht aber, die man daheim ohne solche Schulen vornimmt, die will uns weise machen durch eigene Erfahrung; ehe das geschieht, so sind wir hundertmal tot, und haben unser Leben lang alles unbedächtig gehandelt, denn zu eigener Erfahrung gehört viel Zeit."

Die Unterrichtsgegenstände werden nur angedeutet: „Wenn ich Kinder hätte und vermöcht's, sie müßten mir nicht allein die Sprachen und Historien hören, sondern auch singen und die *Musica* mit der ganzen *Mathematica* lernen." „Ja wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe und mich auch dieselben niemand

gelehret. Habe dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten mit großen Kosten, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszufegen.“ Für alle diese Dinge, hält er, sei ein Unterricht von ein oder zwei Stunden täglich genug; die andere Zeit möchten die Knaben im Hause schaffen oder ein Handwerk lernen, und so die Mägdlein.

Dann dringt er noch auf die Errichtung und Unterhaltung von guten „Librareien oder Bücherhäusern.“ Darin sollte sein, nicht die alte nichtsnutzige Universitätsgelehrsamkeit, sondern erstlich die heil. Schrift, beide auf Lateinisch, Griechisch, Ebräisch und Deutsch und ob sie noch in mehr Sprachen wäre. Darnach die besten Ausleger und die ältesten, beide Griechisch, Ebräisch und Lateinisch. Darnach solche Bücher, die zu den Sprachen zu lernen dienen, als die Poeten und Oratoren, nicht anzusehen, ob sie Heiden oder Christen wären, Griechisch oder Lateinisch, denn aus solchen muß man die *grammatica* lernen. Darnach sollten sein die Bücher von den freien Künsten und sonst von allen andern Künsten. Zuletzt auch der Recht und Arznei Bücher, wiewohl auch hier unter den Kommenten einer guten Wahl not ist. Mit den fürnehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, waserlei Sprachen man haben könnte, denn dieselben wunder nütz sind, der Welt Lauf zu erkennen und regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu sehen.“

Für alle diese Dinge zu sorgen macht er nun den weltlichen Obrigkeiten, besonders den Räten der Städte zur Pflicht: Die Eltern sind zwar die höchst Verpflichteten, aber die Aufgabe geht über ihre Kräfte; darum muß die Obrigkeit eintreten. „Muß man jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen, damit eine Stadt zeitlich Friede und Gemach habe, warum sollt man nicht auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zween hielte zu Schulmeistern.“ Auch hier liegt ein öffentliches Interesse, eine Gefahr für das gemeine Wesen vor: „wie will Vernunft und sonderlich christliche Liebe das leiden, daß die Kinder ungezogen aufwachsen und den andern Kindern Gift und Ansteckung seien, damit zuletzt eine ganze Stadt verderbe, wie es denen zu Sodom und Gomorrha ergangen ist.“ „Darum will hie dem Rat und der Obrigkeit gebühren, die allergrößeste Sorge und Fleiß aufs junge Volk zu haben. Einer Stadt Gedeihen liegt nicht allein darin, daß man große Schätze sammele, feste Mauern, schöne Häuser, viel Büchsen und Harnisch zeuge, ja wo des viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist’s um desto ärger und desto größrer Schade derselben Stadt. Sondern das ist einer Stadt Bestes und aller reichstes Ge-

deihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer, wohl gezogener Bürger hat, die könnten darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, erhalten und recht brauchen.“

Diesem ersten Mahnruf ließ Luther noch einen zweiten folgen: im Jahre 1530 ließ er den Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten, drucken. Er wiederholt darin mit größerer Heftigkeit und Bitterkeit die Klage, daß die Studien verachtet würden, daß niemand etwas für die Schule thun, auch die Eltern ihre Kinder nicht zur Schule halten wollten. „Vorhin, da man dem Teufel dienete und Christi Blut schändete, da stunden alle Beutel offen und war des Gebens zu Kirchen, Schulen und allen Greueln kein Maß, da konnte man Kinder in Klöster, Stifte, Kirchen, Schulen treiben, stoßen, zwingen mit unsäglichen Kosten, das alles verloren war. Nun man aber rechte Schulen und rechte Kirchen soll stiften, ja nicht stiften, sondern allein erhalten im Bau, da sind alle Beutel mit eisernen Ketten zugeschlossen.“ Er sieht daher voraus, daß es in kurzem in Deutschland an gelehrten Leuten, die zum Predigtamt und weltlichem Regiment zu gebrauchen, gänzlich fehlen und große Verwüstung hereinbrechen werde. „Ja es wäre nicht Wunder daß Gott beide Thür und Fenster in der Höllen aufthät und ließe unter uns eitel Teufel schneien und schlacken, oder ließe vom Himmel regnen Schwefel und höllisches Feuer und versenkte uns allesamt in den Abgrund der Höllen, wie Sodoma und Gomorrha; denn hätte Sodoma und Gomorrha soviel gehabt, soviel gehört oder gesehen, sie stünden freilich noch heutigestags, denn sie sind das zehend Teil nicht so böse gewest, als jetzt Deutschland ist, denn sie haben Gottes Wort und Predigtamt nicht gehabt.“ — Die Predigt läuft aus in die dringende Forderung, daß die Obrigkeit ihre Unterthanen zwinge, die Kinder zur Schule, d. h. zum Studium zu schicken. „Denn sie ist wahrlich schuldig, die obgesagten Ämter und Stände zu erhalten, daß Prediger, Juristen, Pfarrer, Schreiber, Ärzte, Schulmeister und dergleichen bleiben, denn man kann ihrer nicht entbehren. Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauern laufen und anderes thun, wenn man kriegen soll, wie viel mehr kann und soll sie hier die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hie wohl ein ärgerer Krieg vorhanden ist, mit dem leidigen Teufel, der damit umgehet, daß er Städte und Fürstentum will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen, bis er den Kern gar ausgebohret, eine ledige Hülsen da lasse stehen von eitel unnützen Leuten, da er mit spielen und gaukeln könne, wie er will. Das heißet freilich eine Stadt oder Land ausgehungert und ohne Streit in sich selbst

verderbet, ehe man sich umsiehet. Thut doch der Türke wohl ein anderes und nimmt das dritte Kind in seinem Reich und zeucht's, wozu er will. Wie viel mehr sollten unsere Herren doch etliche Knaben nehmen zur Schulen. — Darum wache hie wer wachen kann, die Obrigkeit, wo sie einen tüchtigen Knaben siehet, daß sie den zur Schulen halten lasse. Ist der Vater arm, so helfe man mit Kirchengütern dazu. Hie sollten die Reichen ihre Testament zu geben, wie denn die gethan haben, die etliche Stipendia gestiftet haben. Das hieße recht zur Kirchen dein Geld bescheiden." — Für die Eltern hat er übrigens, nachdem er ihnen erst ins Gewissen geredet: durch ihre Schuld ginge geistlich und weltlich Regiment und alle Ordnung unter, auch eine lockende Gewinnrechnung: die Zahl der Schüler in Deutschland sei gegenwärtig überaus gering, vielleicht nicht 4000 im halben deutschen Land, da allein in Sachsen wohl an 4000 gelehrter Personen, Kapläne, Schulmeister und Küster eingerechnet, gebraucht würden. „Darum halt ich, daß nie keine bessere Zeit gewesen sei zu studieren denn jetzt, nicht allein deshalb, daß die Kunst jetzt so reichlich und wohlfeil vorhanden ist, sondern auch daß groß Gut und Ehre folgen muß, und die so zu dieser Zeit studieren, werden teure Leute sein, da sich noch um einen Gelehrten zween Fürsten und drei Städte reißen werden."

Man muß, um für Luthers Schulschriften das rechte Verständnis zu gewinnen, sich die furchtbare Verlegenheit gegenwärtig halten, in die das Eingehen der Studien die Reformatoren versetzte. Zahlreiche Pfarrstellen wurden durch Tod und seit den Visitationen auch durch die Entfernung der alten Inhaber wegen Anhänglichkeit an die alte Lehre erledigt: woher den Ersatz nehmen? Anfangs konnte man die ausgetretenen Mönche verwenden. Später sah man sich vielfach genötigt, auch ganz ungelehrte Leute zu Pfarrern zu machen. Rietschel (Luther und die Ordination, 1889) weist nach, wie unter den zu Wittenberg seit 1537 Ordinierten sich anfangs sehr zahlreiche Leute finden, bei denen von gelehrter Bildung und Universitätsbesuch nicht die Rede war; alle Handwerke sind unter ihnen vertreten, Schreiber, Drucker, Tuchmacher, Leineweber, Schuster, Schneider, auch ein Bauer. Erst seit 1544 verschwinden die Handwerker, wogegen Küster und Schulmeister auch noch in der Folge vielfach ins Pfarramt übergehen.

Der eigentliche Begründer des protestantischen Gelehrtenschulwesens ist Melanchthon geworden. Wir werfen zuerst auf seine grundlegenden Anschauungen und seine Thätigkeit im allgemeinen einen Blick. Vor allem ist hier zu bemerken, daß er zu den Sprachen

und Wissenschaften ein näheres und innerlicheres Verhältnis hat als LUTHER. LUTHER ist vor allem Theolog, die Theologie hat ihn zum Gelehrten gemacht und den Sprachen zugeführt. Dem eigentlichen Humanismus ist er innerlich fremd geblieben. Er schätzte die Sprachen zwar nicht bloß als unentbehrliche Hilfsmittel für die Reform der Theologie, er hatte auch Sinn für die alten Schriftsteller, besonders die römischen, die er fast allein kannte; die Menschenkenntnis ihrer Komödiendichter, selbst die Lebensweisheit ihrer Philosophen schien ihm ein schätzbares Bildungsmittel. Es fehlte ihm auch nicht ganz der Sinn für die Eleganz der Form. Aber von dem Enthusiasmus der Humanisten ist er immer fern geblieben.[1]

MELANCHTHON dagegen war ursprünglich ganz Humanist; als solcher war er nach Wittenberg gekommen und hatte in jener Antrittsrede, wie üblich, das Ende der Barbarei und den Beginn des Reichs der Humanität verkündet. Dann war er durch LUTHERS übermächtige Persönlichkeit zeitweilig sich selber entfremdet worden; jene oben erwähnten Schriften geben davon Zeugnis. Aber er kehrte bald wieder zu sich zurück; wie es scheint, wurde ihm durch die Konsequenz, in welcher die Verachtung der menschlichen Weisheit bei den „Schwarmgeistern“ erschien, deutlich, daß er auf dem Wege sei, sich selber zu verlieren. Freilich, gethane Schritte lassen sich nicht ungeschehen machen. MELANCHTHON konnte von der Reformation sich nicht wieder losmachen, wenn er es auch gewollt hätte, was doch nie der Fall war. Aber wunderlich mag ihm manchmal zu Mute gewesen sein bei den Aufgaben, welche ihm durch die einmal übernommene Rolle gestellt wurden. Wenn er nun später über das Verhältnis des Leibes Christi zum Brot disputieren mußte, ob es wirklich darin sei, wenn auch nicht *localiter et quantitative*, ob man Buße und Werke zwar nicht *causa*, aber doch *conditio sine qua non* der Gerechtigkeit und Seligkeit nennen dürfe: da mag ihm wohl einmal der Gedanke gekommen sein, ob er denn nicht auf seltsame Weise wieder in eben jene Irrgänge der Scholastik hineingeraten sei, aus denen die Jugend herauszuretten er beim Antritt seines Lehramts als seine Aufgabe angesehen habe. Die Sehnsucht, aus den stürmischen und gefährlichen Gewässern der theologischen Erörterungen in den friedlichen Hafen der klassischen Studien sich zurückzuziehen, hat ihn nie verlassen. Auch die Sehnsucht nach

[1] Ein Schriftchen von O. SCHMIDT, Luthers Bekanntschaft mit den Klassikern (Leipzig 1883), giebt fleißige Nachweisungen über LUTHERS klassische Lektüre. Er schätzte besonders Cicero, Terenz und Virgil. Die griechischen Autoren kannte und schätzte er weniger, wie er denn überhaupt dem Geist des praktischen Römertums viel näher steht als dem des spekulativen Griechentums.

dem heimischen deutschen Süden taucht wohl auf. Als ihn Ottheinrich von der Pfalz nach Heidelberg ziehen wollte, schrieb er an Brenz (1557, C. R. IX, 144): „Ich lasse mich hier in diesem Skythenland festhalten, ich weiß nicht, ist es mein Schicksal oder meine Ängstlichkeit. Ein am Kaukasus angeschmiedeter Prometheus, so hange ich hier, oder eigentlich ein Epimetheus; denn längst, schon vor 20 Jahren hatte ich die gewichtigsten Ursachen und hab sie noch, aus diesem wütenden Wirrwarr der Geister fort in die Ferne zu ziehen.“ Schon sein Verhältnis zu Luther war nicht vertrauliche Freundschaft; es beruhte von seiten Melanchthons auf der Verehrung der Tapferkeit und Wahrhaftigkeit Luthers, die vielleicht eine kleine Beimischung von Furcht hatte, von seiten Luthers auf der aufrichtigsten Hochschätzung der intellektuellen Begabung und der wissenschaftlichen Leistungen Melanchthons, von deren Unentbehrlichkeit für sein Werk er tief durchdrungen war. Den übrigen Wittenberger Theologen dagegen stand Melanchthon zum Teil ganz fremd gegenüber; er war ihnen verdächtig als einer, der nicht mit dem ganzen Herzen bei der Sache sei; manche konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß er im Stande sei, um des Friedens und der Wissenschaften willen, den reinen Glauben zu verraten. Seine Freunde sind unter den Humanisten. Von allen am nächsten stand ihm Joachim Camerarius. Mit wie zweifelndem Gemüt dieser dem Lauf der Dinge gegenüberstand, ist bekannt; er wollte es gar nicht Wort haben, von der alten Kirche abgefallen zu sein (Kampschulte, II, 271). Nicht minder blieb Melanchthon mit Erasmus in freundschaftlichem Briefwechsel bis zu dessen Tode. Auch zu den Fürsten der Gegenpartei unterhielt er friedliche und freundliche Beziehungen. Dem König Ferdinand widmete er 1529 seine Auslegung des Daniel, dem Kardinal Albrecht von Mainz 1532 seinen Kommentar zum Römerbrief.

Diesem Mann fiel die Aufgabe zu, das gelehrte Unterrichtswesen der neuen Kirche zu organisieren. Er hat sie mit unermüdlichem Fleiß, mit großer Beharrlichkeit und Treue gelöst.

Man kann die Verdienste Melanchthons um das protestantische Studienwesen unter drei Gesichtspunkte bringen.

1. Er hat die Organisation der Universitäten und Gelehrtenschulen geleitet. Die wesentlich von ihm geschaffenen Einrichtungen der Wittenberger Universität und die von ihm entworfene kursächsische Schulordnung vom Jahre 1528 erlangten vorbildliche Bedeutung. Auch hat Melanchthon durch persönliche Gegenwart und briefliche Beratung bei sehr vielen Neugründungen und Reorganisationen von Universitäten und Schulen unmittelbar mitgewirkt.

2. Er hat den protestantischen Schulen und Universitäten ihre Lehrer gebildet. Ein sehr großer Teil der hervorragenderen Lehrer, Professoren und Organisatoren ist aus seiner Schule hervorgegangen. Als er nach zweiundvierzigjähriger Wirksamkeit starb, da wird es nicht viele Städte im protestantischen Deutschland gegeben haben, in der nicht ein Lehrer oder Pfarrer den Tod seines Lehrers, und vielleicht auch seines persönlichen Beraters und Leiters betrauerte. Denn in einem wahrhaft erstaunlichen Umfang hat MELANCHTHON auch in den persönlichen Lebensweg seiner Schüler eingegriffen. Sein unermeßlich umfangreicher Briefwechsel, der noch täglich durch neue Funde vor unsern Augen an Ausdehnung gewinnt, zeigt seine wahrhaft einzige Stellung. Wo immer ein Fürst für seine Universität einen Professor, eine Stadt für ihre Schule einen Rektor oder Lehrer suchte, da war ihr erster Gedanke, MELANCHTHON um seinen Rat zu bitten. Er hat diese einzige Stellung, die allein auf dem Vertrauen zu seiner Person beruhte, mit großer Diskretion und Gewissenhaftigkeit erfüllt. Zu einer Zeit, die in der Ausbeutung der Gunst der Großen zu persönlichen Zwecken sehr unbedenklich war — die humanistische Litteratur besteht zum großen Teil aus Anbohrungsversuchen fürstlicher und städtischer Kassen durch das Mittel lateinischer Reden und Verse — hat MELANCHTHON seine Hände rein erhalten. Er hat wohl für andere die fürstliche Munificenz angesprochen, für seine Person wehrte er eher ab, auch was freiwillig angetragen wurde.

3. Er hat dem gelehrten Unterricht die Lehrbücher geschrieben. Die lange Reihe der von ihm verfaßten und immer wieder überarbeiteten Lehrbücher umfaßt ungefähr den ganzen gelehrten Unterricht: lateinische und griechische Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Psychologie und Physik, Ethik und Geschichte, und dazu die theologische Dogmatik. Alle sind aus der Praxis des Unterrichts hervorgewachsen.[1]

[1] Man findet diese Schriften jetzt alle im *Corpus Reformatorum* abgedruckt, vor jeder alle wünschenswerten litterar-historischen Nachweisungen. Ich komme später (im 6. Kapitel) hierauf zurück. Eine ausführliche, zuverlässige, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der gesamten Thätigkeit MELANCHTHONS als Lehrer und Gelehrter giebt jetzt das Werk KARL HARTFELDERS, M. als *Praeceptor Germaniae*, 1889 (Mon. Germ. Paed. Bd. VII). Analekten bietet derselbe in den *Melanchthoniana Paedagogica* (1892), denen auch ein guter Lichtdruck nach einem vortrefflichen Porträt von Holbein (jetzt in Hannover) beigegeben ist; es stellt den *Praeceptor Germaniae* sehr viel schlichter und menschlicher, also wohl auch wahrhafter dar, als das bekannte, etwas theatralisch zugestutzte Bildnis von Dürer mit dem wirren Haar und den „geschreckten" Augen.

Über Aufgabe und Ziel des gelehrten Unterrichts hat sich MELANCHTHON in einer langen Reihe akademischer Reden *(declamationes)* ausgesprochen, die er selbst gehalten oder für andere geschrieben hat. Das Ziel des allgemein-wissenschaftlichen Unterrichts, in den sich die Schulen und philosophischen Fakultäten teilen, setzt er mit dem Humanismus in die Eloquenz, d. h. die Fähigkeit des sprachrichtigen, logisch durchsichtigen und sachkundigen Vortrags, natürlich in der gelehrten Sprache. Sie wird erworben durch sprachlich-litterarischen und philosophischen Unterricht. Jenen giebt der grammatisch-rhetorische Kursus der Schulen, diesen der artistische Kursus der Fakultäten. Worte und Sachen, Vortrag und Erkenntnis sind die beiden Seiten des einen Ziels; auf der unteren Stufe steht die erste Seite im Vordergrund, auf der oberen tritt die letztere mehr hervor. — Auf diesem Unterbau allgemein-wissenschaftlich-formaler Bildung kann dann die wissenschaftliche Fachbildung der oberen Fakultäten vor allem auch die Theologie sich erheben. Und das ist nun der eigentliche Mittelpunkt seiner hodegetischen Deklamationen: eine gründliche theologische Bildung ist ohne philologischen und philosophischen Unterbau unmöglich.

Im Jahre 1521 hatte er in einer Rede das theologische Studium aufs höchste empfohlen: wenn nicht die Theologie Anfang, Mitte und Ende des Lebens sei, hörten wir auf, Menschen zu sein und fielen ins Tierische zurück (C. R. XI, 44). Alle folgenden Reden dagegen sagen, wenn wir nur theologische Studien treiben, fallen wir in die Barbarei zurück. Das Lob der Eloquenz (1523) wurde schon erwähnt, es empfiehlt die *artes dicendi* als die ersten und schönsten der menschlichen Künste. In der Rede über die Dialektik (1529) stellt er als Prinzip auf: da niemand mehr und wichtigere Dinge wissen muß als der Theologe, so darf er nicht in den übrigen Disziplinen unwissend bleiben; von ihm wird Rat in den wichtigsten Angelegenheiten verlangt, er hat nicht nur über das Privatleben der übrigen, sondern auch über die Staatsgesetze sein Urteil abzugeben (XI, 162). Aus diesem Gesichtspunkt wird dann in zwei späteren Reden *(de ordine discendi* 1531, und *de philosophia* 1526, XI, 209 ff., 278 ff.) die Notwendigkeit dargethan, daß der Theolog, wie auch die anderen Fakultäten, den ganzen philosophischen Kursus durchlaufe. Eine ungebildete und unwissenschaftliche Theologie gebiert ein Heer von Übeln. Grammatik und Dialektik (worin auch die Rhetorik eingeschlossen ist), Physik mit Psychologie, Moral und Geschichte, Mathematik und Astronomie, keine dieser Disziplinen ist entbehrlich; auch genügt nicht ein Kosten, sondern man muß die ganze Disziplin gründlich und methodisch erlernen. Freilich nicht die alte sophistische Philosophie ist

wieder herzustellen, sondern eine gebildete Philosophie thut uns not. Eine solche ist die aristotelische. Die übrigen Schulen, die stoische und die epikureische u. s. f., sind alle voll von Sophistik, Aristoteles sucht einfältig, ohne Streitsucht, die Wahrheit, er liebt die maßvollen Ansichten. Aristoteles, so wird in einer Rede *de Aristotele* (1537, XI, 342; variiert 1544, XI, 647) ausgeführt, habe vor allem das Verdienst, daß er die Disziplinen in ihrem ganzen Umfang in Lehrbüchern dargestellt hat; auch fehle es ihm keineswegs an Eloquenz. In dem letzteren Stück sei ihm Plato allerdings überlegen, aber diesem gehe eben der methodische Gang der Untersuchung und Darstellung ab (*de Platone* 1538, XI, 413). So kehrte Melanchthon zu seiner ersten Lebensaufgabe, der Wiederherstellung des aristotelischen Studiums, zurück.

In einer seiner letzten Reden kommt er auf das Thema seiner Antrittsrede zurück: über das Studium der griechischen Sprache (1549 von seinem Schüler und Kollegen Vitus Winshemius vorgetragen, XI, 855 ff.). Er legt darin den einzigen Wert dieser Sprache der Universität nochmals dringend ans Herz: ohne sie giebt es keine wahre Gelehrsamkeit und vor allem keine wahre Theologie. „Welche Glückseligkeit, mit dem Sohne Gottes, den Evangelisten und Aposteln, dem *divus Paulus* ohne Dolmetsch sich unterreden können.“ Wie eifrig müßten wir sein diese Sprache zu lernen, da wir selbst barbarische Sprachen lernen, um mit einem ausländischen Fürsten ohne Dolmetsch reden zu können; lassen doch um schnöden Gewinnes willen Kaufleute ihre Kinder fremde Sprachen lernen! Wahrlich, wenn es möglich wäre, sollten alle Menschen diese Sprache lernen, wenigstens aber alle, welche Gott zum Studium der Wissenschaften und der Lehre berufen hat. — Und wie freundliche Lehrer den Knaben Backwerk geben, sie anzulocken, so hat auch der allmächtige Gott diese Sprache selbst zur allersüßesten gemacht, keine gleitet mit so lieblichem Klang ins Ohr. Und er hat sie gefüllt mit mannigfacher Würze der schönsten Künste. Sie ist die Lehrerin und Quelle aller Teile der Philosophie, heilige und profane Geschichte, Ethik und Politik, Mathematik und Astronomie, Physik und Medizin fließen aus ihr. Die lateinische Sprache selbst, was sie an Eleganz und Schönheit hat, das hat sie aus den griechischen Quellen. Ja, ohne Griechisch ist es ganz unmöglich, die lateinische Sprache rechtschaffen zu treiben, wie die Barbarei des Mittelalters hinlänglich zeigt; aus welcher Barbarei wieder das Verderbnis der Religion und der Sitten entsprang, denn schlechte Sitten sind das Gefolge barbarischer Rede. Darum, wenn wir des gegenwärtigen Lichts überdrüssig sind und in die frühere Finsternis zurückwollen: es giebt keinen kürzeren Weg, als das Aufgeben des Griechischen.“ —

Im Jahre 1543 hatte die Stadt Soest sich seinen Rat in Sachen des Schulwesens erbeten. Er antwortete mit der kleinen Schrift „von Anrichtung der Lateinischen Schul" (C. R. V, 124). Ihr Inhalt deckt sich ganz mit LUTHERS Schrift an die Ratsherren: Schulen sind notwendig um der Erhaltung der reinen Lehre willen; ohne die Bibel kein Heil und ohne die Sprachen kein Verständnis der Bibel: „ohne Verstand der Sprachen kann man das alte und neue Testament nicht lesen, dazu bedarf man auch allerlei Historien, Geographie, Rechnung der Zeit und ander Künsten, so man die göttliche Lehre ordentlich und verständiglich fassen will; und sind in Summa die löblichen Künste eine große Zier der Kirchen." Und darum sind die Obrigkeiten schuldig Schulen zu errichten und zu erhalten.

Drittes Kapitel.

Neubegründung der Universitäten in den protestantischen Gebieten.

Nachdem der Versuch der Bauern, die Freiheit von dem alten Kirchenregiment zur Befreiung auch von anderen unerträglichen Lasten zu benutzen, in Blut und Grauen erstickt war, begannen die protestantischen Fürsten in ihrem Gebiet Sonderkirchen unter landesherrlichem Regiment zu errichten. Schon im Herbst 1525 wurde in Sachsen von dem neuen Kurfürsten die Messe, mit LUTHERS Rat, als Götzendienst verboten, freilich eine Einmischung der Obrigkeit in religiöse Dinge, die mit der Stellung, die ihr LUTHER in der Schrift „von weltlicher Obrigkeit" (1523) giebt, schwer vereinbar ist; verwirft er hier doch jede obrigkeitliche Gewalt in Glaubenssachen als Eingriff in Gottes Regiment, so sehr, daß er auch die von den katholischen Landesherren gebotene Auslieferung des neuen Testaments den Unterthanen „bei Verlust der Seligkeit" untersagt: „denn wer es thut, der übergiebt Christum dem Herodes in die Hände, denn sie handeln als Christmörder, wie Herodes". Freilich, das waren Gebote „papistischer" Obrigkeiten gewesen. Und vielleicht muß man sagen, es war ein Standpunkt, der sich nicht festhalten ließ; Indifferenz der weltlichen Gewalt in Religionssachen war im 16. Jahrhundert noch unmöglich; die Sache stand auf entweder — oder, es galt Hammer oder Amboß zu sein. Andererseits ist gewiß, daß der Standpunkt LUTHERS von 1523 zum Evangelium besser stimmt; und vielleicht wäre doch auch eine Ent-

wickelung, ja eine fruchtbarere Entwickelung des Protestantismus unter Festhaltung des Prinzips der Nichteinmischung der weltlichen Gewalt möglich gewesen; er hätte dann auch innerlich freier und größer sich entwickeln müssen, als es nun in den Landeskirchen bei der Umklammerung mit allerlei politischen Interessen geschehen konnte.

Doch es ist vergeblich, diesen Möglichkeiten nachzuhangen. Das „Evangelium“ — und LUTHER ließ es geschehen — wurde zu einem neuen Dogma und das Dogma wurde zum Eckstein, auf dem sich nun ein neues Kirchenregiment, das landesherrliche, aufbaute. In den Jahren 1527—29 fanden, nachdem schon früher kleine Anfänge gemacht waren, in den sächsisch-thüringischen Ländern die ersten landesherrlichen Kirchen- und Schulvisitationen statt; der Kurfürst bestallte zu Visitatoren Juristen und Theologen; ihr Auftrag war, die neue Lehre durchzuführen; die Anhänger des Alten wurden belehrt, verwarnt und im äußersten Fall beseitigt; zugleich war man bemüht, die kirchliche Zucht der Gemeinden wieder aufzurichten und die Ausstattung der Pfarrstellen zu ordnen.[1] In den aus geistlichen und weltlichen Gliedern zusammengesetzten Konsistorien erlangte die neue kursächsische Landeskirche gegen Ende der 30er Jahre endlich ein ständiges Kirchenregiment, das die Aufsicht über Lehre und Leben der Geistlichen und Gemeinden im Auftrag des Landesherrn handhabte.

Nachdem im Nürnberger Religionsfrieden (1532) die Duldung der Neuerungen bis auf ein Konzil förmlich ausgesprochen war, fielen der Reformation, die sich politisch als Schmalkaldischer Bund konstituierte, in schneller Folge alle größeren weltlichen Territorien, ausgenommen Österreich und Bayern, zu. Das deutsche Ordensland und Ansbach-Baireuth waren schon früher reformiert; es folgten Württemberg und Pommern, das Albertinische Sachsen und Brandenburg, Mecklenburg und Kurpfalz. Die großen Städte, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Frankfurt, Magdeburg, Hamburg, Lübeck, Bremen u. a. waren schon vorangegangen. Auch Dänemark, Schweden, England waren von Rom abgefallen. Erst mit dem Sieg des Kaisers über den Herzog von Kleve (1543) kam die Bewegung zum Stillstand. Der Übertritt der

[1] In C. A. BURCKHARDTS Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen von 1524—1545 findet man eine Fülle von Nachweisungen über die kirchlichen, sittlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Zeit in den sächsischen Ländern; die Widerstände und Schwierigkeiten aller Art, mit denen die neue Lehre und die Wiederaufrichtung eines Kirchenregiments zu kämpfen hatten, treten einem hier in konkreter Gestalt vor Augen. Ein interessantes Schema der Examinationsfragen an die Geistlichen und die Bauern vom Jahre 1533 S. 142.

großen geistlichen Fürstentümer in Westdeutschland, der vor der Thür stand, kam nicht mehr zur Ausführung.

Dem Beitritt zur Reformation folgte alsbald in allen Territorien die Aufrichtung eines gelehrten Unterrichtswesens in dem Sinn und meist unter dem Beirat MELANCHTHONS. Vor allem war die Reformation der vorhandenen oder die Begründung einer neuen Universität eine unabweisbare Forderung. Die theologischen Fakultäten waren ein notwendiges Komplement des neuen weltlichen Kirchenregiments. Ihnen fiel die Feststellung der Lehre, die Vorbildung und die Examination der Prediger der neuen Kirche zu. Die Priester der alten Kirche hatten ihren Charakter durch die vom Bischof erteilte Weihe erhalten; Wissenschaft war ein nicht durchaus erforderliches *accidens*. Die Kenntnis der lateinischen Sprache wurde gefordert, der Besuch einer Universität war erwünscht, aber durchaus nicht notwendig, nur für die höheren Würden war er gewöhnliche Voraussetzung, wenigstens da, wo nicht die Geburt den Mangel der Wissenschaft zudeckte. Die Absolvierung des theologischen Kursus war eine Seltenheit.[1] Die neue Kirche leugnete den sakramentalen Charakter der Weihe; die gelehrte theologische Vorbildung erhielt dadurch die Bedeutung des wesentlichen Erfordernisses für das Predigeramt. Auch die Funktion des geistlichen Amts erlitt eine entsprechende Veränderung; der Schwerpunkt des Gottesdienstes, welcher bisher in der Verwaltung des heiligen Opfers gelegen hatte, wurde jetzt in die Predigt gelegt. Offenbar hat für diese Funktion wissenschaftliche Bildung viel größere Bedeutung als für jene. Die Prediger der neuen Kirche wirken wesentlich durch ihre Persönlichkeit, die Priester der alten wesentlich als Organe der Kirche.

Ich will nun in diesem Kapitel über die einzelnen protestantischen Universitäten berichten, um dann im nächsten eine zusammenfassende Darstellung des Zuständlichen zu geben.

Ich beginne mit Wittenberg, der führenden Universität, weshalb hier auch eine etwas eingehendere Behandlung am Ort zu sein scheint.

Die Neugestaltung der Universität vollzog sich in den 30er Jahren. 1533 erhielt die Stadt Wittenberg ihre Kirchen- und Schulordnung. In demselben Jahre wurde auch die theologische Fakultät mit neuen Statuten versehen (abgedruckt bei FÖRSTEMANN, *liber Decanorum,* 153ff.). Es kommt darin die Umgestaltung der theologischen Wissenschaft durch die Reformation zum Ausdruck. An die Stelle der rationalen oder philosophischen Theologie ist die schriftmäßige oder philologische

[1] Einige Nachweisungen hierüber in meinem mehrfach erwähnten Aufsatz in SYBELS Zeitschrift, 1881.

getreten. Drei Professoren sind vorhanden; dazu kommt der Pfarrherr von Wittenberg als vierter Legent. Die beiden ersten Professoren sollen beständig viermal wöchentlich eine Stunde, der erste über ein Buch des neuen, der andere über ein Buch des alten Testaments lesen; aus jenem sind die Briefe an die Römer und Galater und das Johannesevangelium, aus dem alten Testament die Psalmen, die Genesis und Jesaias beständig zu behandeln, dazu bisweilen Augustinus' Buch *de spiritu et litera.* Der dritte Professor soll zweimal wöchentlich die übrigen Briefe Pauli, die Briefe Petri und Johannis lesen und zweimal predigen, der Pfarrherr ebenfalls zweimal wöchentlich eine Stunde das Matthäusevangelium, das Deuteronomium und zuweilen einen kleinen Propheten lesen. Die Sentenzen des P. Lombardus, das alte Kompendium der dogmatischen Theologie, werden ausdrücklich abgeschafft.

Zur kirchlichen Behörde wird die theologische Fakultät durch zwei Bestimmungen. Ein oder zweimal im Jahr soll der Dekan alle Auditoren der Theologen zusammenrufen und einige prüfen und aufschreiben, damit sie den benachbarten Kirchen auf Verlangen nachgewiesen werden können. Sodann wird der Fakultät die Überwachung der Lehre anvertraut: wie in den Kirchen und Schulen unseres Gebiets, so wollen wir auch auf der Universität, welche stets die Leitung und Censur der Lehre haben muß, die reine evangelische Lehre in Übereinstimmung mit dem Bekenntnis, welches wir 1530 zu Augsburg dem Kaiser Carl übergeben haben, fromm und treulich vorgetragen, erhalten und fortgepflanzt haben: denn diese Lehre ist, wie wir gewißlich feststellen, der wahre und ewige Ausdruck *(consensus)* des Glaubens der allgemeinen Kirche Gottes. Wenn eine Meinungsverschiedenheit sich erhebt, so soll die Sache an den Rektor und das Konsilium der Universität gebracht werden; und wenn die Bedeutung der Sache es erfordert, berichten diese dem Fürsten und bestellen mit ihm gemeinsam, sonst aber allein, tüchtige Richter. Diese untersuchen die Angelegenheit und approbieren durch ihr Urteil die wahre Ansicht und verdammen die falsche. „Die falschen Ansichten dürfen dann nicht verteidigt werden; wenn jemand sie hartnäckig verteidigt, soll er mit solcher Strenge bestraft werden, daß er die schlechten Meinungen nicht weiter verbreiten kann" (Förstemann, 154).

Man sieht, die revolutionäre Ära der Reformation liegt hinter ihr. Derselbe Luther, der vor zwölf Jahren es für unvereinbar mit seinem Gewissen erklärt hatte, der auf dem Konzil vereinigten Christenheit die Feststellung der Glaubensformeln anheimzugeben, nahm jetzt für die Wittenberger Fakultät, denn darauf kommt die Sache heraus, die unwidersprechliche Entscheidung in Glaubenssachen in Anspruch.

Luther war von 1535 bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung Vorsteher dieser Fakultät. — Im Jahre 1535 kam der päpstliche Legat Vergerius nach Wittenberg. Er ließ Luther um seinen Besuch bitten. Auf dem Wege dahin sagte Luther lachend zu dem ihm begleitenden Bugenhagen: „da fahren der deutsche Papst und Kardinal Pomeranus, Gottes Werkzeuge“.[1]

[1] Köstlin, Luther, II, 380. Von einem nicht genannten Referenten in der Evangelischen Kirchenzeitung ist mir auch diese Stelle aufgemutzt worden: natürlich sei die Äußerung als Scherz gemeint. Nun, das ist auch mir nicht entgangen; aber der Anonymus scheint nicht zu sehen, daß dieser Scherz — und Luther spielt öfter mit der Vorstellung — nur möglich war auf dem Hintergrunde bitteren Ernstes; für Luthers Stellung, wie er sie noch Jahrhunderte lang nach seinem Tode eingenommen hat, war wirklich keine andere Analogie zu finden, er war für einen Teil Deutschlands an die Stelle des Papstes getreten. — Es ist die alte Sache: Brutus soll Cäsar sein! so schreit ein begeisterter Republikaner bei Shakespeare, als der wirkliche Cäsar eben durch Brutus' Hand gefallen ist. Wie damit Brutus *ad absurdum* geführt wird, so führt durch den obigen „Scherz“ Luther sich selbst *ad absurdum*. Das Wort Gottes genügt nicht als *regula fidei*, es ist doch wieder eine persönliche Autorität notwendig, die in Sachen der Lehre entscheidet, so sagt der Luther von 1535 und widerlegt damit den Luther von 1521, der sich von niemand auf Erden den Glauben will weisen lassen, es sei denn, daß er selbst die Richtigkeit aus Gottes Wort erkenne. Wäre er konsequent in der Verwerfung aller menschlichen Autorität geblieben, so hätte er sagen müssen: über die Auslegung der Schrift giebt es keine entscheidende Instanz; jeder glaubt und irrt auf seine eigene Gefahr. — Freilich, das ist nicht die Art der Menschen; so sehr sie geneigt sind, fremde Autorität zu verwerfen, ebenso sehr sind sie bereit, die eigene aufzurichten. Es ist eine Wurzel, aus der das Verlangen nach Freiheit und das Verlangen nach Macht aufwächst. Am wenigsten ist es Luthers Art, fremde Überzeugungen als gleichberechtigt zu achten. „Meine Sache ist Gottes Sache“, also ist, wer wider mich ist in der Lehre, nicht von Gott, sondern vom Teufel, wie z. E. Heinz Wolfenbüttel; diese Schlußart, die Luther im Kampf mit dem Papsttum geläufig geworden war, wendet er dann gegen jedermann. So in der Vorrede zu der Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papsts und der Bischöfe“ (1522): „Ich will mich hören lassen und meiner Lehre Ursach und Grund beweisen vor aller Welt, und sie ungerichtet haben von jedermann, auch von allen Engeln. Denn sintemal ich ihrer gewiß bin, will ich durch sie euer und auch der Engel Richter sein, daß wer meine Lehre nicht annimmt, daß der nicht möge selig werden. Denn sie ist Gottes und nicht mein, darum ist mein Gericht auch Gottes und nicht mein.“ Mein Gericht ist Gottes und nicht mein, und wer anders lehrt, ist vom Teufel, so spricht der Papst und so spricht Luther; und wie jener, so verlangt auch er Gehorsam, ist bald auch bereit, die Unterstützung des weltlichen Arms gegen Ungehorsame, wie die „Schwarmgeister“ und Täufer, in Anspruch zu nehmen. Begreiflich und menschlich: worauf sich Luther 1521 gegen die Päpstlichen gesteift hatte, daß er nicht aus der Schrift widerlegt werden könne, das erfuhr er nun selbst im Kampf mit den „Schwarmgeistern“: man konnte sie nicht aus der Schrift widerlegen; wo steht denn geschrieben,

Auch die theologischen Promotionen wurden wieder hergestellt. Sie hatten seit 1523 geruht. Karlstadt hatte bei der letzten Promotion,

daß man Kinder taufen oder nicht mehr als ein Weib zur Ehe haben soll? Zur Widerlegung der Ketzer braucht man eine *norma fidei*, und zwar eine lebendige, von Fall zu Fall entscheidende. Der Grundsatz von 1521: von keiner Autorität auf Erden sich den Glauben vorschreiben lassen, ist anarchistisch, dabei kann es keine „Kirche", mit *examen doctrinae* der Kandidaten und Visitation der Geistlichen, geben. Das sahen jetzt auch die Reformatoren und so blieb ihnen, sollte anders eine „Kirche" sein, nichts übrig, als ihre eigene Autorität an Stelle der Autorität des Papstes und der Konzilien aufzurichten. Nur sind sie in einem ärgerlichen Punkt im Nachteil: gegen den späteren Luther kann man sich immer auf den Luther von Worms berufen. Der Ausgangspunkt und die Rechtfertigung der ganzen Reformation war die prinzipielle Verwerfung aller menschlichen Autorität in Sachen des Glaubens. Luther als Papst — es bleibt doch ein unerfreulicher Anblick. Und wer einen Papst nötig hat, dem wird doch immer zu raten sein, sich an den echten Papst zu Rom zu halten. — Wer sich aber an den Luther von 1521 hält, der wird sagen: können die Ketzer aus der Schrift nicht widerlegt werden, nun, so scheint das ein Beweis dafür zu sein, daß Gott an der Widerlegung der Ketzer nicht so sehr gelegen ist. Sonst würde er seine Offenbarung, statt in Evangelien und Episteln, in Propheten und Psalmen, vielmehr in Katechismen und Paragraphen verfaßt haben. Ich sage das alles nicht, um gegen Luther vergebliche Anschuldigungen zu richten, sondern um die Situation zu kennzeichnen, eine Situation, die bis auf diesen Tag dauert. Der Bruch in Luther ist heute noch als Bruch im Prinzip der protestantischen Kirche. Es kann keine irdische Autorität in Sachen des Glaubens geben, und: es muß eine solche geben, das ist die Antinomie, die in ihren Ursprung gelegt ist. Die Antinomie ist auch nicht zufällig, sie liegt in der Natur der Sache, der Name der „protestantischen Kirche" selbst drückt sie aus. Soll eine „Kirche" sein, so muß Einheit des Glaubens sein, so muß der Einzelne sich und seinen „Glauben" unter den „Glauben" der Gemeinschaft unterordnen. Und das zu thun ist er schuldig, denn Religion kann es nur in einer Gemeinschaft, einer Kirche geben, der Einzelne als solcher hat keine Religion. So die eine Seite. Aber dem steht die andere gegenüber: soll Glaube sein, Glaube im protestantischen Sinne, so muß der Einzelne selbst für sich einstehen; Glaube ist das persönliche Verhältnis des Individuums zu Gott; hier giebt's keine Instanz, die für es eintreten könnte; der Glaube der „Kirche" hilft mir nicht; mir hilft nur mein Glaube, und stimmt mein Glaube nicht mit Glauben und Lehre anderer, so kann ich doch nicht daraufhin von ihm lassen, ohne eben meinen „Glauben" als solchen zu verlieren. So sitzt der Widerspruch im Wesen der „protestantischen Kirche". — Vielleicht muß man übrigens sagen: ohne diesen Widerspruch wäre der Protestantismus geschichtlich nicht möglich gewesen: auf Grund des „Glaubens" riß sich Luther von der römischen Kirche los; aber ohne die Fassung des „Glaubens" in ein durch eine Landeskirche geschütztes „Bekenntnis" wäre die römische Herrschaft wieder hergestellt worden: einen undogmatischen, kirchlich nicht geschlossenen Protestantismus hätte im 16. Jahrhundert die Reaktion wieder überwältigt. Das sah Luther mit der Sicherheit des Instinkts und diesem Instinkt mußte die Logik weichen. Übrigens hat es niemals eine Revolution gegeben, die mit der Logik zurecht gekommen wäre.

die er vollzog, Gewissensskrupel gehabt wegen Matthäi 23, 10: ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen. Dazu kam, daß die Promotionen bisher offenbar im Namen und Auftrag der höchsten Kirchenbehörde, d. h. also in LUTHERS Redeweise, des Teufels geschahen; und ferner, daß der Wittenberger Universität, nachdem sie in jenem Auftrag nichts mehr unternehmen wollte, eine Autorität zu promovieren nicht beiwohnte. Aber die Dinge forderten ihr Recht; und so ließ man sich denn auch zu Wittenberg durch die Einrede des Evangeliums, so unzweideutig sie lautet, nicht auf die Dauer abhalten, Magister und Doktoren zu machen; es erwiesen sich eben Menschensatzungen als unentbehrlich zur Regelung des Lebens. Und über die mangelnde Autorität tröstete man sich mit der Autorität der weltlichen Gewalt, die ja nun auch das Kirchenregiment inne hatte. In diesem Sinne spricht sich ein Gutachten MELANCHTHONS aus, das für die Tübinger Universität, wo die Frage besonders lebhaft erörtert wurde, verfaßt ist.[1] In Wittenberg wurden 1533 in Anwesenheit des Kurfürsten die ersten drei protestantischen Doktoren der Theologie kreiert (FÖRSTEMANN, *lib. Decan.*, p. 28).

Die Reformation der gesamten Universität erfolgte im Jahre 1536. Im Album wird davon als von einer Neubegründung gesprochen.[2] Die juristische Fakultät soll hiernach vier Professoren haben, von denen jeder eine vierstündige Vorlesung halten soll, der erste aus den Pandekten, der zweite aus den Dekretalen, der dritte aus dem Kodex, der vierte aus den Institutionen. Auch die juristische Fakultät ist nicht bloß Unterrichtsanstalt, sondern zugleich Spruchkollegium. Die medizinische Fakultät soll drei Professoren haben, von denen der erste über Hippokrates und Galenus, der zweite über Rhazes und Avicenna, der dritte *anatomicos libros* lesen soll. Die philosophische Fakultät erhielt 10 ordentliche Lektionen, welche von ebenso vielen Professoren an den vier Wochentagen eine Stunde getrieben wurden: Hebräisch, Griechisch, Poetik, Grammatik mit Terenzlektüre, zwei Lektionen in Mathematik (eine niedere und eine höhere), Dialektik, Rhetorik, Physik, Moral. Am Sonnabend soll abwechselnd disputiert und deklamiert werden; die Dekla-

[1] CAMERARIUS, *Vita Melanchthons ed. Strobel*, p. 163. Wieder kam die Sache zur Erörterung bei der Gründung der Universität Königsberg, und auch hier gaben MELANCHTHON und CAMERARIUS in demselben Sinn ihr Gutachten ab (mitgeteilt bei TÖPPEN, 307, vgl. 111 ff.). Auch in Basel fanden lebhafte Kontroversen über die Möglichkeit protestantischer Promotionen statt.

[2] FÖRSTEMANN, Album, p. 159: 7 Mai *Elector publice promulgavit hujus accademiae fundationem, donavit certos reditus et omnium facultatum ac honestarum disciplinarum perpertuas lectiones instituit.* Die Fundationsurkunde ist in den Halleschen Universitätsschriften vom Jahre 1882 veröffentlicht.

mationen liegen den Lektoren der Rhetorik, des Griechischen und des Terenz ob; einmal im Jahr soll jeder Professor deklamieren. Die Mitwirkenden bei Disputationen und Deklamationen erhalten Präsenzgelder.

Die Gehaltsbezüge sind in folgender Weise festgestellt. Die drei theologischen Professuren wurden mit je 200 fl., die vier juristischen mit 200, 180, 140, 100 fl., die drei medizinischen mit 150, 130, 80 fl., die artistischen mit je 80 fl., jedoch die hebräische und griechische mit je 100 fl. dotiert. Doch gehen die Bezüge einzelner Lehrer über das Normalgehalt der Stelle hinaus. MELANCHTHON bezog 300, seit 1541 400 fl., ebensoviel als LUTHER, ein für jene Zeit ganz ungewöhnlich hohes Professorengehalt.

Die Ordnung des Unterrichts der philosophischen Fakultät ist offenbar nach den Angaben MELANCHTHONS gemacht, dessen auch am Eingang als Trägers der sprachlichen Studien gedacht wird. Zu den Vorlesungen, auf die ich zurückkomme, treten wie auf der mittelalterlichen Universität Übungen hinzu. MELANCHTHON hatte seit den 20er Jahren unablässig die Unentbehrlichkeit der Übungen betont. Dieser Forderung entspricht die obligatorische Einführung von Deklamationen und Disputationen.

Die Deklamationen, welche die Scholaren unter Anleitung der Professoren zu halten haben, gleichen unseren Schulaufsätzen, nur daß der Vortrag hinzukommt; die stilistisch-oratorische Form ist dabei die Hauptsache; die Absicht ist, die Schüler anzuleiten, über ein gegebenes Thema in korrektem Latein und mit angemessener Disposition schriftlich und mündlich sich auszusprechen. Moralische Gemeinplätze, historische Laudationen, *loci* aus der Katechese u. s. f. bilden den Gegenstand der Deklamationen.

Die Disputationen standen von jeher in engstem Zusammenhang mit den Promotionen. Auch ihre Herstellung hatte sich MELANCHTHON längst angelegen sein lassen. Schon in einer Deklamation von 1525 (*de gradibus discentium*, C. R. XI, 98 ff.) betont er den Wert der Einrichtung; sie sei jetzt verfallen, wie denn die Menschen zur Abschaffung aller alten Sitten und aller bürgerlichen Ordnung verschworen zu sein schienen. Im Jahre 1528 fand wieder eine Magisterpromotion statt, im folgenden auch eine Baccalariatspromotion, wie es in der dabei gehaltenen Rede heißt, nach längerer Unterbrechung (XI, 181). Die *declamatio de ordine discendi* (1531, XI, 209 ff.) entwickelt die Notwendigkeit eines geordneten, stufenweis fortschreitenden Unterrichtsganges, damit der Scholar nicht, wie es seine Neigung sei und wie die Eltern es zu begünstigen pflegten, *ad superiora* properiere. In dieser Absicht seien die Grade eingeführt und beizubehalten. Als Gegenstände

der Baccalariatsprüfung werden die alten genannt, Grammatik und Dialektik, dazu aber ein neuer: die Elemente der Kirchenlehre; bei welcher Gelegenheit zugleich der Samen etwaiger Irrtümer ausgereutet wird (188). In der Prüfung der Magistranden wurde in den herkömmlichen philosophischen Disziplinen, Mathematik, Astronomie, Physik, Ethik geprüft. Auch die Kenntnis der griechischen Sprache wurde von den Magistranden gefordert, wie aus einem Anschlag Melanchthons (C. R. X, 87) hervorgeht. Mit der Herstellung der Promotionen kehrten nun auch die philosophischen Disputationen, die das Gespött der Humanisten gewesen waren, wieder. Melanchthon spricht sehr eindringlich ihre Notwendigkeit aus; in der Ankündigung, womit er als Rektor den Beginn der ordentlichen Disputationen anzeigt (17. Nov. 1536, C. R. III, 189) heißt es: eine Schule ohne Disputationen ist kümmerlich und verdient gar nicht den Namen einer Akademie.

Sodann ist das Pädagogium zu erwähnen, das als Vorschule der philosophischen Fakultät eingerichtet und unter die Leitung eines Magisters gestellt wurde. Es hat die Aufgabe, jungen Leuten, die für die öffentlichen Vorlesungen noch nicht die Reife haben, vor allem weil sie in der lateinischen Sprache noch nicht hinlängliche Kenntnis besitzen, schulmäßigen Unterricht zu geben. Auch damit wurde einer alten Forderung Melanchthons entsprochen. Er selbst hatte früher junge Leute, die ihm empfohlen waren, zu sich ins Haus genommen und ihnen den notwendigen Schulunterricht erteilt. Das ist die sogenannte *schola privata* Melanchthons, von der in den Briefen aus den 20er Jahren öfters die Rede ist. Die anspruchslose und ohne Zweifel löbliche Sache ist von panegyrischen Darstellungen als Beweis seltener Aufopferungsfähigkeit ausgemalt: daß sich der berühmte Kirchenreformator zum Unterricht von kleinen Knaben herabgelassen habe. Es ist dabei übersehen, daß der öffentliche Universitätsunterricht, wie ihn Melanchthon erteilte, wesentlich auch nichts anderes als Schulunterricht war, und daß die Aufnahme von Pensionären ins Haus bis ins 18. Jahrhundert hinein eine ganz gewöhnliche Sache blieb; sie brachte ohne Zweifel dem jugendlichen Magister und seinem jungen Haushalt einen erwünschten Zuwachs zu dem anfangs schmalen Einkommen; hatte er doch, wie er Ende 1524 an Spalatin schreibt, seiner Frau während ihrer vierjährigen Ehe noch kein neues Kleid kaufen können (C. R. I, 697).

Endlich ist einer wichtigen Einrichtung zu gedenken: der Unterhaltung von Stipendiaten.[1] Schon seit der Fundation von 1536

[1] Kius, Das Stipendiatenwesen in Wittenberg und Jena im 16. Jahrhundert, in Ilgens Zeitschrift für historische Theologie, XXXV. Bd., 1865.

waren jährlich Gelder zur Erhaltung armer Studierenden zur Verfügung gestellt worden. Nach der Sicherung der Erwerbung der Kirchengüter durch den Landesherrn wurden die Einkünfte der Stifte Altenburg, Gotha und Eisenach im Betrage von ca. 4000 fl. für diesen Zweck bestimmt. Die Fundationsurkunde vom Jahre 1545 setzt die Verteilung auf die Landesteile und auf die Stände fest. Von den 150 Stipendiaten sollen 36 von Adel je 30 fl., doch ihrer 9 40 fl. jährlich beziehen; 28 Pfarrers- und 86 Bürgerssöhne sollen je 25 fl. erhalten. Auf den Kurkreis entfallen 28, auf Thüringen 53, auf Meißen 50, auf das Vogtland 19 Stipendien. Die namentlich aufgeführten Städte erhalten das Präsentationsrecht für eine oder mehrere Stellen; die Dörfer sind nicht beteiligt. Der Aufnahme geht ein Examen in Wittenberg vorher, worin der Kandidat Sicherheit in der Grammatik nachzuweisen hat; auch muß er mindestens 14 Jahre alt sein; die Stipendien werden halbjährlich zu Johannis und Neujahr, nach voraufgegangener Prüfung ausgezahlt. Zunächst waren übrigens nicht alle Stipendien verfügbar. Die Statuten von 1546 (C. R. X, 1013) wissen nur von ungefähr 40 Stipendiaten. Nach einer neuen Fundation von Kurfürst August von 1564 sollen 27 Stipendiaten gehalten werden, davon 20 Artisten, um 18 Jahr alt, mit je 40 fl., 4 Theologen, die schon den philosophischen Magistergrad haben, mit je 90 fl., endlich 1 Mediziner und 2 Juristen, die in *lingua latina* und *studiis eloquentiae* ziemlich geübt sind, mit je 100 fl. Die großen Stipendien sollen auf 4 Jahre verliehen werden, die Theologen dürfen nur in Wittenberg, die Juristen und Mediziner können auch 2 Jahre außerhalb studieren. Gleichzeitig gab der Kurfürst der Universität das Geld, um von Luthers Erben das Kloster anzukaufen und zum Kollegium auszubauen. Die Zahl der Stipendiaten wurde durch eine neue Fundation desselben Kurfürsten vom Jahre 1580 auf 150 gebracht, ebensoviel sollten auf der andern kursächsischen Universität Leipzig gehalten werden. Doch scheinen auch hier die Mittel nicht zugereicht zu haben. Die Zahl wurde 1584 auf 120 herabgesetzt, bis auf wohlfeilere Zeiten. Die Statuten von 1588 (Förstemann, *liber Decan.*, 167) wissen sogar nur von 75 Stipendiaten. — Übrigens scheint außer den Stipendien noch ein Zuschuß in Naturalien zur *mensa communis* im *collegio* geleistet worden zu sein, damit auch andere arme Studenten um geringen Preis den Tisch haben möchten.

Über die Ursache dieser Stiftungen spricht sich die Fundationsurkunde von 1564 aus: die Sprachen und Künste würden so gering geachtet, daß viele wohlhabende ansehnliche Leute sich schämten oder beschwerten, ihre Kinder hier zu halten, so daß „fast nur armer

Leut Kinder zum *studio* sich begeben, welche, ob sie gleich von natürlichen Gaben *ingenii* und anderen wohl geschickt seien und etwas löbliches in *studio* ausrichten könnten, doch Armut halber entweder gar keine Universität besuchen mögen, oder da sie dieselbe gleich ein wenig angesehen, aus großer Armut nicht lange daselbst verharren können und sich allzu zeitlich zu Dienste begeben, da denn viel feiner *ingenia* in gar geringen Diensten verliegen und verderben" (GROHMANN, I, 69).

Die Landeskirchen hatten keine Prälaturen, welche vornehmer Leute Kinder hätten anziehen können. Das weltliche Regiment bildete in den protestantischen Territorien den ersten Stand, die Geistlichen waren Beamte zweiter Klasse geworden.

Erwähnt mag noch werden, daß die Universität seit den 30er Jahren mit disziplinarischen Schwierigkeiten in wachsendem Maße zu kämpfen hatte. Die Zuchtlosigkeit der Studenten verbitterte LUTHER und MELANCHTHON ihre letzten Lebensjahre. Zahlreiche Zeugnisse hierüber kann, wer sie sucht, jetzt bei JANSSEN (7, 185 ff.) zusammengestellt finden. Allzu schlimm wird man übrigens die Sache sich nicht vorstellen dürfen. Das Zusammenströmen von Tausenden junger Leute aus allen Enden der Welt auf der jungen Universität in dem kleinen Elbstädtchen, die beide nicht auf ihre Aufnahme vorbereitet waren — oft wird über Dürftigkeit, Teuerung und Übervorteilung durch die Hauswirte geklagt — mußte an sich die Disziplin erschweren; dazu kam der Einfluß der neuen Vorstellungen von Freiheit und Menschenwürde, wie sie Humanismus und Reformation in den Köpfen hervorriefen, sowie das Absterben der Lebensordnungen der mittelalterlichen Universitäten, die in dem klösterlichen Leben ihr Urbild gehabt hatten. Auch vergesse man nicht, daß Fleiß und Tugend nicht ebenso wie allerlei Delikte Gegenstand offizieller Aufzeichnungen wird.

Eine genauere Einsicht in die Ordnung des Lehrkursus gewähren die von MELANCHTHON zum Behuf der öffentlichen Vorlesung beim Rektoratswechsel im Jahre 1545 abgefaßten *leges academiae* und *leges collegii facultatis liberalium artium, quas philosophia continet* (C. R. X, 992—1024). Das Lekturenverzeichnis stimmt im wesentlichen mit dem der Fundationsurkunde überein, nur ist eine Lektur für den Vortrag der aristotelischen Physik, offenbar im Urtext, hinzugekommen, dagegen die Lektur der Moral mit der griechischen vorläufig vereinigt. Auch in der Moralphilosophie soll die Ethik des Aristoteles im Urtext erklärt werden. Von den übrigen griechischen Autoren erklärt der Gräcist Homer, Hesiod, Euripides, Sophokles, Theokrit, Demosthenes und einen Historiker; zuweilen auch einen Brief

Pauli, in grammatisch-sprachlicher Hinsicht, damit die Schüler sehen, daß zum Verständnis der Apostel die Sprachen und die Philosophie von Nutzen seien (S. 1010).

Der Unterrichtskursus, wie ihn der einzelne Scholar durchmacht, hat hiernach folgende Gestalt. Kommt er, was zwar nicht wünschenswert ist, aber nicht verhindert werden kann, ohne ausreichende Kenntnis der lateinischen Sprache auf die Akademie, so zieht er ins Pädagogium oder zu einem Magister als seinem Privatpräzeptor; dieser treibt vor allem mit ihm Latein, indem er ihm die Regeln der Grammatik fleißig beibringt und im Reden und Schreiben ihn übt. Daneben läßt er ihn etwa auch die für ihn geeigneten öffentlichen Vorlesungen, etwa über Dialektik und Rhetorik, besuchen. Nicht minder wird er dafür Sorge tragen, daß der Knabe die Summe der wahren Lehre erlerne; er wird ihn anhalten die Predigt zu besuchen, nach derselben zu Hause ihn die Hauptstücke des Katechismus aufsagen lassen, auch ihn der Ordnung nach darüber examinieren, was Sünde und Glaube sei, wie die Vergebung der Sünden geschehe u. s. w. (1016 ff.). Übrigens gilt die Verpflichtung zum Kirchenbesuch für alle Glieder der Universität: wird jemand erfunden, der dieser Pflicht sich entzieht, so soll er mit Karzer oder Relegation bestraft werden (S. 996).

Der philosophische Kursus, der nun folgt, umfaßt den ganzen Kreis der freien Künste. Es scheint, daß in Wittenberg der Kursus nicht so detailliert vorgeschrieben worden ist, als auf den übrigen protestantischen Universitäten; die Sache ließ sich wohl bei der großen Frequenz nicht durchführen. Eine ungefähre Beschreibung wird in einem von Bretschneider ins Jahr 1532 gesetzten Anschlag (X, 86 ff.) gegeben, und ähnlich in den Statuten (X, 993). Die erste Abteilung bis zum Baccalariat umfaßt darnach ein eingehenderes Studium der Dialektik und Rhetorik mit Einschluß der Poetik, wobei als Autoren vorzugsweise Cicero und Quintilian und die lateinischen Dichter in Betracht kommen; ferner die Elemente der Mathematik und Physik. Die zweite Abteilung, der Magistrandenkursus, fügt hierzu die griechische Sprache und ihre Autoren, die aus dem Original geschöpfte Kenntnis der aristotelischen Physik und Ethik, sowie ein weiteres Studium der Mathematik und Astronomie (Euklid und Ptolemäus).

Dieser sprachlich-litterarisch-philosophische Kursus ist gedacht als Unterbau für den dann folgenden Fachkursus in den oberen Fakultäten. Doch giebt es keinerlei gesetzliche Fixierung der Anforderungen an die Vorbildung dessen, der sich dem theologischen oder juristischen Studium zuwenden will; man überließ es der eigenen Einsicht und der Be-

ratung durch die Lehrer, das Notwendige oder Wünschenswerte durchzusetzen. Sehr gewöhnlich wird es gewesen sein, daß man sprachliche, philosophische und theologische Studien nebeneinander trieb, namentlich wenn man schon in vorgerückteren Jahren auf die Universität kam.

Wir haben einen nicht uninteressanten Bericht von einem Scholaren über den Wittenberger Studienbetrieb: Matthesius erzählt in seinem Leben Luthers (7. Predigt) aus seiner Studienzeit. Er kam 1529, schon 25 Jahre alt, nach Wittenberg. Hier hörte er Luther in etwa 40 Wochen die 22 letzten Kapitel des Jesaias auslegen. „Vom Herrn Philippus, dem treuen und fleißigen Professor, hab ich diese kurze Zeit gehört ein Stück von Ciceros Orator und die Rede pro Archia und die ganze Dialektik, die er uns von neuem diktierte, samt der Rhetorik. Vormittag erklärte dieser große Mann die Epistel zun Römern, am Mittwoch las er von ehrbarer Zucht und Tugend aus Aristotelis Ethik oder Zuchtbuch.“ Ferner berichtet er: Bugenhagen legte den Korintherbrief aus, D. Jonas etliche Psalmen, Aurogallus las hebräische Grammatik und den 119. Psalm, M. Frank von Weimar las Griechisch, Tulichius *officia Ciceronis*, M. Vach Virgil, M. Volmar Theorie der Planeten, M. Milich Sphaera, Cruciger las den jungen Studenten im Pädagogium den Terenz. „So waren auch die Privatschulen trefflich bestellt. M. Winsheim, M. K. Goldstein, M. Ammerbach und Erasmus Reinhold und bald hernach M. Marcellus, G. Major, Eber hielten ihre Schüler in guter Zucht und lasen fleißig.“ Schon im folgenden Jahr wurde Matthesius als Schulmeister nach Altenburg, bald als Rektor nach Joachimsthal berufen. Er kehrte aber 1540 nochmals nach Wittenberg zurück, um seine theologischen Studien zu vollenden; diesmal wurde er Luthers Tischgenosse. 1542 kehrte er als Prediger nach Joachimsthal zurück. Auch derartige Unterbrechung und Wiederaufnahme der Studien war damals gewöhnlich. Nicht minder der Durchgang durch das Schulamt zum geistlichen Amt. Luther fand diesen Gang sehr empfehlenswert. Matthesius berichtet von ihm die Äußerung: „Wenn ich die Ordnung zu stellen hätte, ließ ich mir gefallen, daß man keinen zum Diakon oder Pfarrer wählte, er hätte denn zuvor ein Jahr oder drei in Schulen neben guten Künsten den Katechismus die Kinder gelehrt und fleißig mit ihnen repetiert.“

Hier mag sich gleich noch ein Augenblicksbild aus etwas späterer Zeit anschließen, worin sich die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Wittenberger Magister und damit der ganzen damaligen Universitätswelt sehr deutlich abspiegeln. Im Frühjahr 1563 kamen zwei junge Pommernherzöge nach Wittenberg. Sie nahmen Wohnung

in dem Hause Luthers, das dessen Sohn Martin damals angehörte. Ihre Begleitung bestand aus einigen Edelknaben, einem Hofmeister, einem Magister, einem Küchenmeister, einem Koch, einem Barbier, der zugleich als Kellerknecht fungierte, im Ganzen 16 Personen. Für die ganze Gesellschaft waren, nach dem Bericht des Hofmeisters, folgende Wohnräume gemietet: „erstlich eine große Eßstube, darnach eine getäfelte Stube, daran zwei Kammern, worin der Magister, die Edelknaben und Jungen schlafen; darnach haben ihre fürstlichen Gnaden an derselben getäfelten Stube ein klein Stübelin zu zween Tischen, da beide m. gn. Herren alleine inne sind, und darbei eine Kammer mit drei Spannbetten, da i. f. Gn. und ich schlafen. Unten im Hause ist eine gute Küche, darin ein schöner Brunnen. So ist auch sonst für i. f. Gn. ein guter Keller, daß i. f. Gn. mit Gemächern ziemlich versehen sind.“ Aber die Wohnung hatte auch ihre Kehrseite. Über der fürstlichen Wohnung hausten in sieben Stuben allerlei Studenten, welche ihren Ein- und Ausgang vor den Stuben der Herzöge her hätten, bei Tag und Nacht aus- und einliefen und Tumult machten. Und unter den Fürsten wohnte der Hauswirt Martin mit seiner Familie, der sehr heruntergekommen sei, „weder zu essen noch zu trinken hat, sich auch sonst leichtfertig hält mit Saufen und ander viel loses Gesinde an sich hänget,“ welche Nachbarschaft fürstlicher Küche und Keller vermittelst doppelter Schlüssel gefährlich werde.

Die beiden jungen Fürsten waren kaum angekommen, so wurden sie von den Professoren aufgesucht und mit Geschenken bedacht. „Dr. P. Eber hat seine Konfession *de sacramento*, schön in Gold gebunden, jedem Herrn ein Exemplar geschenkt. Dr. C. Peucerus, *gener Philippi*, hat m. gn. H. Herzog Barnim *annulum astronomicum* aus gutem Golde geschenkt, und Herzog Ernst einen Sonnenzeiger aus Perlmutter. Mag. Sebastianus Froschel hat seine Predigt von den Engeln und Teufeln, auch seinen Katechismum, schön in Gold gebunden, drei Exemplare m. gn. H. verehret und soll eines m. gn. Frauen (der Herzogin) zugeschicket werden. Ich habe *verbales gratiarum actiones* gethan; ob man *ad realia* weiter gehen soll, steht zu E. f. Gn. gnädiger Erklärung.“

Der Pommernherzog scheint von dem Wert dieser Geschenke nur eine mäßige Meinung gehabt zu haben, jedenfalls hielt sich seine Munificenz in engen Grenzen. Er antwortete: „Betreffs der Professores, so unsere Herren Brüder mit Büchern und anderem verehret, stellen wir zu deinem Bedenken, welches du uns ferner wirst wissen zu vermelden, ob sie wiederum nach Gelegenheit irgends mit Ochsen oder trockner Fischware nach der Zeit etwa dermaßen zu bedenken, daß es

darnach nit bald möchte einen Eingang oder Anderen Anleitung, dergleichen zu suchen möchte gewähren.“ Mit dem Brief langten, wie der Herzog mitteilt, gleichzeitig an: vier Tonnen frische Butter, und 20 gute Seiten Specks, eine Tonne Schinken, eine Tonne Stör, 50 Pfund Bergerfisch, eine Tonne trockne Barsche, ein Schock trockne Hechte, 200 Schollen, zwei Seiten Rauchwildprett; wovon denn, hoffen wir, auch den Professoren ihr Teil gereicht worden ist.[1]

Eine Schilderung der Magisterpromotion und der vorhergehenden Prüfung, die ich dem Tagebuch eines Wittenberger Studenten, Franz Lubecus, der 1553—1555 in Wittenberg studierte, entnehme, mag diese Mitteilungen beschließen. Zweimal im Jahr, einmal um Mitsommer, einmal nach Weihnachten, wurde durch Anschlag des Dekans zur Meldung zur Promotion aufgefordert. Die sich Meldenden wurden dann je zu vieren geprüft, entweder im *collegio medicorum* oder im *auditorio* des *paedagogii.* Als Examinatoren fungieren die *professores artium*, es können aber sämtliche *magistri philosophici*, welche sich zwei Jahre nach ihrer Promotion zu Wittenberg ehrlich gehalten haben, teilnehmen; jederzeit ist M. Philippus und der *decanus* dabei. Die Examinanden zahlen jeder 7 Thlr., welche unter den Dekan und alle Examinatoren geteilt werden, welches, da etwa 40 promovieren, auf jeden vielleicht 8 gute fl. macht. Nach diesem Examen wird noch ein *publicum examen* aller Magistranden zusammen gehalten, worin jedem Magister freisteht, die Examinanden zu fragen und mit ihnen allen in *linguis et artibus* zu disputieren und konferieren. Hierauf folgt nach einigen Tagen die feierliche Promotion. Da werden sie mit Pfeifen und Trommeln aus des Dekans Behausung nach dem *collegio* geführet, je zwei miteinander; ein jeder hat einen feinen Knaben mit einer Kerze neben sich. Dort hält der Dekan eine Rede, dann thut er die anderen Ceremonien: jeder hat ein großes Buch vor sich liegen, das thut ihnen der Dekan auf und legt's offen vor sie hin. Zum andern setzt er einem jeden das Baret (die Kogel oder Hullen) auf und steckt ihm den Fingerring an. Dann folgt wieder eine Rede und darauf zwei Tage *convivia.* Darnach wird Rechnung gehalten.[2]

Melanchthon war die Seele der Wittenberger Universität. Er hat nicht nur ihre Ordnungen verfaßt, er hat sie auch mit seiner Thätigkeit erfüllt. Seine Vorlesungen umfaßten den ganzen Umkreis

[1] v. Medem, Die Universitätsjahre der Herzöge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern. Anclam 1867.

[2] Neue antiquar. Mitt. des thüring.-sächs. Vereins. Bd. XI, 112—121.

der sprachlichen und philosophischen Disziplinen. Die zahlreich erhaltenen Anschläge geben einen Einblick in seine erstaunlich umfangreiche Lehrthätigkeit; es gehörte dazu: Rhetorik, Dialektik, Physik, Ethik, Geschichte, griechische Grammatik, Erklärung griechischer und lateinischer Autoren, heiliger und profaner, unter letzteren Homer, Demosthenes, Sophokles, Euripides, Thucydides, endlich auch Hebräisch und zahlreiche Schriften des alten Testaments. Als er im Jahre 1560 starb, übernahmen die Kollegen seine Vorlesungen zur Fortsetzung. Es waren ihrer sechs, mit zusammen neun wöchentlichen Stunden. Auf die griechische Lektur kamen zwei Vorlesungen: eine einstündige über griechische Grammatik mit Übungen (an der Apostelgeschichte) für Anfänger, und eine zweistündige Interpretationsvorlesung über Euripides; jene Mittwoch 9—10, diese Donnerstag und Freitag 8—9 Uhr. Auf die theologische Lektur, welche MELANCHTHON neben der griechischen seit 1526 verwaltete, kam eine zweistündige Vorlesung über den Römerbrief (Donnerstag und Freitag 9—10 Uhr). Außerdem hatte er über Dialektik zweistündig (Montag und Dienstag 9—10 Uhr), über Ethik einstündig (Dienstag 2 Uhr) und über Geschichte einstündig (Sonnabend 9 Uhr) gelesen. Endlich hielt er noch eine Sonntagsvorlesung, besonders für Ausländer, denen die deutsche Predigt nicht verständlich war, bestehend in Schriftauslegung und Katechese.[1]

Kurz vor seinem Tode war bei MELANCHTHON sein alter Freund CAMERARIUS zum Besuch. Ihr Blick wendete sich auf die Vergangenheit und ihre lange Freundschaft. Da sagt MELANCHTHON: „Wir haben beide ausgehalten in der Niedrigkeit des Schullebens und an unserem Orte gethan, was wir konnten. Einigen hat doch wohl unsere Arbeit genützt, Schaden hat sie gewiß, das darf ich hoffen, niemanden gebracht“ (C. R. IX, 1102).

Er hatte sein Werk gethan und schied willig aus dem Leben, das

[1] Das Verteilungsschema C. R. X, 206 ff. Die Anschläge verstreut durch die ersten 10 Bände des C. R.; nachgewiesen X, 335. Eine Zusammenstellung der Vorlesungen MELANCHTHONS, die aber nicht vollständig ist, bei HARTFELDER, Melanchthon, S. 555 ff. Übrigens wird durch diese große Zahl gleichzeitiger Vorlesungen auch eine Angabe verständlich, welche HEERBRAND, ein Schüler MELANCHTHONS, Gräcist in Tübingen, in einer dort gehaltenen Gedächtnisrede macht (C. R. X, 293), daß MELANCHTHON gewöhnlich etwa 2000 Schüler und Zuhörer gehabt habe. Man wird in der That annehmen dürfen, daß jeder Wittenberger Student irgend eine dieser öffentlichen Vorlesungen, wenigstens ein und das andere Mal besuchte und insofern als Hörer MELANCHTHONS bezeichnet werden konnte. Falsch würde natürlich die Auffassung sein, daß eine oder alle Vorlesungen MELANCHTHONS von 2000 Hörern besucht worden seien, schon aus dem Grunde, daß es in Wittenberg, vielleicht die Kirche ausgenommen, keinen Raum gab, der so viele Personen hätte fassen können.

ihm wenig Freude, viel Kampf und Mühsal gebracht hatte. Auf seinem Tisch fand man nach seinem Tode ein Blättchen Papier, worauf er den Gewinn, den er vom Abschied verhoffte, in zwei Kolumnen nebeneinander gestellt hatte. Zur Linken: „Du wirst der Sünde abscheiden. Du wirst von allem Kummer frei werden und von der rasenden Wut der Theologen.“ Zur Rechten: „Du wirst zum Licht kommen. Du wirst Gott sehen. Du wirst den Sohn Gottes schauen. Du wirst die wunderbaren Geheimnisse erfahren, die du in diesem Leben nicht zu erkennen vermochtest: warum wir so geschaffen sind? von welcher Art die Vereinigung der beiden Naturen in Christo ist?“ (C. R. IX, 1098).

Im Jahr nach dem Tode Melanchthons fand mit herzoglicher Bestätigung eine neue Feststellung des Lektionsplans der philosophischen Fakultät statt. Sie ist einem Anschlag des Rektors, der eine Aufforderung zur Teilnahme an einer Gedächtnisfeier Luthers und Melanchthons enthält, beigegeben.[1] Ordnen wir die Vorlesungen nach der Zeit, so erhalten wir folgenden Stundenplan:

6 Uhr: M. A. Lemeiger, Rhetorik, vierstündig: am Montag und Dienstag *praecepta rhetorices;* Donnerstag und Freitag Erklärung von Ciceros Briefen und Reden.

7 Uhr: M. Sebastianus, Geometrie und Astronomie nach Euklides und Ptolemäus, vierstündig.

8 Uhr: Dr. Vitus Winshemius, griechische Schriftsteller, vierstündig.

9 Uhr: M. P. Vincentius, Dialektik, am Montag und Dienstag.
Dr. V. Winshemius, griechische Grammatik, Mittwochs.
Dr. C. Peucer, Geschichte, Sonnabends.

12 Uhr: M. B. Schönborn, *de dimensione terrae*, vierstündig; dann Plinius, Meteora Pontani und ähnliches.

1 Uhr: M. M. Plochinger, *Elementa sphaerica et arithmetica*, vierstündig, für die Jüngeren.

2 Uhr: M. Esromus, Physik, vierstündig; M. E. Menius, lateinische Grammatik, mit Lektüre des Terenz, Plautus, Virgil, Ovid, vierstündig. M. P. Vincentius, Ethik, Mittwochs.

3 Uhr: Dr. J. Maior, Poetik, mit Erklärung lateinischer Dichter, vorzüglich Virgil, vierstündig.

4 Uhr: M. P. Vincentius, Cicero *de oratore,* ein andermal Livius oder Homer, am Donnerstag und Freitag.

[1] *Scripta publice proposita a professoribus in academia Witebergensi ab anno 1540—1566. 6 tomi.* Das Verzeichnis in Bd. IV. m 5; auch bei Strobel, Neue Beiträge, I, 1, 132 ff.

Die hebräische Lektur war der theologischen Fakultät zugeteilt worden. Im Jahre 1588 fiel die Lektur der lateinischen Grammatik weg, an ihre Stelle trat eine *professio historiarum*. Ein Lektionsverzeichnis vom Jahre 1614 (Grohmann, II, 87) weist folgenden Bestand an Professuren und Lektionen auf: 1) Hebräisch; 2) Griechisch; 3) Poetik; 4) Rhetorik; 5) Logik, kombiniert mit praktischer Philosophie; 6) Physik; 7) Mathematik; die zweite mathematische Professur wird von dem Gräcisten mit verwaltet; 8) Geschichte.

Die erste neugegründete protestantische Universität ist Marburg.[1] Landgraf Philipp von Hessen war im Jahre 1524 bei einer Begegnung mit Melanchthon für die kirchliche Neuerung eingenommen worden, er wurde bald der eifrigste unter den fürstlichen Reformatoren. Schon im Jahre 1526 wurde in der Homburger Kirchenordnung der Grundriß zu einem neuen landesherrlichen Kirchenwesen gezogen. Auch eine neue Universität wird darin vorgesehen, die auf Grund und nach Maßgabe des reinen Wortes Gottes alle Wissenschaften lehre: Theologie, Jurisprudenz, Medizin, freie Künste *(adhibito in omnibus, praesertim in mathematicis, censore tutissimo, nempe sermone Dei)* und die Sprachen. Als Schlußformel ist hinzugefügt: „Wer etwas gegen das Wort Gottes lehrt, der sei verflucht.“ So ängstlich eilig hatte man es mit der Abwehr des freien Denkens und Forschens.

Zur Unterhaltung der neuen Universität wurde ein Teil der eingezogenen Klostergüter verwendet, wie sie denn auch mit den Gebäuden zweier Klöster in Marburg ausgestattet wurde. Eine päpstliche Errichtungsbulle wurde natürlich nicht nachgesucht, wohl aber in der Fundationsurkunde (1529) eine kaiserliche Privilegierung mit dem Recht der Promotion in Aussicht gestellt. Dieselbe wurde erst 1541 erlangt; doch sind Promotionen auch vorher vorgenommen worden; die ersten Magister und Baccalarien wurden im Jahre 1530 promoviert (Dilichius, S. 10). Es sind die ersten akademischen Grade aus bloß landesherrlicher Autorität, wenn man von Maximilians Poetenfakultät absieht.

Die Fundationsurkunde und die gleichzeitig (31. Aug. 1529) erlassenen Statuten der Universität enthalten auch die Grundzüge der Lektionsordnung. Sie gleicht in allen wesentlichen Stücken der Wittenberger Ordnung von 1536. Es ist wohl kein Zweifel, daß sie unter Melanchthons direktem oder indirektem Einfluß verfaßt ist; seine

[1] Hildebrand, Urkundensammlung der Univ. Marburg (1848). W. Dilichius, *De urbe et acad. Marb.*, herausgeg. von J. Caesar, Marburger Universitätsschriften, 1863/64. Krause, E. Hessus, II, 174ff. Koch, Gesch. des akadem. Pädagogiums (Progr. d. Gymn. 1868).

Beteiligung an der Gründung der Universität geht auch aus einem Brief an Camerarius (Sept. 1526, C. R. I, 817) hervor. Die ersten Lehrer der Universität waren fast alle Wittenberger; J. Ferrarius und Adam Crato, die beiden ersten Rektoren, waren Melanchthons Schüler und Freunde.

Die drei oberen Fakultäten erhielten zwei, drei und eine Professur, die philosophische, so wie die Wittenberger, zehn: eine hebräische, eine griechische (welcher die Grammatik und die Autoren, Homer, Hesiod, Aristophanes, Theokrit befohlen werden); zwei der Eloquenz (Cicero und Quintilian werden als Autoren genannt), eine der Dialektik, eine der Physik, eine der Poesie (Virgil, Horaz, Terenz, Ovid), eine der Geschichte (Livius, Caesar, Sueton, Tacitus u. a.), eine der Mathematik und Astronomie, eine der Grammatik. Ebenso wurde ein Pädagogium unter zwei Magistern konstituiert, in welchem Grammatik, Dialektik, Rhetorik (beide nach Melanchthons Lehrbüchern), Musik und die Elemente der griechischen und hebräischen Sprache gelehrt werden sollten. Es ist drei Jahrhunderte hindurch der Universität inkorporiert geblieben; erst 1833 wurde es als selbständiges Gymnasium konstituiert. Nicht minder wurden Deklamationen und Disputationen, wie zu Wittenberg, vorgeschrieben. Jeder Scholar soll einen unter den Professoren der philosophischen Fakultät als Privatpräzeptor haben, unter dessen Aufsicht er studiert, der ihn in den Sprachen übt und mit ihm die Lektionen repetiert. Wenn er nicht bei diesem seinem Präzeptor wohnt, soll er im Kollegium Wohnung und Kost nehmen. Es sind die mittelalterlichen Einrichtungen, welche in Wittenberg durchzuführen Melanchthon vergeblich sich bemühte.

Unter den ersten Lehrern der philosophischen Fakultät begegnen uns aus dem alten Humanistenkreise die beiden Poeten H. Buschius und Eur. Cordus, dieser als Professor der Medizin; sie sind inzwischen älter geworden und machen nicht mehr viel von sich reden. Die neuen Theologen, Crato, J. Draco, Erfurter Andenkens, haben die Leitung der Dinge. Nach Buschius' Tode (1534) folgte in seiner Professur der Geschichte Eobanus Hessus. Der strebsame Poet hatte schon lange auf Hessen und Marburg sein Augenmerk gerichtet. Längst hatte er sich angelegen sein lassen, durch poetische Lobhudeleien des Landgrafen Ruhm auszubreiten und sich Geschenke und eine Anstellung zuzuwenden. Endlich gelang es. Nach dem Sieg des Landgrafen bei Lauffen fragte er wieder an: ob man nicht ein der großen Sache würdiges *carmen* wolle? Jetzt kam die Bestellung, und der Einsendung des Gedichts, wodurch, wie die Freunde versicherten, gleichzeitig dem Landgrafen und dem Dichter die Unsterblichkeit gewiß sei,

folgte alsbald die Anstellung (1536), wozu übrigens noch Melanchthon und Camerarius durch Empfehlungen mitgewirkt hatten (Krause, II, 176, 191). Es gelang ihm hier noch die Homerübersetzung und die Erwerbung von zwei Pfründen zu seinem Gehalt, worunter das Dekanat in St. Goar mit 50 fl. und zwei Fudern Wein dem Durstigen besonders zu statten kam. Im Jahre 1540 machte der Tod seinem Versemachen und seiner Geldnot ein Ende. Eben hatte der Landgraf ihm ein Haus geschenkt; er sollte es nicht mehr bewohnen; für einen Poeten zieme es sich nicht, so hatte einst Buschius gemeint, ein eigen Haus zu haben.

Dilichius sagt über die Anfänge der Marburger Akademie: so groß sei die Würde, Gelehrsamkeit und Heiligkeit der Professoren gewesen, daß man lauter Homere, Cicerone, Platone, Aristoteles, Äskulape, Apollos zu erblicken mit einem gewissen Recht behaupten könnte. Wenn Pythagoras, Archytas, Apollonius heute lebten, brauchten sie nicht zu den Persern, Kretern, Ägyptern, Indern zu reisen: sie könnten alles viel schneller und billiger in Marburg haben.

Eine wichtige Rolle spielte auf der neuen Universität von der Gründung an das Stipendiatenwesen. Das Eingehen des alten Schulwesens, der vorauszusehende Mangel an tauglichen Personen zu weltlichem und geistlichem Regiment wird im Eingang der Fundationsurkunde als erster Anlaß zur Begründung des neuen Studiums angegeben. Luther hatte in seinem Schreiben an die Ratsherren vorgeschlagen, diesem Mangel abzuhelfen, einerseits durch Angebot unentgeltlichen Unterrichts durch Anstellung besoldeter Lehrer, anderseits, falls es nötig sein sollte, durch Studienzwang. Der unentgeltliche Unterricht war auf den Universitäten seit Anfang des Jahrhunderts schon üblich, Marburg fügte dazu, statt des von Luther vorgeschlagenen zweiten Mittels, das Angebot freien Unterhalts für eine ansehnliche Anzahl von Studierenden. Die Kosten des Unterhalts wurden den Gemeinden, besonders den Städten auferlegt, denen dafür das Präsentationsrecht von Stipendiaten in bestimmter Zahl zustand. Die Präsentanden sollen durch die geistlichen und weltlichen Behörden der Gemeinden aus den Schülern der Partikularschulen gewählt, darnach in Marburg von dem Vorsteher des Konvikts geprüft und nach Befinden abgewiesen oder in eine der oberen Klassen des Pädagogiums oder in die Universitätslektionen aufgenommen, endlich nach Absolvierung des linguistisch-philosophisch-theologischen Kursus zu geistlichen Ämtern gebraucht werden.

Die Sache begegnete, wie aus den häufigen neuen Ordnungen (1539, 1542, 1560) hervorgeht, vielen Schwierigkeiten. Die Stipendien-

gelder von den Städten gingen unregelmäßig oder gar nicht ein, es wurden untaugliche Subjekte oder gar keine präsentiert, die Stipendiaten entzogen sich ihren Verpflichtungen, erst des Studierens, sodann des Dienens. Für alle diese Nöte wurde in den wiederholten Stipendiatenordnungen Abhilfe gesucht. Die letzte Ordnung PHILIPPS (1560) giebt dem Stipendiatenwesen folgende Gestalt. Es sollen 60 Studenten gehalten werden, 50 mit einem kleineren Stipendium von 20 fl., 10 mit einem größeren von 40 fl. Alle haben Wohnung und Kost im Kolleg unter Aufsicht eines älteren Professors. Die *minores* machen den sprachlich-philosophischen Kursus durch; in höchstens zwei Jahren erwerben sie das Baccalariat, in ferneren zwei Jahren das Magisterium. Dann werden die Geschicktesten ausgewählt, um in den oberen Fakultäten zu studieren, wenigstens je einer in Jurisprudenz und Medizin, die übrigen in Theologie. Diese *majores* sind zugleich Repetenten und Sprachmeister der *minores*, deren je fünf einem der *majores* zugeteilt werden. Die *minores*, welche nicht sonderliches versprechen, gehen nach Erwerbung des philosophischen Magisteriums sogleich in den Schul- und Kirchendienst über; theologische Vorlesungen haben sie schon in den beiden letzten Jahren neben den philosophischen gehört. —

Der hessischen Neugründung folgte die protestantische Reformation der württembergischen und der herzoglich sächsischen Universität. An beiden Orten geschah die Umwandlung unter dem bestimmenden Einfluß MELANCHTHONS. Sein nächster Freund und Gesinnungsgenosse, J. CAMERARIUS, hat erst in Tübingen, dann in Leipzig das artistische Studium im Sinne MELANCHTHONS neugeordnet.

Der Sieg bei Lauffen brachte Herzog Ulrich ins Land zurück und mit ihm die Reformation. Eine der ersten Regierungssorgen war die Reformation der Universität Tübingen. Die ersten herzoglichen Kommissäre, A. BLARER, ein Vermittelungstheolog zwischen LUTHER und ZWINGLI, und S. GRYNAEUS, eröffneten noch im Herbst 1534 Verhandlungen mit der Universität, die aber, da die Körperschaft der Neuerung widerstrebte, zu keinem Ziel führten. Es wurde daher eine neue Ordnung oktroyiert (30. Januar 1535) und die Widerstrebenden, namentlich Theologen und Juristen, entfernt. Im Sommer 1535 kam CAMERARIUS und trat mit JOH. BRENZ, einem ebenfalls von MELANCHTHON empfohlenen Theologen, an die Stelle der beiden früheren Reformatoren der Universität. Im Herbst 1536 war MELANCHTHON auf Ersuchen des Fürsten ein paar Wochen in Tübingen, um sich der Universitätsreform anzunehmen; wiederholte dringende Aufforderungen, nach der schwäbischen Heimat zurückzukehren, lehnte er ab. Gegen Ende des Jahres erfolgte eine neue, im wesentlichen mit der ersten überein-

stimmende Ordnung. Camerarius verfaßte auf Grund derselben neue Statuten der Universität und der philosophischen Fakultät.[1] Sie geben dem Tübinger Studium eine der Wittenberger und Marburger treu nachgebildete Organisation: dieselben Lektionen, dieselben Übungen, dieselben Einrichtungen, ein Pädagogium und ein Kollegium oder Burse, *contubernium* genannt, und hauptsächlich Stipendiaten als Insassen; ihre Zahl wird in einem Brief Melanchthons an Spalatin vom Jahre 1537 auf 150 mit je 25 fl. angegeben (C. R. III, 391). Das Pädagogium nimmt die Jüngeren auf, welchen schulmäßige Unterweisung in der lateinischen Sprache notthut, das Kontubernium die Älteren, welche den philosophischen Kursus durchmachen und die Grade erwerben wollen. Für die Kandidaten des Baccalariats sind obligatorisch die Vorlesungen über Dialektik, Rhetorik, Euklides, aristotelische Philosophie, über die lateinischen und griechischen Autoren und die heiligen Schriften. Für die Kandidaten des Magisteriums kommen Physik und Ethik hinzu.

Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit der Tübinger und, wie sich zeigen wird, der Leipziger Reformation, ist die starke Betonung des Griechischen; Camerarius war, wie auch Melanchthon, vorzugsweise Gräcist. Schon die erste herzogliche Ordnung will, daß sowohl im Pädagogium als im Kontubernium auch die griechische Sprache gelernt werde. Für die philosophischen und theologischen Vorlesungen werden zwar, meint sie, zunächst noch lateinische Texte gebraucht werden müssen. Doch soll der Lehrer den griechischen Text zur Vergleichung heranziehen, und vielleicht mag mit der Zeit die Kenntnis der griechischen Sprache so zunehmen, daß man jene Disziplinen „in ihrer eigenen Sprache“ lesen kann (S. 178). Die Statuten und entsprechend die zweite Ordnung vom Jahre 1536 suchen auf andere Weise das Ziel zu erreichen, daß den Studenten die Philosophie in ihrer eigenen Sprache bekannt werde. Es wird neben den Professuren für die philosophischen Disziplinen noch eine besondere für die aristotelische Philosophie errichtet und der Besuch dieser Lektion, mit der keine andere kollidieren darf, obligatorisch gemacht. Zugleich nehmen die Promotionsordnungen die Bestimmung auf, daß sowohl beim Baccalariats- als beim Magisterexamen in der griechischen Sprache geprüft wird.

Daß die Durchführung dieser Ordnung auf Schwierigkeiten stieß, geht aus den wiederholten herzoglichen Reskripten aus den vierziger Jahren hervor. Als Professor der aristotelischen Philosophie war ein Franzose (Bigot) angenommen worden. Er verließ Tübingen schon im

[1] Sämtliche Aktenstücke im Urkundenbuch No. 37 ff.

folgenden Jahr; seitdem las Dr. Jac. Schegk über die Physik des Aristoteles, wie es scheint, im Original. Camerarius verließ Tübingen 1541, um nach Leipzig zu gehen. Der von Melanchthon dringend empfohlene Matthias Garbitius versah die griechische Lektur.

Eine neue Ordnung wurde der Universität 1557 gegeben.[1] In der theologischen Fakultät werden hiernach, wie es scheint, die Texte in den Ursprachen gelesen. Die Professoren werden angewiesen ein Kapitel im A. oder N. Testament zu „interpretieren", was nicht anders verstanden werden kann, als zu übersetzen, denn erklären heißt *enarrare;* sodann „den *auditoribus* die fürnehmsten *locos* desselbigen Kapitels anzuzeigen und sie *juxta praecepta docendi* zu berichten, wie die bemelten *loci* in den Kirchen zu traktieren und den Predigkindern nützlich für zu halten seien." Dagegen bleiben, soviel ersichtlich ist, die Vorlesungen über die philosophischen Disziplinen bei der Gewohnheit, auf der oberen Stufe die aristotelischen Bücher in Übersetzungen, auf der unteren Stufe aber moderne Kompendien zu Grunde zu legen. Nicht anders liegt die Sache in den Statuten von 1601, und diese sind bis 1752 wenigstens formell in Geltung geblieben. Das Pädagogium erscheint in der Ordnung von 1557 in erweiterter Gestalt: vierklassig, beim Abgang wird das Baccalariat erworben. Der griechische Unterricht geht durch alle vier Klassen: in I und II Grammatik mit Übungslektüre; die Angehörigen von III und IV besuchen mit den übrigen Studenten die öffentlichen Lektionen des Ordinarius über griechische Autoren. —

Die protestantische Reformierung der Universität Leipzig begann nach dem Tode des Herzogs Georg (1539). Auch hier nahm Melanchthon thätigen Anteil. Schon im Mai 1539 faßte er ein „Bedenken" für Herzog Heinrich ab, des Inhalts: „Alle Obrigkeit sind vor Gott schuldig die unrechte Lehre und falsche Gottesdienst weg zu thun und zu verbieten. Dieweil denn die Mönche und Sophisten in der Universität zu Leipzig noch ihre Lästerungen treiben und nicht nachlassen wollen, machen dazu die anderen auch halsstarrig, so ist allweg vonnöten, denselben Mönchen alles Predigen, Disputieren, Lesen, Sakramentreichen und alle ihre Ceremonien zu verbieten. Dieweil sie auch zu den Leuten in die Häuser schleichen, wäre gut, daß ihnen ganz weg geboten würde, so sie die rechte Lehre nicht annehmen wollen. Denn dieses ist ganz öffentlich, daß die christliche Potestat nicht schuldig sind, die Lästerer zu schützen und zu ernähren. Ja sie sind schuldig zu verhüten, daß nicht andere verführt und vergiftet werden. Item sind weiter schuldig, solche mit Ernst zu strafen." An Stelle der alten

[1] Reyscher, Sammlung der württemb. Gesetze, XI, 3, 129.

Theologen empfiehlt dann MELANCHTHON „zur Aufrichtung christlicher Lehr in Kirchen und Schulen“ Anhänger der neuen Lehre. An jungen und wohlgeschickten Artisten fehle es dagegen der Universität nicht; nur werde es vonnöten sein, von dem Überfluß der Prälaten und Klöster zu nehmen, um Legenten und Studenten zu versorgen. Die alten Stipendien für lesende Magister in Höhe von 20 fl. „reimen sich ganz nicht zu diesen Zeiten, da die Legenten ehelich werden und kommen nicht zu Präbenden und Stiften.“ Vom folgenden Jahr ist ein detaillierter Vorschlag für die Neubegründung des Leipziger Studiums: 3—4000 fl. sollen die Klöster zur Unterhaltung von Magistern und Studenten hergeben: dann mögen sie hoffen, mit Glimpf davonzukommen *(veniam sperare)*; wie ein Dieb, der dem Richter vom großen Raub einen kleinen Teil abgiebt, wohl durchkommt.[1] Etwa acht Lehrstühle seien in der philosophischen Fakultät zu unterhalten; dazu möge man als *gubernator totius philosophici studii* den J. CAMERARIUS zu gewinnen suchen.[2]

CAMERARIUS, dem in Tübingen manches nicht nach dem Sinn ging, kam im Herbst 1541 und war bei der Reformation der Universität thätig. Im Frühjahr 1542 erfolgte die verlangte Dotation mit Klostergütern; die Universität erhielt zu ihren bisherigen Einkünften 2000 fl. jährlich aus zwei eingezogenen Klöstern. Auch wurden ihr die Gebäude des Paulinerklosters in Leipzig nebst 600 Scheffel Korn überwiesen zur Einrichtung eines Konvikts (Urk. bei STÜBEL, 567). Von den 2000 fl. sollten besoldet werden: ein Professor *utriusque linguae* mit 300 fl.; CAMERARIUS war der erste; ein *philosophus Graecus* mit 150 fl.; ein Mathematiker mit 100 fl.; ein Physiker, ein Moralist, ein Poet, ein Orator mit je 50 fl., endlich sechs Lektoren in den Anfangsgründen der Mathematik, Physik, Rhetorik, Dialektik, der griechischen und lateinischen Grammatik mit je 30 fl. (Urk. bei STÜBEL, 545 ff.). Als griechischen Philosophen nahm die Universität WOLFGANG MEURER an. In dem Einladungsschreiben (er war Leipziger Magister, aber nach Italien gereist) wird ihm als seine Aufgabe bezeichnet die aristotelische Philosophie *secundum veritatem scriptorum illius, quae ut omnibus jam manifestum est, hic autor Greco sermone composuit* (STÜBEL, 561).

[1] Dasselbe Thema wird um dieselbe Zeit in MELANCHTHONS akademischen Reden vielfach behandelt. Von dem Gut des reichen Mannes, heißt es in der *Querela Lazari* (1539, C. R. XI, 425), sollen die Fürsten dem armen Lazarus, von dem Einkommen der Stifte und Klöster und ihrer schwelgenden Insassen armen Lehrern und Schülern etwas verschaffen. So auch in der Rede *de restituendis scholis, 1540, de conjunctione scholarum cum ministerio Evangelii 1543;* und in der Schrift: von Anrichtung einer Schule (C. R. V, 124).

[2] Die beiden *consilia* im C. R. III, 712 ff. und 1134 ff.

Die von Camerarius verfaßten Statuten der philosophischen Fakultät vom Jahre 1543 sind nicht mehr vorhanden, wohl aber diejenigen, welche er im Jahre 1558 redigierte (bei Zarncke, Statutenbücher, S. 517 ff.). Der philosophische Kursus hat hiernach folgende Gestalt. Der untere Kursus ist $1^1/_2$jährig. Er schließt mit dem Baccalariat. Wer den Grad erwerben will, muß nachweisen, daß er folgende öffentliche Vorlesungen mit Erfolg besucht habe: im ersten Semester griechische und lateinische Grammatik, Dialektik und Poetik; im zweiten Semester Fortsetzung der Grammatik und Dialektik, dazu Rhetorik; im dritten Semester Fortsetzung der Poetik und Rhetorik und dazu die Elemente der Physik und Mathematik. Der Kursus der Magistranden ist zweijährig; sie hören während der beiden Jahre ohne Unterlaß den *philosophus Graecus*, der besonders die Schriften des Organon liest, und den Professor beider Sprachen, dazu im ersten und zweiten Semester die Physik und Ethik des Aristoteles, im dritten und vierten die Mathematik (S. 533). Diese Disziplinen bilden auch die Examensgegenstände (S. 525).

Das Professorenkollegium zeigt einige Abweichungen von der obigen Fundationsurkunde. Es sind nur neun Professoren statt der dreizehn; die Moralphilosophie hat Camerarius noch übernommen, die Physik, Rhetorik und die beiden Grammatiken haben nur je einen Legenten. In den Elementarkursen werden Melanchthons Lehrbücher der Grammatik, Dialektik und Physik, zum Unterricht in der Rhetorik werden Cicero und Quintilian, zum Unterricht in der Poesie Virgil und Terenz gebraucht. Der Stundenplan verteilt die Gegenstände so: 6 Uhr Physik, 8 Uhr Dialektik, 9 Uhr Mathematik, 12 Uhr Poetik, 1 Uhr Rhetorik, 2 Uhr elementare Mathematik, 3 Uhr Interpretation griechischer und lateinischer Schriftsteller, 4 Uhr Erklärung des Aristoteles und griechische und lateinische Grammatik (S. 521). —

Die Universität Basel wurde 1532, nach dreijährigem Cessieren, wieder aufgerichtet, am Anfang mit acht Dozenten.[1] Ein Konvikt wurde im Dominikanerkloster errichtet für 24 Stipendiaten. Die philosophische Fakultät hat später die üblichen Professuren, der Eloquenz, Logik, Physik, Ethik, Mathematik, des Hebräischen, des Griechischen und des aristotelischen Organon. Der erste Inhaber der griechischen Lektur war S. Grynaeus, des Organon H. Gemusaeus. Von letzterem wird mit Lob gemeldet, daß er vorher als Lektor der Physik diese nicht aus den Lachen der Lateiner, noch aus den Dreigroschenkompendien, sondern aus den Quellen selbst, nämlich aus dem grie-

[1] Lutz, Geschichte der Universität Basel, S. 97 ff.

chischen Text vorgetragen habe.[1] 1659 wurde die Professur des Organon mit der der Logik vereinigt und an ihrer Stelle eine Professur der Geschichte begründet (S. 397).

Fast gleichzeitig wurden die beiden Universitäten des Hauses Brandenburg, Frankfurt a/O. und die 1541—1544 neu begründete Universität zu Königsberg i. Pr. unter Rat und Beistand MELANCHTHONS und seines Schwiegersohnes G. SABINUS, eines geborenen Brandenburgers, mit reformierten Ordnungen versehen.

Joachim II., der von Anfang seiner Regierung (1535) an mit der Überführung seiner Länder zur Reformation umging, hatte schon 1537 MELANCHTHON über die Restauration der Frankfurter Universität zu Rate gezogen (C. R. III, 373). MELANCHTHON scheint keine großen Erwartungen von Frankfurt gehabt zu haben. Den MICYLLUS, welchen er gern nach Wittenberg als Lehrer der Poesie gezogen hätte, hielt er für die geringe Universität zu gut (an CAMERARIUS 14/7. 1537). Statt seiner nahm der Kurfürst den G. SABINUS in Dienst, einen strebsamen Adulationspoeten, der sich längst das Haus Brandenburg als poetisches Arbeitsfeld erwählt hatte, besonders war der Kardinal Albrecht von Mainz Gegenstand und Bezahler seiner Verse.[2] MELANCHTHONS Schwiegersohn zu werden, hatte SABINUS ebenfalls für eine gute Spekulation gehalten, worin er sich denn auch nicht verrechnet hat. MELANCHTHON hat mit viel Kummer und Reue dafür gebüßt, daß er dem hochfahrenden und unstäten Mann sein 14jähriges Töchterchen anvertraute (1536). Er hatte ihn als Schüler lange zum Hausgenossen gehabt und an seinem Talent für lateinische Poesie und Eloquenz Freude gehabt. Später hatte er auch von seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine geringe Meinung. Es fehlte ihm an philosophischer Bildung; er hatte eben nur sein stilistisches Talent gepflegt (TÖPPEN, 143). Als SABINUS 1543 eine Berufung nach Leipzig ausschlug und nach Königsberg ging, urteilte MELANCHTHON, es geschehe aus Furcht: in dem entlegenen Winkel hoffe er mehr als in Leipzig zur Geltung zu kommen (C. R. V, 316, 321).

Im Frühjahr 1538 trat SABINUS seine Professur der Eloquenz in Frankfurt mit einer Rede über den Nutzen des Studiums der Eloquenz an. Sie hat vermutlich nicht den MELANCHTHON, wie BRETSCHNEIDER annimmt, der sie deshalb auch in das C. R. (XI, 364 ff.) aufgenommen hat, sondern SABINUS selbst zum Verfasser; wenigstens

[1] *Athenae Rauricae*, S. 391.

[2] Über SABINUS handelt die gründliche Arbeit von TÖPPEN, Die Gründung der Universität Königsberg.

betont sie einen Gesichtspunkt, der dem großartigen SABINUS sehr am Herzen lag: die Wichtigkeit eines eleganten Lateins für den Staatsmann. Im Jahre 1539 wurde SABINUS Rektor und im folgenden kam eine umfassende Reformation der Universität zustande, die als Wiederherstellung bezeichnet wird. Sie wurde mit den Einkünften des Karthäuserklosters, 1551 auch mit den Gütern des Stendaler Domkapitels ausgestattet, womit ihr auch die Landstandschaft zufiel. Die Lehrordnung folgt dem Wittenberger Muster (TÖPPEN, 50). Der *index lectionum* für das Sommersemester 1591 (in einem Sammelband der Berliner Bibliothek) hat folgende Lektionstabelle: 6 Uhr Logik; 7 Uhr Physik, Hebräisch; 8 Uhr Griechisch (Demosthenes, dann Aristoteles); 12 Uhr Lateinisch (mit Lektüre des Cicero und Terenz); 1 Uhr Poesie, Mathematik; 2 Uhr Rhetorik; 3 Uhr Mathematik; 4 Uhr Ethik.

Das deutsche Ordensland, durch die Reformation zu einem weltlichen Herzogtum geworden, lag bisher jenseits der Grenzen der Civilisation. Noch im Jahre 1539 ersuchte der Herzog MELANCHTHON, ihm einen guten Lateiner aus Wittenberg zu schicken, da Preußen keine hervorbringe, man aber im diplomatischen Verkehr, besonders auch mit Polen, einen solchen gebrauche (TÖPPEN, 71). Denn nicht nur die Italiener und Franzosen, so sagt jene eben erwähnte Rede des SABINUS, sondern auch die Polen und Ungarn hätten die alte Barbarei ausgetrieben und führten ihre diplomatische Korrespondenz jetzt in elegantem Latein. Um nun diesem Bedürfnis durch einheimische Produktion abzuhelfen, entschloß sich der Herzog zur Begründung eines gelehrten Studiums. Es wurde im Jahre 1541 zunächst als Partikularschule eröffnet; zu einer Universität, so beriet den Herzog ein weiser Mann, werde es in Königsberg vor allem an Studenten fehlen. Die Schule hielt sich nur mit großer Mühe. Aber des Herzogs Sinn stand nach einer Universität und hierfür schien eine Celebrität notwendig. Da MELANCHTHON und CAMERARIUS nicht zu haben waren, so kam der Herzog selbst auf SABINUS. Seiner Anfrage begegnete das Bewerbungsschreiben des SABINUS mit allerdings etwas zurückhaltenden Empfehlungen jener beiden. Sie lobten dem Herzog sein Latein und da hiernach zunächst Nachfrage war, so machte SABINUS der Empfehlung keine Schande. Am 17. August 1544 fand die Einweihung der neuen Universität statt. SABINUS sollte ihr als *rector perpetuus* vorstehen. Außer ihm waren am Anfang noch neun Professoren vorhanden, davon einer in jeder der drei oberen Fakultäten. Beinahe 200 Studenten wurden immatrikuliert, in den folgenden Jahren sank die Zahl auf 70—80 und bald tief darunter (TÖPPEN, 110).

Die Organisation der Universität folgte in allen Stücken dem

Wittenberger Muster.[1] MELANCHTHON wurde von dem Herzog gewissermaßen als oberster Inspektor seiner Universität angesehen. Er ersuchte ihn, wenn es nötig schien, die Professoren zur Eintracht und zum Fleiß im Lesen und Disputieren zu ermahnen (TÖPPEN, 229). Es wurde ein Pädagogium und ein Konvikt für Stipendiaten errichtet, auch die Pflicht, einen bestimmten Präzeptor zu haben, übernommen und ebenso Deklamationen und Disputationen eingeführt. Der Unterricht in der neuen Glaubenslehre wurde zu einem Bestandteil des Kursus, die Studierenden wurden alle zum Kirchenbesuch und zum Hören einer theologischen Vorlesung angehalten. Die Lekturen sind die üblichen: der Professor der Eloquenz (SABINUS) erklärt die Rhetorik Melanchthons, Ciceros, Quintilians und Erasmus' *de duplici copia;* verbunden ist damit die Geschichte (Erklärung des Livius oder Cäsar). Der Gräcist lehrt griechische Grammatik mit Erklärung von Schriftstellern, als Homer, Hesiod, Euripides, Sophokles, Theokrit, Demosthenes und einen Historiker; zugleich trägt er die Ethik des Aristoteles vor. Die übrigen Professuren sind die der Dialektik, der Poetik (wozu auch die Erklärung der ciceronischen Reden gehört), der Mathematik, des Hebräischen, der Physik (nämlich der aristotelischen) des Terenz und Plautus. Der Theolog soll vormittags eine Stunde im N. T., nachmittags im A. T. lesen. Auch die Gehalte zeigen die übliche Skala: SABINUS steht außerhalb der Reihe mit $373^1/_3$ fl., die drei Professoren der oberen Fakultäten folgen mit 200 fl., die Artistenbesoldung beträgt durchweg 100 fl., das der letzten 50 fl. und darunter.

Im Baccalariatsexamen, in welchem jeder einzelne an zwei Tagen je zwei Stunden gefragt werden soll, wird Latein (mit Exposition und Komposition), Dialektik und Rhetorik, die Elemente der Physik und *doctrina catechistica verae religionis christianae,* im Magisterexamen Rhetorik, Mathematik, Physik, theologische Materien und die Elemente der griechischen Sprache geprüft. In den zweiten Statuten ist die Zahl der Lekturen etwas größer, die der Professuren in den oberen Fakultäten verdoppelt. Ein in die Universitätsstatuten aufgenommener Stundenplan verteilt die öffentlichen Vorlesungen über den Tag von 6—10 und von 12—5 Uhr, doch bleibt die Stunde von 7—8 für die Predigt frei. Privatvorlesungen, so ordnen die Statuten der *facultas artium s. philosophiae* an, dürfen nur nach Übereinkunft mit dem Dekan und so, daß dadurch die öffentlichen Vorlesungen keine Störung

[1] ARNOLDT, Geschichte der Königsbergischen Universität giebt die Universitätsstatuten von 1546 und 1554 und die Fakultätsstatuten von 1544 und 1554 in den Beilagen No. 46—49.

erleiden, gehalten werden. Ferner werden hier die Elemente des Griechischen schon im Baccalariatsexamen gefordert.

Die Bemühung um ein päpstliches und kaiserliches Privileg für die neue Universität war vergeblich; als Ersatz verschaffte man sich eine Konfirmation von seiten der polnischen Krone (1560); sie ist ganz in den Ausdrücken der kaiserlichen Konfirmationsurkunden abgefaßt, im besondern erteilt sie auch die Vollmacht zu promovieren (Arnoldt, Beilage X).

Das Gedeihen der Universität wurde schwer geschädigt durch die nach der Berufung des Theologen Osiander (1549) ausbrechenden erbitterten Kämpfe um die reine Lehre. Als Sabinus Königsberg halb freiwillig verließ (1554), war von dem ersten Lehrerkollegium niemand mehr dort. Sabinus kehrte nach Frankfurt zurück; auch ihm gewährte das Alter in Fülle, was er in der Jugend begehrte: glänzende Gesandtschaften im Auftrag Joachims nach Polen und Italien, lateinische Anreden, goldene Ringe, Ketten und Becher und lateinische Dankpoeme in großer Zahl. —

Auch die beiden Nachbaruniversitäten Greifswald und Rostock wurden jetzt auf protestantischer Grundlage neu errichtet.

Die förmliche Wiedereröffnung des Studiums in Greifswald fand im Herbst 1539 statt. Joh. Bugenhagen, welcher die Organisation protestantischer Landeskirchen in den Ostseeländern überhaupt geleitet hat, war auch nach Pommern zur Einführung der neuen Ordnung berufen worden. Seine Kirchenordnung von 1535 enthält auch einen Entwurf für die Einrichtung der Universität. Mit einem geringen Anfang rät er zu beginnen, besonders sei die Errichtung eines Pädagogiums notwendig (Kosegarten, I, 189). So geschah es. Bei der Eröffnung waren sechs Dozenten vorhanden, je einer in den oberen Fakultäten und drei Artisten; etwa 40 Immatrikulationen fanden in der nächsten Zeit jährlich statt. Im Jahre 1545 wurden neue Statuten erlassen (abgedruckt bei Koch, Preuß. Universitäten, I, 358—393). Sie handeln von dem Kursus der artistischen Fakultät mit ungewöhnlicher Ausführlichkeit, weshalb sie in methodologischer Hinsicht interessant sind. Wittenberg ist das Muster. Melanchthon wird darin „unser Aller gemeinsamer, mit höchster Treue und Hochachtung zu verehrender Lehrer“ genannt. Seine Lehrbücher sollen überall den Vorlesungen zu Grunde gelegt werden, in den beiden Grammatiken, der Dialektik, Rhetorik, Ethik und Physik; neben ihnen mögen den Geübteren auch andere Bücher vorgelegt werden. Ein Stundenplan ist beigefügt, acht philosophische Lekturen wurden vorgesehen, jedoch erst allmählich besetzt. Im Jahre 1571 lasen sechs Artisten, die Physik

und Psychologie wurden von Mitgliedern der medizinischen Fakultät nach den Melanchthonschen Lehrbüchern gelesen. Es fehlen in jenen Statuten nicht die üblichen Vorschriften über Disputationen und Deklamationen, Privatpräzeptoren und Wohnen im Kollegium; es wird verboten abends nach 9 Uhr im Winter, nach 10 Uhr im Sommer auf der Straße sich sehen zu lassen. Geboten wird allen Professoren und Studenten am Sonntag und an den Wochentagen, besonders am Mittwoch und Sonnabend, die Predigt zu hören. An den Festtagen sollen die Schüler ihre Lehrer in feierlichem Zuge zur Kirche und wieder nach Haus geleiten. In den 60er Jahren erhielt die Universität eine Dotation von 1500 fl., nebst Getreide vom Kloster Eldena; auch ein Konvikt wurde eingerichtet, „weil jetzt vermögender Leute Kinder selten studieren"; Adelige und Städte schenkten beträchtliche Summen zum Unterhalt, der Herzog gab die Gebäude des Dominikanerklosters dazu.

Seitdem die Universität Greifswald wieder aufgerichtet war, ging man auch an die Herstellung von Rostock. Die Stadt war schon 1531, den großen Hansestädten folgend, protestantisch geworden. Die Sorge um wissenschaftlich gebildete Prediger bewog am Anfang der 40er Jahre die Seestädte, Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Bremen, Riga, Reval, dem Rostocker Rat Beiträge zur Unterhaltung von Lehrern zu geben. Auch die Herzöge besoldeten eine Anzahl Dozenten (Krabbe, 429 ff.). 1552 erhielt Mecklenburg die erste protestantische Kirchenordnung. 1557 erfolgte die ökonomische Fundation, aus den eingezogenen Kirchengütern wurden der Universität 3500 fl. zugewiesen, deren Realisierung freilich oft nicht ohne beträchtlichen Rest gelang. 1563 kam es zu einer Neuordnung der schwierigen rechtlichen Verhältnisse der Universität, die halb landesherrliche, halb städtische Anstalt war. Im folgenden Jahr erhielt sie neue Statuten. Sie gleichen in allen Stücken der Wittenberger Ordnung. Die theologische Fakultät verpflichtet ihre Lehrer die heiligen Schriften aus dem Urtext in dem Sinne zu erklären, welcher in den alten Symbolen, der Augustana, den Schmalkaldischen Artikeln und den Schriften des Gottesmannes Luther *(divini Lutheri)* ausgedrückt sei (S. 594). Übrigens wird einem der vier Professoren die Erklärung der *loci* Melanchthons oder des *examen ordinandorum*, oder der Augsburgischen Konfession aufgetragen. Die philosophische Fakultät erhielt zehn Professuren; es sind die üblichen, mit dem üblichen Lehrauftrag; Melanchthons Lehrbücher werden alle gebraucht. Von dem Baccalarianden wird verlangt, daß er in *elementis doctrinae Christianae et Graecae linguae, et in artibus dicendi, et in principiis sphaericis*, von dem Magistranden, daß er in allen

sieben freien Künsten unterrichtet sei (603 ff.). Ebenfalls wurde gesorgt für die Wiederherstellung des alten Pädagogiums, sowie für Ausstattung mit Stipendien. Die Rostocker Universität gelangte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu nicht geringer Bedeutung, sie konnte wohl für die zweite protestantische Universität gelten. Eine ganze Reihe von tüchtigen Schülern MELANCHTHONS wirkten hier: die beiden Gräcisten J. POSSELIUS und J. CASELIUS, DAVID und NATHAN CHYTRAEUS u. a. Der Besuch, auch aus den nördlichen Ländern, war erheblich, die Zahl der jährlichen Immatrikulationen betrug gegen 200 (S. 472, 744).

Etwas eingehender handle ich von Heidelberg, wo für die Universitätsreform jetzt viel lehrreiches Material vorliegt. Die Verhandlungen begannen mit dem Regierungsantritt Friedrichs II. (1544). Man versuchte MELANCHTHON für die Heimat wieder zu gewinnen, er konnte sich aber von Wittenberg nicht mehr trennen. Eine Reihe von Maßregeln zur Hebung des Studiums gelangen. Die Bursen wurden, um den alten Widersachern, den Realisten und Nominalisten, die Wege abzuschneiden, im Jahre 1546 in eine Anstalt, das *contubernium* genannt, zusammengezogen. Ferner wurde in demselben Jahr ein dreiklassiges Pädagogium unter der Leitung der Artistenfakultät errichtet; später (1556) wurde es mit der alten Stadtschule (der Neckarschule) vereinigt und zur selbständigen Anstalt gemacht, auch mit geistlichem Gut und einem Alumnat ausgestattet. Endlich wurde 1555 im Augustinerkloster ein Konvikt (*Collegium sapientiae*) für Studierende der philosophischen Fakultät errichtet, das aber bald seine Bestimmung dahin änderte, daß es Theologen aufnahm. Eine Reform der ganzen Universität dagegen, wie sie der Kurfürst erstrebte, stieß auf den Widerstand der oberen Fakultäten, die an der papistischen Lehre hingen. Nur die artistische Fakultät war von Anfang an der Reform geneigt. Sie ließ auch durch MICYLLUS, der 1547 als Lehrer des Griechischen nach Heidelberg zurückkehrte, eine wenigstens provisorische Erneuerung ihrer Statuten vornehmen (1551): zum Baccalariat wird darin hinlängliche Kenntnis beider Sprachen und der Rhetorik und Dialektik, zum Magisterium Bekanntschaft mit den alten Autoren, Physik und Mathematik gefordert.[1]

[1] HAUTZ, Gesch. der Univ. Heidelberg, I, 410 ff.; und *Lycei Heidelb. origines,* 14 ff. Von Interesse ist aus den Verhandlungen über die Reform zwischen dem Hof und der Universität besonders der Widerstand der Universität gegen das Pädagogium. Der Kurfürst hatte durch PAUL FAGIUS, Prediger in Straßburg, einen Entwurf zur Reform der ganzen Universität ausarbeiten lassen (1546). Darin war vor allem auch eine vierklassige Gelehrtenschule als Vorbereitungsanstalt für die Universität gefordert worden, augenscheinlich nach dem Vorbild

Erst der Regierungsantritt Ottheinrichs (1556) der allen Freunden Heidelbergs durch den Schloßbau so wohl bekannt ist, brachte die volle Entscheidung der Pfalz für die Reformation. Die entsprechende Reform der Universität wurde sogleich in Angriff genommen; MELANCHTHON kam als Berater (Okt. 1557). Im Jahre 1558 erfolgte der Abschluß in neuen, den ganzen Bestand umfassenden, sehr eingehenden und mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten Statuten (jetzt vollständig veröffentlicht bei THORBECKE, Statuten, S. 1—156). Diese Heidelberger Verfassung, an der MICYLLUS und MELANCHTHON wesentlichen Anteil gehabt haben,

der berühmten Straßburger Schule, wovon wir später hören werden. Die Universität, die den ganzen Entwurf ablehnte, erklärte sich vor allem sehr entschieden gegen die geplante Schule. Es hat ein Interesse ihre Gründe zu hören, ein Widerstand der Universitäten gegen die neuen Gelehrtenschulen kommt auch sonst vor, so in Basel. Auch der Widerstand der Universitäten gegen die Jesuitenkollegien hat wohl hin und wieder ähnliche Gründe. In dem Gutachten der Universität (jetzt vollständig bei WINCKELMANN, I, 234ff.) heißt es: Da dies Pädagogium in seinen vier Klassen (wie *insolito nomine* gesagt werde) die *auditores* so lang „bis sie *ornatum et summum genus dicendi Latine* erlangten und Griechisch verstünden“ festhalten solle, so folge daraus klärlich, „daß den *contuberniis et facultati artium* ihre *auditores* entzogen, auch wider ihre und deren Eltern Willen in das Pädagogium und Trivialschule gedrungen und so viel Jahr darin gehalten würden, daß manchen Armen sein väterlich Erbe darauf gehen werde, ehe er mocht *ad universitatem et facultatem artium* kommen“. Ferner würden die Regenten und Präzeptoren des Pädagogiums so mit Arbeit beladen, „daß ihnen nicht wohl möglich, neben solchem Ambt einer oberen Fakultät anzuhangen und deren *lectiones* zu visitieren, wie bisher geschehen; dadurch denn die oberen Fakultäten auch in Abgang kommen würden“. Ferner: Virgil, Homer, Hesiod, Demosthenes, Cicero, Isokrates, wie sie FAGIUS für III und IV des Pädagogiums vorschlage, seien „nicht allein in ein Pädagog nicht gehörig (als darin *prima juventus in primis rudimentis grammaticae et dialecticae* zu instituieren), sondern auch den jungen Studenten zu wichtig und zu schwer und würden billig vorbehalten berühmten, tapfern *professoribus publicis Latinae et Graecae linguae*, wie in andern berühmten *universitatibus Germaniae* geschieht“, von welchen Professoribus freilich bei FAGIUS gar nicht die Rede sei, „vielleicht der Meinung, aus einer gefreiten Universität eine Partikular- und Bacchantenschule *tacite* einzuführen“. Ebenso seien des FAGIUS Vorschläge für die Lektionen der Baccalariats- und Magisterkurse ganz übertrieben: griechische Autoren wie Aristoteles, Plato, Demosthenes, Hermogenes, Euclides, dazu *Biblia Hebraica* seien für Baccalariatskandidaten „viel zu wichtig und über ihren Verstand“. „Zudem so ist auch zu bedenken, ob es nutz und gut, daß *lingua Graeca* mehr denn *lingua Latina in facultate artium* gelesen und gepflegt werde. . . . Es ist auch nicht ein jeder dazu geschickt, daß er neben der lateinischen Sprache auch die griechische oder hebräische *perfecte* lernen und begreifen möge, und werden mehrmals die *ingenia* der Jungen durch viele der Sprachen mehr verhindert, denn gefördert, also daß mancher, so beide anstehet zu lernen, keine recht lernet noch begreift.“

läßt in alle Verhältnisse einen vorzüglich deutlichen Einblick thun. Das allgemeine ist folgendes. Die theologische Fakultät hat drei Professoren. Von ihnen liest der erste über das neue Testament und zuweilen über die großen Propheten, viermal wöchentlich (wie überhaupt Regel, Mittwochs und Sonnabends wird nicht gelesen) morgens von 8—9 (im Sommer, im Winter verschieben sich die Stunden). Der zweite liest hebräische Grammatik und altes Testament, fünfmal, früh von 6—7; der dritte systematische Theologie, 1—2 Uhr. Die Besoldung beträgt 250, 200, 160 fl. und freie Wohnung. Die juristische Fakultät hat vier Professoren; sie lesen der erste in *codice,* früh 6—7, der zweite in *secundo decretalium*, von 1—2, der dritte Pandekten, 8—9, der vierte Institutionen 3—4 Uhr. Die Besoldung beträgt 200 fl. und freie Wohnung, nur daß der Lektor der Institutionen, der auch bloß Licentiat zu sein braucht, nur 160 fl. erhält. In der Medizin lesen drei Professoren, einer Therapeutik, von 8—9, einer Pathologie, von 1—2, einer Physiologie, von 3—4 Uhr. Die Besoldung beträgt 180, 160, 140 fl. und freie Wohnung.

Die Artisten-Fakultät endlich, die der Ordnung nach die letzte, „ihres Inhalts und Begriffs halber die größeste und weitläufigste, auch Nutz und Übung halber die erste und notwendigste unter allen ist, derhalben, daß ohne diese alle andern weder verstanden, noch gelehrt, noch recht gebraucht können werden“, hat fünf öffentliche Professuren, daneben aber die vier Regenten im Contubernium. Die Professoren lesen der erste *linguam Graecam* von 2—3, (die besten Autoren); der zweite Ethik, von 1—2, (Nikomach. Ethik, oder Cicero); der dritte Physik, von 8—9 (aus dem Aristotele oder denjenigen, so den Aristotelem in ein Kompendium gebracht, z. B. Melanchthon); der vierte Mathematik, von 3—4, (Arithmetik, Sphaera, Euclidis l. I, *theoricas planetarum*); der fünfte *poësin* und *historias*, früh 7—8 (die besten und fürnehmsten Poeten, soll „nicht allein die Vokabel und Historien, sondern auch die Traktation und sonderlich was die Scansion und Prosodie belangt, fleißig explizieren“; dazu zu Zeiten Livius und Caesar; auch eine Fabel des Plautus, „der Verse und Scansion halben, und das *artificium,* so er bei dem Aristotele und Horatio hat fürgeschrieben, darin anzeigen).“ Die drei *artes sermocinales* werden von den Regenten im Contubernium auf schulmäßige Weise, mit Abhörung und mit Übungen, nach modernen Kompendien, z. B. Melanchthons oder Sturms, gelehrt: der älteste liest Dialektik, früh von 6—7, der zweite Rhetorik, von 12—1, der dritte Grammatik, von 4—5, abwechselnd Tag um Tag lateinische und griechische; sind aber, wie jetzt, vier Regenten da, so soll die griechische früh von 8—9 gelehrt werden, mit fleißigem Dekli-

nieren und Konjugieren, auch sollen *fabulae Aesopi, paraeneses Isocratis* um mehrerer Übung und Anreizung willen fürgenommen werden. — Die Besoldungen betragen für den Graecus, den Mathematiker und den Poeten, „weil dieselben gemeiniglich beweibt, dazu ihre Profession weitläufig und derhalben mehr Obliegens und Studierens, auch vieler Bücher und anderer Kosten von Nöten haben", 120 fl., für den Ethiker und Physiker 100 fl., für die Regenten 50 fl.

Die Vorlesungen sind öffentlich und unentgeltlich. Neben diesen ordentlichen Vorlesungen ist es gestattet, außerordentliche Vorlesungen zu halten, in den öffentlichen Lektorien aber nur *publice* und umsonst, *privatim* um Geld nach Übereinkunft darf nur zu Hause gelesen werden. Das gilt für die Professoren, wie für andere Magister. Neben den Vorlesungen finden in allen Fakultäten Übungen statt, in der artistischen am Sonnabend abwechselnd Deklamationen und Disputationen, in den oberen Fakultäten nur einige Disputationen. Für die Grade in der artistischen Fakultät gelten folgende Vorschriften: der Baccalariand muß 14 Jahr alt sein und $1^1/_2$ oder mindestens 1 Jahr den Vorlesungen und Übungen beigewohnt haben; geprüft wird zuerst mündlich eine Stunde in beiden Grammatiken und eine Stunde in der Dialektik und Rhetorik, dann wird eine Klausurarbeit, Brief oder Aufsatz über ein gegebenes Argument, gemacht. Von den Magistranden wird gefordert ein Alter von etwa 20 Jahren und ein zweijähriger Besuch der Vorlesungen und Übungen; die Prüfung dauert drei Stunden, eine in Dialektik und Rhetorik, die zweite in Physik und Ethik, die dritte in der Mathematik.

Mit der Regierung Ottheinrichs beginnt eine kurze Blütezeit der Heidelberger Universität, sie dauert bis zu dem „Gang der Pfalz nach Böhmen" (1620). Trotz der nach dem frühen Tode des Kurfürsten beginnenden theologischen Verwirrungen, dem wiederholten Wechsel zwischen Calvinismus und Luthertum, stiegen die Immatrikulationsziffern zu beträchtlicher Höhe, sie schwanken um 200, erreichen einmal sogar 300.

Eine interessante Ergänzung erhält die obige Darstellung des Lehrbetriebs nach den Statuten durch einen Bericht, den die Universität auf Erfordern der Regierung im Jahre 1569 einreichte; es war von den einzelnen Professoren Auskunft über Gegenstand und Zeit ihrer Vorlesungen, sowie über die Zahl der Zuhörer gefordert worden. Die Angaben haben in mehrfacher Hinsicht Interesse. Sehr deutlich lassen sie erkennen, wie unbestimmt das Verhältnis des Lehrers in den öffentlichen Vorlesungen zu seinen Zuhörern war; es fand keine Anmeldung für die Vorlesung statt, jede stand allen ohne weiteres offen. Von den

Theologen giebt der Professor des N. T. an, den Epheserbrief vor mutmaßlich ungefähr 45, der des A. T., das Buch Hiob vor 30—34 Zuhörern, wie er von seinen Hausgenossen berichtet werde, zu lesen. Der dritte ist eben auf der Messe zu Frankfurt. Von den Juristen hat der Kanonist etwa 8, der Codicist nach Angabe des Famulus ungefähr 25—30; er fügt hinzu, es würden mehr sein, *si tot hic juris stipendiarii alerentur, quot, laus Deo, theologiae aluntur;* jetzt aber, da die Hörer *sui juris* seien, schwinde zu Zeiten das *Auditorium instar lunae: „crescit, decrescit, constans consistere nescit.“* Dasselbe bestätigt der Pandektist, da er früh um 7 Uhr lese, seien der Hörer im Sommer mehr, im Winter weniger. Der Lehrer der Institutionen giebt 10—15 Zuhörer an. Von den Medizinern hat der Senior 3—4 regelmäßige Zuhörer, der zweite ist auf der Messe, der dritte (ein Sohn Melanchthons, Sigismund) etwa 5. — Von den Philosophen liest V. Strigelius, der Ethiker, um 2 Uhr über die Nikomachische Ethik, er steht eben im 4. Buch in *titulo de veritate.* „Und da die Lehren und Beweisführungen der Ethik nicht dargelegt und gelehrt werden können *sine exemplis historiarum,* so hab ich seit Mai vorigen Jahres mit der Ethik das erste Buch der Chronik Melanchthons verbunden, mit dessen Erklärung und Repetition ich bis zum peloponnesischen Krieg und zum sechsten Perserkönig, Darius Nothus, gekommen bin.“ Die Zahl der Zuhörer sei bald größer bald kleiner, *ut ferunt tempora et occasiones.* Und etwas trotzig fügt er hinzu: *si quid praeterea desideratum fuerit in meis operibus scholasticis, paratus sum ad referendas rationes quocumque tempore et loco.* W. Xylander, des Micyllus Nachfolger, liest *jussu universitatis* über das Organon, früh um 6 Uhr; die Zahl der Zuhörer hat er nie ermittelt, hält dies auch der Würde eines *professoris publici* nicht für angemessen. Ein guter Lehrer passe seinen Vortrag nicht der Zahl, sondern der Sache an und gehe nicht auf viele Zuhörer aus, sondern darauf, diejenigen, die kommen, rechtschaffen und mit gutem Gewissen zu unterrichten. Übrigens, fügt er hinzu, *ut res sunt et tempora, non habeo, ut me mei poeniteat auditorii.* H. Niger, *med. dr., physicae doctrinae prof.*, hat bisher gelesen *librum de auscultationibus physicis, de ortu et interitu, de coelo, de meteoris,* und *de anima;* nach Ostern wird er wieder die Physik und die Psychologie abwechselnd *pro usu et captu auditorum* erklären. Die Zahl der Schüler schätzt er auf etwa 25, je nachdem die Baccalarianden, *quibus fere haec lectio designata est,* mehr oder minder zahlreich sind. Der Graecist und der Mathematiker (S. Grynaeus) sind auf der Messe. Der Latinist erklärt Cicero, gegenwärtig einen Tag um den andern den Orator *et secundum agrariam in Rullum.* Seine Zuhörer zählt er nicht, es sind, *ut fit in*

scholis publicis, bald mehr bald weniger, 50 mag die Durchschnittsziffer sein.

Dem Verdruß über die Nachfrage, der schon aus diesen Antworten vielfach herausklingt, giebt die Universität noch in dem Begleitschreiben Ausdruck, womit die Angaben eingereicht werden: man habe den Befehl zu solchem Bericht „mit beschwertem Gemüt eingenommen und verstanden“, indem das Begehren „neu und bei der Universität ganz unerhört, noch von uns oder unsern Vorfahren dergleichen nie begehrt worden“. Besonders verwahrt sich die Universität noch dagegen, daß man aus der Zahl der Zuhörer den Wert der Vorlesungen schätze; diese hange in den oberen Fakultäten namentlich ab von der Zahl der Stipendiaten. In der artistischen Fakultät hätten natürlich die Vorlesungen über Ethik, Dialektik und Sprachen mehr Hörer als die Mathematik und dergl. Übrigens schwankten die Ziffern mit der Frequenz der Universität.

Man sieht, das landesherrliche Regiment beginnt sich der Aufsicht über die Universitäten anzunehmen; die alte korporative Verfassung stirbt ab. Nicht lange darnach tritt uns dasselbe Regiment in einer Verfügung vom Jahre 1580 (bei Winckelmann I, 313) als Kirchenregiment entgegen. Der neue Kurfürst, Ludwig VI, bestrebt das lutherische Bekenntnis durchzuführen, gebot zunächst: alle Professoren sollen *verae religioni in verbo Dei traditae, et in Augustana confessione, Schmalkaldicis articulis, catechismo Lutheri, nostrarumque ecclesiarum constitutione repetitae* anhangen und weder öffentlich noch *privatim* andere Ansichten äußern. Doch läßt ihnen kurz darauf kurf. Gn. „ihr Gewissen frei, daß sie für ihre Person vom Abendmahl bei sich selbst mögen halten und glauben, wie sie es für Gottes Richterstuhl zu verantworten hoffen;“ auch sollen sie nicht zum Lutherischen Abendmahl zu gehen genötigt sein, freilich darf es in der Pfalz auch nicht auf Calvinische Weise geschehen. Dagegen sollen sie 1) regelmäßig in die Kirche gehen und das Wort Gottes hören, 2) ihre Weiber, Kinder und Gesinde hinschicken, besonders auch zur Kinderlehre, damit sie „mit andern den Katechismus lernen und sich gefaßt machen, wann sie gefragt werden, demselben gemäß Rechenschaft ihres Glaubens zu geben“. In einer Verhandlung mit den Professoren berief sich der Kurfürst darauf: „er hätte Befehl, nicht allein vermöge der andern Tafel gute Polizei anzurichten, sondern auch, vermöge der ersten Tafel, die Unterthanen zu Gottes Erkenntnis anzuführen.“

Die Universität Jena entstand durch Abzweigung von Wittenberg.[1]

[1] Schwarz, Das erste Jahrzehnt der Universität Jena (1858).

Nach der Schlacht bei Mühlberg und dem Verlust der Kurwürde und der Kurlande mit Einschluß Wittenbergs (1547) suchte Joh. Friedrich zunächst die ganze Universität von Wittenberg nach Jena zu ziehen. Die Absicht scheiterte an der Weigerung Melanchthons, der sich, als Moritz die Universität Wittenberg zu erhalten sich bereit zeigte, von dem Ort seiner 30jährigen Wirksamkeit nicht trennen mochte, auch zu dem Gedeihen einer neuen thüringischen Universität keine rechte Zuversicht hatte. Es wurde daher zunächst im Jahre 1548 im Paulinerkloster eine Schule eröffnet, an der zwei Lehrer, darunter Joh. Stigelius, ein Lieblingsschüler Melanchthons, und nach des letzteren Zeugnis auch ein Liebling Gottes und der Musen, artistische und theologische Vorlesungen hielten. Da die Sache guten Fortgang nahm, so wurde 1558 eine vollständige Universität mit kaiserlichem Privileg eröffnet. Ein Lektionsverzeichnis vom Jahre 1564, das Strobel in den neuen Beiträgen (Bd. IV, 2. Stück, S. 65 ff.) mitteilt, läßt die Einrichtung derselben erkennen. Von drei Theologen erklärt der erste in der Kirche in Predigten die Apostelgeschichte und den Jesaias, in der Schule die kleinen Propheten, nachher die Genesis; der zweite erklärt grammatisch die evangelische Geschichte und die Briefe Pauli; und zwar das Matthäusevangelium, da es ursprünglich Hebräisch geschrieben sei, in hebräischer Sprache; der dritte die *loci* Melanchthons. In der Artistenfakultät (das Siegel der Fakultät, 1558 angefertigt, hat die Inschrift: *sigillum artium facultatis studii Jenensis)* sind sieben Lektoren: der Pädagog lehrt die lateinische Grammatik mit Übungen an Ciceros Briefen und Terenz; der Poet und Orator leitet zum Lateinschreiben in Prosa und Versen an, nach Cäsar und Virgil; ein dritter lehrt die griechische und hebräische Grammatik mit Übungen an einem Text, wozu Interpretationsvorlesungen über griechische und hebräische Autoren durch einen Theologen und einen Gräcisten kommen; ein Philosoph liest Dialektik, Rhetorik, Ethik mit einem Abriß der Geschichte; ein Mathematiker Euklid und Astronomie (nach Peurbach), ein anderer die Elemente; der Gräcist liest auch über die Physik Melanchthons und Aristoteles'.

Auch für Stipendien wurde gesorgt. Eine Stiftungsurkunde vom Jahre 1555 weist für 47 Stipendiaten, darunter 10 vom Adel, die übrigen Priester-, Bürger- und Bauernsöhne, je 35 fl. jährlich an (Kius, S. 126 ff.). — Bemerkenswert sind die ebendort berichteten Bestrebungen, die Studien der Stipendiaten zu regulieren: der Besuch der Vorlesungen wird durch den Pedell kontrolliert, Abwesenheit dem Rektor angezeigt; ferner müssen sie allmonatlich einem Professor der artistischen Fakultät ein *scriptum* zum Emendieren einreichen. Im Jahre 1558 war sogar ein Versuch gemacht worden, alle Stipendiaten

ohne Rücksicht auf ihre Fakultät zu nötigen, die Vorlesungen des eben damals höchster Gunst sich erfreuenden FLACIUS ILLYRICUS zu besuchen; etwaigen Kollisionen sollte durch Verlegung der anderen Stunden vorgebeugt werden. Doch scheint es nicht zur Durchführung des Gebots gekommen zu sein. Es wurde eingewendet: die Juristen, Mediziner und Artisten hätten ohnehin schon drei ordentliche *lectiones* täglich, die Juristen zwei in *jure*, eine in Ethik und Dialektik, die Mediziner zwei in Medizin und eine *de anima* oder Ethik und Dialektik, die Artisten noch mehr, indem Latein und Griechisch dazu komme. Dann aber müsse man auf jede Vorlesung zwei Stunden zum Repetieren rechnen, womit täglich schon acht Stunden Arbeitszeit gegeben seien.

Wie auch in Jena alsbald giftige Kriege um die Formulierungen der neuen Theologie zwischen Flacianern und Philippisten entstanden und mit erbitterten Kolloquien und nachfolgenden Einkerkerungen und Vertreibungen geführt wurden, mag bei J. GÜNTHER (Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena von 1558—1858) nachgesehen werden.

Die letzte große protestantische Universität, deren Begründung in dieses Zeitalter fällt, ist Helmstedt. Herzog Julius von Braunschweig führte gleich nach seinem Regierungsantritt (1568) die Reformation in seinem Lande nicht ohne Härte durch. Eine umfassende Schulorganisation, der württembergischen von 1559 nachgebildet, fand endlich ihren Abschluß in der Begründung einer neuen Universität zu Helmstedt im Jahre 1576.[1]

Die Statuten, unter der wesentlichen Mitwirkung von MELANCHTHONS Schüler DAVID CHYTRAEUS, dem Organisator des Rostocker Studiums, entworfen, folgen im ganzen dem Wittenberger Muster, freilich nicht ohne merkliche Abweichungen, welche die neuen Zeitläufte ankündigen. MARTIN CHEMNITZ, an der Abfassung der Konkordienformel hervorragend beteiligt, hatte auch an der Abfassung der Helmstedter Statuten Anteil. Die Erhaltung der reinen, in der herzoglichen Kirchenordnung angezeigten Lehre ist überall die Hauptsorge; alle Lehrer aller Fakultäten sollen die in das *corpus doctrinae* aufgenommenen Bekenntnisschriften beschwören. Abweichungen haben Entfernung zur Folge; der Senat und die Kollegen werden dafür verantwortlich gemacht, nicht bemerken ist strafbar. Der Herzog selbst, vielleicht noch mehr im Vollbewußtsein seiner politisch-kirchlichen Landesherrlichkeit, als in theologischem Eifer, forderte schlechthinnige Subjektion von seinen Professoren. „Wer mit

[1] Über die äußeren und inneren Verhältnisse der Universität während ihrer Blütezeit, dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens, giebt das vortreffliche Werk von HENKE, Calixtus und seine Zeit, allseitige Auskunft.

seiner Kirchenordnung nicht friedlich sei, solle weder in *Academia Julia* noch sonst geduldet werden. Es sei besser, dieselben führen hin zum Teufel, als daß sie seine Kirchen und Schulen verunreinten und befleckten"; mit diesen Worten eröffnete der Herzog 1584 das Generalkonsistorium (Henke, 12). — Die theologische Fakultät soll vier Professoren haben, aber nur noch die Hälfte der 16 wöchentlichen Stunden gehört der Exegese, die andere Hälfte der Dogmatik mit Dogmengeschichte, der Kirchengeschichte und homiletischen Übungen. Jede Stunde soll mit Gebet begonnen und geschlossen werden.

Ausführlich sind die Vorschriften für die philosophische Fakultät. Als *finis studiorum* erscheint in den Statuten jene bezeichnende Formel *sapiens atque eloquens pietas*, sie drückt durchaus Melanchthons Anschauung aus; Mittel dazu sind *linguae* und *artes*. Es werden zehn Professoren geordnet, darunter zwei der aristotelischen Philosophie, von welchen einer das Organon und die Rhetorik, der andere die Physik und Ethik lesen soll. Zwei andere halten über Melanchthons Lehrbücher Lektionen, welche für jene philosophischen Vorlesungen über den Aristoteles im Urtext vorbereiten. Für das Studium der Geschichte wird die Bibel empfohlen, als welche die wichtigsten Thatsachen enthalte, Providenz und Strafgerechtigkeit erkennen lasse und *exempla praeceptorum decalogi* liefere. Auch beim Vortrag der Physik empfehle es sich, biblische Beispiele zu brauchen.

Helmstedt war die letzte Universität Melanchthonscher Stiftung. Sie blieb, mit einigen Schwankungen, während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens die bedeutendste Vertreterin seiner Richtung. Als auf den übrigen protestantischen Universitäten die humanistischen Studien durch die Streittheologie schon fast gänzlich verdrängt waren, übte in Helmstedt ein humanistischer Philosoph oder philosophischer Humanist den bedeutendsten Einfluß: Joh. Caselius (1533—1613), noch ein Schüler Melanchthons, der letzte überlebende aus einer vergangenen Zeit. Er schrieb in beiden Sprachen in Prosa und Versen, „vor allem war ihm die gefällige Umständlichkeit eines ciceronianischen Briefstils wie zur Muttersprache geworden" (Henke, 51). —

Die am Anfang des 17. Jahrhunderts gestifteten protestantischen Universitäten, Gießen (1607), Rinteln (1621), Straßburg (1621), Altdorf (1622) will ich hier nur erwähnen; sie sind aus Gymnasien hervorgewachsen und werden uns daher im folgenden Kapitel nochmals begegnen. Ihre Organisation ist im wesentlichen dieselbe.

Eine ganze Reihe von protestantischen Universitäten entstanden in diesem Zeitalter in den Niederlanden, welche das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch von großer Bedeutung für Deutschland waren,

insofern sie das Mittelglied zwischen der vorauseilenden Kultur der westlichen Länder und der deutschen Universitätswelt bildeten; lange Zeit hindurch waren dieselben, wie früher die italienischen Universitäten, das Ziel der akademischen Studienreise. Es sind Leyden 1575, Franeker 1585, Gröningen 1614, Utrecht 1634, Harderwyk 1648 (Tholuck, II, 204 ff.). Ich begnüge mich damit, die Organisation von Leyden anzudeuten. Der erste *index lectionum* vom Jahre 1587, von Justus Lipsius als Rektor in Form eines Stundenplans abgefaßt, weist vier theologische, vier juristische, zwei medizinische, fünf artistische Professoren auf. Unter letzteren sind zwei Linguisten, welche über lateinische und griechische Autoren (Florus, Cicero, Homer, Aristoteles *de mundo*) lesen, und drei Artisten, welche einer abwechselnd aristotelische Logik und Physik, der zweite aristotelische Politik, der dritte Kosmographie und Astronomie vorträgt.[1]

Viertes Kapitel.

Äußere Gestalt und Unterrichtsbetrieb der protestantischen Universitäten am Ende des 16. Jahrhunderts.

Der im vorhergehenden Kapitel gegebenen Übersicht über die Entstehung und Gestaltung der einzelnen protestantischen Universitäten lasse ich in diesem eine allgemeine Darstellung folgen, welche die Verhältnisse dieser Anstalten, soweit sie für uns in Betracht kommen, in einem Querschnitt zeigt, der etwa durch das Jahr 1580 gezogen sein mag.

Was zunächst die äußeren Verhältnisse anlangt, so haben die Universitäten im ganzen das Schema ihrer ursprünglichen Struktur festgehalten. Die Gesamtverfassung ist geblieben: die Universität ist eine privilegierte Körperschaft mit einem gewählten Haupt, dem Rektor, und einer begrenzten Selbstverwaltung und Rechtsprechung über ihre Glieder. Geblieben ist ebenso die Gliederung in die vier Fakultäten, jede mit ihrem gewählten Vorsteher, dem Dekan.

Auch die Aufgabe der Fakultäten und ihr Verhältnis zu einander ist im wesentlichen das alte geblieben. Im besonderen hat die artistische oder, wie sie jetzt gewöhnlich genannt wird, die philosophische Fakultät die Stellung einer allgemein-wissenschaftlichen Vorschule für die oberen Fakultäten behalten, die Aufgabe der letzteren ist die fachwissenschaft-

[1] *Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde*, 1856, S. 84 ff.

liche Vorbildung für den praktischen Beruf. Doch vollziehen sich hier bemerkenswerte Wandlungen. Die theologische und juristische Fakultät haben an Bedeutung und an ziffernmäßigem Bestand gewonnen. In dem Maße, als die wissenschaftlich-theologische Vorbildung der Geistlichen zunächst innerhalb der protestantischen, dann auch innerhalb der katholischen Welt an Wichtigkeit gewinnt, in demselben Maße wächst die Zahl derer, die einen theologischen Universitätskursus durchmachten. Im Mittelalter setzte die Verwendung im geistlichen Amt durchaus nicht ein wissenschaftliches Studium der Theologie voraus; jetzt wurde die Forderung zur Regel. Das Universitätszeugnis trat an die Stelle der Prüfung durch den Bischof oder seinen Beauftragten. Ebenso gewinnt das juristische Studium an Wichtigkeit und Ausdehnung in dem Maße, als sich die Staatsthätigkeit erweitert und die Rechtsprechung in die Hände gelehrter Richter übergeht. Während es im Mittelalter überwiegend Kleriker waren, die auf deutschen Universitäten in der juristischen Fakultät Kirchenrecht studierten, sind es jetzt die Räte, Beamten und Richter, die durch das Studium des römischen Rechts die wissenschaftliche Fachbildung sich erwerben. Ist im 16. Jahrhundert die theologische Fakultät noch die erste und wichtigste, so wird seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die juristische die vornehmste und allmählich auch die stärkste. Die medizinische Fakultät erreicht erst im 19. Jahrhundert rasch steigende Bedeutung.

In der öffentlichen Stellung der Universität hat sich eine Wandlung vollzogen, die mit der gesamten Entwickelung der Dinge aufs engste zusammenhängt: die Universitäten werden immer entschiedener Staatsanstalten. Im Mittelalter war die Kirche die allumfassende Form des geistigen und beinahe des gesamten öffentlichen Lebens; der Staat hatte neben ihr die bescheidene Rolle einer Einrichtung für bestimmte und begrenzte Zwecke, besonders die Friedensbewahrung im Innern und die politisch-militärische Selbsterhaltung nach außen. Seit dem Beginn der Neuzeit kehrt sich dies Verhältnis mehr und mehr um. Der Staat entwickelt sich zu der universellen, alle menschlichen Zwecke umfassenden Wohlfahrtsanstalt, während die Kirche auf ein immer engeres Gebiet zurückgedrängt wird, so daß ihr zuletzt nur die Predigt und Sakramentsverwaltung bleibt. Im besonderen ist das öffentliche Unterrichts- und Erziehungswesen, das im Mittelalter ganz der Kirche angehörte — wie es denn der Natur der Sache eigentlich angemessen ist: Erziehung ist ein Gebiet der Seelsorge — allmählich in die Verwaltung des Staats übergegangen. An den Universitäten hat sich dieser Vorgang zuerst vollzogen; die päpstliche Errichtungsbulle, der kirchliche Charakter der Promotionen, die Dotation der Professuren

mit kirchlichen Pfründen und der damit gegebene klerikale Charakter des Amts, alles das kommt in Wegfall. Zugleich schwindet damit die körperschaftliche Selbstregierung. Die landesherrliche Regierung, die übrigens schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Vordringen ist, dehnt ihre Verordnungsgewalt immer mehr aus; sie giebt Statuten und Ordnungen für die Universität und die Fakultäten, für die äußeren Verhältnisse und den inneren Unterrichtsbetrieb. Die Professoren werden Staatsbeamte, die im Auftrag und unter Aufsicht der Landesregierung lehren. Die Aufsicht wird durch Visitationen geübt, zu denen landesherrliche Kommissarien erscheinen mit dem Auftrag, Leben und Lehre der Professoren und Studenten zu erforschen. Auf ihren Bericht, der sich auf Aussagen der Beteiligten und Beobachtungen stützt, erfolgt dann, was man am Hof zu verfügen für notwendig hält (Auszüge aus Berichten und Verfügungen bei Tholuck, I, 23 ff.). Es ist der Polizeistaat, der sich hierin ankündigt; bald giebt es kein Gebiet der Lebensbethätigung, in das nicht die Regierung mit Mandaten eingriffe. Auch die Studierenden unterliegen der Aufsicht; sie werden als künftige Diener des Landesherrn, im weltlichen oder im geistlichen Amt, angesehen. Vor allem gilt das von den Stipendiaten, die von dem Landesherrn auf der Universität erhalten werden, um für die Civil- und Kirchen- und Schulbedienungen, wie man später sagt, einen Stamm von brauchbaren Subjekten zu haben.

Hiermit hängt nun ein Weiteres zusammen: die Territorialisierung der Universitäten, ja man kann sagen, der Wissenschaft und des geistigen Lebens überhaupt. Vor der Reformation bildete Deutschland, ja die ganze abendländische Christenheit ein einheitliches Universitätsgebiet. Man denke an die Ubiquität der scholastischen Philosophen und der Humanisten. Die Universitäten waren als Glieder der internationalen Kirche selbst Anstalten internationalen Charakters; ihre Grade galten überall, sie gaben das Recht überall zu lehren, und da alle eine Sprache redeten, die Sprache der Kirche, so bildeten die Landesgrenzen auf diesem Gebiet in der That keine Grenze. — Seit der Errichtung der Landeskirchen hörte diese Freizügigkeit des Gelehrtentums auf. Protestantische und katholische Universitäten schlossen sich streng gegen einander ab, vielfach, bei der weiteren Spaltung in der Lehre auch die protestantischen unter einander, mindestens die lutherischen gegen die reformierten. Regelmäßig findet bei der Anstellung die eidliche Verpflichtung auf die landeskirchlichen Bekenntnisschriften statt; auch bei der Promotion ist die Verpflichtung auf Schrift und Symbole gewöhnlich. Bei der Aufnahme fremder Doktoren sucht man sich auch durch ein *examen doctrinae* gegen die Einschleppung von

Unkrautsamen zu schützen. Auch das Studieren auf fremden Universitäten, wenigstens auf den in der Lehre nicht reinen, wurde den Landeskindern vielfach untersagt, bei Verlust der Anstellungsfähigkeit. Übrigens bestimmte hierzu, außer dem glaubenspolizeilichen Gesichtspunkt, auch der fiskalische: wozu unterhält der Fürst eine Landesuniversität? So wurde z. B. den brandenburgischen Landeskindern 1564 verboten, auf fremden Universitäten zu studieren, andererseits den Magistraten und anderen Patronen geboten, sich von der Landesuniversität zu Frankfurt für vakante Bedienungen Kandidaten empfehlen zu lassen, eine notwendige Ergänzung zum Stipendiatenwesen: die Prohibition ist die Ergänzung der Staatsproduktion.

Von hieraus ist denn auch verständlich, daß nun jedes Territorium, auch das kleinste, darnach strebte, seinen Bedarf an Gelehrten durch inländische Produktion zu decken. Daher die große Menge von zum Teil wenig lebensfähigen Neugründungen aus diesem Zeitalter: jedes Staatsgebiet wollte wenn möglich eine eigene vollständige Universität haben; reichten die Mittel durchaus nicht, so errichtete man wenigstens einstweilen ein sogenanntes *gymnasium academicum* oder *illustre*, eine Gelehrtenschule, an die ein philosophischer und etwa noch ein theologischer Kursus sich anschloß. Je nach Gelegenheit ließ sich die Anstalt dann auch zur vollen Universität erweitern, wie es z. B. mit den Schulen der Reichsstädte Straßburg und Nürnberg geschah. Auch zahlreiche Jesuitenkollegien haben sich so zu einer halben oder ganzen Universität entwickelt.

Übrigens vergesse man nicht, daß auch eine ganze Universität in diesem Zeitalter noch ein sehr einfaches Ding ist, verglichen mit dem unendlich komplizierten Apparat unserer Tage. Die Universität besteht aus dem Lehrkörper und der Studentenschaft, beide bewegen sich meist in kleinen Ziffern, 15—20 Professoren und 300—400 Studierende werden schon eine gute Mitteluniversität ausmachen. Institute giebt es nicht, außer einer kleinen Büchersammlung. Die Kosten sind gering, mit wenigen tausend Gulden für Gehalt und Stipendien, und mit ein paar Gebäuden, wozu etwa ein leergewordenes Kloster benutzt werden kann, ist der ganze Aufwand bestritten. Die Kleinheit und Beweglichkeit der Universität kommt sehr sichtbar zur Darstellung in den nicht seltenen Auswanderungen; trifft eine Pest den Ort, so wandert das ganze Studium zeitweilig nach einer benachbarten Stadt aus und setzt dort seine Übungen fort. Von Tübingen, Heidelberg, Frankfurt, Jena, selbst Wittenberg sind mehrfache Übersiedelungen dieser Art bekannt.

Was die ökonomischen Verhältnisse der Professoren anlangt, so wird man sie sich im allgemeinen recht bescheiden vorzu-

stellen haben. Das Gehalt in der artistischen Fakultät bewegt sich etwa zwischen 50—100, in der juristischen und theologischen Fakultät zwischen 100—200 Gulden. Die Bedeutung einer solchen Summe ergiebt sich vielleicht am einfachsten aus der Vergleichung mit dem, was für einen eben noch ausreichenden Studentenwechsel galt. Der Betrag eines Stipendiums für einen Studenten, das bestimmt war den ganzen Unterhalt, ohne Zweifel der Grenze möglicher Lebenshaltung sehr nahe, und zwar für ein ganzes Jahr, nicht bloß wie jetzt für die 7 oder 8 Monate der beiden Semester, zu bestreiten, machte in Wittenberg, wie oben angegeben, 25 fl. aus. Als bei der Errichtung der Jenaer Universität die Frage der Abmessung der Stipendien erwogen wurde, fand man die Summe durchaus unzureichend und erhöhte sie auf 35 fl. Allein für den Tisch, so versicherten Sachkundige, gingen 18 fl. jährlich darauf (7 Groschen wöchentlich). Gleichzeitig brachte Melanchthon als Gehalt für die artistischen Professoren 100 fl. in Vorschlag. In beiden Fällen kommt also auf die artistische Lektur etwa das dreifache des niedrigsten Studentenwechsels; in unsere Verhältnisse umgesetzt würde das, wenn wir 1200 M. als eben auskömmlichen Studentenwechsel rechnen, 3600 M. ausmachen, für die oberen Fakultäten etwa das doppelte. Wobei denn in Betracht kommt, daß die artistische Lektur in der Regel Ausgangspunkt der akademischen Laufbahn war, aus der man mit steigendem Alter in eine Professur der oberen Fakultäten, besonders der theologischen, oder auch in ein geistliches Amt überging.

Allerdings kamen zum Gehalt meist andere Formen des Einkommens. Zunächst wurden vielfach Naturalbezüge gewährt, Korn, Wein, freie Wohnung, Holz; bei den größeren Professuren wird in der Regel wenigstens einiges davon vorauszusetzen sein. Regelmäßige Kollegienhonorare wie heute gab es im 16. und 17. Jahrhundert allerdings nicht; für das Gehalt mußten eben die den Kursus ausmachenden Vorlesungen *publice*, d. h. jedem umsonst zugänglich, gelesen werden. Auch gab es keine oder kaum in Betracht kommende schriftstellerische Honorare. Dafür kamen an einer etwas besuchteren Universität die Promotionsgebühren in Betracht. Und dann hinderte nichts, durch Erteilung von Privatunterricht, besonders auch in der Form von Disputationskursen und durch Abfassung von Dissertationen, die von dem Respondenten honoriert wurde, sich einen Verdienst zu verschaffen. Bei den jüngeren Magistern darf das als Regel vorausgesetzt werden. Endlich nahm man auch Studenten als Pensionäre ins Haus, ein Verhältnis, das bis ins 18. Jahrhundert hinein ganz gewöhnlich bleibt. Wie es scheint hat unter diesem Einfluß hin und wieder ein Pro-

fessorenhaus etwas von dem Charakter eines Wirtshauses angenommen. Auch die den Professoren regelmäßig gewährte Steuerfreiheit mit Einschluß der Freiheit vom Aufschlag auf das im Haushalt verzehrte Getränk mochte hierauf hinwirken. Es werden wiederholt Verordnungen erwähnt, die den Wein- und Bierschank der Professoren einschränken.

Es kann nicht überraschen, daß diese Verhältnisse vielfach bittere Klagen hervorriefen; im 7. Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes findet man ihrer viele gesammelt. Um billig zu urteilen, darf man nicht vergessen, daß es zwei von dem Willen der Erhalter der Universitäten nicht abhängige Umstände waren, wodurch die an sich engen Verhältnisse vielfach zur Notlage wurden: der eine ist die Aufgebung der klerikalen Lebensformen von Seiten der Universitätslehrer, der andere das Sinken des Geldwerts. Die herkömmliche Dotation der Lekturen war, wie die aller geistlichen Stellen, auf den Cölibat der Inhaber zugeschnitten und also natürlich für die Erhaltung einer Familie nicht ausreichend. Es ist aber begreiflich, daß sich die Anschauungen von dem, was für derartige Stellen erforderlich und angemessen sei, nicht so schnell als das Bedürfnis veränderten, ebenso, daß die Zuführung neuer Mittel noch längere Zeit brauchte. Und dazu kam nun noch der zweite Umstand. Der Geldwert oder die Kaufkraft der Edelmetalle ist im Verlauf des 16. Jahrhunderts wohl auf die Hälfte und darunter gesunken: ein sehr schmerzlicher Vorgang für alle, die auf festes Geldgehalt angewiesen waren.

Auch die Lebensordnungen, wie sie die mittelalterlichen Universitäten für die Scholaren ausgebildet hatten, starben im 16. Jahrhundert ab. Die alte Verpflichtung, in den Kollegien und Bursen zu wohnen, ließ sich nicht mehr allgemein festhalten, sie hatte den Cölibat der Magister und überhaupt das Vorbild des klösterlichen Lebens zur Voraussetzung. Auch wirkte das Wachstum der oberen Fakultäten, besonders der juristischen, die sich aus dem Herrenstand zu rekrutieren begann, im Sinne der Emanzipation der Studierenden; der Bursenzwang hatte immer eigentlich der artistischen Fakultät gegolten. Endlich wird auch das durchschnittliche Lebensalter der Studierenden mit der Steigerung des Schulkurses gestiegen sein. So entwickelt sich allmählich aus dem Scholaren des Mittelalters, dem klerikalen Seminaristen, der akademische Student des 17. Jahrhunderts, der den Kavalier spielt. Es spiegelt sich hierin die Wandlung der Gesellschaft: der geistliche Stand verschwindet in der protestantischen Welt, das Bürgertum tritt zurück, der Adel wird der sozial und politisch herrschende Stand. Alles was nach sozialer Auszeichnung strebt, sucht nun die Lebensformen des Adels sich anzueignen. Ein Zeichen für die Wand-

lung in der Universitätswelt ist auch das Aufkommen des Duells. In Jena fanden schon bald nach der Gründung vier Fechtmeister ihre Nahrung. Die Professoren klagten darüber, es gebe zur Versäumnis der Lektionen Anlaß. Aber der Herzog lehnte ein Einschreiten ab: in Wittenberg hätten zu Lebzeiten seines Vaters und Dr. Luthers wohl zehn Fechtmeister gleichzeitig Unterricht erteilt (Kius, 154). Ob es an den mittelalterlichen Universitäten Fechtmeister gab? Ich zweifle daran; wer hätte den Unterricht benutzen sollen? Die Artisten wurden in enger Zucht gehalten und in der theologischen und juristischen Fakultät studierten Kleriker. Jetzt kommt der Adel auf die Universität, wir finden ihn selbst unter den Stipendiaten regelmäßig. Mit den jungen Herren fanden die Sitten des Herrenstandes, zunächst in die Herrenfakultät, die juristische, Eingang; von hier breiteten sie sich dann allmählich über die ganze Studentenschaft aus. Daß diese Wandlung ihre Schattenseite hatte, würden wir auch ohne Zeugnisse wissen. Bekannt ist, daß Luther und Melanchthon oft und bitter über die eingerissene Zügellosigkeit klagen. Wittenberg ist keine Ausnahme; die Akten sind überall voll von übermütigen und brutalen Ausschreitungen, denen die akademischen Behörden meist mit einer uns unbegreiflichen Langmut oder Hilflosigkeit gegenüberstanden. Man sehe R. v. Mohls geschichtliche Nachweisungen über die Sitten der Tübinger Studenten im 16. Jahrhundert (1840), wo eine Menge von Disziplinarverhandlungen mitgeteilt sind. Vorzugsweise sind daran die *nobiles* beteiligt. Man hat den Eindruck, daß Rektor und Senat vor den jungen Herren viel mehr Respekt, um nicht zu sagen Angst haben, als umgekehrt; vielleicht nicht ohne Grund; die Zügellosigkeit und Brutalität dieser Herren Studierenden hatte viel wirksamere Mittel, sich fühlbar zu machen, als die mit ängstlicher Hand geübte Disziplinargerichtsbarkeit der akademischen Behörden. Ähnliche Dinge findet man auch in den von Zarncke herausgegebenen *Acta Rectorum* der Leipziger Universität.

Für die Stipendiaten stellte man übrigens das Kollegiensystem, mit Internat und Aufsicht und Prüfungen, wieder her. Die Jenaer rühmen ihrer Regierung die Einrichtungen zu Leipzig und Tübingen, wo man im Stift oder Konvikt treffliche Ordnung und Zucht finde. Die Durchführung der Einrichtung hängt offenbar damit zusammen, daß man in Sachsen und Württemberg in den Fürsten- und Klosterschulen gute Vorbereitungsschulen hatte, die regelmäßig einen festen, gut geschulten und gut disziplinierten Stamm zur Universität schickten.

In das Leben in einem solchen Kollegienhaus einer protestantischen Universität lassen die Briefe eines Schweizer Studenten, Huld-

RICH TROG, einen Blick thun, der im Jahre 1585 mit zwei Landsleuten in die *domus sapientiae* zu Heidelberg (eigentlich wider die Regel, die nur Einheimische zuließ) Aufnahme gefunden hatte.[1]

Der Tag beginnt früh um 5 Uhr; es wird ein Psalm gesungen, ein Kapitel aus dem alten Testament und ein Gebet aus dem Heidelberger Katechismus gelesen, am Sonntag noch ein Gebet und ein Psalm. Daran schließt sich sogleich bis 6 Uhr die Repetition der Vorlesungen unter den beiden Vorstehern des Hauses, den Theologen PAREUS und SOHNIUS: Sonntag Hebräisch, Montag Organon, Dienstag und Donnerstag Ethik, Mittwoch Physik, Freitag Vorlesung über die Conf. August. und Griechisch, Sonnabend Hebräerbrief. Die Zeit von 6—10 Uhr wird den öffentlichen Vorlesungen gehören, deren er drei hört. 10 Uhr ist *prandium*; zuvor aber wird vierstimmig die *benedictio et consecratio mensae* gesungen, dann besteigt einer das Katheder und liest ein Kapitel aus dem alten Testament; hierauf fragt der anwesende Lehrer einen der Hörer über den Inhalt und die Disposition des gelesenen Kapitels und giebt dann selbst eine kurze Erklärung; endlich zieht er daraus ein paar Schlüsse, die er den Artikeln der Glaubenslehre entgegensetzt und fordert dann einen auf, sie damit in Einstimmung zu bringen. Nachdem die Speisen aufgetragen sind, folgt das eigentliche Tischgebet. Nach dem Essen wird ein Kapitel aus dem neuen Testament gelesen, gebetet und gesungen. Ebenso wird es beim Abendessen (*coena*, um 5 Uhr) gehalten, nur daß hier vor und nach Tisch aus dem neuen Testament gelesen wird. Um 8 Uhr kommen nochmals alle im Saal zusammen zu Gesang, Lesung und Gebet. Am Sonntag wird um 8 und um 3 Uhr die Predigt besucht und vor dem Früh- und Abendessen unter den Vorstehern repetiert. Auch am Mittwoch und Freitag wird die Predigt besucht, aber nicht repetiert. — Am Sonnabend ist *Exercitium stili*, in Prosa und Versen. Jeden Monat abwechselnd *declamatio* und *disputatio*. Man sieht, nicht mit Unrecht unterschreibt sich TROG in einem späteren Brief: *monasticam degens vitam in domo sapientiae*. Auch stimmt dazu, worüber er später (S. 81) einmal klagt: daß man sich täglich selber das Bett machen müsse; doch tröstet er sich, daß er oft fast eine ganze Woche lang sich darum drücke. Auch über die Kälte im *auditorium publicum* wird geklagt.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung der Unterrichts.

Hier ist zunächst zu bemerken, daß die allgemeine Anschauung von der Aufgabe des Universitätsunterrichts keine wesentliche Ver-

[1] Briefe Heidelb. Professoren und Studenten vor 300 Jahren, herausgeg. von HAGEN, 1886, S. 74ff.

änderung erfahren hat. So wenig als auf den mittelalterlichen Universitäten handelt es sich auch auf den protestantischen Universitäten des 16. Jahrhunderts um freie wissenschaftliche Forschung und Anleitung dazu. Die Aufgabe ist vielmehr hier wie dort Überlieferung eines gegebenen Lehrbestandes. Macht man das Prinzip der Freiheit der Forschung und der Lehre zum Einteilungsprinzip, dann beginnt der zweite Abschnitt der Universitätsgeschichte, die moderne Universität, nicht mit der Reformation, sondern erst mit dem 18. Jahrhundert; die Universität Halle ist die erste, die auf das Prinzip der *libertas philosophandi* gegründet ist. Im 16. und 17. Jahrhundert herrschte noch das mittelalterliche Prinzip der gebundenen Lehrnorm. Am eigentlichsten gilt das für die theologische und philosophische Fakultät. Doch besteht auch in der juristischen und medizinischen Fakultät der Unterricht wesentlich in der Überlieferung eines in kanonischen Büchern gegebenen Stoffes. Für die beiden andern Fakultäten ist ausdrücklich die Lehrnorm bestimmt; in der theologischen geben die heiligen Schriften den Bestand und die landeskirchlich anerkannten Symbole die Norm der Auslegung; in der philosophischen herrscht das auf die Zusammenstimmung mit der kirchlichen Lehre eingeschränkte aristotelische System. Prinzipiell ist also für die Freiheit der Forschung und Lehre hier nicht mehr Spielraum als im Mittelalter; thatsächlich gestaltet sich allerdings dadurch die Sache etwas anders, daß es im Gebiet des Protestantismus nicht zu einer einheitlichen Kirchenbildung mit einheitlich entscheidender Lehrautorität kam: mußte jemand wegen Heterodoxie auf einer Landesuniversität weichen, so fand er vielleicht auf einer Nachbaruniversität eine um so bereitwilligere Aufnahme, wie es zahlreiche Beispiele zeigen. Andererseits konnte auch jeder Wechsel in der Person des Landesherrn die bisher orthodoxe Lehre zur heterodoxen und verfolgten machen; man denke an Sachsen, Hessen, Pfalz und ihre Schwankungen zwischen Luthertum, Philippismus und Calvinismus. So forderten die Thatsachen doch mit Gewalt den Einzelnen auf, sich auf sich selber zu stellen.

In der Philosophie galt eine doppelte Autorität: zuerst die der Schrift und des Bekenntnisses; sodann aber im einzelnen die aristotelische Philosophie. Auch hier wird Heterodoxie als ketzerische Auflehnung bekämpft; so im 16. Jahrhundert der Ramismus. Sehr deutlich tritt die herrschende Anschauung in einem Schreiben der Heidelberger Universität vom Jahre 1569 an den Kurfürsten hervor, der dem aus Frankreich vertriebenen Ramus eine Lektur zu übertragen geboten hatte. Die Universität widerstrebte: Ramus habe eine sondere Art und Weise zu lehren. „Da aber diese Universität von Anfang an, wie

alle andern Akademien in Deutschland und ganz Europa, der aristotelischen Philosophie, als die nun in die 2000 Jahre bewährt und jeder Zeit für die beste gehalten worden und noch dafür gehalten wird, sich bedient, und da eben darum auch in der kurfürstlichen Reformation wohl versehen, daß wir dieselbige handhaben und dabei verbleiben sollen, auch unsere *magistri* und *baccalaurei* gemäß gedachter Reformation in ihren *promotionibus* sich verpflichten, ob des Aristoteles Lehre zu halten und so viel an ihnen dieselbige zu propagieren": so werde es der Universität unrühmlich sein, in dieser alten bewährten allgemeinen Lehre Neuerungen einführen zu lassen und sich damit von andern Schulen und Universitäten abzusondern. Dazu komme ein anderes: „es würden daraus unter den Präzeptoren und den Diszipeln Uneinigkeit, Hader, Zank, Factiones und sonst allerlei Unrat sich ereignen", wie zu Paris geschehen. „So will sich auch gebühren, daß wir mit andern Universitäten sonderlich in deutscher Nation einhellig und so viel möglich in der Lehre konform seien, welches zu Freundschaft große Fördernis bringt und vielem Unrat steuert." (Winckelmann, I, 311).

Mit ähnlichen Gründen wehrten die Universitäten und die Regierungen im 17. Jahrhundert die von den Niederlanden her eindringende Cartesianische Philosophie ab; ja sie werden noch im 18. Jahrhundert gegen die Wolffische Philosophie geltend gemacht: die Bewährung durch das Alter und die notwendige Einheit in der Lehre nötigten an der aristotelischen Philosophie als der Substanz des Unterrichts festzuhalten. — Es sind Gründe, die in der That nicht ohne Gewicht sind; vielleicht sind wir gegenwärtig geneigt, ihre Bedeutung zu unterschätzen. Wenn der philosophische Unterricht zu unserer Zeit an Bedeutung oder wenigstens an Umfang verloren hat — ein sehr großer Teil unserer Studierenden erhält jetzt überhaupt keinen philosophischen Unterricht — so hängt das doch offenbar mit der Thatsache zusammen, daß wir heute keine anerkannte Schulphilosophie haben, die wir dem Unterricht zu Grunde legen könnten. Freilich die Sache hat auch ihre Kehrseite; sie ist schon mit dem Namen einer „Schulphilosophie" angedeutet.

Ich versuche nun Inhalt und Form des philosophischen Unterrichts, wie er bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hinein im wesentlichen in Übung bleibt, zu kennzeichnen. Ich bemerke dabei, daß ich über die andere Seite des Unterrichts der philosophischen Fakultät, über den philologischen Unterricht, oder vielmehr die Schullektüre der Klassiker und die Anleitung zur Eloquenz im sechsten Kapitel dieses Buchs, im Zusammenhang mit der Behandlung derselben Dinge in den Partikularschulen, handeln werde.

Was den Inhalt des philosophischen Unterrichts anlangt, so liegt er uns in den Lehrbüchern Melanchthons, die alle aus Vorlesungen hervorgegangen sind, deutlich ausgebreitet vor Augen. Der Einteilung der Philosophie, die den Inbegriff der Wissenschaften darstellt, liegt das alte dreigliedrige Schema zu Grunde: 1) die Lehre vom Denken und Reden, die *artes formales,* Dialektik und Rhetorik, der die Grammatik vorausgeht; 2) die Lehre von der Wirklichkeit, die *artes reales,* Physik, Kosmologie, Physiologie, Psychologie; 3) die Lehre von den praktischen Aufgaben des Lebens, Ethik und Politik.

Das Hauptstück des ersten Kursus sind die Rhetorik und Dialektik, sie zielen gemeinsam auf die Eloquenz, die am Eingang der Rhetorik erklärt wird als die *facultas sapienter et ornate dicendi.* Den *ornatus* lehrt die Rhetorik, das heißt nicht die äußerlich aufgeputzte Rede, sondern den angemessenen, wohl geordneten, nachdrücklichen und wirksamen Vortrag der Gedanken. Melanchthons Rhetorik liegt in drei Überarbeitungen vor: *de rhetorica* l. III (1519), *Institutiones rhet.* (1521), *Elementorum rhetor.* l. II, (1531). Die letztere handelt im ersten Buch von den Arten der Rede, des Vortrags oder der Abhandlung, das *genus didascalicum* als neues, viertes *genus* in den Vordergrund stellend, sodann von den Teilen der Rede und der Anordnung der notwendigen Stücke, endlich von der Unterstützung der *inventio* durch die Andeutung der *loci,* wo die *materia dicendi* zu suchen. Der Lehre vom Aufbau des Ganzen folgt dann im 2. Buch die Lehre vom Stil, wo besonders auch die *figurae orationis* zur Behandlung kommen. — Man sieht, die Rhetorik ist wesentlich dasselbe, was wir heute etwa in einer Theorie des Aufsatzes behandeln, nur daß dort die Beziehung zur antiken Rhetorik mit ihrer Abzielung auf die vorgetragene Rede stärker hervortritt. Bei uns hat das Schreiben das Reden verdrängt.

Die Dialektik liegt ebenfalls in drei Überarbeitungen vor, die erste unter dem Titel: *compendiaria dial. ratio* (1520), die letzte unter dem Titel: *Erotemata dialectices* (1547); es sind darin die Kapitelüberschriften in die Form der Frage gefaßt. Mit der Rhetorik aufs engste verwandt, wird sie erklärt als die Kunst der richtigen, geordneten und durchsichtigen Darstellung, die auf richtigem Definieren, Einteilen und Argumentieren beruht. Sie handelt in vier Büchern den herkömmlichen Inhalt der Logik ab, nach dem Schema der aristotelischen Schriften: den Begriff, mit Definition und Division, das Urteil, die Syllogistik, die Topik, die Fehlschlüsse.

Den zweiten Teil der Philosophie, die Lehre von der Wirklichkeit, hat Melanchthon in zwei Werken behandelt, dem *Commentarius de anima* (1540) und den *Initia doctrinae physicae* (1549). Die Physik

schließt Metaphysik und Kosmologie ein. Sie handelt im ersten Buch, nach einer Einleitung über Wesen, Methode und Nutzen der Naturwissenschaften, von Gott, seinem Dasein und Wesen, von der Welt und dem kosmischen System. Das zweite Buch behandelt im wesentlichen die metaphysischen Prinzipienfragen, Materie und Form, die Arten der Ursachen, die Bewegung und ihre Arten, Raum und Zeit u. s. f. Im dritten Buch erst nähert sie sich den Dingen, die gegenwärtig in der Physik und Chemie behandelt werden. — Die Schrift *de anima* enthält die Lehre von den Lebewesen. Zuerst wird vom Wesen der Seele, mit historisch-kritischen Ausführungen, gehandelt; es folgt ein Abriß der physischen Anthropologie; dann werden die Seelenvermögen *(potentiae animae)* durchgegangen: *nutritiva, generativa, sensitiva, appetitiva* (wo die Affektenlehre abgehandelt wird), *locomotiva, rationalis*; die *anima rationalis (mens)* hat wieder zwei Seiten, *intellectus* und *voluntas*, deren Wesen und Funktion eingehend dargelegt wird. Auch die Kapitel *liberum arbitrium* und *immortalitas* fehlen natürlich nicht.

Die Ethik endlich, der dritte Teil der Philosophie, liegt in zwei Bearbeitungen vor: als *philosophiae moralis epitome* (1538) und als *Ethicae doctrinae elementa* (1550); beide zeigen im wesentlichen dasselbe Schema. Einer Einleitung über Wesen und Nutzen der Disziplin, sowie über das Verhältnis der Ethik zur geoffenbarten Lehre, folgt im ersten Buch die Erörterung der Prinzipienfragen: über das letzte Ziel oder höchste Gut des Lebens — es wird bestimmt: *agnoscere Deum et ejus gloriam patefacere* — mit historisch-kritischen Erörterungen über die Absichten des Aristoteles, Epikurs und der Stoa, über Wesen und Ursprung der Tugend, über Willensfreiheit, über die Affekte. Das zweite Buch behandelt die Rechtsphilosophie, mit ausführlicher Erörterung einiger damals lebhaft verhandelter Zeit- und Streitfragen, z. B. ob die Fürsten Gewalt in Religionssachen haben? was bejaht wird: sie sind schuldig, „die gottlosen Kulte abzuthun und darauf zu halten, daß die wahre Lehre in der Kirche getrieben und rechter Gottesdienst angerichtet wird." — An die systematischen Darstellungen schließen sich die Kommentare zur aristotelischen Ethik und Politik, und zu Ciceros Pflichtenlehre.

Man wird sagen dürfen, daß dieser philosophische Unterricht dem Bedürfnis der Zeit wohl angemessen war: es sind übersichtliche, faßliche, mit Beispielen gut ausgestattete, durch Beziehung auf alle Zeitfragen das Interesse der Zeit erregende Darlegungen. Daß es nicht voraussetzungslose Untersuchungen sind, hat Melanchthon kein Hehl: sie sind begrenzt und gebunden durch die Kirchenlehre, sie giebt die

letzten Entscheidungen in Metaphysik und Moral. Hierin unterscheidet sich die neue Schulphilosophie nicht im mindesten von der alten. Ebenso gleicht sie der scholastischen Philosophie in der Anlehnung an den Aristoteles in den Stücken, wo die Vernunft selbständig entscheidet, sowie in der Anschauung, daß die Aufgabe der Philosophie ist: der Theologie zu dienen.

Immerhin bildete der philosophische Kursus, wie er hier vorliegt, eine unverächtliche Schule der Philosophie und der Wissenschaften. Es fehlt kein wesentliches Stück, das zur Orientierung in den Fragen der Welt und des Lebens dienlich ist. Ohne Zweifel kann unsere Zeit, was die Vollständigkeit des allgemein-wissenschaftlichen Vorbereitungsunterrichts anlangt, mit dem hier Gebotenen sich nicht messen; Logik, Metaphysik, Ethik bleiben heutzutage einer sehr großen Zahl unserer Studierenden völlig fremde Dinge, sie kommen weder auf der Schule noch auf der Universität in ihren Gesichtskreis.

Auch in der Form des Unterrichts hat eine wesentliche Änderung nicht stattgefunden. Die Vorlesungen sind geblieben, die Disputationen wieder hergestellt; an sie schließen sich als neue Übung die Deklamationen.

Akademische Vorlesungen können entweder die Form des systematischen Vortrags einer Wissenschaft oder die Form der Erklärung eines Textbuches haben. Wie es scheint, war zu jener Zeit eine Kombination beider Verfahrungsweisen das gewöhnlichste. Regelmäßig wurde der Vorlesung ein Textbuch zu Grunde gelegt, den philosophischen entweder eines der modernen Kompendien, z. B. von Melanchthon oder Sturm, so namentlich für die Anfänger, oder es wurden die aristotelischen Schriften selbst gebraucht, und zwar diese wieder entweder in einer der neueren Übersetzungen oder Paraphrasen, oder im griechischen Text; das letztere wurde wenigstens für die Kurse der Magistranden wohl als Regel festgehalten. Doch wird auch hier die Kenntnis der griechischen Sprache bei den meisten Hörern schwerlich zu selbständigem Lesen des Textes ausgereicht haben; der Lehrer gab eine Übersetzung oder ging überhaupt nur bei einzelnen Ausdrücken und Hauptstellen auf den Urtext zurück. Solche Anlehnung an einen Text hinderte aber nicht dazwischen den zusammenhangenden Vortrag. Es wurden die einzelnen *loci* herausgehoben, Erklärungen und Beweise für die Hauptsätze gegeben, Fragen und Einwendungen erörtert: es handelte sich eben nicht um philologische Auslegung des Textes, sondern um Darbietung des sachlichen Inhalts. Aus J. Schegks Vorlesung über die erste Analytik — sie dauerte mit wöchentlich vier Stunden vom 26. November 1565 bis zum 10. November 1567 — hat sich die

Nachschrift eines Hörers, seines Kollegen M. Crusius, zu Tübingen erhalten, die Wort für Wort den Vortrag wiedergiebt, so daß auch das: *dictabo, scribite!* nicht fehlt. Sigwart hat daraus eine Probe veröffentlicht.[1] Er charakterisiert die Lehrart so: „Die Vorlesung besteht in einer Erklärung der aristotelischen Schrift von Satz zu Satz; die Zuhörer haben den griechischen Text vor sich, sie sollen ihn verstehen lernen, nicht bloß nach dem Wortsinn, sondern dadurch, daß die Sätze durch zahlreiche Beispiele erläutert werden, die zum größeren Teil aus Aristoteles und Platon, außerdem aber aus den verschiedensten Wissensgebieten, besonders der Medizin, herangezogen werden. Wo es nötig ist, giebt er vorläufig orientierende Übersichten über die zu lesenden Kapitel; bei leichteren Abschnitten begnügt er sich eine zusammenfassende Reproduktion des Inhalts zu diktieren und überläßt den Zuhörern, den Text für sich zu lesen. Dabei werden die Zuhörer, besonders die Anfänger, zu fleißiger Wiederholung und eigenen Übungen in logischen Operationen ermahnt.“ Die Erklärung ist breit, in schlichtestem, läßlichem Latein, oft untermischt mit deutschen Wendungen. Wiederholungen sind häufig, sie werden schon dadurch notwendig, daß die Vorlesung zwei Jahre dauert (das ganze Organon ist in vier Jahren noch nicht vollendet), und daher beständig neu ankommende Zuhörer eintreten. Daß ein Heldenmut erforderlich war, um vier oder mehr Jahre in einer solchen Vorlesung auszuhalten, wie der Herausgeber bemerkt, das wird angesichts dieses Textes heutzutage gewiß die allgemeine Empfindung sein.

Einen nicht uninteressanten Einblick in den Vorlesungsbetrieb läßt auch eine gleichzeitige Verhandlung thun, die zwischen der Regierung und den Professoren der eben gegründeten Universität Jena stattfand. Der Kanzler Bruck hält in einem Schreiben vom Jahre 1556 (abgedruckt bei Kius, Stipendiatenordnung, 138) ihnen vor, es sei notwendig, „daß die Lektionsstunden nicht allein mit Diktieren, sondern auch ordentlichem und mündlichem Explizieren, zuvörderst aber mit

[1] Ein *Collegium logicum* im 16. Jahrhundert. Tübinger Universitätsschriften 1890. — In einer von Prof. Cellius veröffentlichten Sammlung: *Imagines Professorum Tubing.* (1596), die Porträts mit Lebensläufen in lateinischen Versen enthält, kommen auf unsern Schegk unter andern folgende Verse vor, die die Einheit der philosophischen Bildung in jener Zeit umschreiben:

Proh quantus Logicus? quantus Metaphysicus? idem
Historicus, Vates Graecus et Ausonius?
Quam bonus Orator, quantusque Geometra? Quantus
Schegkius Astronomus? quantus Arithmeticus?
Omnia ceu veteres dixerunt Schegkius octo:
Omne opus evolvit, Philosophia, tuum.

öffentlichem Examinieren der Stipendiaten und wie ein jeder die nächsten zuvor abgehörten *lectiones* verstanden habe, zugebracht werden. Ein altes Wort sage: *Lectio audita et non repetita est quasi nulla.*" Die Professoren erwidern etwas pikiert, daß sie „den Weg zu rechter Institution im göttlichen Wort und zum Anfang der Sprachen und Künste richtig und gründlich weisen, denselben auch dermaßen expliziert und inculciert, daß wir Zeugnis unseres Fleißes aus den Annotaten, welche die Scholares von uns excipiert, zu erlangen verhoffen." Daß aber etliche bloß diktierten, geschehe „von wegen der Materie und auch der Zuhörer: als mancher arme Gesell hört seine *theologicas* und *physicas lectiones*, dem besser wäre, er hörte etwas Geringeres. Er thut es aber darum, dieweil er lange nicht dabei sein kann, sondern sich zu Kirchen- oder Schuldienst begeben muß, daß er auch einen Vorrat habe, daraus er außerhalb der öffentlichen Schulen lerne seine Leute zu unterrichten." Sie bäten deshalb ihnen diese Weise, welche auch auf anderen Universitäten gebräuchlich, zu lassen. — Was endlich das Examinieren vor jeder Stunde anlange, so würde das dem Professor die Arbeit erleichtern, „sintemalen auf eine Stunde mit Lesen und Explizieren mehr gethan wird, denn auf drei Stunden mit Frag und Antwort." Doch fürchten sie, „daß solch Examen dem ganzen *corpori* der studierenden Jugend nicht wolle dienlich sein". Denn „dieweil man die Zeit mit den Stipendiatis zubringen müsse, würde den andern Auditoren die Zeit unfruchtbar hinweggehen, nicht ohne Verdrieß und Widerwillen. Ferner würde daraus, da solche Examina auf andern Akademien nicht bräuchlich, *contemptus* dieser Schule folgen. Freilich examiniere MELANCHTHON in etlichen Lektionen doch nur, wie er selbst sage, zu Erholung seiner selbst, wenn er, von andern Geschäften abgemattet, sich auf die Lektion nicht resolviert habe; auch thue er es nicht in den wichtigen Lektionen, sondern nur in den *exercitiis rhetoricis et dialecticis.*[1] Derartige Repetitionen müssen Privatpräzeptoren überlassen werden, oder fromme Wohnungsgesellen möchten mit einander repetieren". Und auf wiederholtes Dringen fügen sie hinzu: ein derartiges Examinieren werde nicht nur die Zeit für die Lektionen um die Hälfte verkürzen, sondern die Universität werde auch „als Pädagogium ausgeschrien und also die studierende Jugend sich anher zu begeben abgehalten werden; wie denn vor etzlichen Jahren der Universität zu Marburg geschehen; denn sobald

[1] Denselben Brauch MELANCHTHONS erwähnt auch CAMERARIUS in der Vita M. S. 61. In den Jesuitenkollegien schließt sich an die Vorlesung Colloquium und Repetition.

das *examen publicum* vor die Hand genommen, ist die Universität dissipiert worden. Auch sind viele Materien, welche in *quaestiones* nicht wohl können gefaßt werden, sondern eine *perpetuitatem sermonis* erfordern."

Über die äußere Ordnung der Vorlesungen füge ich noch dies hinzu. Die angestellten und besoldeten Professoren sind verpflichtet, jeder sein Fach regelmäßig in öffentlichen Vorlesungen und den öffentlichen Lektorien zu lehren, meist vier Stunden wöchentlich. Diese öffentlichen Vorlesungen sind allen Studierenden ohne weiteres zugänglich, es findet weder Honorarzahlung noch auch Inskription dafür statt, wie aus dem oben (S. 242) angeführten Bericht der Heidelberger hervorgeht. Die öffentlichen Vorlesungen bilden andererseits für die Studierenden, die sich die Grade erwerben wollen, einen vorgeschriebenen Pflichtkursus. Bei den Stipendiaten wird wohl auch, wie aus Jena berichtet ist, der Besuch kontrolliert. Die Dauer der Vorlesung ist nicht, wie jetzt üblich ist, auf ein Semester beschränkt, die ganze Semestereinteilung ist dem 16. Jahrhundert noch fremd; jeder liest, bis er fertig ist, und beginnt dann ein neues Kolleg oder fängt von vorne an. Man sehe das Vorlesungsverzeichnis Melanchthons und nehme die Anschläge, mit denen er sie ankündigt, hinzu; die Ankündigungen sind aus allen Monaten des Jahres datiert. Neben diesen öffentlichen Vorlesungen erteilen die Lehrer, besonders die jüngeren, nach Gelegenheit und Bedarf auch Privatunterricht; dieser ist dann aber reine Privatsache, er findet nicht in den öffentlichen Lektorien, sondern in der Wohnung statt und wird natürlich von denen, die ihn nehmen, honoriert. Das Verhältnis ist ein ähnliches, wie es gegenwärtig an unsern Schulen zwischen den Schulstunden und dem Privatunterricht stattfindet. Als ein Mittleres zwischen dem öffentlichen und dem Privatunterricht findet sich daneben gelegentlich, daß von der Universität oder der Regierung eine bestimmte Vorlesung über ein Fach oder einen Autor einem jüngeren Magister auf bestimmte Zeit gegen Gehalt übertragen wird. Vermutlich waren die Hörer damit von der Zahlung befreit.

Eine immer wiederkehrende Beschwerde der Aufsichtsbehörde und nicht selten auch der Studierenden ist, daß die Professoren so geneigt seien, die öffentlichen Vorlesungen häufig auszusetzen. Vor allem wird über die Mediziner und auch über die Juristen viel geklagt, daß sie der Praxis nachgingen und den akademischen Unterricht vernachlässigten. Doch fehlt die Sache ebensowenig in den beiden andern Fakultäten. Dem Prof. Schegk in Tübingen können wir an der Hand der soeben erwähnten Nachschrift seiner Vorlesung über das Organon

die ausgefallenen Stunden noch nachrechnen: er hat das vierstündige Kolleg in den 16 Wochen von November bis Ostern 1566 nur in 6 Wochen wirklich viermal gelesen, in 8 Wochen dagegen je einmal, in 2 Wochen zweimal ausgesetzt. In den 16 Wochen des Sommers 1566 hat er nur in 7 Wochen viermal gelesen, dagegen in 4 Wochen einmal, in 3 Wochen zweimal und in 2 sogar dreimal ausgesetzt. Die Aussetzungen, die im zweiten Jahr der Vorlesung noch häufiger werden, finden ganz unregelmäßig und ohne allen erkennbaren Grund statt; sie scheinen nicht einmal den Hörern vorher mitgeteilt worden zu sein. Und doch war dies Kolleg offenbar ein sehr geschätztes und gut, selbst von Kollegen, besuchtes. Man sieht, wie stark der Antrieb, die Professur in eine Sinekure zu verwandeln, doch auch damals gewesen ist. Es ist dies die Ursache, daß seit dem 18. Jahrhundert die honorierten Privatkollegien die *Publica* so sehr zurückgedrängt haben: auch eine Lehre der Geschichte, die bei der Frage der Honorarzahlung nicht außer acht gelassen werden sollte.

Auch die Ferien sind aus der Nachschrift ersichtlich: sechsmal im Jahr findet eine größere Unterbrechung der Vorlesungen statt: zu Weihnachten etwa $2^1/_2$ Wochen, Fastnacht 1, Ostern 2, Pfingsten $1^1/_2$, Hundstage 5, Michaelis 4—5, zusammen 16—17 Wochen.

Das zweite Stück der akademischen Lehrthätigkeit sind die Disputationen; sie sind auch an den protestantischen Universitäten festgehalten, oder wo sie unter der Einwirkung des Humanismus eingegangen waren, wieder hergestellt worden. Die Bedeutung der Disputation ist dieselbe, wie im Mittelalter: sie dient der Einübung der Lehre und der Erprobung der Schüler und auch der Lehrer. Die Heidelberger Statuten von 1558 lassen Absicht und Betrieb besonders deutlich erkennen. Der Zweck der regelmäßigen Disputationen, die in der Artistenfakultät alle Samstag gehalten werden sollen, ist nach ihnen: das was durch Lesen und Hören dem Verstand und Gedächtnis eingebildet ist, durch Gebrauch und Übung zu befestigen. Die Form ist folgende. Der Dekan bestimmt etwa 14 Tage vorher den Magister, der zu präsidieren hat. Dieser verfaßt dann aus jeder der philosophischen Disziplinen, Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Ethik, Physik, Mathematik „eine Thesis oder Quästion, die da *disputabilis* sei, und neben denselben auch ein gemein *problema* oder Fragestück, dergleichen bei dem Aristotele, Plutarcho, *Alexandro Aphrodisseo* und andern von allerlei Materien gefunden werden, in kurze verständliche *propositiones*“, und übergiebt sie, nachdem sie dem Dekan vorgelegt sind, je eine einem besonderen Respondenten, die ersten drei (aus Grammatik, Dialektik, Rhetorik) Baccalarianden, die letzten drei Magistranden, bei

guter Zeit, „damit sie sich darüber zu belesen haben“. Dann werden sie an der Thür des Artistenauditoriums angeschlagen, „damit sie abgeschrieben werden und die Argumentanten sich darauf rüsten mögen.“ Bei der Disputation selbst soll dann der Präses nach altem Brauch zuerst, ehe die Argumentanten da sind, „die Thesis für sich selber *in utramque partem* deduzieren, alle *objectiones* so nach seiner Meinung dagegen aufgebracht werden mögen, präoccupieren und ablehnen, auch mit seinen Respondenten selber disputieren.“ In der dann beginnenden Disputation sollen „die *magistri argumentantes* sich aller Zucht und Mäßigkeit gebrauchen, ihre Argumente, die rechtschaffen und gegründet sein sollen, mit bescheidenen, verständlichen und friedlichen Worten vorbringen und nicht zänkischer, höhnischer Weise, wie die Badermägde, einer den andern zu Zorn und Unlust verreizen, sondern dem Zuhörer und dessen Nutzen zu dienen sich befleißen“. Die Aufgabe der Respondenten, die der Präses sich selber mitbringt — nur wenn er keine hat, werden sie ihm vom Dekan aus denen, die zu den *gradibus* komplieren, gestellt — ist nun die, „die *objectiones* zu dissolvieren;“ nur wenn er selbst damit nicht zustande kommt, tritt der Präses für ihn ein und giebt ihm freundliche Anweisung die fürgebrachten *argumenta* zu widerlegen. Über die Respondenten führt der Dekan ein Register. Neben diesen öffentlichen Disputationen finden für die jüngeren besondere Übungen (am Mittwoch) im *contubernium* statt. (Thorbecke, Stat., 106 ff.).

Auch in den oberen Fakultäten finden Disputationen statt, allerdings seltener. Die Theologen sollen in jedem halben Jahr eine *disputatio ordinaria* halten. Der Präses soll aus seiner Vorlesung etliche kurze *propositiones* fassen, und diese, nach Billigung durch Dekan und *consilium facultatis*, einem seiner ältesten Auditoren befehlen, sie „gleich als repetierender Weise zu verantworten und verfechten.“ Diese ordentlichen Disputationen werden dem Präses mit 1 fl. honoriert, wogegen dem Respondenten keine Beschwerde daraus erwachsen darf. „Mit den andern Disputationen oder Repetitionen aber, so von den Promovenden *extraordinarie* und *pro gradu* gehalten werden, lassen wir es bei dem alten Brauch.“[1]

[1] Thorbecke, Statuten, 44. Man vergleiche auch die eingehenden Bestimmungen über die Disputation in dem Entwurf der *Ratio Studiorum* der Jesuiten von 1586 (bei Pachtler, II, 100 ff.). Vor allem wird hier auch die Strenge in der logischen Form gefordert: *aberrare ab argumentandi forma eorum est, qui fugere malunt, quam pugnare.* Interessante Mitteilungen aus dem englischen Universitätsunterricht in Schmids Geschichte der Erziehung, III, 1, 275 ff. Man sieht hier gut, wie die Vorlesung die Disputation vorbereitet, indem sie den Inhalt, es handelt sich um die nikomachische Ethik, in Sätze faßt, dann *argumenta* beibringt und *solutiones* des Respondenten folgen läßt. Ein

Man sieht, die Disputationen dienen zur Repetition des Stoffs und zur Übung in seiner Anwendung für die Hörer, die teils aktiv als Respondenten, teils passiv als Zuhörer dabei sind, ferner zur Prüfung der Promovenden, die dabei ihre Kenntnisse und ihr Geschick aufzeigen können, endlich auch zur Kontrolle für die Professoren, einmal insofern sie sehen, wie ihre Schüler das Vorgetragene verstanden und verarbeitet haben, sodann aber auch insofern, als sie selber als Präsiden mit ihren Schülern sich den Kollegen, die argumentieren und fragen, vorstellen und ihnen über ihre Lehre Rede stehen. Ohne Zweifel sind derartige Übungen, so lange sie möglich und lebendig waren, von bedeutendem Wert gewesen; sie mußten eine Sicherheit und Gegenwärtigkeit des Wissens und eine Schlagfertigkeit in der Argumentation hervorbringen, wie sie heute, wo unser Wissen in Büchern und Papier steckt, selten vorkommen wird. Daß sie ein unbequemes Stück des Lehrauftrags waren, wird nicht minder gewiß sein. Man denke sich, es sollten heutzutage unsere Theologen und Philosophen vor einer Corona von Kollegen den Inhalt ihres Vortrags in solcher Weise durchdisputieren.

Wie die Disputationen den philosophischen Unterricht begleiten, so begleiten die Deklamationen den grammatisch-rhetorischen Unterricht und die Lektüre der Schriftsteller. Sie sind wie die Lektüre, eine Neuerung des Humanismus, oder, so kann man auch sagen, die Wiederaufnahme der Übungen in den antiken Rhetorenschulen. In Wittenberg hat Melanchthon sie eingeführt; es wird berichtet, daß im Jahre 1524 er mit W. Nesen den Beginn dieser Übungen gemacht habe mit einer Rede *pro juris studio*, der Nesen am folgenden Tage mit einer Rede *contra juris studium* antwortete (Hartfelder, Mel. Paed. 128). Nach den Statuten von 1536 finden dort abwechselnd Woche um Woche Disputationen und Deklamationen statt. Die Heidelberger Statuten von 1556 ordnen Deklamationen für die Baccalarien an, sie sollen jeden andern Mittwoch in der Burse stattfinden. Eine Vorübung dafür wird den jüngeren vorgeschrieben: ihnen soll der

großes Schaustück einer öffentlichen Disputation in Gegenwart und z. T. unter dem Präsidium des Königs Jakob I. (im Jahre 1605) ebendort S. 297ff. Theologische Thesen waren: Die Heiligen und die Engel kennen die Gedanken der Herzen nicht. Bei einer Pest sind die Kirchenhirten nicht gehalten, die Kranken zu besuchen. Medizinische Quästionen: Nehmen die Kinder mit der Milch auch den Charakter der Amme an? Ist das Rauchen der Nicotinpflanze zuträglich? Der König entschied mit Nein, mit vielen guten Gründen. Ebenso die philosophische Quästion: Kann man Gold künstlich machen? Vgl. auch E. Horn, Die Disputationen und Promotionen, Beihefte zum Centralbl. für Bibliothekswesen, XI (1893).

Regent, der der Grammatik vorsteht, jede andere Woche „ein Argument, beides zu Versificieren und in *soluta oratione* zu begreifen, fürgeben". Man sieht die Bedeutung der Sache: es ist die Übung, die zu der Regel und dem Beispiel hinzutritt. *Praeceptum*, *exemplum*, *imitatio*, das sind nach dem einstimmigen Urteil der Zeit die drei Dinge, die im Unterricht zusammenwirken müssen: *praecepta dicendi* geben Grammatik und Rhetorik, dazu auch die Dialektik; *exempla* bieten die alten Schriftsteller; *imitatio* oder *exercitatio* ist das dritte, was dazu kommen muß, soll der Erfolg des Unterrichts gesichert werden, ihr dient die schriftliche Übung in Aufsatz und Versifikation, wozu in der *declamatio* noch der Vortrag kommt. — Ich komme hierauf sowie auf die Behandlung der Schriftsteller im Universitätsvortrag später, im Zusammenhang mit der Schullektüre, zurück.

Aus allem, was über den Unterricht in der philosophischen Fakultät gesagt ist, geht hervor, wie weit er von dem heutigen Betrieb in den philologischen und wissenschaftlichen Disziplinen entfernt ist. Es handelt sich auf keine Weise um Anleitung zu wissenschaftlicher Forschung, sondern um allgemeine Schulung des Verstandes, wie wir sie jetzt dem Gymnasium als Aufgabe zuweisen. Die philosophische Fakultät ist im 16. Jahrhundert genau noch das, was sie im Mittelalter war: das mit der Universität verbundene Obergymnasium. In den englischen und amerikanischen *colleges* hat sich diese Einrichtung bis auf den heutigen Tag erhalten; in Deutschland hat sich allmählich die Loslösung der allgemein-wissenschaftlichen Studien von der Universität, ihre Verbindung mit der Lateinschule zum Gymnasium vollzogen; vollendet ist diese Umgestaltung erst im 19. Jahrhundert, wobei es denn geschehen ist, daß die philosophischen Disziplinen im engeren Sinn, Logik, Psychologie, Ethik, überhaupt aus dem Kursus des gelehrten Unterrichts ausgefallen sind.

Der Charakter des Unterrichts kommt auch in der Geltung der Lehrer zur Erscheinung. Die Professoren der philosophischen Fakultät stehen in der Schätzung unten an; während die Professoren der oberen Fakultäten neben den geistlichen und weltlichen Ämtern stehen, mit denen sie sich auch kombiniert finden, sind die Artisten nächst verwandt mit den Schullehrern, wie denn auch der Übergang aus der artistischen Fakultät an die Schule häufig ist, man denke an Eobanus, Micyllus, Frischlin, Rhodoman, die alle noch in höherem Alter von der Universität wieder in eine besser dotierte Rektorstellung übergehen; so übernahm Rhodoman im Alter von 52 Jahren, nachdem er 7 Jahre Professor der griechischen Sprache und Geschichte zu Jena, auch Rektor der Universität gewesen, 1598 das Rektorat der Stralsunder Schule.

Die Thätigkeit an beiden Orten gilt als gleich mühselig, *desudare in pulvere scholastico* ist herkömmlicher Ausdruck. Der Freiburger Professor J. Hartung, ein nicht unbedeutender Gräcist, der 1579 nach mehr als dreißigjährigem Lehramt starb, schrieb sich selber die Grabschrift, die man noch heute auf seinem Denkmal im Freiburger Dom liest:

Πολλα καμων και πολλα παθων ἐν παιδοδιδασκειν
Ἐνθαδε νυν κειμαι συν θεῳ ἡσυχιος.[1]

Melanchthon empfindet seine Stellung nicht anders. Er spricht oft von der Niedrigkeit des Schullebens, worin er trotz allem ausgehalten habe. Von allen Seiten werde diese Arbeit geringgeschätzt: „wir erleiden die hochmütigste Verachtung, nicht bloß von den Unkundigen, den Kaufleuten, den Verächtern aller Bildung, sondern auch von jenen Halbgöttern, die an den Höfen regieren“ (C. R. XI, 299).

Fünftes Kapitel.

Die Neubegründung des Gelehrtenschulwesens in den protestantischen Gebieten.

Ich will in diesem Kapitel versuchen eine historisch-statistische Übersicht über die Gründung von Gelehrtenschulen im Gebiet des Protestantismus zu geben, freilich nur einen Überblick, auf Vollständigkeit wird kein Anspruch gemacht, und statistisch nur in dem Sinne, daß die einzelnen Hauptgebiete erwähnt werden.

Es ist oben (im zweiten Kapitel) gezeigt worden, wie Luther die Errichtung und Erhaltung von Schulen der weltlichen Obrigkeit dringend zur Pflicht macht; ja wie er sogar den Schulzwang fordert und einer Art Aushebung für die Studien und gelehrten Berufe das Wort redet.

In der That sind die Dinge diesen Weg gegangen. Der hervortretende Charakterzug dieser Epoche ist das Eingreifen der Obrigkeit oder, wie wir sagen, des Staates in das Schulwesen. Zuerst sind es einzelne Städte, die Schulen gründen und einrichten. Seit der Konsolidierung der protestantischen Landeskirchen beginnen auch die Landesherren der Sache sich anzunehmen; es werden mit und in den Kirchenordnungen zugleich Schulordnungen für das Land erlassen

[1] Dieselben Verse werden übrigens auch M. Neander als seine selbstgemachte Grabschrift beigelegt, Havemann, S. 44.

und endlich auch staatliche Gelehrtenschulen gegründet. Die ersten vom Staate gegründeten und unterhaltenen Gelehrtenschulen sind die sächsischen Fürstenschulen, von Kurfürst Moritz 1543 errichtet, ein Epoche machendes Datum in der Schulgeschichte.

Ich verfolge nun den Verlauf im einzelnen, beginnend mit den von Wittenberg aus angeregten Gründungen.

Vielleicht die erste protestantische Schulgründung ist die durch Zusammenlegung älterer Parochialschulen zu Magdeburg 1524 errichtete Stadtschule, anfangs in der Stephanskapelle, dann in dem Augustiner- und später im Franziskanerkloster. Melanchthon war bei der Eröffnung zugegen; ihre ersten Rektoren waren die Wittenberger C. Cruciger und dessen Nachfolger G. Major. (Neue Jahrbücher für Phil. und Pädag. CXXX, 516 ff.) — Besser als über ihre Einrichtungen sind wir über diejenigen von zwei alsbald folgenden Neugründungen unterrichtet: Eisleben und Nürnberg. Die Grafen von Mansfeld beriefen im Frühjahr 1525 Luther und Melanchthon zur Begründung einer Schule in ihrer Stadt Eisleben; im Herbst wurde sie von J. Agricola und H. Tulichius, zwei den Reformatoren befreundeten Männern, eröffnet. Der ohne Zweifel von Melanchthon, wenn nicht verfaßte, so doch entworfene oder wenigstens gebilligte Schulplan ist die älteste gedruckte Schulordnung des neuen Kirchenwesens. Er hat folgende Gestalt.[1] Die Schüler werden in drei Abteilungen geteilt; sie werden *classes* genannt, welche Benennung jetzt die mittelalterliche Bezeichnung für die Schülerabteilung, *locus,* verdrängt. Übrigens muß man sich hüten, die Dinge durch die gegenwärtigen Einrichtungen sich vorzustellen: *locus,* Haufen, oder also jetzt *classes* sind lediglich locker getrennte Schülerabteilungen, die in der Regel in einem Schulzimmer neben einander unterrichtet werden, eine Einrichtung, wie wir sie heute noch in der Dorfschule haben. Für die Lateinschule ist sie bis ins 18. Jahrhundert hinein häufig, in England hat sie sich bis in unser Jahrhundert erhalten. Die erste Abteilung umfaßt die Elementarier, die lesen lernen; als Schulbücher werden einige Spruchsammlungen, Mosellans Pädologie, Äsop, Cato genannt. In der zweiten Klasse bilden die *grammaticae praeceptiones* den eigentlichen Gegenstand des Unterrichts; Terenz und Virgil bieten Beispiele und bereichern den Wortschatz der Knaben. Auch wird mit kleinen Versuchen in Versen und Prosa begonnen. Die dritte Klasse wird zur Dialektik und Rhetorik angeführt; Erasmus *de duplici copia* dient als Lehrbuch, außerdem

[1] F. L. Hofmann, Der älteste bis jetzt bekannte Lehrplan für eine deutsche Schule, Hamburg 1865. Jetzt auch bei Hartfelder, *Melanchthoniana Paedagogica,* S. 1 ff.

werden Livius, Sallust, Virgil, Horaz, Ovid, Cicero gebraucht. Im Schreiben in Prosa und Versen wird fleißig fortgefahren. Die im Latein leidlich fest sind, machen mit dem Griechischen einen Anfang; hierbei wird das *Elementale introductorium,* Oekolompads Grammatik, Lucian, Hesiod und Homer gebraucht. Auch mit dem Hebräischen mag von einigen ein Anfang gemacht werden. Wünschenswert wäre es, wenn außer den *artes dicendi* auch die Mathematik *et totus orbis artium* gelehrt werden könnte, doch wird das wenigstens fürs erste nicht möglich sein. Dagegen soll täglich eine Stunde auf *musica* gewendet und der Sonntag dem Unterricht in der Religion gewidmet werden: es mag ein Evangelium oder ein Brief vorgelegt und außer dem Glauben und Gebet des Herrn einige Psalmen auswendig gelernt werden.

Man sieht, der Schulplan könnte ganz so von einem Humanisten vor der Reformation entworfen sein. Die Erlernung der lateinischen Sprache und zwar an und aus den klassischen Schriftstellern bis zur Fertigkeit des Lateinschreibens in Prosa und Versen ist die Substanz des Unterrichts. Die Elemente des Griechischen und Hebräischen mögen, soweit es möglich ist, hinzukommen. Nur in dem sonntäglichen Religionsunterricht kann man den Einfluß der Reformation erkennen. Die Betonung der Notwendigkeit, die Grammatik nicht bloß durch den Gebrauch, sondern auch *in abstracto* zu lernen, sowie in Versen sich zu versuchen, ist ganz melanchthonisch. — Welches Gelingen die Schule hatte und wie viel von dem Plan realisiert wurde, läßt sich aus den erhaltenen Nachrichten nicht feststellen. Vermutlich blieb sie hinter der Erwartung zurück. Eisleben war schwerlich der Ort und das Zeitalter der Bauernkriege nicht die Zeit, um dreisprachige Schulen in Flor zu bringen.

Noch im Jahre 1524 war zu Nürnberg von zwei Männern, die mit den Reformatoren auch in persönlichen Beziehungen standen, H. Baumgärtner und Laz. Spengler, im Rat der Beschluß durchgesetzt worden, eine Schule zu gründen. Am 23. Mai 1526 wurde sie von Melanchthon im Ägidienkloster eröffnet. Die dringend wiederholte Bitte, selbst die Leitung zu übernehmen, hatte er abgelehnt, dafür aber seine Freunde J. Camerarius und M. Roting aus Wittenberg, sowie den Eobanus aus Erfurt empfohlen. Zu ihnen kam noch ein Mathematiker, J. Schoner. Camerarius und Eobanus erhielten ein für Schulmeister bisher unerhörtes Gehalt von 150 fl.; die beiden anderen 100 fl. Der Schulplan vom Jahre 1526 (bei Heerwagen, I, 36, zuerst gedruckt) weicht in keinem wesentlichen Stück von dem Eislebener ab; nur daß Mathematik zu den angebotenen Unterrichts-

gegenständen gehört. Vielleicht war übrigens die Benutzung des Angebots freigestellt. Die wesentliche Aufgabe des neuen Instituts, das als obere Schule bezeichnet wurde und dessen Lehrer Professoren hießen, war die, den Unterricht der alten Pfarrschulen durch einen humanistischen Kursus zu ergänzen und so ausreichender als bisher für das Fakultätsstudium an einer Universität vorzubereiten. Camerarius lehrte Griechisch, Eobanus Poesie, Roting Rhetorik und Dialektik, Schoner Mathematik. Die Schule wollte übrigens nicht zu Kräften kommen; der Besuch blieb überaus schwach, obwohl kein Schulgeld gegeben wurde. Camerarius führt in einem Gutachten für Baumgärtner aus, daß nur eines helfen werde: die Errichtung eines Konvikts. Der Rat ging auch hierauf ein, indem er 1529 für zwölf Knaben, Söhne armer Bürger, Stipendien stiftete; was den Hohn des Erasmus herausforderte: nicht nur den Professoren, sondern auch den Schülern müsse man bei den Lutherischen Gehalte geben (Heerwagen, Progr. 1867, S. 15 ff.). Im Jahre 1533 verließ Eobanus, 1535 auch Camerarius die hoffnungslos gewordene Schule. Sie wurde später in Altdorf wieder aufgerichtet.

Die erste allgemeine und gewissermaßen offizielle Anordnung der Reformatoren als solcher in Schulsachen ist die sogenannte kursächsische Schulordnung, d. h. der Abschnitt über die Schulen in dem „Unterricht der Visitatoren im Kurfürstentum zu Sachsen“ 1528.[1] Er enthält die kurz gefaßte Summe der von Luther gebilligten Gedanken Melanchthons über die zweckmäßige und durchführbare Einrichtung der Lateinschulen in den deutschen Städten von mittleren Verhältnissen. Im ganzen ist es derselbe Plan, nach welchem die Schule zu Eisleben eingerichtet worden war; nur daß in dem neuen Entwurf der Unterricht ausdrücklich auf die lateinische Sprache eingeschränkt wird. Zum ausdrücklichen Ausschließen des Griechischen und Hebräischen haben vielleicht die Erfahrungen beigetragen, welche inzwischen in Nürnberg und an anderen Orten gemacht worden waren;

[1] Er bildet das erste Stück in der im Folgenden sehr häufig benutzten, höchst dankenswerten Sammlung evangelischer Schulordnungen von R. Vormbaum. 3 Bde. 1860. Seine Bestimmungen über den Unterricht finden sich mit kleinen Änderungen in vielen folgenden Schulordnungen, zuletzt in der mecklenburgischen von 1552, die Melanchthon selbst revidiert hat; übernommen in die kurpfälzische Ordnung von 1556. Natürlich sind sie selbst nicht ein völlig Neues, im ganzen fixieren sie, was seit dem Eindringen humanistischer Einflüsse als thatsächliche Übung in den kleineren Lateinschulen sich durchgesetzt hatte. Man sehe die Mitteilungen über Bestand und Lektionsplan der kleinen Schulen, wie sie sich in Burckhardts Geschichte der sächs. Kirchen- und Schulvisitation finden.

konnte selbst in einer der ersten Städte Deutschlands keine dreisprachige Schule sich halten, so war es augenscheinlich geraten, die kleinen sächsischen Städte vor hochfliegenden Unternehmungen zu warnen. Auch hier werden drei Abteilungen (Haufen heißt es im deutschen Text) unterschieden und die Pensa ähnlich wie zu Eisleben verteilt. Die erste lernt zunächst Lesen und Schreiben. Hierzu wird gebraucht „der Kinder Handbüchlein", eine lateinische Fibel, die Melanchthon unter dem Titel *Enchiridion elementorum puerilium* (Wittenberg, 1524, C. R. XX, 392—411) zusammengestellt hatte. Sie enthält das Alphabet und dazu lateinische Lesestücke: das *Pater Noster, Ave Maria, Symbolum Apostolicum*, Psalm 66, die zehn Gebote, die Bergpredigt, ferner einige Distichen, Sprüche der Weisen etc. Nach der Fibel wird Donat und Cato vorgelegt, jener wird schon zur Leseübung benutzt, um die Kinder zunächst gleichsam äußerlich und mechanisch mit der Grammatik bekannt zu machen. Die Sprüche des sogenannten *Cato moralis* werden mit der Übersetzung auswendig gelernt, damit ein Haufe von Worten gelernt und so ein Vorrat zu reden geschafft werde; demselben Zweck dient auch die alte Übung, abends ein paar lateinische Wörter mit der Übersetzung aufzugeben und am Morgen aufsagen zu lassen.

Die zweite Abteilung lernt dann die Grammatik, zuerst die Formenlehre, danach die Syntax und endlich die Prosodie und Metrik. Täglich ist für das Grammatikaufsagen eine Stunde, die letzte des Vormittags, angesetzt. Es wird ernstlich gemahnt, hiervon nicht abzugehen: wo den Schulmeister diese Arbeit verdrießt, soll man ihn laufen lassen, „denn kein größer Schade allen Künsten mag zugefüget werden, denn wo die Jugend nicht wohl geübet wird in der *Grammatica.*" Die gelernten Regeln werden eingeübt an Lesestücken: in der zweiten Nachmittagstunde werden Äsops Fabeln, in der dritten Mosellanus' *Paedologia* hierzu benutzt; wenn Äsop aus ist, nehme man Terenz oder Plautus und nach dem Mosellanus die *colloquia Erasmi.* Es handelt sich eben darum, die Knaben baldmöglichst zur lateinischen Redefertigkeit zu bringen; die Rücksicht auf den Inhalt steht in zweiter Linie; Melanchthon schätzte besonders den Terenz als bequemen Führer zur Latinität. Die Form des Unterrichts ist die, daß der Schulmeister am Nachmittag vorexponiert und vorkonstruiert, am folgenden Vormittag die Kinder wiederholen und dabei deklinieren und konjugieren läßt; wobei sie denn den Autor auswendig lernen. — Die dritte Abteilung hat in der zweiten Nachmittagstunde Virgil, danach Ovids Metamorphosen, in der dritten Ciceros Officien oder Episteln. Die Grammatikstunde kann hier für Metrik, und wenn die Grammatik

fest sitzt, für Dialektik und Rhetorik verwendet werden. — Die beiden oberen Abteilungen liefern wöchentlich ein *scriptum*, eine Epistel oder Verse. Die erste Nachmittagstunde ist allgemein für die *musica*. Ein Tag, Mittwoch oder Sonnabend, ist für den Religionsunterricht: das Vaterunser, der Glaube und die Gebote sollen auswendig gelernt und einfältig und richtig erklärt werden; einige Psalmen sollen dazu gelernt und das Matthäusevangelium oder die Briefe an Timotheus oder die erste Epistel Johannis oder die Sprüche Salomonis grammatisch exponiert werden.

Als ein Beispiel der Ausführung dieser Grundzüge mag die Ordnung der Wittenberger Schule vom Jahre 1533 erwähnt werden.[1] Die Schule hat einen Magister und drei Koadjuvanten, *supremus, cantor, tertius* genannt. Der Unterricht beginnt im Sommer um $^1/_2$6, im Winter um $^1/_2$7 Uhr mit Gebet und Gesang des *Veni creator spiritus*. Sodann wird zwei Stunden lang in den einzelnen Abteilungen gearbeitet; in den oberen wird Terenz und Plautus, in der zweiten Cato und Aesop am ersten Tage exponiert, am andern reposciert, darauf *constructiones* und *declinationes* verhört. Hierauf gehen alle in die Kirche, allwo vormittags täglich gepredigt und gesungen wird. Nach der Kirche folgt die Grammatikstunde, in welcher die beiden oberen Abteilungen kombiniert werden und die Formenlehre einüben. 10—12 Uhr ist Mittagspause. Der Nachmittagsunterricht beginnt wiederum mit dem *Veni creator*. Die erste Stunde gehört der Musik, zu welcher jedoch allein die beiden oberen Klassen gezogen werden. 1—2 Uhr sagt die erste Abteilung an zwei Tagen Syntax auf, an den beiden andern werden die *bucolica* Virgils oder Mantuans oder die Heroiden Eobans gelesen. Die zweite Abteilung sagt Donat auf und liest die *paedologia* Mosellans, 2—3 Uhr gehen die Schüler heim. Von 3—4 Uhr werden die beiden oberen Abteilungen wieder zusammengenommen; es wird ihnen Erasmus' Schrift *de civilitate morum* oder die *colloquia*, oder Episteln Ciceros oder Murmellius' Sentenzensammlung vorgelegt und andern Tags daraus konstruiert und dekliniert; auch dabei die Prosodie geübt. Zum Schluß *oratio vespertina* und Gesang des Hymnus *Jesu redemptor*. Mittwoch Nachmittag ist frei, vormittags wird ein *scriptum* gemacht. Sonnabends wird am Vormittag das Evangelium grammatisch exponiert, am Nachmittag nach der Vesper der *Cisioianus* (der Festkalender in Hexametern) verhört. Ferner wird Freitags früh vor der Predigt der Katechismus lateinisch und deutsch getrieben und Gebete

[1] Abgedruckt mit der Kirchenordnung in Förstemanns Neuem Urkundenbuch zur Geschichte der evang. Kirchenreformation (1842, S. 390ff.). Die Schulordnung auch bei Vormbaum, I, 27.

verhört. Die Schulsprache ist die lateinische. — Die täglichen kirchlichen Übungen der Schüler, in Gesang und *lectio* vormittags und nachmittags bestehend, sind sehr ausführlich in der braunschweigischen Schulordnung vom Jahre 1543 behandelt (Vormbaum, I, 46 ff.).

Wie man sieht, ist die Erlernung der lateinischen Sprache die Substanz des Unterrichts. Deutsch kommt in dieser Schule gar nicht vor; schon die Fibel ist lateinisch; es wird nicht einmal deutsch lesen und schreiben gelernt. Und zwar wird es nicht etwa bloß übergangen, sondern ausdrücklich ausgeschlossen. Gleich zu Anfang der kursächsischen Schulordnung heißt es: „Nun sind viele Mißbräuche in der Schule; damit nun die Jugend recht gelehret werde, haben wir diese Form gestellet: Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder allein lateinisch lehren, nicht deutsch oder grekisch oder ebräisch, wie etliche bisher gethan, die armen Kinder mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren, die nicht allein unfruchtbar, sondern auch schädlich ist. Man siehet auch, daß solche Schulmeister nicht der Kinder Nutzen bedenken, sondern um ihres Ruhmes willen so viel Sprachen vornehmen.“ Geht das letztere auf die, die auch griechisch und hebräisch lehren wollen (wie etwa der Verfasser des oben erwähnten Zwickauer Lehrplans), so geht der Gesichtspunkt der Konzentration: „die Kinder nicht mit solcher Mannigfaltigkeit beschweren“, wohl auch auf das Deutsche. Latein gleich von der Fibel an als das Eine, was not thut treiben, daß die Kinder in den Schulen überhaupt gar nichts anderes sehen: das wird am schnellsten zu dem ersten und wichtigsten Schulziel führen: der Fertigkeit, die Schulsprache zu verstehen und zu sprechen. In einem gleichzeitigen kleinen Lehrbuch der Pädagogik von Joh. Muschler, Schulmeister zu Öttingen: Von Schulzucht (Nürnberg 1529, dem Leipziger Rat gewidmet), heißt es: „Es ist ein verkehrter Weg ohne Grund, daß man einen Knaben, der in der Lernung verharren und aufwachsen soll, am ersten in die deutschen Schulen schreiben und lesen lernen gehen läßt. Denn ich habs aus eigener, auch anderer Meister Erfahrung, daß die, so am ersten im Deutschen zu lernen haben angefangen, hernachmals zum Latein und anderen Zungen ungeschickter und tölpischer gewesen sein; und es ist fast zu wundern, was doch die Eltern dazu bewegt, so viel Fleiß auf das Deutsch zu wenden, daß ihre Kinder vor lateinischer und griechischer Zunge das Deutsch zu lernen mit solchen Kosten befohlen werden, welches sie von Natur und ein jeder ungelehrter Laie von sich selber mit der Zeit gewöhnen, üben und reden lernen.“

Eine Reihe von norddeutschen Ländern und Städten erhielt ihre Kirchen- und Schulordnung durch Joh. Bugenhagen, den Pfarr-

herrn von Wittenberg. 1528 war er in Braunschweig und Hamburg, 1530—1532 in Lübeck, 1535 in Pommern, 1536—1538 in Kopenhagen, überall das neue Kirchen- und Schulwesen organisierend. Er besaß etwas von der Kunst zu leben und leben zu lassen, sie wird ihm bei seiner Organisationsthätigkeit zu statten gekommen sein.[1]

Die Schulordnungen, von welchen bei VORMBAUM die stadt-braunschweigische und hamburgische vom Jahre 1528, die schleswig-holsteinische vom Jahre 1542, die land-braunschweigische von 1543 mitgeteilt sind — die lübeckische findet man dem Inhalt nach in dem Programm des Katharineums vom Jahr 1843 — folgen der kursächsischen, auf die wiederholt verwiesen wird. Der Unterrichtsplan ist wesentlich derselbe, nur daß bei größeren Schulen auf das Griechische und Hebräische eine Aussicht eröffnet wird. Falls später, heißt es in der braunschweigischen Ordnung, Schüler vorhanden sein sollten, welche im Lateinischen schon fest sind, so mag man sie auch die Elemente der griechischen Sprache und die hebräischen Buchstaben lehren, sowie die Rudimente der Mathematik.[2]

[1] VOGT, J. Bugenhagen (1867). Man hat BUGENHAGEN den Evangelisten Norddeutschlands genannt. Die Bezeichnung scheint mir nicht geeignet, eine der Wirklichkeit ganz entsprechende Vorstellung von der Thätigkeit des Mannes zu geben. Vielleicht erweist man der Reformation überhaupt keinen Dienst, wenn man ihre Ausbreitung mit der ersten Ausbreitung des Christentums vergleicht. Es ging dabei, wie niemandem verborgen ist, der den Dingen auch nur ein wenig näher trat, sehr viel weltlicher und politischer zu. Zur Reformation des Hamburger Kirchenwesens wurde BUGENHAGEN mit Familie und Diener von zwei Bürgern geholt, zwei vom Rat kamen ihm zum Empfang entgegen, am Abend wurde er von drei Bürgern und deren Hausfrauen opulent bewirtet. Am andern Morgen kamen drei Bürgermeister und machten ihm im Namen der Stadt eine Verehrung zu Kost und Unterhalt. Als er nach etwa achtmonatlichem Aufenthalt die Stadt verließ, erhielt er ein Ehrengeschenk, worüber die Kämmereirechnungen berichten: „Nota dem Dr. BUGENHAGEN von Wittenberg, hier das Evangelium zu predigen und die Ordnung zu machen 202 ℔ 8 β in Rheinischen fl., 100 für ihn und 20 für seine Frau.“ In Lübeck erhielt er für dieselben Leistungen auch „eine Schale mit vergoldetem Marienbild und einen Stop mit einem vergoldeten St. Johannes“, vermutlich aus dem nun überflüssig gewordenen Silbergerät der Kirchen (Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte, V. Jahrg. 1883, S. 125ff., 137ff.). Die Sache fiel doch auch damals auf. Ein Knecht von der Begleitung auf der Rückreise von Lübeck nach Wittenberg stellte die etwas fürwitzige Frage: ob die Apostel auch so eingeholt, begleitet und beschenkt worden seien? Worauf BUGENHAGEN antwortete: gewiß, wenn sie zu so guten Leuten kamen, als deine Herren sind; wenn aber zu so bösen Buben, als du bist, freilich nicht.

[2] Für Braunschweig, Stadt und Land, haben wir jetzt die vorzüglichen Arbeiten von F. KOLDEWEY, Braunschweigische Schulordnungen von den ältesten Zeiten bis 1828, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Register. Monum. Germ. Paedag., Bd. I und VIII.

In Hamburg und Lübeck wurden von Anfang an größere Schulen in Aussicht genommen. Die kleinen Lateinschulen, die bisher isoliert bei jeder Pfarrkirche bestanden, wurden in eine große Schule zusammengefaßt, damit diese, so motiviert die Lübecker Ordnung die Unterdrückung der kleinen Pfarr- und Winkelschulen, desto besser mit Gebäuden und gelehrten Lehrern versehen werden könne. In Hamburg wurde die große Schule im Johanniskloster, in Lübeck im Katharinenkloster eingerichtet. Beide sollen fünf Abteilungen (fünf *distincta loca*) und sieben Lehrer haben: außer dem Schulmeister, der ein gelehrter Magister sein soll, einen *subrector*, einen *cantor* und vier *paedagogi* (Kindermeister).

An die Schule schloß sich in beiden Städten das sogenannte Lektorium. Am ausgebildetsten erscheint es in Hamburg. Es waren hier, wie bei manchen großen Kirchen, zwei theologische Lekturen vorhanden; sie waren am Anfang des 15. Jahrhunderts durch private Stiftung entstanden, in der Absicht, dem niederen Klerus den ihm etwa unmöglichen Besuch einer Universität zu ersetzen; in Meyers Geschichte des Hamburger Schulwesens im Mittelalter findet man darüber eingehende Nachweisungen. Dieses Vorlesungsinstitut wurde jetzt erweitert: zwei Juristen und ein Mediziner (zugleich Stadtarzt) sollten jeder zur Haltung von wöchentlich drei Vorlesungen angenommen werden. Die theologischen Vorlesungen wurden dem Superintendenten und seinem Adjutor übertragen; sie sollen jeder wöchentlich vier Stunden über die heilige Schrift im *lectorio* in lateinischer Sprache lesen. Endlich mögen der *rector* und *subrector* der Schule ebenfalls am *lectorium* lesen. — Man sieht, es ist eine kleine Universität, nur ohne die rechtliche Stellung einer solchen, besonders ohne das Privilegium, Grade zu erteilen. Es entstanden in der Folge eine große Anzahl ähnlicher Institute in den protestantischen Territorien. Seit der Errichtung von Landeskirchen mit eigenem Regiment und eigenem Bekenntnis wurde es wünschenswert, eine theologische Lehranstalt im Lande zu haben, um der landeskirchlichen Rechtgläubigkeit des Unterrichts allezeit versichert sein zu können. Hier wirkte allerdings diese Rücksicht noch nicht mit.

Auf die schleswig-holsteinische Schulordnung werden wir unten zurückkommen; sie ist die erste eigentliche Landesschulordnung.

In allen diesen Ordnungen wird den Schulmeistern eine Besoldung von der Stadt in Aussicht gestellt, zugleich aber die Erhebung von Schulgeld gestattet, freilich für die Beitreibung desselben auf den guten Willen der Eltern verwiesen. Auch wird überall eine Fürsorge für gute *ingenia*, die selbst unvermögend sind, sich beim Studium zu er-

halten, in Aussicht genommen, zuerst auf der Schule, dann auf der Universität. Den Schulmeistern wird die Beurteilung der *ingenia* zur Pflicht gemacht; die zum Studieren nicht taugen, soll er bald den Eltern raten zu einem andern Beruf zu thun; die aber vor andern geschickt seien, soll man, heißt es in der Braunschweiger Ordnung, „Gott opfern, daß sie andern Leuten dienen im geistlichen oder weltlichen Regiment. Das heißen wir aber Gott opfern, daß man solche Leute nicht zum Handwerk oder anderem weltlichen Handel kommen lasse, sondern sie zum Studieren sende, so lange sie des bedürfen, einen jeglichen zu der Kunst, wozu er geneigt ist. Sind sie arm, so gebe man ihnen zu Hilfe, mit solchem Bescheid, daß sie verbunden sein sollen uns um Sold zu dienen, wenn wir sie aus dem Studium oder einem andern Dienst zu uns fordern.“

Bevor wir die weitere Entwickelung des Schulwesens in den Ländern der lutherischen Reformation verfolgen, werfen wir auf die entsprechenden Vorgänge in den Hauptorten der süddeutsch-schweizerischen Reformation einen Blick.

In Zürich ist, wie die Kirchen- so auch die Schulreformation an den Namen Zwinglis (1484—1531) geknüpft.[1] In Basel war er zuerst mit dem Humanismus in Berührung gekommen, hatte dann von einer Romfahrt mit einem schweizerischen Söldnerheer einige Kunde des Griechischen mitgebracht. Lehrend und lernend hatte er dieselbe allmählich erweitert, zunächst in Absicht auf das neue Testament; als Priester in Einsiedeln schrieb er sich des Erasmus Ausgabe der Paulinischen Briefe ab. Allmählich wendete sich sein Interesse auch den Klassikern, Plato, Aristophanes und vor allem Pindar zu. Seine Neigung zu ihnen ging so weit, daß er noch als Kirchenreformator die tugendhaften Heiden, Hercules, Theseus, Sokrates, Aristides, Numa, Cato u. a. auch vom Himmel nicht ausschließen wollte; worüber bekanntlich Luthers Zorn aufbrauste: „was bedarf man der Taufe, Sakrament und Christi, des Evangelii, der Propheten und heiligen Schrift, wenn solche gottlose Heiden, Sokrates, Aristides, ja der gottlose Numa, der zu Rom alle Abgötterei erst gestiftet hat, durchs Teufels Offenbarung, wie St. Augustinus schreibt, und Scipio, der Epikureer, selig und heilig sind mit den Patriarchen und Aposteln im Himmel.“

Im Jahre 1518 wurde Zwingli von den humanistischen Chorherren des Zürcher Großmünsters als Prediger berufen. 1523 begann

[1] Über das Zürcher Schulwesen im 16. Jahrhundert giebt es eine gründliche Arbeit von U. Ernst (1879), welche vor allem auch die sozialen und statistischen Verhältnisse ins Auge faßt; über Zwingli als Humanisten und Schulorganisator handelt eingehend H. Masius in Schmids Encyklopädie, X, 759—796.

die Reform des Zürcher Schulwesens. Ein kleiner Traktat ZWINGLIS über Erziehung[1] bezeichnet als das Ziel des gelehrten Unterrichts vor allem die Kenntnis der drei Sprachen. Am wichtigsten ist die griechische, wegen des neuen Testaments: in den lateinischen Übersetzungen werde von der Lehre Christi minder angemessen *(minus digne)* gehandelt, daher auf die Quelle zurückgegaugen werden müsse. Hebräisch sei für das Verständnis des alten Testaments, Lateinisch endlich um seiner Notwendigkeit für den gelehrten Verkehr willen erforderlich. Die Leitung der beiden Stiftsschulen wurde humanistisch gebildeten Männern, die der Reformation sich anschlossen, Osw. MYCONIUS und den Gräcisten BIBLIANDER und COLLINUS, übergeben. Ferner wurden am Großmünster *lectiones publicae*, öffentliche und unentgeltliche Vorlesungen, eingerichtet und hierfür CEPORINUS als Professor der griechischen und hebräischen Sprache berufen. Die Absicht war, den Predigern des neuen Kirchenwesens die notwendigste gelehrte und theologische Bildung zu geben, „daß man die Jungen nicht auf ihrer Väter Kosten an fremde Orte zu Schul und Lehre schicken müsse,“ also anstatt einer Universität zu dienen. „Jeden Morgen, Sonntag und Freitag ausgenommen, versammelten sich um 8 Uhr Weltgeistliche, Mönche, Chorherren und die älteren Studenten aus den beiden lateinischen Schulen im Chor des Großmünsters. Die Lektion wurde mit einem Gebet eröffnet. Dann las irgend einer der Schüler eine Stelle aus der Vulgata vor. CEPORINUS las hierauf die gleiche Stelle aus dem hebräischen Text und übersetzte sie ins Griechische, erläuterte und verglich sie mit der Septuaginta. Hernach erklärte ZWINGLI die gleiche Stelle lateinisch. Um 9 Uhr kam das Volk. Dieselbe Bibelstelle wurde nun in deutscher Sprache vorgelesen und erklärt“ (ERNST, S. 56). Im folgenden Jahr wurde die Einrichtung vervollkommnet, es wurden vier Lekturen errichtet, für Griechisch (COLLINUS), für Hebräisch (PELLICANUS), für Dialektik, Rhetorik, Latein (AMMIANUS), für Theologie (ZWINGLI). Die Lekturen wurden mit Chorherrenpfründen versehen. Auch wurden Stipendien für Studierende aus den Einkünften von Kaplaneien gewährt. — Nicht minder wurden ein paar Klöster im Landgebiet zu Pädagogien eingerichtet, so Kappel, unter H. BULLINGERS Leitung. — Der Eifer für die Erlernung der Grundsprachen der heiligen Schriften ergriff auch die Landpfarrer; aus PLATTERS Autobiographie ist zu ersehen, wie er von einem Pfarrer zum andern zog, um ihn die Elemente des Hebräischen, die er eben selbst gelernt

[1] *Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint*, in ZWINGLIS Werken, herausgegeben von SCHULER und SCHULTHESS, IV, 152ff.

hatte, zu lehren. — Bemerkt mag übrigens noch werden, daß die neue Lehre der alten auch durch Repression sich erwehrte. Schon 1523 war eine Zensurkommission eingesetzt worden, bestehend aus dem Bürgermeister und ersten Stadtpfarrer, nebst zwei Räten; ihre Aufgabe war, zu verhindern, daß Bücher gedruckt würden, die Schmähungen enthielten oder gegen die rechte Lehre und die Sittlichkeit verstießen. Man sieht, die Zusammenstellung der im kirchlichen oder politischen Bekenntnis nicht korrekten Schriften mit der unsittlichen Litteratur ist nicht erst eine Erfindung unserer Zeit. Sodann wurden im Jahre 1525 alle Bücher der Stiftsbibliothek von einer Kommission geprüft, und alles was man als „Sophisterey, Scholasterey oder Fabelbücher“ erkannte, wurde verschleudert oder vernichtet, nur wenige behalten (Ernst, S. 61). Nach Zwinglis Tod (1531) trat H. Bullinger an dessen Stelle, als Pfarrer und Schulherr des Stifts.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zeigt das Zürcher Schulwesen folgende Gestalt. Die beiden Lateinschulen hatten je fünf Abteilungen mit fünf Lehrern (Schulmeister, Provisor und drei *collaboratores*). Der Lehrplan war folgender: „der unterste Lehrer lehrt die Knaben die Buchstaben kennen und lesen. Der andere lehrt schreiben, Donat und *rudimenta.* Der dritte lehrt sie baß konjugieren, deklinieren und exponieren. Der Provisor unterrichtet sie vollkommener in *grammatica.* Der Schulmeister übt auch die *grammaticam*, liest aber auch *autores* und rüstet sie in das *lectorium.* Weiter unterrichten sie die beiden auch im Anfang der griechischen Sprache und Grammatik“ (Ernst, S. 99). Natürlich wurde auch Latein geschrieben und gesprochen, zu welchem Zweck weder der *asinus,* noch die Aufführung von Schulkomödien fehlte. Und ebensowenig fehlte der Unterricht in den Elementen der Theologie *(doctrina christiana)* und der Dialektik.

Auf den Schulkursus, der im Durchschnitt etwa 7—8 Jahre dauerte, etwa bis zum 15. oder 16. Lebensjahre, folgte der Kursus der *lectiones publicae.* Erst in den sechziger Jahren wurden diese von den Schulklassen völlig getrennt, bis dahin hatten die oberen Klassen auch die öffentlichen Lektionen besucht. Es waren 7—10 Lektoren vorhanden: zwei des alten Testaments, einer des neuen Testaments, ein *Hebraeus*, ein *Graecus*, ein *logicus*, ein *physicus* (Ernst, S. 105). — Die Zahl der Schüler betrug, nach einer von Ernst (S. 121) aufgestellten statistischen Tabelle, von 1568—1593 durchschnittlich in der Großmünsterschule 136, in der Frauenmünsterschule 84, im *lectorium* 27. Darunter waren regelmäßig auch eine nicht ganz geringe Zahl (10—20) Fremde, auch gräflicher und fürstlicher Geburt. Stipendiaten wurden etwa 60—70 gehalten, mit einem Aufwand von etwa 1800 fl. Die Be-

soldungen der Lehrer betrugen zusammen etwa 1900 fl., alles aus Kirchengut (Ernst, S. 132 ff.). Die Stipendiaten wurden übrigens in der Regel auf kürzere oder längere Zeit auf auswärtige Universitäten geschickt. Eine große Kalamität war, daß sie häufig vorzeitig heirateten, was gewöhnlich ihre „Beurlaubung" zur Folge hatte. — Ähnliche Einrichtungen wurden von Zürich auch nach Bern verpflanzt, wie man bei Kummer, Gesch. des Schulwesens im Kanton Bern nachsehen mag.

In Basel kam es 1529 zu einer Reformationsordnung, welche auch die Grundzüge einer Schulordnung enthielt; Oecolampadius war ihr Urheber. Zu den drei Lateinschulen, jede mit drei Abteilungen, unter drei humanistisch-reformierten Schulmeistern, J. Oporinus, J. Sphyractus, X. Betulejus, kam 1533 ein Konvikt im Dominikanerkloster. Nach allerlei Anläufen und Irrungen, die man in Burckhardt-Biedermanns Geschichte nachlesen mag, kam es endlich dahin, daß die Schule am Münster unter der Leitung Th. Platters (1544—1578) zu einer vierklassigen Oberschule sich entwickelte. Platter, der vorher nach Straßburg ging, die dortige neue Schule Sturms zu sehen, richtete den Unterricht nach folgendem Schema ein (der Lehrplan von 1544, als Bericht deutsch verfaßt, bei Burckhardt S. 280 ff.). Die vier Klassen haben täglich vier Unterrichtsstunden, um 7, 9, 1, 3 Uhr; in der jedesmaligen Zwischenstunde mögen die Schüler in der Schule bleiben und für sich arbeiten. Die unterste Klasse lernt Lesen und Schreiben, und gelegentlich lateinische Wörter. Die zweite beginnt die lateinische Grammatik zu lernen und an Erasmus' *colloquia*, Castalios *dialogi sacri* und Ciceros ausgewählten Briefen einzuüben. Wenn sie den Donat auswendig und die gemeinsten Regeln erlernt haben, werden sie in die dritte Klasse gesetzt, wo *Grammatica Philippi Latina* auswendig gelernt und aus Cicero *de senectute formulae loquendi, proverbia et sententiae* gesammelt werden. Dazu wird Rhetorik und Poetik angefangen: *in eclogis* zeigt man ihnen, wie auch im Cicero, die leichtesten *figuras poëtarum.* Die vierte Abteilung setzt diese Übungen fort und fügt dazu die Dialektik. An den Metamorphosen Ovids zeigt man *tropos* und *schemata poëtarum* samt anderem, das den Poeten eigen ist. Im Terenz zeigt man *phrases* an; ebenso in den Briefen Ciceros das *artificium dialecticum et rhetoricum, formulas locutionum, schemata etc.* Daneben werden Melanchthons Lehrbücher der Rhetorik und Dialektik, sowie ein paar andere grammatisch-rhetorische Kompendien gebraucht. Überall wird an einem Tage vom Lehrer exponiert, am andern von den Schülern reposciert. In der dritten Klasse beginnt man Episteln zu machen, nach dem deutschen Argument, aus dem Cicero gezogen; in der vierten machen sie Episteln,

ohne vorgeschrieben Argument, über freigewählte Themata, etwa aus den Briefen Ciceros entnommen. Griechisch wird in III begonnen, in IV die Grammatik Ceporini gelernt und an Lucians Dialogen eingeübt, indem von Wort zu Wort *declinationes nominum et verborum et omnium partium orationis* examiniert werden. — *Musica* wird wöchentlich eine Stunde, Religionsunterricht täglich die erste Stunde, Katechismus und heilige Schrift, getrieben. „Wenn sie dann wohl geübt in der Grammatik beider Sprachen, auch einen Anfang haben in *Dialecticis et Rhetoricis, item* so viel in *autoribus* versiert, daß sie nun forthin verstehen, so man einen *autorem* nicht mehr deutsch, sondern *latina expositione* proponiert: sollen und mögen sie dann mit Nutzen deponieren und sich für einen Studenten lassen einschreiben.“

Die Universität beschwerte sich im Interesse ihres Pädagogiums lebhaft über diesen Schulplan, als welcher auf ihr Gebiet übergreife. *Homerus, Virgilii Aeneis, Ovidii Metamorphoses, Ciceronis orationes* und dergleichen herrliche *autores* seien alle Zeit bei den hohen Schulen gelesen worden; was solle man nach solchen, die für die besten gehalten würden, noch bieten? Auch die Dialektik gehöre auf die Universität. Nach langen Streitigkeiten kam eine Einigung zu Stande, worin die Universität ihr Aufsichtsrecht durchsetzte, der Schulplan aber im wesentlichen blieb. Die Schüler der obersten Dekurie sollen der philosophischen Fakultät zur Prüfung vorgeführt und dann an die Universität übergehen, doch nur mit Einwilligung des Schulmeisters; nämlich zu verhüten, daß die Universität sie der Schule zu früh abspenstig mache. 1588 fand endlich eine Reorganisation des Basler Gelehrtenschulwesens in dem Sinne statt, daß die kleinen Schulen zu einer großen sechsklassigen Anstalt zusammengelegt wurden. Der Lehrplan, den die Universität dieser Stadtschule gab, bezeichnet als Ziel des Kursus: die Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache, sowie der nützlichen und notwendigen freien Künste der Dialektik und Rhetorik (S. 285 ff.). — Bei der Spärlichkeit sicherer statistischer Daten mögen die Zahlen der Schüler, welche sich bei der Zusammenlegung in den einzelnen fanden, mitgeteilt werden: die Schule am Münster zählte 206, zu St. Peter 124, zu St. Theodor 24 Schüler. Daneben gab es 350 Knaben in den deutschen, und 75 Mädchen in der Martinsschule.

In Straßburg begann, nachdem die alten Schulen sich verlaufen hatten, um die Mitte der 20er Jahre ein protestantisches Unterrichtswesen aufzukommen. Seit 1525 standen J. Sapidus (von Schlettstadt her uns bekannt) und Otto Brunfels (der Schildträger Huttens in seiner letzten Fehde, dem Streit mit Erasmus) mit Genehmigung des

Rats zwei Schulen, im Prediger- und im Karmeliterkloster, vor, in denen Lateinisch und Griechisch gelehrt wurde. Dazu wurden von den neuen Predigern theologische Vorlesungen gehalten: Butzer und Capito lasen im St. Thomasstift über das neue und alte Testament; endlich fanden in dem freigewordenen Dominikanerkloster Vorlesungen über die griechische und hebräische Sprache, in der Mathematik, Poetik, Rhetorik und im weltlichen Recht statt, die Stadt gab den Lektoren ein Stipendium. Im Jahre 1528 wurde vom Rat eine Schulkommission von drei Scholarchen errichtet, denen zwei Prediger als Visitatoren beigegeben waren. Jac. Sturm, ein Schüler Wimphelings, hatte darin die führende Stellung. Vierteljährlich erschienen sämtliche Schulmeister, außer den lateinischen auch die deutschen Lehrmeister, vor den Schulherren, um sich gegen Klagen zu rechtfertigen, Vermahnungen zu empfangen, Wünsche zu äußern. Die Protokolle dieser Sitzungen, aus denen bei Engel (das Schulwesen Straßburgs bis 1538) einiges mitgeteilt ist, lassen den ganzen Schulbestand Straßburgs um 1535 erkennen. In der Schule des Sapidus, über dessen Unfleiß leider vielfach zu klagen ist, sind 140, in der des Dasypodius (der an Brunfels' Stelle getreten war) 80 Schüler; eine dritte Lateinschule wird eben errichtet, sie hat bald 56 Schüler. Dazu werden mehrere lateinische Privatschulen erwähnt. Ferner kommen 8 deutsche Lehrmeister vor, jeder mit etwa 50—100 Schülern; auch fehlt es nicht an Mädchenschulen.

Im Jahre 1537 kam Johannes Sturm nach Straßburg, der Mann, dessen Name den pädagogischen Ruf Straßburgs in den Schulgeschichten begründet hat.[1] Zu Schleiden in der Eifel 1507 geboren, hatte er die Schule zu Lüttich (1521—1524), dann die Universität Löwen besucht und seit 1529 an der Pariser Universität lernend und lehrend seine Studien fortgesetzt. Er wurde jetzt als Professor der Rhetorik und Dialektik am Kollegium im Dominikanerkloster (mit 140 fl. Gehalt) angestellt; seine Herrschaft über die Sprache und seine Kenntnisse übten alsbald ungewöhnliche Anziehungskraft. Noch in demselben Jahr wurde er von den Schulherren zur Teilnahme an der Beratung der schwebenden Organisationsfragen herangezogen. Er faßte

[1] Über Sturm jetzt außer Ch. Schmidts Vie de St. besonders die Schrift von Veil, Zum Gedächtnis J. St. (1888). Eine eingehende Darstellung und Würdigung Sturms von G. Schmid jetzt auch in der Geschichte der Erziehung, II, 2, 302—388, und in Zieglers Geschichte der Pädagogik, sowie in dessen Artikel in der Allg. Deutschen Biographie. Noch ist zu vergleichen E. Laas, Die Pädagogik des J. St. (1872); K. v. Raumer in der Geschichte der Pädagogik; Bossler in Schmids Encyklopädie.

einen Bericht ab, der später in erweiterter Überarbeitung gedruckt wurde (1538); es ist die berühmte Abhandlung: *De litterarum ludis recte aperiendis.* Der Bericht (bei Engel S. 67 ff.) fand den Beifall der Schulherren, er ist die Grundlage der neuen Organisation geworden, die im Jahre 1538 zur Ausführung gebracht wurde. Der Hauptpunkt ist: Zusammenfassung der zerstreuten kleinen Anstalten in eine einheitliche Studienanstalt mit acht in Jahreskursen aufsteigenden Klassen. Das Muster bot dem Sturm die Lütticher Schule. Der Bericht beschreibt die Einrichtung, die sich dort so sehr bewährt habe, daß man von einem Anlauf zur Auflösung der Anstalt in einzelne Schulen wieder zurückgekommen sei, in folgender Weise: Acht Klassen waren vorhanden; die drei untersten lernten lesen und schreiben und die lateinische Grammatik; in der Quinta begannen Stilübungen in Prosa und Versen, mit Lektüre, dazu der griechische Unterricht; in der Quarta und Tertia kamen Rhetorik und Dialektik nebst kleinen Deklamationen hinzu. Von den beiden Oberklassen trieben die Sekunda aristotelische Logik, Plato, Euklid, Jura, die Prima Theologie, mit Disputationen. Wie es scheint, sind in diese Darstellung Erinnerungen an Lüttich und Aussichten für Straßburg in ein Bild zusammengeschmolzen, wie denn auch die Rede zwischen erzählendem Imperfectum und forderndem Präsens wechselt. Es ist, wie Veil im einzelnen zeigt (S. 24 ff.), der Lütticher Plan so erweitert, daß er dem in Straßburg Vorhandenen und dem von Sturm Gewünschten sich anpaßte, um den Schulherren die Möglichkeit des Dargestellten durch seine geschichtliche Wirklichkeit zu zeigen.[1] Ebendort wird darauf hingewiesen (S. 37), wie weite Aussichten den Straßburgern und ihrem Berater eben damals für ihre Studienanstalt vorschwebten: eine Centraluniversität für die ganze protestantische Welt, in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Süden und Norden, und so innerlich zwischen der lutherischen und der schweizerischen Reformation.

[1] Es ist mir keine Geschichte des Lütticher Schulwesens bekannt. Mit den 8 Klassen, Dekurionen u. s. w. wird man gut thun, es nicht allzu großartig zu nehmen. Von der Schule zu Zwolle wird auch berichtet, daß sie bei großer Frequenz unter dem Rektor Cele († 1417) ihre Schüler in 8 Klassen geteilt habe: den obersten beiden Klassen *(locis)* standen zwei Hilfslehrer *(magistri artium)* vor, den andern 6 Klassen wurden Schüler der ersten Klasse zu Lehrern gesetzt: *primarios de primo loco locis inferioribus in lectionibus et examinationibus praeesse constituit* (s. den oben erwähnten Artikel von Hirsche über die Brüder vom gem. Leben in Herzogs Realencyklopädie d. prot. Theol. — Ein Schüler der Lütticher Schule ist auch P. Plateanus, Rektor in Zwickau seit 1535. Über ihn Erler, Zwickauer Progr. 1878.

Noch im Jahre 1538 wurde, wesentlich auf Betrieb JACOB STURMS, die neue kombinierte Studienanstalt ins Werk gesetzt und JOH. STURM zu ihrem Rektor bestellt. Das Dominikanerkloster, in dem die philologischen und philosophischen Vorlesungen bereits ihren Sitz hatten, wurde ausgebaut um auch die Lateinklassen aufzunehmen. Die Lehrer und Schüler der bisher isolierten drei Lateinschulen wurden zu einer achtklassigen Anstalt zusammengefaßt, die bald, durch Teilung der untersten, zu einer neun-, später zehnklassigen erweitert werden mußte. Hieran schließen sich dann erst die *lectiones publicae*, für deren vollständige Absolvierung fünf Jahre in Aussicht genommen wurden. Die Klassen allein zählten bei der Eröffnung 336, in den 40er Jahren um 600 Schüler, unter ihnen zahlreiche und vornehme Auswärtige. Später litt die Anstalt und ihr Rektor unter den Drangsalen der Kriegsstürme und der *rabies theologorum.*

Betrachten wir nun etwas genauer den Inhalt jener Schulschrift *de litterarum ludis recte aperiendis,* die Sturm als Inaugurationsschrift der neuen Studienanstalt veröffentlichte. Sie giebt einen genau schematisierten Studiengang.[1] Als Ziel des ganzen Unterrichts wird bezeichnet *sapiens atque eloquens pietas.* Es ist, in eine glückliche Formel gefaßt, das Ziel der neuen protestantisch-humanistischen Gelehrtenschulen überhaupt: Sachkunde und Darstellungsgabe im Dienst des neuen evangelischen Glaubens. Den Schulklassen fällt davon als ihre wesentliche Aufgabe die Eloquenz zu, das ist die Fähigkeit des sprachlich richtigen, sachlich angemessenen, logisch durchsichtigen und rednerisch wirksamen Vortrags. Diesem Zweck dienen zunächst die drei formalen Disziplinen, die *artes dicendi,* Grammatik, Dialektik, Rhetorik; sie beherrschen den ganzen Schulunterricht. Auf jeder Stufe des Unterrichts aber wirken wieder drei Stücke zusammen: 1) die Theorie *(praecepta dicendi),* Grammatik und Metrik auf der Unter- und Mittelstufe, Rhetorik und Dialektik auf der Oberstufe. 2) Musterbeispiele *(exempla),* sie sind den alten Schriftstellern, und zwar nur den besten zu entnehmen, im Lateinischen vor allem Cicero und Virgil, im Griechischen Demosthenes und Homer. 3) Übungen in der Nachbildung *(imitatio),* zuerst kleine sprachliche Übungen, sodann Versuche in der Nachbildung litterarischer Werke, in Prosa und Versen.

[1] Sie ist mitgeteilt in der VORMBAUMschen Sammlung, Bd. I, 635ff.; wo auch die andern wichtigen Schulorganisationsschriften STURMS abgedruckt sind: *Classicarum epistolarum lib. III* (1565), *Academicarum epistolarum l. I* (1569), *Scholae Lauinganae* (1565). Ein vollständiges Verzeichnis von STURMS Schriften in SCHMIDTS Biographie, S. 314ff.

Sturm giebt dann eine bis ins einzelne ausgeführte Anweisung für den Unterricht. Ein sorgfältig ausgeführter Klassenschematismus teilt die Schülerschaft in neun Abteilungen (*ordines, tribus, curiae*), jede unter einem Lehrer, der den ganzen Unterricht in der Hand hat. Die Abteilungen sollen in ebenso vielen Jahren durchlaufen werden. In die unterste oder neunte tritt der Schüler etwa nach zurückgelegtem fünften Jahr ein und soll hier außer lesen und schreiben (deutsch und lateinisch), auch mit deklinieren und konjugieren einen Anfang machen. In der folgenden achten Abteilung wird die Formenlehre gelernt und an Virgils Eklogen und Ciceros ausgewählten Briefen eingeübt, erst die Flexion, dann die Konstruktion. Auch fangen sie an Latein zu sprechen und Verse zu imitieren. In der siebenten Abteilung sollen die Knaben Cicero und Virgil lesen, und die übrigen Versarten aus Catull, Tibull und Horaz kennen und natürlich imitieren lernen. In der sechsten Klasse fahren sie fort und nehmen Caesar und Terenz hinzu. Am Ende dieser vier Kurse, also bei vollendetem neunten Lebensjahr, meint Sturm, könne es nicht fehlen, daß der Knabe des Lateins einigermaßen mächtig sei. Daher können sie in der fünften das Griechische beginnen, täglich eine Stunde, erst Grammatik, dann dazu Übungen am Aesop und Demosthenes; daneben Cicero und Virgil. In der vierten kann gleichmäßig Cicero und Demosthenes, Virgil und Homer, auch Sallust und Plautus gelesen werden. Ferner werden die Regeln der Rhetorik gelernt und an Beispielen erläutert und angewendet. In der dritten Klasse kommt die Dialektik hinzu; die Lektüre von Cicero und Demosthenes giebt die Beispiele; von Historikern wird Sallust, Cäsar, auch Livius gelesen. Die zweite Klasse treibt die rhetorischen und dialektischen Studien weiter, Ciceros rhetorische Schriften und Demosthenes werden gelesen, analysiert, imitiert, auch wohl ein platonischer Dialog vorgenommen. Der ersten Klasse wird Aristoteles περὶ ἑρμηνείας und sein Werk *de mundo* vorgelegt, *qui duo eodem anno una aliqua hora quotidiana facile percipiuntur. Tradenda etiam Arithmetica sunt et excutiendus Mela et proponendus Proclus et cognoscenda sunt Astrologiae elementa. Demosthenes adhuc etiam et Homerus interpretabuntur (sic), quibus Ciceronis oratorios libros adjungo. Dandum etiam ocium scripturae et stilo, neque deponenda commentandi exercitatio.* Man sieht es fehlt der Straßburger Jugend, sie vollendet nach dem Schema das 14. Lebensjahr in der Prima, nicht an „hohen Autoren.“ — Ist die Schule absolviert, hat der Knabe die *artes dicendi* gründlich inne, so folgen die *lectiones publicae*; erst ein philosophischer Kursus, als dessen Hauptaufgabe bezeichnet wird: zur privaten Lektüre anzuleiten; daher von allen Schriftstellern, die man den

jungen Leuten nicht ohne weiteres überlassen kann, Proben vorgelegt werden müssen. Außer den Dichtern (Euripides, Sophokles, Aeschylus, Aristophanes) und Historikern (Thucydides, Herodot, Xenophon) kommen vorzugsweise die Philosophen in Betracht, unter denen die drei vornehmsten sind und bleiben werden: Aristoteles, Plato, Cicero. Endlich schließen sich die Vorlesungen der Theologen, Juristen und Mediziner an. —

Der Schulplan nimmt sich in dem eleganten Vortrag Sturms sehr elegant und vornehm aus. Ob Sturm ein ebenso großer Schulmeister, als Klassen- und Stundenplankünstler war, ist wohl nicht unzweifelhaft. Er war überhaupt an dem Unterricht in den Schulklassen nicht als Lehrer, sondern nur als Rektor beteiligt, der den Plan entwarf, die Lehrer instruierte, die Prüfungen leitete. Seine Stellung zur Schule ist nicht unähnlich der eines Studienpräfekten in einem Jesuitenkolleg. Als Lehrer war er nur in den öffentlichen Lektionen als Professor der Dialektik und Rhetorik thätig. Übrigens war er ein Mann, der überall nach hohen Dingen trachtete; er hatte seine Hände in der großen Politik, er unterhielt Beziehungen zu zahlreichen Höfen und bezog von vielen Pensionen. Durch die Politik wurde er auch in die schweren Kämpfe und Verwirrungen hineingezogen, die seine letzten Jahre trübten und zuletzt noch zur Entlassung aus dem Amt führten (1581). Wie viel Kraft dabei für die Thätigkeit des Rektors übrig blieb, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht war es mehr der Ruf des Professors und das Ansehen des gelehrten und eleganten Schriftstellers, als die Leistung für die Schule, wodurch er für die Straßburger Studienanstalt wirkte. Als ihr Repräsentant nach außen hat er gewiß durch seine Eloquenz und durch seine ganze Erscheinung, wenn wir einem der Biographie Schmidts beigegebenen Bildnis glauben dürfen, auf sehr vollkommene Weise erfüllt. Den Zulauf von vornehmen jungen Herren, Grafen- und Fürstensöhnen, von dem oft die Rede ist, wird die Straßburger Schule wohl vorzugsweise ihrem vornehmen Rektor und seinen vielseitigen Beziehungen zu danken haben.

Daß der wirkliche Klassenunterricht neben dem zur Schau aufgestellten Studienplan des Rektors seinen eigenen Weg, den Weg des Möglichen ging, darüber fehlt es uns nicht ganz an Mitteln, uns zu unterrichten. Einer der Lehrer, Dasypodius, wie es scheint der bedeutendste unter den Mitarbeitern Sturms, hat über die Straßburger Schule einen schlichten, den wirklichen Lehrgang einfach beschreibenden Bericht verfaßt.[1] Hiernach wird in den drei unteren Klassen die

[1] Veröffentlicht von Hirzel im Anhang zu einem Aufsatz über Dasypodius im Neuen Schweizerischen Museum, VI, 168 ff. Der Bericht ist vom Jahre 1556, an einen Rat des Grafen von Hanau auf dessen Erfordern abgefaßt.

lateinische Formenlehre gelernt und an kleinen Lesestücken aus Ciceros Briefen eingeübt. VI und V lernen die Syntax und die Elemente des Griechischen, wozu in der IV die Prosodie und Metrik kommt; sie wird an ein paar Eklogen Virgils eingeübt. Dazu werden hier ein paar kleine Schriften Ciceros (*de sen.* und *de amic.*) gelesen und im Griechischen ein paar kleine Fabeln Aesops. Erst in III beginnt die eigentliche Lektüre: drei Reden Ciceros und Buch I und II der Aeneide, die Besseren versuchen auch einen Vers zu machen. Im Griechischen wird Lucian gelesen. In II und I wird die Dialektik und Rhetorik nach einem Lehrbuch Sturms gelernt, Cicero und Demosthenes bieten die Beispiele. Daneben wird Virgil, sowie einmal ein Buch Homer und ein Dialog Platons gelesen.

Übrigens hat Sturm selbst noch einmal einen Lehrplan für die Straßburger Schule entworfen, in Gestalt von Briefen an die einzelnen Klassenlehrer (daher *Epistolae classicae*, vom Jahre 1565). Es wird darin der Unterricht und das Ziel der Klassen beschrieben, nicht ohne beträchtliche Nachgiebigkeit gegen die Wirklichkeit. Der elementargrammatische Kursus ist um ein Jahr erweitert, so daß nun im ganzen zehn Jahreskurse gezählt werden. Die Beschreibung der lateinischen Übungen läßt sie als elementarer gehalten erscheinen. Die Sammlung von gelesenen Wörtern und Formeln in die Diarien ist in den unteren Klassen, die Lektüre der Redner, um an ihnen die Regeln der Rhetorik zu erläutern und zugleich Muster der Imitation zu gewinnen, ist in den oberen Klassen das Hauptstück des Unterrichts. Die Poesie beginnt mit der Prosodie erst im fünften Kurs, statt im zweiten oder dritten. Ebenso ist die Erlernung der griechischen Grammatik vom fünften auf den sechsten und siebenten Kurs verschoben, und die Dialektik den beiden obersten Klassen vorbehalten. Von der Lektüre des Aristoteles ist nicht mehr die Rede. Dagegen werden die Briefe Pauli in den oberen fünf Klassen gelesen. Der Bericht des Dasypodius hat dafür: Sonntags wird die Religion gelernt, in den unteren Klassen aus dem Katechismus, in den oberen aus den Evangelien und Briefen.

Bemerkt seien noch ein paar Äußerlichkeiten des Unterrichtsbetriebs. Das Klassenlehrersystem ist streng durchgeführt. Die Klassen haben Jahreskurse, mit Versetzungsprüfungen am Schluß; doch findet auch wohl Versetzung nach $^1/_2$ Jahr statt. Öffentliche Aufführungen lateinischer Stücke dienen der Einübung der Sprache, die selbstverständlich allein Schul- und Unterrichtssprache ist. Deklamationen und Disputationen dienen demselben Zweck, der Einübung der Sprache und der Regeln, zugleich reizen sie den Ehrtrieb, ebenso wie die Certationen und Prämien. Als Helfer dienen dem Lehrer die Dekurionen. Allen

diesen Dingen werden wir in den Jesuitenschulen wieder begegnen. Sie sind dem Unterrichtswesen des 16. Jahrhunderts nirgends fremd.

Im Jahre 1566 wurde ein alter Plan Sturms wenigstens zum Teil verwirklicht: die öffentlichen Lektionen wurden als privilegierte Akademie konstituiert und diese vom Kaiser mit dem Recht, Baccalarien und Magister in der Philosophie zu kreieren, ausgestattet. Sturm blieb *Rector perpetuus* der Anstalt. Seine Absicht war auf eine vollständige Universität gerichtet gewesen, doch hatte der Rat, in verständiger Erwägung der Mittel, zu einem so weit aussehenden Unternehmen nicht den Mut. Die Denkschrift, worin Sturm dem Rat die Bewerbung um die Privilegien dringend anriet, ist kürzlich veröffentlicht worden.[1] Sie läßt einen Blick in die Verhältnisse der Schule thun, der ein anderes Bild als die traditionellen Berichte zeigt. Während diese von dem ungeheuren Zulauf, von Tausenden von Schülern wissen, heißt es dort, daß sehr wenige Schüler bis zur Absolvierung der beiden obersten Klassen oder gar der öffentlichen Lektionen aushielten. Die beiden obersten Klassen, welche wiederholt als die besten Klassen, als der eigentliche Zweck der Anstalt bezeichnet werden, stünden halb leer, statt 60—70 Schüler seien die letzten Jahre nicht mehr als neun zum Schlußexamen gekommen und *publici* geworden. Dadurch seien denn auch die öffentlichen Akte, Disputationen und Deklamationen behindert worden. Die Ursache sei der Mangel an Berechtigungen. Wer die Schule durchgemacht, gelte damit noch nicht für einen Studenten, sondern werde, wenn er auf eine Universität komme, erst deponiert, wie jeder andere Beanus. Um diesen Übelständen abzuhelfen, schlägt die Denkschrift vor, nach folgenden Berechtigungen zu trachten: erstens, daß die Schüler, welche die acht untersten Klassen durchlaufen haben, nach bestandenem Examen für deponierte *studiosi* gelten und nicht mehr unter der Disziplin der Rute stehen; zweitens, daß durch die Vollendung der beiden obersten Kurse das Baccalariat, und drittens, daß durch Absolvierung der öffentlichen Lektionen das *magisterium* erworben werde.

Die Bewerbung des Rats hatte Erfolg und die Anstalt erhielt die gewünschten Berechtigungen. Über ihren Bestand im Jahre 1578 giebt ein gleichzeitiges Schriftstück, welches von zwei Lehrern veröffentlicht wurde, einige Auskunft.[2] Der Lektionsplan der Akademie weist auf: vier Lektionen in Theologie, drei in Jurisprudenz, zwei in

[1] Albrecht, Beiträge zur Straßburger Schulgeschichte (II), 1874.

[2] *Actus tres Academiae Reipub. Argent. 1) classicorum, 2) baccalaureorum, 3) magistrorum, ex quibus et promotionum et legum et disciplinae et lectionum cum publicarum tum classicarum ratio pro hoc tempore vere cognosci potest. Argent.*, 1578.

Medizin, acht in Philosophie. In letzterer lesen ein *historicus*, ein *ethicus*, ein *organicus* (Aristoteles' Organon), ein *mathematicus*, ein *Hebraeus*, ein *Graecus*, ein Lateiner; der *rector perpetuus*, an erster Stelle genannt, liest über Cicero *de senectute*. Wie man sieht, ist es thatsächlich eine Universität; die Zahl der Lekturen ist nicht geringer als an manchen Universitäten.

Promoviert wurden in dem Jahr zu Baccalarien 11, zu Magistern 15. Die bei dieser Gelegenheit produzierten *specimina eloquentiae* sind mitgeteilt: Reden des Dekans, *declamatiunculae* der Kandidaten über gegebene Themata, endlich die üblichen Lobgedichte auf jeglichen. — Der Lektionsplan der Schulklassen hat im wesentlichen die oben nach den *Epist. Classicae* angedeutete Gestalt. Er kommt übrigens in doppelter Form in dem Schriftstück vor: einmal in Form eines Stundenplans, dann auch in Form eines Schulaktus: die Schüler beschreiben beim *actus publicus* die Klassenpensa in Frage und Antwort. Raumer hat diese letztere Form bei seinem Bericht benutzt; er irrt aber, wenn er darin einen mit protokollarischer Genauigkeit abgefaßten Examensbericht sieht. Mit einem wirklichen Examen hat der Schulaktus wenig Ähnlichkeit. —

Der Straßburger Schulplan ist oft als ein großer Fortschritt angesehen worden. Wenn man den einfachen Thatbestand, wie er, der rhetorischen Darstellung Sturms entkleidet, in dem Stundenplan für den Sommer 1578 sich darstellt, ins Auge faßt, dann wird der Unterschied gegen die Schulordnungen, welche von den Wittenberger Reformatoren ausgingen, nicht allzu groß erscheinen. Hätte Melanchthon den Plan für die Schule einer großen Stadt zu entwerfen gehabt, so würde er ziemlich ähnlich ausgefallen sein; sein Entwurf in dem Visitationsbüchlein von 1528 hat natürlich die Verhältnisse kleiner sächsischer Landstädte vor Augen. Die Grundbestandteile des Unterrichts sind übrigens hier wie dort dieselben: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, dazu Musik und Religion; wo das Bedürfnis und die Mittel für eine größere Schule ausreichten, wie zu Nürnberg, Hamburg, Lübeck, da kommen, ebenso wie in Straßburg, das Griechische und die Mathemathik hinzu. Die Zahl der Klassen, auf die man ein ganz ungebührliches Gewicht gelegt hat, ist natürlich ein durchaus untergeordneter Punkt, sie ist abhängig von der Zahl der Schüler und der verfügbaren Lehrer. Der Unterschied der Straßburger Schule von den übrigen liegt mehr in der Form des Berichts als in der Wirklichkeit: dort eine rhetorisch zugestutzte Darstellung des Erstrebten, hier kurze geschäftsmäßige Darstellung des Wirklichen und Möglichen. — Übrigens braucht nach allem, was oben beigebracht ist, nicht gesagt zu werden, daß

auch die Verbindung der Schulklassen mit philosophischen und theologischen Kursen nicht eine unerhörte Neuerung ist, wie RAUMER anzunehmen scheint, dessen Mangel an Einsicht in die allgemeinen Verhältnisse in dem Urteil über diesen Punkt, wie in dem Urteil über STURMS Bestrebungen denn freilich überall zu Tage tritt. Allerdings standen ihm, verglichen mit heute, noch wenig Quellen zu Gebote.

Mit den 40er Jahren beginnt in der Entwickelung des protestantischen Schulwesens ein neuer Abschnitt; er ist bezeichnet durch das kräftigere Eingreifen der landesherrlichen Gewalt: es werden die ersten landesherrlichen Gelehrtenschulen errichtet und landesherrliche Schulordnungen erlassen.

Die Sache hängt augenscheinlich einerseits mit der wachsenden Ausbreitung und Macht des Protestantismus, andererseits mit der Konsolidierung der kirchlichen Verhältnisse in den Territorien zusammen. Durch den Beitritt des albertinischen Sachsens und des Kurfürstentums Brandenburg zur Lehre Luthers (1539) war der Sieg der Reformation in Mittel- und Norddeutschland definitiv entschieden. Zugleich schien die Verfügung der landesherrlichen Gewalt über die Güter der Stifte und Klöster nunmehr gesichert. Damit wurden die Mittel für den Aufbau eines protestantischen Landeskirchen- und Landesschulwesens verfügbar. Hatten bisher nur die einzelnen Städte ihre Schulen reformiert oder neue gegründet, so sehen wir nun die Territorien an die Errichtung von Schulen gehen, nicht für den örtlichen, sondern für den Landesbedarf: es sind die sogenannten Fürsten- oder Landesschulen, deren Entstehung für den zweiten Abschnitt dieses Zeitalters charakteristisch ist.

Die Fürstenschulen, um eine allgemeine Kennzeichnung vorauszuschicken, sind staatliche Gelehrtenschulen. Aus öffentlichen Mitteln, nämlich eingezogenen kirchlichen Gütern, ausgestattet und unter staatlich-landeskirchlicher Aufsicht stehend, haben sie die Bestimmung, die besten Köpfe zum Dienst des Landes in weltlichem und geistlichem Regiment zu ziehen. Sie gewähren den mit Rücksicht auf Tüchtigkeit, daneben auch auf Bedürftigkeit aus der Schuljugend des Landes ausgewählten Alumnen einen etwa sechsjährigen freien Unterhalt und Unterricht, um sie dann an die Universität abzugeben, wo wieder aus öffentlichen Mitteln für ihren Unterhalt gesorgt wird. Dafür haben die Stipendiaten dann die Verpflichtung, nach Vollendung der Studien auf Erfordern in den Dienst des Landes oder der Landeskirche einzutreten. — Was den Unterricht anlangt, so bilden die

Landesschulen die Zwischenstufe zwischen der städtischen Lateinschule und der Universität. Sie erhalten ihre Schüler im Alter von 11—15 Jahren aus den Lateinschulen; indem sie eine elementare Kenntnis der lateinischen Sprache voraussetzen, geben sie selbst den eigentlichen Gelehrtenschulunterricht in Sprachen und Wissenschaften: Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik und Dialektik, Mathematik und Kosmologie. Eine genaue Abgrenzung gegen den Kursus der artistischen Fakultäten fand dabei nicht statt und konnte nicht stattfinden, weil die Fakultäten auch noch im 16. und 17. Jahrhundert ihren Unterricht nach unten nicht abgrenzten; sie griffen immer noch tief in das ein, was wir jetzt dem Schulunterricht zuweisen. Die reinliche Trennung von Universität und Schule hat sich überhaupt erst im 19. Jahrhundert vollzogen; sie hängt wesentlich mit der Durchführung der Abiturientenprüfung zusammen; erst seitdem können die Universitäten eine bestimmte Schulbildung voraussetzen und mit Ausschluß der elementaren Dinge sich auf den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht zurückziehen, eine Sache, die übrigens nicht bloß erfreuliche Folgen hat.

Zum erstenmal ist der Gedanke eines gelehrten Landesschulwesens in dem albertinischen Sachsen verwirklicht worden. Herzog Moritz entwand den Händen der Stände, welche sich eben in den Besitz der Verlassenschaft der Kirche zu setzen begonnen hatten, wenigstens den größten Teil der Beute und führte ihn einer dem Sinne der Stifter nicht unangemessenen Verwendung zu. Er begründete die drei großen Gelehrtenschulen Sachsens, welche bis in dieses Jahrhundert hinein den Bedarf des Landes an gelehrter Vorbildung zum großen Teil gedeckt haben: zu Pforta, Meißen und Grimma; welches letztere für das ursprünglich in Aussicht genommene Merseburg eintrat (1550). In dem alten Cisterzienserkloster Pforta sollen nach der mit den Ständen vereinbarten Landesordnung von 1543 100 Knaben mit fünf Lehrern, in dem Kloster St. Afra zu Meißen 60 Knaben mit vier Lehrern, im Augustinerkloster zu Grimma 70 Knaben mit vier Lehrern gehalten werden. Von den Knaben sollen 100 von den Städten, 76 von adligen Geschlechtern, die übrigen vom Fürsten nominiert werden. Sie sollen, ihre Fähigkeit vorausgesetzt, etwa sechs Jahre auf der Schule gehalten, dann auf die Landesuniversität geschickt werden. Außerdem werden auch Pensionäre (Kostknaben, zu 12 fl. jährlich) zugelassen. Die Lehrergehälter werden festgesetzt auf 150 fl. für den Magister, 100 fl. für jeden der Baccalarien, 50 fl. für den Kantor, bei freier Station ein recht ansehnliches Gehalt.[1] An der Organisation der Anstalten war,

[1] Th. Flathe, Sanct Afra. Geschichte der Fürstenschule zu Meißen, 1879. K. Roessler, Geschichte der Fürstenschule zu Grimma, 1891.

was die äußere Einrichtung anlangt, der Rat G. v. Commerstadt in erster Linie beteiligt. Zum ersten Inspektor der Fürstenschulen wurde Joh. Rivius (1500—1553) ernannt; er stammte aus Westfalen, hatte in Köln unter Phrissemius seine humanistischen Studien gemacht und dann in den sächsischen Bergstädten als Lehrer und Organisator gewirkt. Seine Schüler Adam Siber (1516—1584) und Georg Fabricius (1516—1571), waren die ersten Rektoren und Instauratoren des Unterrichts in Grimma und Meißen, während für Pforta J. Camerarius die ersten Statuten verfaßte; die Rektoren wechselten hier rasch, der erste war Joh. Gigas.

Da die sächsischen Fürstenschulen das Vorbild für zahlreiche ähnliche Anstalten geworden sind, so mögen ein paar weitere Angaben über ihre Einrichtungen hier Platz finden. Die Lebensordnungen für Lehrer und Schüler, wie sie fast unverändert bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts bestanden haben, sind im wesentlichen den klösterlichen nachgebildet. Die Knaben tragen klerikale Tracht, ein langes Gewand von schwarzem Tuch, die sogenannte Schalaune *(scholana)*; das Tuch wurde geliefert, ebenso die Schuhe. Sie wohnen in den von den Mönchen verlassenen, unheizbaren Klosterzellen; je zwei oder drei zusammen, Ober-, Mittel- und Untergesell genannt, haben eine Kammer und eine Schlafkammer; für Reinhaltung und Bedienung sorgen die Insassen selbst. Dem gemeinsamen Gebrauch dienen *lectorium* und *coenaculum.* Zum Waschen dient der Brunnen auf dem Hofe; eine Badstube bietet jedem alle vierzehn Tage ein Bad. Die Verpflegung geschieht durch eigene Verwaltung, im Kloster wird nicht bloß gekocht und gebacken, sondern ebenso gebraut und geschlachtet. Die beiden Hauptmahlzeiten werden von Lehrern und Schülern gemeinsam eingenommen, an Tischen zu zwölf Plätzen, die Frühmahlzeit *(prandium)* um 9, die Abendmahlzeit *(coena)* um 4 Uhr. Zu beiden Mahlzeiten giebt es Fleisch; dazu giebt's eine Morgensuppe um 7, ein Vesperbrot um 2, und abends noch einen Schlaftrunk. Über Tisch wird Bier gereicht und Sonntags (anfangs sogar viermal die Woche) Wein, dessen Säure freilich oft Klagen auspreßt. Das Tischgerät ist einfach, ein zinnerner Teller genügt, erst 1798 wurde in St. Afra ein zweiter angeschafft; und erst 1859 wird in Grimma der Ersatz durch Steingut erwähnt. Die Bedienung bei Tisch hatten Famuli. Vor und nach Tisch wird das lateinische Benedicite und Gratias gebetet, auch über Tisch gelesen.

Die Tagesordnung in Grimma war: früh um 5 Uhr wurden die Knaben aufgeläutet, verrichteten ihr Gebet, machten das Bett, kehrten die Kammer und putzten die Schuhe, $^1/_2$6 waren sie zur Mette in der

Kirche, 6—9 waren Lektionen, 9 Uhr Mittagessen, dann frei bis 11, 11—12 Studieren, 12—1 Singen, 1—2 Lektion, 2 Uhr Vesper mit Gesang und Kollekte in der Kirche, dann Vesperbrot, 3—4 Lektion, 4 Abendessen, dann frei bis 6, 6—8 Studieren, 8 Abendgebet mit Gesang und Verlesung eines Kapitels aus der Bibel, dann Zubettgehen, wo der Einzelne noch seinen Abendsegen und Vaterunser betet. Das Vaterunser wurde auch vor jeder Lektion von dem Primus der Klasse lateinisch oder griechisch gesprochen. Sonntags und Mittwochs wurde die Predigt gehört, auch nachher abgefragt und vorher der Text durchgegangen. — Ferien und freie Tage gab es fast nicht; erst vom dritten Jahre ab wird dem Schüler ein kurzer Urlaub gewährt.

Auch die Disziplin stammt aus dem Kloster. Das Hauptzuchtmittel war die Rute. Bei großen Vergehungen wurden die Delinquenten vor dem Cötus von dem ganzen Lehrerkollegium, einem nach dem andern, kastigiert, wie der Terminus heißt. In Meißen hatte 1636 ein Tumult der Schüler stattgefunden, weil ihnen ein Spaziergang abgeschlagen worden war. Der Cötus weigerte sich die Rädelsführer zu nennen; es wurden daher Ruten verfertigt und in das Wasser der Badstuben gelegt, um vom ersten bis zum letzten den Cötus durchzukastigieren. Als die Lehrer zum Werk bereit standen und mit dem obersten anfangen wollten, trat das Unerhörte ein, daß die Schüler sich nicht subjizieren wollten, sondern lieber gehen zu wollen erklärten. Nach längeren Verhandlungen, während welcher auch von Dresden Verhaltungsmaßregeln anlangten, bekannten sich endlich die Schuldigen und erlitten die Kastigation von allen vier Präzeptoren. Allmählich fingen die Lehrer an, diesen Aktus unter ihrer Würde zu finden. 1645 verweigerte der Rektor seine Mitwirkung; auf eine Klage der Kollegen, welche nicht allein das *odium* tragen wollten, wurde er von Dresden bei Strafe der Remotion zur Erfüllung seiner Pflicht angehalten. 1703 petitionierte das ganze Kollegium um Erlassung dieser Pflicht, ohne damit durchzudringen. In Grimma wird noch 1721 eine Kastigation durch sämtliche Kollegen erwähnt. Außer der Rute wurde Karzerstrafe angewendet, nicht zum Spaß, wie später auf den Universitäten geschah, um eine kleine Abwechselung in die tägliche Lebensweise zu bringen, sondern ganz ernsthafte Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot.

Der Unterricht hatte in den Fürstenschulen, wie in allen großen Schulen, wesentlich die drei *artes dicendi* zum Gegenstand: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, selbstverständlich in lateinischer Sprache; die griechische Sprache stand in zweiter Linie; anfangs wurden auch die ersten Elemente des Hebräischen gelernt. Zur Einübung der Sprachen und Künste diente die Lektüre der Schriftsteller; in Meißen wurden um

1546 je nach Gelegenheit gebraucht Cicero, Terenz, Virgil, statt dessen zuweilen Horaz und Ovid; im Griechischen die Schriften von Isokrates, Xenophon, Plutarch, Hesiod, Theognis, Phokylides. Man sieht, die Erlernung der Eloquenz durch Imitation ist das Schulziel. Fabricius war übrigens mit Sturm von Straßburg persönlich bekannt und befreundet. Ein paar Themata zu rhetorischen Schulexerzitien teilt Flathe (S. 29) mit: *Laviniam, Latini filiam, non dandam Aeneae; Epistola hortatoria ad Turnum, ut pacem faciat cum Aenea; consolatio Creusae ad Aeneam conjugem;* ferner Bitt- und Dankschreiben an die Kollatoren von Freistellen und Stipendien, Gedichte, meist religiösen Inhalts: *paraphrasis hymni Annae, matris Samuelis, ad spiritum sanctum; historia evangelica de vita, miraculis et morte Salvatoris nostri;* aber auch eine *Elegia in obitum Melanchthonis, Epithalamia* auf die Hochzeit angesehener Männer etc. Den Lehrplan für Grimma, den A. Siber, Melanchthons Schüler, τῷ θεῷ καὶ ταῖς Μούσαις φίλτατος, wie ihn sein Lehrer einmal nennt, entworfen hat, zeigt dieselben Grundzüge. Drei Klassen werden in drei Lektorien von ihren drei Lehrern, Rektor, Konrektor, Tertius, wozu als Quartus der Kantor kam, unterrichtet. Lehraufgabe waren auch hier die drei *artes sermocinales,* Melanchthons Kompendien in Sibers Überarbeitungen wurden dabei zu Grunde gelegt. Cicero, Virgil, Horaz sind die Autoren, die dazu die Exempel bieten. Theognes, Pythagoras goldene Sprüche, das 1. Buch der Ilias, Plutarch über Erziehung bieten die griechische Lektüre. Das Hauptstück ist auch hier die *imitatio.* Sammlungen von Wörtern und Redensarten sind dabei zu Grunde zu legen, die *gemma gemmarum* Sibers soll den Schülern Tag und Nacht nicht aus der Hand kommen. *Ampliatio* und *variatio, compositio* und *versificatio* wird unablässig geübt. An jedem Freitag waren die beiden Vormittagsstunden der Emendation gewidmet, und an diesem Tag fanden keine weiteren Lektionen statt, eine Stunde Emendation meint Siber, bringe mehr Nutzen als drei Stunden Exposition. Selbstverständlich gilt das Gebot der lateinischen Rede innerhalb dieser Schulklöster; auch finden dramatische Aufführungen in lateinischer Sprache statt. — Außer den sprachlichen Studien wird noch der Unterricht in der Glaubenslehre und in der Musik ernstlich getrieben. Realien dagegen kommen nicht vor, außer den Anfangsgründen der Arithmetik und der mathematischen Geographie *(Sphaerica),* die durch die Lehrordnung von 1580 vorgeschrieben wird.

Mit der Inspektion der Fürstenschulen wurden Professoren der philosophischen und der theologischen Fakultäten von Leipzig und Wittenberg beauftragt: Melanchthon und Camerarius begegnen uns als Inspektoren. In der Regel fand einmal im Jahr eine Revision

statt. Zum letztenmal kam im Jahre 1700 eine akademische Prüfungskommission; „der Kosten wegen" unterblieb von da ab die Sache. —

Die sächsischen Fürstenschulen nehmen unter den deutschen Gelehrtenschulen eine hervorragende Stellung ein, nach ihrem Muster sind in dem folgenden halben Jahrhundert durch das ganze protestantische Deutschland ähnliche Anstalten entstanden. Sie haben mit den beiden Landesuniversitäten wesentlich dazu beigetragen, dem kurfürstlichen Sachsen durch zwei Jahrhunderte die erste Stelle im gelehrten Deutschland zu verschaffen. Ich nenne unter ihren Schülern Pufendorf (Grimma), Klopstock (Pforta), Lessing und Gellert (Meißen); Thomasius und Leibniz waren Leipziger Professorensöhne. Leipzig war die erste Pflegestätte der im 18. Jahrhundert neu erwachenden philologischen Studien; Christ, Gesner, Ernesti, Heyne, Reiske, G. Hermann lernten und lehrten hier. Aus den Fürstenschulen, besonders Pforta, gingen am Anfang dieses Jahrhunderts die Restauratoren des humanistischen Schulbetriebs hervor: Thiersch, Dissen, Döderlein, Nitzsch, Meineke, Bonitz u. a.

Noch einige andere größere Schulen Sachsens mögen genannt werden. Die Kreuzschule zu Dresden und die Nicolai- und die Thomasschule zu Leipzig wurden alsbald nach dem Tode des Herzogs Georg in protestantische Schulen umgewandelt. In Chemnitz war A. Siber der erste protestantische Rektor; sein Lehrplan für die Chemnitzer Schule bildet die Grundlage für die später von ihm für Grimma entworfene Lehrordnung. Zwickau gewann für seine Schule im Cisterzienserkloster den Niederländer P. Plateanus. An den Schulen zu Annaberg, Schneeberg, Marienberg, Freiberg wirkte in den 30er Jahren Joh. Rivius. Im Kurkreis hatten Torgau und Wittenberg ansehnliche Schulen; Torgau erhielt für seine Schule 1557 das dortige Franziskanerkloster.

Eine zusammenfassende und definitive Regelung des kursächsischen Landesschulwesens geschah durch die der Kirchenordnung von 1580 eingefügte Schulordnung; sie ist zwei Jahrhunderte, bis zum Erlaß der neuen Schulordnung vom Jahre 1773, die gesetzliche Grundlage geblieben. Der Form nach ist sie größtenteils aus der gleich zu erwähnenden württembergischen Kirchenordnung vom Jahre 1559 wörtlich übernommen, was aber natürlich nicht bedeutet, daß das wirkliche Schulwesen Sachsens nach dem württembergischen Muster organisiert worden sei: in Wirklichkeit ist jenes älter als dieses und älter auch als die Schulordnung, welche nicht Nichtseiendes ins Leben rief, sondern wesentlich längst Vorhandenes beschrieb. Nach dieser Ordnung also war in jeder Stadt eine Lateinschule, welche zugleich allgemeine

Bürgerschule und elementare Gelehrtenschule war. In einigen größeren Städten wurde der gelehrte Unterricht so weit ausgedehnt, daß er einen ausreichenden Vorbereitungskursus für die Universitätsstudien bildete. Die Fürstenschulen waren ausschließlich für den gelehrten Unterricht bestimmt; ihnen fehlte die Unterstufe des Unterrichts.

Der vollständige gelehrte Vorbereitungskursus wird von der Schulordnung in fünf Stufen zerlegt, welchen in der Regel fünf Abteilungen oder Klassen der Schülerschaft entsprachen, doch hinderte natürlich nichts, die Klassenzahl nach der Größe der Schülerzahl zu vermehren oder zu vermindern. In den kleinen Lateinschulen fand außer der untersten Stufe, welche wesentlich lesen und schreiben lehrte, nur etwa noch der Unterricht der zweiten und dritten Stufe statt, welcher die lateinische Grammatik umfaßte. Die beiden Oberstufen fügen die Elemente der griechischen Grammatik hinzu, welche an einigen kleinen Proben griechischer Prosa und Poesie eingeübt wird; ferner geben sie einen Elementarkursus in der Dialektik und den mathematischen Disziplinen. Die Substanz des Unterrichts bleibt auch hier die lateinische Sprache, das Ziel ist die Fertigkeit, Latein in Prosa und Versen zu schreiben. Gesang- und Religionsunterricht begleitet den Schüler durch den ganzen Kursus. —

G. Müller hat aus den Visitationsakten ein lehrreiches Bild des kursächsischen Schulwesens, wie es zur Zeit des Erlasses der Schulordnung von 1580 bestand, entworfen. Hiernach hatten 39 Städte eine Schule mit 1 Lehrer, 32 eine Schule mit 2 Lehrern, 14 mit 3, 10 mit 4, 3 (Chemnitz, Neustadt a. d. Orla, Sangerhausen) mit 5, 4 (Annaberg, Dresden, Freiberg, Zwickau) mit 6, 1 (Leipzig) mit 7 Lehrern. Als Lehrertitel kehren, mit allerlei Variationen, wieder: Rektor, Supremus, Kantor, Tertius, Quartus, Infimus oder Baccalaureus, Hypodidascalus, Auditor. Wo nur ein Lehrer ist, ist dieser in der Regel zugleich Kantor, Organist, Stadtschreiber und Küster, treibt wohl auch ein Handwerk daneben; wo zwei Lehrer sind, hangen dem unteren die niederen Dienste an. An den ganz kleinen Schulen werden bloß Katechismus und Lesen und Schreiben gelehrt; an den größeren treten die Elemente des Lateinischen hinzu. Universitätsbildung ist nur bei den Lehrern der größeren und großen Schulen vorauszusetzen; sonst hatten sie meist eine größere Lateinschule, manchmal auch nur eine kleine Stadtschule besucht. Der Wechsel der Lehrer war im ganzen sehr rasch; vielfach ist die Amtsdauer nur 1, 2 Jahre; das ersehnte Ziel ist für alle das Pfarramt.

Nach dem Vorgang Sachsens entstanden allmählich im ganzen protestantischen Deutschland ähnliche Organisationen des Landesschulwesens.

Einige Nachweisungen für die wichtigeren Territorien mögen dem Leser zur Vergegenwärtigung der Dinge dienen.

Am Harz und im Thüringischen folgten alsbald eine ganze Reihe von Klosterschulen oder Schulklöstern, die in verkleinertem Maßstabe die sächsischen Fürstenschulen nachbilden. So wurde das Prämonstratenserkloster Ilfeld in der Grafschaft Stolberg in eine Schule umgewandelt. Der letzte Abt hatte schon eine kleine Anzahl Knaben gehalten und Michael Neander (1525—1595), einen Schüler Melanchthons, zum Lehrer gewonnen; 1550—1590 stand dieser als Rektor und einziger Lehrer dem *coetus* von 30 Schülern vor; erst in den letzten Jahren erhielt er einen Konrektor. Unter harten Kämpfen mit dem großen und kleinen Adel, der nach den Klostergütern die räuberischen Hände ausstreckte, unter Mühsal und Ungemach aller Art, gelang es dem trefflichen Manne doch, die Anstalt nicht nur zu erhalten, sondern zu einer wichtigen Pflanzschule der Humanitätsstudien in Mitteldeutschland zu machen. Man kann nicht ohne Rührung den von ihm selbst gegen Ende seines Lebens geschriebenen Bericht über seine Kämpfe lesen, den Bouterwek im Ilfelder Progr. von 1873 veröffentlicht hat. Zugleich war Neander ein sehr fruchtbarer Schriftsteller.[1] Um dieselbe Zeit wurde auch das Cisterzienserkloster Michaelstein in der Grafschaft Blankenburg zu einer protestantischen Schule umgewandelt. Etwas später folgten die Benediktinerabtei Ilsenburg und das Cisterzienserkloster Walkenried (1557), sowie das Benediktinerkloster Berge bei Magdeburg (1565). Ilfeld hat die Stürme der Zeit allein überdauert. Erhalten sind auch die beiden in säkularisierten Nonnenklöstern errichteten Nachbarschulen Roßleben und Donndorf, jene 1554, diese 1561 eröffnet.[2]

Die Reichsstädte Nordhausen und Goslar, die bischöflichen Städte Magdeburg, Halberstadt, Aschersleben hatten alle schon 1524 oder bald nachher größere protestantische Schulen begründet, meist durch Zusammenlegung älterer Pfarrschulen in verlassene Klöster. In Naumburg wurde 1538 die Domschule reformiert; in Quedlinburg und in Zeitz wurden 1540 und 1542 in den Franziskanerklöstern neue Schulen errichtet und mit Klostergütern dotiert. Der Rat der Reichsstadt Mühlhausen errichtete 1543 im Franziskanerkloster ein

[1] W. Havemann, Mitteilungen aus dem Leben M. Neanders, 1841. Das Verzeichnis der von ihm aufgenommenen Schüler im Ilfelder Programm 1886.

[2] Wiese, Hist. stat. Darstellung, II, 427. Über Walkenried und Michaelstein Volckmar, Gesch. der Klostersch. zu Walkenried. Progr. v. Ilfeld 1857. Die in der folgenden Übersicht gegebenen Daten sind, soweit nicht eine andere Quelle genannt ist, aus dem großen Wieseschen Werk entnommen.

Lyceum. Die Grafen von Mansfeld erweiterten 1546 ihre Schule zu Eisleben durch Zusammenlegung mit anderen und stifteten dabei ein Alumnat. In Blankenburg wurde 1538 im Cisterzienserkloster eine Schule errichtet. In Wernigerode wurde durch Privatstiftung 1550 ein Lyceum begründet. Halle legte 1564 seine drei Pfarrschulen zusammen und brachte die neue Schule im Franziskanerkloster unter. In Erfurt wurde 1561 im Augustinerkloster und aus dessen Gütern ein Pädagogium errichtet, das die Oberstufe zu dem Kursus der Pfarrschulen bieten sollte. Merseburg erhielt 1574 ein mit Klostergütern ausgestattetes und mit einem Alumnat verbundenes Gymnasium. Die Grafschaft Henneberg hatte seit 1545 im Minoritenkloster in Schleusingen eine Schule, sie wurde 1577 zur Landesschule erweitert und mit einem Alumnat für 30 Knaben verbunden. Für das Fürstentum Anhalt wurde 1582 eine Landesschule zu Zerbst begründet, durch Zusammenlegung zweier älterer Schulen, von denen die eine 1525 im Johanniskloster unter dem humanistischen Rektor Stephan Roth errichtet worden war (Sintenis, Progr. 1853). Für die reußischen Besitztümer wurde zu Gera 1608 ein Gymnasium errichtet.

In den thüringischen Herzogtümern, welche der ernestinischen Linie geblieben waren, bestanden größere Schulen in Altenburg, Weimar, Gotha, Eisenach, Koburg. Besonders Joh. Casimir (1575—1633), der selbst in Leipzig eine gelehrte Bildung empfangen hatte, ließ sich die Förderung des Schulwesens angelegen sein. Die Gothaer Schule, welche 1524 im dortigen Augustinerkloster von Fr. Myconius eingerichtet, 1544 mit einem Konvikt ausgestattet war, erweiterte er zu einem sechsklassigen Gymnasium (Schulze, 63ff.). In Koburg gründete er 1605 eine Landesschule, „gleichsam ein *medium* oder Mittel zwischen anderen gemeinen Trivial- und hohen Schulen“, welche seinen Theologen die Universität ersetzen sollte. Ein Konviktorium für 24 Landeskinder wurde eingerichtet. Der Unterricht sollte alle Fakultätswissenschaften umfassen. In der Theologie wird vorgeschrieben *compendium locorum Hutteri*, wobei auch die *controversiae* expliziert und der *adversariorum sophismata, quae Auditores et novisse et solvisse fas est, logice et theologice* aufgelöst werden sollen. *Huic lectioni ancilletur enarratio alicujus epistolae Paulinae.* In der Jurisprudenz sollen die Institutionen vorgetragen, besonders auch *doctrina de gradibus* behandelt werden, als welche für das Verständnis des Titels *de nuptiis* unentbehrlich sei. Unter der Überschrift Medizin wird Melanchthons Büchlein *de anima* vorgeschrieben, das eben außer der Psychologie auch das Notwendigste aus der Anatomie und Physiologie enthält; außerdem Botanik. In der Philosophie sollen Physik

ex fontibus Aristotelicis Graecis, die Anfangsgründe der Geometrie und Astronomie, Metaphysik, Ethik, Politik, Ökonomik, *sepositis diffusis commentariis,* vorgetragen werden. In *disciplinis instrumentariis* Dialektik, Rhetorik, Poetik, mit Beispielen und Imitationsübung. Geschichte und Geographie, wesentlich nach SLEIDANUS' *de quattuor Monarchiis.* Hebräisch aus der Grammatik und der Bibel, Griechisch aus dem N. T. und Nonnus, Latein aus Cicero und Virgil. Wöchentlich finden Disputationen und Deklamationen statt, letztere in Prosa und in Versen, Hebräisch, Griechisch, Lateinisch. Unter den allgemeinen Vorschriften kommt auch die vor, daß die Schüler auch im Vortrag in der Muttersprache geübt werden sollen, nach dem Vorgang benachbarter Völker, welche gebildeter *(politiores)* sind und die heimische Sprache pflegen (VORMBAUM, II, 1ff.). Der Einfluß einer neuen Zeit wird hierin sichtbar.

Der Graf von Schwarzburg errichtete 1539 im Franziskanerkloster zu Arnstadt ein Pädagogium, mit dem später (1589) die lateinische Stadtschule vereinigt wurde (KROSCHEL, Progr. 1890/91).

Im Hessischen wurde gleichzeitig mit dem Pädagogium, das als Landesschule mit der Universität in Marburg verbunden war, das Cyriakskloster zu Eschwege in eine Schule umgewandelt (1527). Auf Betreiben des Landgrafen wurde 1539 in Kassel durch Zusammenlegung der drei alten Lateinschulen eine große Stadtschule eingerichtet; ihr erster Rektor war A. NIGIDIUS, vorher und wieder nachher Rektor des Marburger Pädagogiums. Die Bürgerschaft war übrigens mit der Änderung nicht eben sehr zufrieden, sie beschwerte sich über die hohen Lektionen (WEBER, Kasseler Gelehrtenschule, S. 20ff.). 1570 gründete der Abt von Hersfeld ein Pädagogium mit Alumnat für 20 Knaben. Die Benediktinerabtei Schlüchtern war schon früher in eine Klosterschule verwandelt worden. Für die Grafschaft Hanau wurde 1607 eine Landesschule zu Hanau mit vier Klassen und vier Professuren für die Fakultätswissenschaften errichtet. Die Teilung der hessischen Länder führte im Jahre 1605 die Begründung eines Pädagogiums zu Gießen durch die darmstädtische Linie herbei, mit der Bestimmung, eine Pflanzstätte des reinen Luthertums gegenüber dem calvinisch gewordenen Marburg zu sein. Schon nach zwei Jahren erhielt das Pädagogium die Universitätsprivilegien (THOLUCK, II, 34ff.). 1629 wurde zu Darmstadt ein Pädagogium, und 1610 zu Stadthagen aus den Einkünften des Cisterzienserklosters zu Rinteln für die Grafschaft Schaumburg ein akademisches Gymnasium begründet, welches letztere aber 1621 nach Rinteln verlegt und zur Universität erhoben wurde (THOLUCK, II, 95). — Eine Landesschulordnung für Hessen-Kassel erließ Landgraf

Moritz im Jahre 1618 (Vormbaum, II, 177). Sie trägt schon die Spuren einer neuen Zeit, insofern sie pädagogische Grundsätze des Ratichius in ihrer Didaktik verwertet. Im Jahre 1656 wurde sie erneuert und verbessert herausgegeben. Eine im Jahre 1655 abgehaltene Visitation zeigt den statistischen Bestand, er wird auch für das 16. Jahrhundert im ganzen gelten. Es gab im ganzen Niederhessen 30 Lateinschulen. Darunter waren fünf größere (Kassel, Eschwege, Hersfeld, Ziegenhain, Hofgeismar) mit fünf und mehr Lateinklassen, und mit drei oder vier Lehrern, eine (Kassel) hat sieben Lehrer. Von den übrigen hatten zwei je drei Lehrer, elf je zwei Lehrer, zwölf nur einen. Griechisch wurde, so viel ersichtlich ist, gar nicht gelehrt an neun, die ersten Elemente an sechzehn, in etwas weiterem Umfang an den fünf großen Schulen.[1]

Ein Landesgymnasium für die Grafschaft Waldeck wurde 1579 zu Korbach im Franziskanerkloster gegründet und mit Klostergütern dotiert.

Im Nassauischen wurde 1540 zu Weilburg aus Stiftsgütern eine Landesschule errichtet. 1543 folgte Wiesbaden. 1596 wurde in Idstein mit den Gütern von zwei säkularisierten Klöstern ein Pädagogium fundiert. Ein akademisches Gymnasium reformierter Konfession wurde in Herborn 1584 begründet; es wurden Fakultätsvorlesungen von acht Professoren gehalten (Tholuck, II, 303). — In Saarbrück gründeten die nassauischen Grafen um 1580 eine Schule, die 1604 erweitert, mit Stiftsgütern dotiert und zur Landesschule für die Grafschaft Saarbrück erhoben wurde. Die Grafen von Ysenburg errichteten eine Landesschule zu Büdingen 1601.

Die Reichsstadt Frankfurt berief, nachdem sie nach langem Zögern dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten war, 1537 den Micyllus zum zweitenmal als Rektor; 1542 wurde die Schule in das Franziskanerkloster verlegt. Des Micyllus Plan eines fünfklassigen Gymnasiums scheint erst nach und nach verwirklicht worden zu sein (Classen, Micyllus, C. 9). Wetzlar errichtete 1555 im Franziskanerkloster eine große Schule. Worms hatte schon seit 1527 eine protestantische Schule, Speier errichtete 1538 ein Gymnasium, welches gegen Ende des Jahrhunderts zu einem akademischen sich erweiterte (Bavaria, IV, 2, 515).

In Süddeutschland waren die Reichsstädte in der Begründung evangelischer Gelehrtenschulen vorangegangen. Der Nürnbergischen Poetenschule von 1526 ist schon gedacht worden. An ihrer

[1] Heppe, Beiträge zur Gesch. u. Statistik des hess. Schulw. im 17. Jahrh., Kassel 1850.

Stelle wurde 1575 eine Landesschule für die Stadt und ihr ansehnliches Gebiet zu Altdorf errichtet; Camerarius hatte seinen Rat dazu gegeben. Die Schule hatte vier Klassen mit ebenso vielen Klassenlehrern und fünf öffentliche Lekturen. Den Elementarunterricht setzte sie voraus, er blieb den alten Nürnberger Pfarrschulen. 1578 erhielt die Anstalt durch kaiserliches Privileg das Recht, Baccalarien und Magister der Philosophie zu kreieren; 1622 wurde sie zur Universität erhoben, erhielt jedoch erst 1696 das Recht, die theologische Doktorwürde zu verleihen. Das Gymnasium aber wurde 1633, weil es neben der Universität nicht gedieh, wieder nach Nürnberg in das Egidienkloster zurückverlegt (Will, Gesch. der Univ. Altdorf, 1795. Die Statuten bei Vormbaum, I, 606 ff.).

Augsburg hatte 1531 im St. Annenkloster eine protestantische Gelehrtenschule errichtet. Auch sie hatte mit der Ungunst der Zeiten zu kämpfen. Seit 1557 war ihr Rektor der berühmte Gräcist Hieron. Wolf. Ein Lektionsplan Wolfs vom Jahre 1576 zählt neun Klassen, an welche sich ein *auditorium publicum* anschloß. Im Jahre 1582 wurde aus Privatmitteln ein Konvikt für 32 Stipendiaten eingerichtet, den Anstoß dazu gab die 1580 erfolgte Begründung eines Jesuitengymnasiums (Bavaria, II, 2, 945 ff. Die wichtigsten Schulorganisationsschriften Wolfs bei Vormbaum, I, 467).

In Ulm wurde die dreisprachige humanistische Lehranstalt im Jahre 1531 ins Franziskanerkloster verlegt; die Schulordnung aus diesem Jahr bei Pfaff, 49 ff. Unter den fränkischen und schwäbischen Städten hatten ferner Rothenburg, Windsheim, Hall, Heilbronn, Eßlingen, Isny, Kempten, Memmingen ansehnliche humanistisch-protestantische Schulen, meist in Franziskanerklöstern, worüber man genaueres bei Pfaff und in der Bavaria nachsehen mag. Bemerkenswert erscheint noch folgende Stiftung. Im Jahre 1534 traten die vier Reichsstädte Konstanz, Lindau, Biberach und Isny einer von den Brüdern Bufler begründeten Stipendienstiftung bei, jede gab 30 fl. und ebensoviel die Brüder für jede Stadt. Hierfür sollten beständig zwei Knaben aus jeder Stadt bei der Lehre auf einer Schule erhalten werden. Noch in demselben Jahre wurden die ersten Knaben auf dem Rhein gen Straßburg gefertigt (Lender, Beiträge zur Gesch. der Studien in Konstanz, S. 37).

Unter den süddeutschen Territorien, welche die Reformation durchführten, waren Württemberg, die fränkischen Fürstentümer und die Kur- und Oberpfalz die bedeutendsten.

In Württemberg kam die Begründung eines gelehrten Landesschulwesens durch die in der Kirchenordnung Herzog Christophs vom

Jahre 1559 enthaltene Schulordnung zum Abschluß.[1] Auch hier wurden die Klöster in Gelehrtenschulen umgewandelt. Die Verwandlung geschah übrigens nicht plötzlich, sondern durch eine Reihe natürlicher Übergangsstufen. Schon Herzog Ulrich hatte bei Einführung der Reformation eine Klosterordnung erlassen: „des Gesangs und äußerlichen Gebets sei bisher zu viel gewesen und der Geist damit gar überschüttet worden“; daher ein christlicher und gelehrter Mann bestellt werden solle, der diese Übungen reformiere. Das Singen soll auf dreimal täglich zwei bis drei Psalmen, deutsch oder lateinisch, beschränkt werden, dafür aber jedesmal eine Predigt oder Lektion aus der heil. Schrift, vormittags aus dem A. T., nachmittags aus dem N. T., zwei Kapitel aufs wenigste, und zwar der Reihe nach, sich anschließen. Um 12 Uhr aber sollen die Jungen und welche Lust dazu haben in *bonis litteris* und anderen freien Künsten unterrichtet werden. Außerdem sollen alle arbeiten, was sie können, schreiben, Bücher binden, Körbe oder Sessel flechten u. s. f., „damit der Teufel sie zu ärgern desto minder vermag“. Eine neue Klosterordnung, von Joh. Brenz 1556 verfaßt, ließ zwar die Klosterverfassung und -verwaltung im wesentlichen bestehen, ordnete aber für jedes der dreizehn Mannsklöster, zwei Präzeptoren, welche die Novizen, die übrigens nicht mehr mit Gelübden beschwert werden sollten, in der *doctrina Christiana* und den guten Künsten unterrichteten. — Vollendet wurde die Verwandlung in Schulen durch die Kirchenordnung von 1559. Die Aufgabe der Klöster ist nunmehr, junge Leute, die zum geistlichen Stand sich eignen, aufzunehmen und zu unterrichten, bis jedesmal im Tübinger Stift Stellen offen werden.

Das gesamte Landesschulwesen stellt sich nach dieser Ordnung in folgender Weise dar. In jeder Stadt, jedem Flecken, soll eine Lateinschule sein, nach Gelegenheit des Orts mit einem oder mehreren Lehrern; gelehrt wird in jeder außer den elementaren Fertigkeiten die lateinische Sprache. Zwischen den Lateinschulen und der Universität stehen das Pädagogium zu Stuttgart und die Klosterschulen. Jenes ist ein vollständiges Gymnasium, sein Kursus führt durch fünf Stufen oder Klassen von den Anfängen bis zur Universität. Die Klosterschulen setzen den Elementarunterricht der Lateinschule voraus;

[1] Die Schulordnung, eine der wichtigsten und am meisten nachgebildeten des 16. Jahrhunderts, bei Vormbaum, I, 68—165. Über die Klosterschulen Dorn in Schmids Encyklopädie, IV, 71 ff., auch Pfaff, Geschichte des gelehrten Unterr. in Württemberg, S. 64 ff. Die Vorgeschichte der Klosterreform bei Bäumlein im Progr. von Maulbronn 1859. Vgl. Hartmann u. Jäger, J. Brenz, 2 Bde. (1842), II, 299 ff.

sie können natürlich nicht Kinder, sondern erst Knaben, etwa im Alter von 12—15 Jahren, aufnehmen. Eine Prüfung vor der Stuttgarter Kirchen- und Schulbehörde (das später sogenannte Landexamen) entscheidet über die Aufnahme der Bewerber, Mittellosigkeit ist regelmäßig Voraussetzung. Die Dauer des Aufenthalts ist nicht fest bestimmt, ebenso wenig die Zahl der Novizen. Unterschieden werden niedere und höhere Klosterschulen, erstere Grammatistenklöster genannt. Die Zahl der Klosterschulen wurde übrigens noch im Lauf des 16. Jahrhunderts auf vier, zwei niedere und zwei höhere, herabgesetzt. Auf den Kursus im Kloster folgt dann der philosophisch-theologische Kursus auf der Landesuniversität und endlich die Verwendung im Kirchen- und Schuldienst. — Die Aufsicht über das ganze Schulwesen führten die Pädagogiarchen (Rektoren) zu Stuttgart und Tübingen.

Man sieht, die Organisation gleicht im ganzen durchaus der sächsischen; wie hier die drei Fürstenschulen, so haben in Württemberg neben dem Stuttgarter Pädagogium die vier Klosterschulen (zu Adelberg, später zu Hirsau und seit 1715 zu Denkendorf, Blaubeuren, Bebenhausen und Maulbronn) bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts das Bedürfnis eines gelehrten Vorbereitungsunterrichts größtenteils bestritten. Schullehrer und Geistliche erhielten zum großen Teil in den Klöstern, die übrigen gelehrten Berufe in dem Pädagogium ihre Schulbildung. Auch Lebensordnungen und Disziplin sind ähnlich, nur noch etwas klösterlicher; vier tägliche Andachtsübungen werden vorgeschrieben und die Lehrer zum Cölibat verpflichtet. Es hängt das damit zusammen, daß nur solche aufgenommen wurden, welche Theologen zu werden sich verpflichteten, während die Fürstenschulen auch künftige Juristen und Mediziner nicht ausschlossen. Die Ursache dieser Verschiedenheit ist übrigens wohl nicht so sehr in einer Verschiedenheit der Ansichten zu suchen, als in dem Umstand, daß die Vergebung der Stellen in den Fürstenschulen zum großen Teil dem Adel und den Städten hatte überlassen werden müssen.

Die wesentlichen Bestimmungen über den Unterricht sind oben aus der kursächsischen Ordnung, welche sie aus der württembergischen übernahm, mitgeteilt worden. Hier mögen noch ein paar statistische Daten, welche Pfaff (68, 77) mitteilt, Platz finden. Im Jahre 1604 bestanden im Herzogtum Württemberg (mit 160 Quadratmeilen) außer den Klosterschulen und den beiden Pädagogien in Stuttgart und Tübingen 47 lateinische Schulen mit 47 Präzeptoren und 28 Kollaboratoren. Um 1590 wurden in denselben ungefähr 2400 Schüler gezählt. Das Stuttgarter Pädagogium hatte in sechs Klassen etwa 300 Schüler und sieben Lehrer. In den Klosterschulen waren im Jahre 1570 219 Zöglinge,

davon 82 in den oberen. Davon sollten, nach dem Landtagsabschied von 1565, jährlich 50 in das Stipendium zu Tübingen befördert werden. Wie stabil die Verhältnisse während der folgenden zwei Jahrhunderte blieben, zeigt eine statistische Notiz bei Klaiber (S. 117), nach welcher am Ende des 18. Jahrhunderts auf demselben Gebiet 55 lateinische Schulen mit 99 Lehrern und 2080 Schülern gezählt wurden. Der Bestand der höheren Schulen war unverändert.

Kurpfalz errichtete, wie schon oben (S. 239) erwähnt ist, ein Pädagogium zu Heidelberg, mit Alumnat für 40 Knaben; ein säkularisiertes Chorherrenstift bot die Mittel (Hautz, Neckarschule, S. 33ff.; die Ordnung bei Vormbaum, I, 178ff.). — Durch einen jüngeren Bruder des Kurfürsten wurde 1578 in Neustadt a. d. Haardt ein Pädagogium begründet, zunächst in der Absicht, dem reformierten Bekenntnis, welches durch den lutherisch gesinnten Kurfürsten in Heidelberg unterdrückt wurde, eine Zuflucht zu eröffnen; es funktionierte zuerst auch als Hochschule, seitdem die Kurpfalz zum reformierten Bekenntnis zurückkehrte, als Gymnasium (Hautz, Heidelberg, II, 112ff.). Für das Fürstentum Zweibrücken wurde 1559 ein Gymnasium im Kloster Hornbach mit Konvikt für 48 Stipendiaten, eröffnet; 1574 wurde es nach dem Muster der Straßburger Anstalt erweitert (Bavaria, IV, 2, 514). Auch zu Trarbach (1572) und Kreuznach wurden größere Schulen aus Kirchengütern begründet (Wiese, I, 391 ff.). In der Grafschaft Leiningen wurde das Kloster Höningen zur Klosterschule für 30 Knaben umgestaltet.

In der Oberpfalz wurde 1555 zu Amberg im Franziskanerkloster ein Gymnasium errichtet, mit sieben Lehrern; die Zahl der fürstlichen Stipendiaten wurde 1566 auf 50 gebracht (Rixner, Gesch. der Studien-Anstalt zu Amberg, S. 3ff.). Für Pfalz-Neuburg wurde die Schule zu Lauingen im Jahre 1565 zu einem akademischen Gymnasium erweitert: an die dreiklassige Lateinschule schloß sich das vierklassige Gymnasium und endlich das *auditorium publicum* mit Vorlesungen aus allen Fakultätswissenschaften. Der Straßburger Rektor Sturm hatte den Plan entworfen (Vormbaum, I, 723ff.). Zwei Klöster nahmen die neuen Anstalten und das zugehörige Alumnat auf. Eine ähnliche, doch weniger weitgehende Anstalt, mit einem Konvikt für 24 Knaben, bestand seit 1556 zu Neuburg (Bavaria, II, 2, 955).

Den Abschluß der Organisation des kurpfälzischen gelehrten Schulwesens bildet die Schulordnung von 1615, welche bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Geltung blieb (Vormbaum, II, 135—177). Sie enthält sehr sorgfältig ausgearbeitete Schulpläne für die drei großen Schulen der Rheinpfalz zu Heidelberg, Neustadt und Neuhausen (bei

Worms, gestiftet 1565). In der achtklassigen Schule zu Heidelberg wird Griechisch in den fünf obersten Klassen getrieben. Bemerkenswert ist, daß in der obersten Klasse hier schon neben Homer Nonnus, neben Demosthenes Basilius als Lektüre genannt wird.

Die Markgrafschaft Baden, die schon 1536 eine evangelische Schulordnung erlassen hatte (Vormbaum, I, 30f.), errichtete 1586 zu Durlach eine Landesschule nach dem Lauinger Muster, mit sich anschließendem philosophisch-theologischem Kursus; sie ist später (1724) nach Karlsruhe verlegt worden (Vierordt, Gesch. des Karlsr. Gymn.). Eine ansehnliche Schule war auch zu Pforzheim.

In den fränkischen Fürstentümern wurde eine protestantische Schule zu Ansbach im St. Gumbrechtstift errichtet, 1529; sie hatte bald sechs Klassen und lehrte Sprachen und Theologie; auch ein *contubernium pauperum* für 10, bald 21 arme Knaben, auf Klostereinkünfte fundiert, wurde damit verbunden. 1737 wurde sie zum *Gymn. illustre* erhoben (Schiller, Programme 1873, 1875, 1879). Zu Hof wurde 1543 ein Gymnasium im Franziskanerkloster eingerichtet und mit Stipendien ausgestattet. Auch zu Baireuth bestand eine größere Schule, die später (1664) ebenfalls zu einem *Gymn. illustre* erhoben wurde (Fries, Progr. 1863). Endlich ist noch die Klosterschule zu Heilsbronn bemerkenswert.[1] Schon in den 30er Jahren war hier vom Abt eine kleine Schule eingerichtet worden. Nachdem das Kloster, das lange Zeit zwischen der alten und der neuen Lehre lavierend seine Selbständigkeit gegen die Begehrlichkeit der Markgrafen sich erhalten hatte, endlich doch an Ansbach gefallen war, errichtete Georg Friedrich im Jahre 1582 darin eine Fürstenschule mit vier Lehrern und 100 Schülern. Die letzteren sollen Landeskinder, bei der Aufnahme 12—16 Jahre alt sein, ein gutes *ingenium* und einige Kenntnisse im Lateinischen besitzen. Vor allem sollen Kinder armer Kirchen- und Schuldiener, sowie anderer um die Herrschaft wohlverdienter Leute Aufnahme finden. Der Lektionsplan zeigt die übliche Anlage. Die unterste Klasse soll der vierten Klasse der Partikularschule zu Ansbach entsprechen; Grammatik, Rhetorik, Dialektik, mit Disputationen und Deklamationen, und die Elemente des Griechischen, erfüllen den Kursus der drei unteren Klassen. In der obersten soll mit dem Studium der Theologie und des Hebräischen ein Anfang gemacht werden: Melanchthons *loci* und das *examen ordinandorum* machen den Beschluß, „zur Vorbereitung auf das Schulhalten und Predigen". Es sollen nämlich die Schüler am Ende des

[1] G. Muck, Gesch. des Klosters Heilsbronn. 3 Bde. 1879. Ein für die Geschichte des 16. Jahrhunderts in mancher Hinsicht lehrreiches Werk. Die Schulgeschichte im 3. Bd.

Kursus vor die dazu verordneten *examinatores* beschieden werden, und wofern sie also qualifiziert, auch des Alters befunden, zu erledigten Kirchen- oder Schuldiensten gebraucht werden. Andere aber, die dazu geschickt und tauglich sind, sollen die Examinatoren auf Universitäten deputieren. Es werden hierfür 1000 fl. ausgesetzt, zu 20 Stipendien von 50 fl., unter denen 10 auf das Studium in Jurisprudenz und Medizin kommen mögen. Wittenberg ist die bevorzugte Universität. — Die Schule wurde 1631 durch den Krieg zerstreut, und erst 1655 wieder aufgerichtet, aber nur mit zwei Klassen und 48 Schülern. 1737 wurde sie aufgehoben, die Schüler wurden in Ansbach und Baireuth untergebracht.

Die benachbarten Grafen von Wertheim machten aus dem Cisterzienserkloster Bronnbach ein Pädagogium für 20 Knaben (Wertheimer Progr. 1876). —

Die Übersicht über die Entwicklung des protestantischen Gelehrtenschulwesens in Mittel- und Süddeutschland lasse ich Norddeutschland folgen, vom Westen beginnend.

Von dem Erzbischof Hermann v. Wied wurde im Jahre 1543 eine reformierte Kirchenordnung für das Erzstift Köln erlassen; das Schulwesen sollte seinen Abschluß in einem akademischen Gymnasium zu Bonn finden. Wenngleich die Sache scheiterte, so hat doch der Entwurf, an dessen Abfassung Melanchthon und Bucer beteiligt waren, Interesse. Es sollen sieben Lektoren sein, darunter zwei Theologen, ein Jurist, vier Artisten. Unter letzteren soll der *dialecticus* außer der Dialektik auch Griechisch lehren und gelegentlich eine logische Schrift des Aristoteles griechisch vorlegen; der *rhetoricus* soll die *praecepta rhetorica* lehren und Quintilian und Cicero interpretieren, daneben die Moral vortragen und hierzu *officia Ciceronis* und *ethicorum Aristotelis* die ersten fünf Bücher griechisch erklären. Zu diesen kommen noch ein *grammaticus* und ein *physicus* (Vormbaum, I, 408 ff.).

In den jülich-cleveschen Ländern finden wir größere Gelehrtenschulen zu Düsseldorf, 1545 von dem Herzog Wilhelm IV. als Landesschule für das Herzogtum Berg begründet (1621, nach dem Aussterben des Fürstenhauses, den Jesuiten übergeben), und zu Duisburg, 1559 als *gymnasium linguarum et philosophiae* von der Stadt errichtet. Aus letzterem, welches übrigens von Anfang an *auditores publici* von den Schülern unterschied, ging 1655 die reformierte Universität hervor. Über die Stellung der neuen Schule innerhalb des gelehrten Unterrichtswesens überhaupt spricht sich die Einladungsschrift, welche der Rat veröffentlichte, so aus: In unserer Zeit giebt es drei Stufen der Studien; die erste ist die Stufe der Grammatik, welche die

Grundlage der übrigen Wissenschaften bildet; die dritte Stufe umfaßt die drei hohen Fakultäten, in welchen das Ziel aller Studien beschlossen ist. Dazwischen liegt eine mittlere Stufe, welche einerseits jene grammatischen Studien zur Vollendung bringt, andererseits für die Fakultätsstudien den Weg bereitet. Wir haben für uns diese mittlere Stufe gewählt, auf der wir teils durch genauere Kenntnis der Sprachen, teils durch Behandlung der Teile der Philosophie, als Dialektik, Rhetorik, Topik, Analytik, Mathematik oder Geographie den Kursus vollenden werden (Köhnen, Gesch. d. D. Gymn. Progr. 1850, S. 8). In Dortmund war schon 1543, vor Durchführung der Reformation, ein Gymnasium errichtet worden, an dem ebenfalls Theologie, Jurisprudenz und Philosophie, außer den Schulwissenschaften, gelehrt wurden. Es wurde mit der Stadt 1562 protestantisch.[1] Die große Schule zu Wesel, 1545 mit sieben Klassen eingerichtet, wurde 1613 zu einem akademischen Gymnasium mit *scholares classici* und *auditores publici* erweitert und ihr das Beguinenhaus mit anderen kirchlichen Einkünften überwiesen. Eine ansehnliche Stadtschule war auch zu Emmerich, wenngleich die 2000 Schüler um 1550 wohl zum Teil durch die humanistische Beredsamkeit erzeugt sind. Endlich wurde 1571 zu Jülich eine Gelehrtenschule gegründet (Kuhl, Gesch. des früheren Gymn. zu Jülich, 1891).

In der Reichsstadt Soest hatte der Rat 1534 eine gelehrte Schule errichtet, für welche später der Name Archigymnasium üblich wurde. Die Grafschaft Ravensberg besaß große Schulen zu Herford im Augustinerkloster (seit 1540) und zu Bielefeld. Minden, Osnabrück und Münster errichteten ebenfalls protestantische Schulen; Minden 1530 im Dominikanerkloster, Osnabrück 1543 und Münster 1533 in Franziskanerklöstern. Die letzteren beiden gingen jedoch bald wieder ein; doch wurde zu Osnabrück 1595 wieder ein protestantisches Ratsgymnasium eröffnet. Im Lippeschen wurde ein städtisches Gymnasium zu Lemgo 1583, eine Landesschule zu Detmold 1602, zu Bückeburg 1614 errichtet.

Akademische Gymnasien nach dem Straßburger Zuschnitt für das reformierte Bekenntnis entstanden gegen Ende des Jahrhunderts noch zu Mörs 1582 für die gleichnamige Grafschaft, zu Burgsteinfurt 1588 für die Grafschaften Bentheim-Tecklenburg und zu Bremen 1584. Hier wurde die 1528 im Katharinenkloster eingerichtete Schule, der Euricius Cordus, nachdem er im Unfrieden von Marburg geschieden

[1] Döring, J. Lambach und das Gymnas. zu Dortmund 1543—1582 (1875); die Schrift enthält auch über die benachbarten Schulen manche Nachrichten.

war, kurze Zeit bis zu seinem Tode (1535) vorgestanden hatte, so vergrößert, daß sie einer kleinen Universität nicht nachstand (Ritz, Gesch. des Bremer Schulw. 1881). In Verden wurde 1578 die Domschule als protestantische Schule mit vier Klassen eingerichtet; die Schule im Augustinerkloster zu Stade war schon länger umgewandelt. Die Grafschaft Oldenburg erhielt 1573 eine Kirchen- und Schulordnung und zu Oldenburg eine größere Schule (Meinardus' Festschr. 1878). In der Grafschaft Ostfriesland bestanden größere Schulen zu Emden und Norden, letztere 1567 von den Grafen begründet und 1631 als *paedagogium illustre* konstituiert (Babucke, Gesch. der Ulrichsschule zu Norden, 1877).

Im braunschweig-wolfenbüttelschen Lande unternahm Herzog Julius bei der zweiten Reformation des Gebiets zugleich die Organisation eines Landesschulwesens nach dem Muster seines Vetters Christoph von Württemberg. Seine Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1569 ist der württembergischen nachgebildet. Sechs Klöster (Marienthal, Amelungsborn, Ringelheim, Riddagshausen, Riechenberg und Grauhof bei Goslar) wurden zu Grammatistenschulen eingerichtet und im Franziskanerkloster zu Gandersheim ein Pädagogium begründet. Letzteres wurde 1571 eröffnet, aber bald nach Helmstedt verlegt, wo es sich zur Universität erweiterte. — Große Schulen bestanden außerdem in Braunschweig und Wolfenbüttel.[1]

In Göttingen hatte der Rat 1542 im Dominikanerkloster ein Pädagogium errichtet, das mit Kalandsgütern ausgestattet wurde. Indessen ging es bald unter dem Einfluß theologischer Streitigkeiten zu Grunde und wurde erst 1586 neu eröffnet, unter Henr. Petreus, einem Schüler Neanders. Nach dem Straßburger Muster wurde auf die Lateinschule das Pädagogium mit drei Klassen aufgebaut; es wurden darin, außer den drei Sprachen und den philosophischen Wissenschaften, auch theologische und juristische Vorlesungen gehalten, nicht minder finden Deklamationen, Disputationen und dramatische Aufführungen statt. Das Ziel der Ausbildung wird von dem Pädagogiarchen Petreus so bezeichnet: *δύναμις ἑρμηνευτική i. e. sermonis emendati, probabilis ornati facultas, σύνεσις φυσικὴ πολιτικὴ καὶ θεολογική, i. e. rerum physicarum ethicarumque et divinarum cognitio, cum religiosa pietate vitaeque honestate conjuncta* (Pannenborg, Progr. 1886). In den beiden anderen welfischen Herzogtümern hatten Hannover und Lüneburg große Schulen; sie waren von Urbanus Rhegius, welchen Herzog Ernst

[1] Über die Entwickelung des Schulwesens im Braunschweigischen giebt jetzt Koldewey, Br. Schulordnungen (Mon. Paed. I u. VIII) eingehendste Belehrung.

vom Augsburger Reichstag als Hofprediger mitgebracht hatte, mit Schulordnungen versehen worden (die hannoversche von 1536 bei Vormbaum, I, 32, die lüneburgische im Programm des dortigen Johanneums, 1881). Beide Schulen hatten um 1577 sieben Lehrer.

Für die Herzogtümer Schleswig und Holstein hatte schon die Bugenhagensche Kirchen- und Schulordnung vom Jahre 1542 eine Landesschule zu Schleswig in Aussicht genommen; sie sollte die Oberstufe zu dem Kursus der kleinen Lateinschulen bieten. Die Güter des Domstifts sollten in der Art für ihre Unterhaltung verwendet werden, daß die drei ersten Lehrer, zwei *magistri artium* und ein gelehrter *musicus,* Domherren sein sollten. Mit noch vier Unterlehrern *(paedagogi)* sollten dieselben in fünf Abteilungen (und drei Lektorien) einen Unterricht, wie in der Hamburger und Lübecker Schule, erteilen. Die Sache blieb aber vorläufig größtenteils auf dem Papier. Im Jahre 1566 wurde ein neuer Anlauf genommen. Herzog Adolf gründete neben der Domschule ein *paedagogium publicum,* welches den Besuch auswärtiger Universitäten zu ersetzen bestimmt war. Nach dem Lektionsverzeichnis von 1566 lasen elf Lehrer 15 Vorlesungen über alle Fakultätswissenschaften, besonders über die philosophischen und theologischen Disziplinen. Aber auch diese Anstalt konnte nicht zu Kräften kommen und ging in den 80er Jahren wieder ein (Sach, Schleswiger Progr. 1873). Im Jahre 1566 wurde auch zu Flensburg durch Privatstiftung eines ehemaligen Franziskaners, Lütje Nommen, ein *gymnasium trilingue* fundiert: 3 Lektoren sollten in dem von ihm erbauten Kollegium mit je 100 fl. Einkommen unterhalten werden und jeder wöchentlich zwei Stunden, der eine hebräische Grammatik und A. T., der zweite griechische Grammatik und N. T., der dritte Theologie, nach der Auslegung der Lehrer der allgemeinen christlichen Kirche, öffentlich lesen. Es scheint aber hierzu nicht gekommen zu sein, die Stadt bemächtigte sich der Stiftung und der Einkünfte noch bei Lebzeiten des Fundators und unterhielt davon die Lateinschule, nicht zu seiner Freude. Der sechste Rektor, P. Sperling, ein Schüler Sturms in Straßburg, organisierte seit 1586 die Schule, die bald durch eine neue Privatstiftung bedeutende Mittel erlangte, nach dem Straßburger Vorbild, mit sechs Klassen, in welcher Gestalt sie bis ins 19. Jahrhundert bestanden hat.[1] Ebenfalls im Jahre 1566 wurde das Kloster Bordesholm zum Pädagogium eingerichtet, für zwölf arme Freischüler und 16 Alumnen; nach Beendigung des Kursus sollten dieselben nach Gutbefinden drei Jahre auf der Universität zu Rostock

[1] O. M. Brasch, *Flensborg Latinskole Historie.*

unterhalten werden. Die Schule bestand bis zur Gründung der Kieler Universität (1665), wozu auch ihre Güter verwendet wurden (Jessen, S. 136ff.). Protestantische Gelehrtenschulen waren schon früher zu Husum (1527) und zu Meldorf (1540) als Landesschulen für Nordfriesland und Ditmarschen gegründet. Ältere größere Schulen bestanden zu Kiel, Eutin, Hadersleben.

Die mecklenburgischen Länder erhielten 1552 eine von Aurifaber verfaßte und von Melanchthon begutachtete Kirchen- und Schulordnung (Vormbaum, I, 59ff.). Sie betont, „daß nicht allein Kinderschulen, darin man die lateinische Grammatik und den Katechismus lernt, nötig sind; sondern man muß auch die Sprachen, ebräische und griechische erhalten, *item* für die Erwachsenen der Propheten und Apostel Schrift auslegen, *item Historica* und *Mathematica* zum Kalender wissen.“ Für diese Zwecke begründete Herzog Johann Albrecht, ein großer Gönner der schönen Wissenschaften, der mit den namhaftesten Humanisten Deutschlands lateinische Briefe wechselte, so daß Schwerin ein zweites Florenz genannt wurde, zu Schwerin im Jahre 1553 eine Fürstenschule und berief für sie den Dabercusius aus Meißen (Wex, Progr. Schwerin 1853). Ferner gelang es ihm in Güstrow und Parchim durch Vereinigung der älteren Schulen und Ausstattung mit Kirchengütern größere Schulen zu Stande zu bringen. Wismar hatte 1541 im Franziskanerkloster die alten Pfarrschulen vereinigt, Rostock schon 1534, doch fand die definitive Konstituierung der großen Stadtschule erst 1580 statt. Eine größere Stadtschule bestand auch zu Neubrandenburg (Schulordnung von 1553 bei Vormbaum, I, 431ff.).[1]

In Pommern drang die Reformation seit dem Tode Herzog Georgs I. 1531 durch. 1535 kam die von Bugenhagen verfaßte Kirchenordnung zur Annahme. Zu Stettin[2] wurden zwei große Schulen errichtet: die alte Ratsschule wurde 1540 in dem verlassenen Karmeliterkloster untergebracht, die fünf Klassen erhielten in der Kirche durch niedrige Holzverschläge getrennte Plätze. An Stelle der alten Domschule wurde 1543 eine Landesschule gegründet und mit Einkünften aus den beiden Stiften versehen. Zu zwei älteren Stiftungen für je 24 arme Knaben, die zur Schule und zum Kirchendienst gehalten worden waren, kam ein neues Pädagogium, worin 24 Knaben vom 12. Lebensjahre ab, die schon

[1] Hartwig in Schmids Encyklopädie, IV, 884ff. Einige Mitteilungen über den Schulbetrieb der mecklenb. Lateinschulen in diesem Zeitalter im Progr. der Realschule zu Ludwigslust 1884 von Rische.

[2] Lemcke, Gesch. der Ratsschule, Progr. d. Stadtgymn. 1893. Wehrmann, Gesch. des Marienstiftsgymn. Festschrift 1894. Hasselbach, Progr. 1844.

die Elemente des Lateinischen mitbringen, Aufnahme finden, dazu zahlende Pensionäre. Die Schule wird dazu auch von Stadtschülern besucht. Die Gesamtzahl blieb doch im 16. Jahrhundert unter 100. Die Bestimmung der Anstalt wird in den revidierten Statuten von 1565 so ausgesprochen: das Pädagogium sei nicht eine gemeine Schule für Elementarschüler (*Abecedarii, Syllabarii, Donatistae*), sondern dazu bestimmt, „daß in ihm die Grundlage der freien Künste und der Theologie gelegt werde, damit die von hier abgehende Jugend den Studienkursus auf Universitäten desto rascher absolvieren und sich gleich zu einer bestimmten Fakultät wenden könne, Ärmere aber, die den Aufwand für das Universitätsstudium nicht tragen können, gleich von hieraus den gemeinen Schulen und Dorfkirchen vorgesetzt werden können, wie auch bisher geschehen ist. Denn die meisten Schulen und Kirchen in diesen Gegenden werden von unseren Schülern versehen." Gelehrt wurden außer den Sprachen die philosophischen und theologischen Wissenschaften, auch *Institutiones juris* werden erwähnt, und im 17. Jahrhundert kamen medizinische Vorlesungen hinzu. — In Stralsund legte man 1560 die drei Pfarrschulen in eine große siebenklassige Schule im Dominikanerkloster zusammen.[1] Greifswald folgte 1561 mit der gleichen Maßregel, die drei Trivialschulen wurden im Franziskanerkloster zur Rats- oder Klosterschule vereinigt. Hinterpommern hatte größere Schulen zu Kolberg, wo die alte Domschule nach der Reformation mit Gütern des Stifts neu ausgestattet worden war, und zu Stargard, wo man die beiden alten Pfarrschulen im Augustinerkloster vereinigte. Durch eine Stiftung des Bürgermeisters Gröning wurde 1633 an die Schule ein *Collegium academicum* angeschlossen, das bis in den Anfang dieses Jahrhunderts bestand. Endlich ist das von der Witwe des letzten Herzogs zu Neustettin 1640 gegründete Hedwigsgymnasium zu erwähnen. — Eine allgemeine Landesschulordnung wurde 1563 gegeben.[2]

In den Marken wurden seit Einführung der Reformation (1539) auch die Schulen reformiert. Berlin legte 1540 die beiden Ratsschulen (Nicolai- und Marien-) zu einer größeren Schule zusammen, die 1574 im Grauen (Franziskaner-) Kloster in bedeutend erweiterter Gestalt als Landesgymnasium konstituiert wurde, mit sieben (thatsächlich fünf) Klassen, und mit theologischen und juristischen Vorlesungen für die Schüler der ersten Klasse, „die da anfangen zu sein *artium*,

[1] E. H. Zober, Urkundliche Gesch. des Stralsunder Gymnasiums (1838/60).

[2] Vormbaum, I, 165. Manche Mitteilungen auch in v. Bülows Beiträgen zur Geschichte des pommerschen Schulwesens im 16. Jahrhundert. Baltische Studien, 1880.

philosophiae, linguarum, doctrinae ecclesiae studiosi oder denen gebühret zu wissen alles das, was die wohl instituierten Gesellen wissen, ehe sie auf eine Universität mit Nutz und Aufnahme geschickt werden". Auch fehlt nicht ein Alumnat (Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters). Daneben bestand die Cöllnische Stadtschule. Größere Schulen waren noch zu Brandenburg, wo die altstädtische Schule, seit 1589 als *Saldria* (nach einer Frau v. Saldern genannt, die ihr eine Stiftung zuwendete), zu einer bedeutenderen Stellung gelangte;[1] ferner zu Spandau, Stendal, Prenzlau, Neu-Ruppin, Frankfurt a. O. Im Jahre 1607 kam die zu Joachimsthal in der Priegnitz völlig neu begründete und im großen Stil ausgestattete brandenburgische Fürstenschule hinzu. 120 einheimische arme Knaben, darunter 10 vom Adel, 10 Kinder armer Hofdiener und 20 Kinder unvermögender Pfarrer, sollen, nachdem sie in einem Examen ihre Fähigkeit und Kenntnisse nachgewiesen, auf vier bis fünf Jahre aufgenommen und sodann auf die Universität befördert werden. Bei der Aufnahme sollen sie zwölf bis dreizehn Jahr alt sein und die *initia grammatices* ziemlich inne haben. Der Lektionsplan für die oberste der drei Klassen hat folgende Gestalt (Vormbaum, I, 75):

	dieb. Lun. et Martis.	*d. Merc. et Sabbathi.*	*d. Jovis et Veneris.*
7.	*Sacra a pastore.*	*Hebr. Gramm. Schindleri a Conrectore.*	*Sacra in templo vel schola a pastore.*
8.	*Dialectica Philippi a rectore.*	*Vergilius a Rectore.*	*Rhetorica Philippi et Thalaei a Rectore.*
9.	*Linacer a Conrectore.*	*Exercitia styli a Rectore; sed d. Sabb. Sphaerica a Mathematico.*	*Graeca Gramm. Crusii a Conrect. d. Ven. Hesiodus a Conrect.*
12.	*Musica practica a Cantore.*	—	*Arithmetica a Mathem.*
1.	*Oratio aliqua Ciceronis a Conr.*	—	*Physica Velcurionis a Conrectore.*
2.	*d. Lun. Chronica Philippi; d. Mart. Ethica Philippi a Rect.*	—	*Orat. aliqua Demosthenis a Rect.*

Früher als in den Marken hatte in Schlesien, wie der Humanismus, so auch die Reformation Eingang gefunden. Schon im Jahre 1528 gab der Breslauer Rat für die Schulen zu St. Elisabeth und

[1] Tschirch, Beiträge zur Geschichte der Saldria, 1889.

zu St. M. Magdalena eine Schulordnung. Daß Griechisch in denselben getrieben wurde, geht aus dem Druck einer griechischen Schulgrammatik (von JOH. METZLER) zu Breslau 1529 hervor. Eine ausführliche Schulordnung erhielten die Breslauer Schulen im Jahre 1570 (VORMBAUM, I, 184ff.); ihr Verfasser ist der Rektor des Elisabetanums, P. VINCENTIUS, ein Schüler und später Kollege MELANCHTHONS. Sie teilt die Schule in fünf Klassen. Der obersten Klasse wird die Aufgabe gestellt, „das *tirocinium artis philosophiae, linguarum, doctrinae Ecclesiae* samt allem dem, was ein wohl instituierter junger Gesell wissen soll, ehe dann er in eine Universität verschickt werden möge“ anzufangen und so viel möglich zu vollbringen; aber auch „vielen Armen, deren ein großer Haufe ist, die entweder gar nicht Armuts halber in Universitäten studieren oder ja nicht lange sich in denselben erhalten können“ statt der Universität zu dienen; wie denn an einzelnen Lektionen des Rektors in dieser Klasse auch ältere Kirchendiener, *Diaconi* und sonst etliche Vornehme von der Bürgerschaft gelegentlich teilnehmen. Der Unterricht dieser Klasse beruht nun einerseits auf dem ständigen Gebrauch einiger Lehrbücher, wir proponieren gewisse „*Methodicos libellos artium dicendi*, deren *Definitiones*, Abteilung und *regulas* sie auswendig lernen, als da ist *Dialectica, Rhetorica* und *Graeca Grammatica*, und setzen hierzu auch *Arithmetica*, weil man derselben in allerlei Studieren vielfältig haben und gebrauchen muß“. Zur Erklärung und Übung aber der *Praecepta* dienen die besten *Autores*, unter denen man wechselt: Ciceros Episteln, *de officiis*, *de oratore*, auserlesene *Orationes*, bisweilen auch ein Buch Livius; von Poeten aber Virgil, Ovid, Plautus; im Griechischen Hesiod, Homer, Isokrates, die Evangelien und die Episteln Pauli, aber auch einmal etwas von Demosthenes, Theokrit, oder eine Tragödie; wozu denn nachher die Bestimmung folgt: daß „niemand gestattet ist in die Länge *Graecum authorem* zu hören, der nicht aufs wenigste die *declinationes et conjugationes graecas* samt den *regulis de formationibus temporum* wohl gelernet hat“. Zweimal wöchentlich sind *scripta* zu exhibieren, Montags Prosa, Donnerstags Poesie, die von den Lehrern übersehen und so viel als möglich fleißig examiniert und emendiert werden sollen. Den *provectioribus* aber, die *praecepta Rhetorices* gelernt haben, soll man bisweilen *materias declamationum* geben, die sie, nachdem die Präzeptoren sie emendiert haben, *coram toto coetu publice* rezitieren sollen; und alle Vierteljahr etwa mögen die Präzeptoren durch eine öffentliche Oration ein Exempel geben. Ebenso soll *propter exercitium familiaris sermonis* bisweilen eine *comoedia Plauti* gelesen, gelernt und in der Schule rezitiert oder auch bisweilen öffentlich agiert werden. — Endlich wird der Rektor, wenn sie in diesen Studien sich

geübet, auch zu guter Gelegenheit „*initia Physices* oder *Ethices* auch bisweilen einen *Historicum* proponieren, daraus man *materias* nehme zu deklamieren und disputieren.“

Vincentius war vorher in Görlitz gewesen, dessen Schule er wesentlich nach dem gleichen Zuschnitt organisiert hatte. Die Lausitz hatte größere Schulen noch zu Bautzen und Zittau. Zu Brieg wurde 1569 ein vom Herzog zu Liegnitz gegründetes akademisches Gymnasium eröffnet, dem ähnliche Anstalten zu Öls (1594) und Beuthen (1604) folgten. Die Lehrpläne für Brieg (1581) und Beuthen (1614) bei Vormbaum; sie folgen im allgemeinen dem Breslauer Vorbild. Die Anstalt zu Beuthen, vom Freiherrn G. v. Schönaich fundiert, bestand aus einem Pädagogium mit sieben Lehrern und 48 Alumnen und dem akademischen Gymnasium mit neun Professoren aller Fakultäten und 24 Alumnen. Unter den letzteren werden in der Stiftungsurkunde (von 1616, in den Mitteil. der Ges. für deutsche Schulgesch., III, 209ff.) an erster Stelle genannt der *professor pietatis* und der *professor morum*, von denen jener eine praktische Unterweisung im Christentum, dieser in der Lebensweisheit und den Standespflichten geben soll: „denn die Erfahrung bezeugt, daß den Gelehrten unter den Evangelischen, so niedrigen Standes sind, sonderlich den *Theologis, Pastoribus et Philosophis* an ihrem Aufnehmen und Fortkommen oftmals nichts mehr verhinderlich ist, denn daß sie in *moribus* so gar nicht unterrichtet und sich gar nicht gegen den Obern und in das gemeine weltliche Wesen und Zustand zu schicken wissen; gereicht auch der evangelischen Kirchen zu nicht geringer Verachtung.“ Die Anstalt wurde nach kurzer Blüte durch den Krieg vernichtet. Bedeutendere evangelische Schulen bestanden noch zu Goldberg, bekannt durch seinen Rektor Trozendorf (1531—1556), Liegnitz, Bunzlau, Glogau, Grünberg, Sagan. Als ein Beispiel der Zusammensetzung der Schülerschaft einer dieser größeren Schulen scheint eine statistische Notiz aus Brieg vom Jahre 1607 der Mitteilung nicht unwert.[1] Die Schule hatte damals in fünf Klassen 502 Schüler:

I.	99,	in 8	Dekurien,	darunter 69	Schlesier,	8 aus Brieg,	12 Adlige.
II.	73,	„ 8	„	„ 68	„	22 „ „	19 „
III.	73,	„ 4(?)	„	„ 71	„	39 „ „	18 „
IV.	64,	„ 6	„	„ 61	„	38 „ „	17 „
V.	194,	„ 19	„	„ 190	„	155 „ „	8 „

In Preußen ist eine der ersten durch die Reformationsbewegung zu stande gebrachten Schulen die vom Rat zu Elbing im Brigitten-

[1] Schönwälder und Guttmann, Gesch. d. Gymn. zu Brieg (1869), S. 66f.

kloster 1536 errichtete, welcher der aus den Niederlanden stammende humanistische Dichter W. Gnapheus als erster Rektor vorstand. Sie hat noch vorwiegend den humanistischen Charakter. Im Jahre 1540 führten die Schüler einen Maskenumzug durch die Stadt auf: *Triumphus eloquentiae,* vom Rektor gedichtet. „*Barbaries*, ein Mensch in einer greulichen Maske, mit Ketten belastet, auf einem abgetriebenen Pferde, jedoch verkehrt, sitzend", beklagt in Versen das Ende des heilsamen Reichs der *Ignorantia;* worauf *Eloquentia* auf einem Triumphwagen erscheint und in 400 Hexametern Weisheit und Tugend preist. Am Schlusse des Zuges kommen die Musen, jede von einem klassischen Autor begleitet. Vor ihnen reitet die Poesie mit dem Horn der Amalthea, das zugleich als Trinkhorn gebraucht wird. Die Aufführung schließt mit einem Chorlied, dessen letzter Vers lautet:

Scholae juventus hic ovet,
Plaudens ovet Borussia,
Quod Musicus migret chorus
Cum Gratiis Aelbingiam.[1]

Danzig errichtete 1558 ein Gymnasium im Franziskanerkloster, das sich später zu einer akademischen Anstalt mit Vorlesungen aus allen Fakultätswissenschaften erweiterte und im 17. Jahrhundert sich beträchtlichen Ansehens erfreute (Hirsch, Gesch. des akad. Gymn. zu Danzig, 1837).

In dem alten Ordensland Preußen gründete sein letzter Hochmeister und erster Herzog, Albrecht von Brandenburg, zu Königsberg neben der Domschule und der altstädtischen Pfarrschule im Jahre 1541 ein Pädagogium, aus dem sich bald die Universität Königsberg entwickelte (1544). Doch blieb das Pädagogium bestehen; als seinen Rektor finden wir den eben genannten Gnapheus, bis er 1547 wegen Unzulänglichkeit seines theologischen Bekenntnisses exkommuniziert und vertrieben wurde. Das Pädagogium bestand, trotz des heftigen Widerspruchs der alten Schulen, die sich dadurch in ihrem Einkommen geschmälert sahen, bis 1619, wo es aufgehoben wurde, „weil es ein ziemlicher Verderb der Stadtschulen sei, indem die Jungen, so in den Partikularschulen nicht *sub ferula et castigatione scholastica* sein wollen, *spe liberioris vitae et impunitatis* dahin fliehen" (Möller, Progr. des altstädt. Gymn. 1847). 1545 wurde zu Rastenburg eine Landesschule errichtet, und 1586 erfolgte die Errichtung von drei ferneren Provinzial- oder Fürstenschulen durch Markgraf Georg Friedrich von Ansbach: Lyck, Tilsit und Saalfeld (je eine für die Polen, Litauer, Deutschen). Die Anstalten

[1] Reusch, W. Gnapheus, im Elbinger Programm 1877.

wurden mit Alumnaten ausgestattet und aus bischöflichen Einkünften dotiert. Die Aufsicht wie die Prüfung der Lehrer wurde einem Professor der philosophischen Fakultät zu Königsberg als Oberscholarchen übergeben. Die Verhältnisse und also wohl auch die Leistungen der Anstalten waren dürftig. Den Lehrern, die ihre Kost bei den Bürgern in Form der *mensa ambulatoria* haben, wird noch in einer Schulordnung von 1638 eingeschärft, daß sie nach der Mahlzeit gehen und den Bürgern vor allem abends nicht durch langes Sitzen sich lästig machen (Bernecker, Gesch. d. Gymn. zu Lyck, Festschr. 1887). Eine größere Schule bestand seit 1557 im Franziskanerkloster zu Thorn, sie hatte ein Alumnat und Anfänge akademischen Unterrichts. Auch die alte akademische Anstalt zu Kulm wurde um 1550 zeitweilig als evangelische Schule hergestellt.

Auch in denjenigen deutschen Territorien, in welchen es zur Errichtung protestantischer Landeskirchen nicht kam, die aber gleichwohl von der allgemeinen Reformationsbewegung erfaßt wurden, insbesondere in den Ländern des Hauses Habsburg, wurden in derselben Zeit ähnliche Anstalten von den Landschaften und den Städten gegründet. Ich will, um die Darstellung nicht zu sehr zu zersplittern, hier von denselben nicht handeln, sondern das Notwendige bei Gelegenheit der Darstellung der katholischen Schulreformation nachtragen. Dagegen sind zwei Außenlande der protestantisch-deutschen Kultur hier zu erwähnen. Bei den siebenbürgischen Sachsen hatte die Reformation früh Eingang gefunden, eine lange Reihe von siebenbürgischen Studenten findet sich in der wittenbergischen Matrikel; von 1522—1560 werden 140 Namen gezählt. In den 40er Jahren wurden von der Nationsuniversität, der politischen Vertretung des Sachsenvolks, das Augsburgische Bekenntnis angenommen; Joh. Honterus ist der siebenbürgische Reformator, ihr „Luther und Melanchthon in einer Person“. Von ihm ist die Kirchenordnung von 1543—1547 verfaßt, die auch die Grundzüge einer Schulordnung enthält: es sollen überall Schulen aus öffentlichen Mitteln erhalten und Lehrer besoldet werden, „daß kein Knab seiner Armut halben von der Schul ausgeschlossen“, auf daß nicht einmal, heißt es nachher, „dies Vaterland, mitten unter den Feinden von Gott also herrlich begnadet, durch Unfleiß der Obrigkeit, welche darauf zu sorgen geschworen ist, zu einem heidnischen Wesen werde“. Protestantische Gelehrtenschulen wurden zu Kronstadt und Hermannstadt errichtet. Die Kronstädter Schulordnung von 1543, von Honterus abgefaßt, der auch für alle Unterrichtsgegenstände die Schulbücher geschrieben hat, schreibt vor: Lateinisch, Griechisch (täglich eine Stunde), Dialektik, abwechselnd Woche um Woche. Dispu-

tationen und Deklamationen, zwei Komödienaufführungen im Jahr; auch Arithmetik und Geographie wird erwähnt. Bemerkenswert ist noch die sehr detaillierte Verordnung über die von den Schülern selbst zu wählenden *magistratus: rex, censores, aedilis, orator, praeco* u. a. werden erwähnt, ihre Wahl und ihr Amt genau beschrieben: ein Spiegelbild, meint TEUTSCH, der siebenbürgisch-sächsischen Volksverfassung. Die Schule zu Hermannstadt, an der schon am Anfang des 16. Jahrhunderts ein humanistischer Schulmeister erwähnt wird, wurde 1555 erweitert und zugleich eine Stipendienkasse eingerichtet, um den Besuch deutscher Universitäten auch unbemittelten Studenten zu ermöglichen.[1]

Im baltischen Ordensland hatten die Städte Riga und Reval von alters her Dom- und Stadtschulen.[2] Als die Reformation durchdrang erfolgte die entsprechende Reformation dieser Anstalten. Ein Lehrplan der Domschule zu Riga vom Jahre 1594 zeigt ganz den üblichen Kursus der gleichzeitigen protestantischen Schulen. Nachdem Livland an Schweden gekommen war, wurde die Schule 1631 zu einer akademischen Lehranstalt mit philosophischen und theologischen Kursen erweitert. In demselben Jahre wurde zu Reval ein Landschaftsgymnasium im Michaeliskloster gegründet. Im folgenden Jahre endlich erfolgte die Errichtung einer Universität zu Dorpat; Gustav Adolf unterzeichnete die Stiftungsurkunde zu Nürnberg. Die mannigfaltigen Schicksale, welche diese Anstalten auf dem exponierten Boden erlitten und mit zäher Lebenskraft glücklich überstanden, können hier nicht verfolgt werden. Nur das mag noch erwähnt sein, daß die Universität zunächst nur kurze Lebensdauer hatte; 1656 wurde sie von den Russen zerstört, erstand aber 1802 wieder zum Leben und zwar jetzt als ganz deutsche Anstalt, während sie im 17. Jahrhundert halb schwedisch gewesen war. (Die deutsche Universität Dorpat, 2. Aufl. 1882, anonym.) Unserem Zeitalter eines extremen Nationalismus, der sich vielfach bildungsfeindlich erweist, war die Zerstörung der deutschen Bildungsanstalten auf dem fremden Boden vorbehalten.

[1] FR. TEUTSCH, Die siebenbürg.-sächs. Schulordnungen. Mon. Germ. Paed. VI. Geschichten der Gymn. zu Kronstadt im Progr. 1845 von DÜCK, zu Hermannstadt 1859 von SCHWARZ.

[2] Über die Geschichte des gelehrten Schulwesens in den russischen Ostseeprovinzen handelt eingehend ein Art. in SCHMIDS Encyklopädie, XI, 393 ff.

Sechstes Kapitel.

Äußere Gestalt und Unterrichtsbetrieb der Gelehrtenschulen in den protestantischen Gebieten am Ende des 16. Jahrhunderts.

Wie bei den Universitäten, so lasse ich auch hier der Übersicht über die geschichtliche Entwickelung eine Schilderung des Zuständlichen folgen. Auch hier mag der Querschnitt etwa um das Jahr 1580 gezogen sein. Im ganzen und großen bleibt das protestantische Schulwesen zwei Jahrhunderte lang unverändert in diesem Rahmen bestehen. Ich handle zuerst von den äußeren Verhältnissen, sodann von der Gestalt des Unterrichts.

Zwei Schulformen bestehen, wie die Übersicht im einzelnen gezeigt hat, in fast allen größeren protestantischen Ländern neben einander: städtische Lateinschulen und staatliche Gelehrtenschulen. Die letzteren sind die charakteristische Neubildung dieses Zeitalters; die drei sächsischen Landesschulen machen den Anfang. Aus öffentlichen Mitteln, d. h. aus eingezogenen geistlichen Gütern errichtet und dotiert, haben sie die Bestimmung, eine ausreichende Vorbildung für das Universitätsstudium zu geben oder auch wohl dieses zu ersetzen. Sie nehmen Landeskinder, die schon die Elemente, namentlich auch der lateinischen Sprache, gelernt haben, etwa im Alter von 12—14 Jahren als Alumnen auf und bereiten sie auf öffentliche Kosten in etwa sechsjährigem Kursus auf das wissenschaftliche Studium vor, wofür diese die Verpflichtung eingehen, dem Fürsten nachher im weltlichen oder geistlichen Amt zu dienen.

Die städtischen Lateinschulen — sie werden in der württembergischen Schulordnung von 1559 und der ihr nachgebildeten kursächsischen von 1580, die beide den ganzen Schulschematismus am deutlichsten erkennen lassen, als Partikularschulen den Landesschulen gegenübergestellt — sind Unternehmungen nicht des Staats, sondern der Stadt; der Rat errichtet die Schule und stellt die Lehrer an. Sie dient auch nicht allein dem Unterricht künftiger Studierender, sondern ist zugleich allgemeine Stadtschule, in der auch die den bürgerlichen Berufen bestimmten Knaben ihre Unterweisung erhalten. Winkelschulen werden regelmäßig verboten, weil sie zum Nachteil der Stadtschule und ihrer Lehrer gereichen. Doch wird Privatunterricht zugelassen, und vielfach bestehen neben der Latein-

schule auch deutsche Schulen. Größe und Gestalt, Schulziel und Lehrerzahl der Lateinschule richtet sich nach den örtlichen Erfordernissen und Mitteln. Für mittlere Städte gilt der Typus der kursächsischen Schulordnung von 1528: drei Klassen mit drei Lehrern, *rector*, *cantor*, *baccalarius* oder *socius*. In ganz kleinen Städten und Flecken schrumpft die Schule noch weiter zusammen; sie hat hier bloß zwei oder einen Lehrer, und in den Dörfern geht sie in die deutsche Küsterschule über; doch fordern die württembergische und sächsische Schulordnung auch für die großen Dörfer elementaren Lateinunterricht. In größeren Städten dagegen nimmt mit der Schülerzahl auch die Zahl der Klassen und der Lehrer zu, die letzteren wachsen regelmäßig mit einander, denn das Klassenlehrersystem gilt unbedingt. In den großen Städten endlich, namentlich in den großen Reichsstädten, wie Nürnberg, Straßburg, Hamburg, Lübeck erweitert sich die Stadtschule zur eigentlichen Gelehrtenschule, mit zahlreichen Klassen und Lehrern. Nicht selten sind auch akademische Vorlesungen, besonders der philosophischen und theologischen Fakultät angeschlossen, wodurch sie in den Stand gesetzt sind, auch für eine Universität zu vikariieren oder wenigstens eine Verkürzung des auswärtigen Universitätsstudiums zu ermöglichen. Übrigens hindert nichts, auch von einer kleinen Lateinschule auf die Universität zu gehen und hier in der philosophischen Fakultät die vorbereitenden, allgemeinwissenschaftlichen Studien zu vollenden. Die Beweglichkeit des ganzen gelehrten Unterrichtswesens, die dem Mittelalter eigen war — sie ist der jungen Kultur überhaupt eigen, so finden wir sie heute noch in Nordamerika — ist im wesentlichen bis ins 18. Jahrhundert unverändert geblieben. Erst im 19. Jahrhundert ist die strenge Gebundenheit der Schularten und ihrer Unterrichtskurse durch Gesetze und Verordnungen durchgeführt worden.

Man muß, um sich das Verständnis dieser Dinge nicht zu verschließen, sich deutlich machen, daß die Grenzbestimmung zwischen Schule und Universität damals überhaupt noch eine fließende war: ein fester Unterschied im Unterricht war nicht vorhanden; der einzige feste Unterschied war die rechtliche Stellung: eine Anstalt, die das von den öffentlichen Gewalten anerkannte Recht hat, die akademischen Grade zu erteilen, ist eine Universität; eine Anstalt, die das Recht nicht hat, ihr Unterricht mag sein, welcher er will, ist keine Universität.

Heutzutage ist der Unterschied zwischen Universität und Schule ein innerlicher und wesentlicher: diese giebt einen vorbereitenden, jene den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht. Im 16. Jahrhundert

bestand zwischen beiden weder in den Gegenständen, noch in der Behandlungsweise und in der Unterrichtsform ein fester Unterschied. Im Mittelalter war der Unterschied im Prinzip der: die Schule lehrt die gelehrte Sprache, die Universität lehrt die Wissenschaften, in der *facultas artium* die allgemeinen, in den oberen Fakultäten die Fachwissenschaften; wobei denn thatsächlich von beiden Seiten Übergriffe stattfinden, vor allem von Seiten der Universität; sie bietet auch Elementarunterricht in der lateinischen Sprache; und auf den Schulen kommen gelegentlich auch die Elemente der philosophischen Wissenschaften vor. Das 16. Jahrhundert verwischte die Grenze noch mehr, und zwar wesentlich dadurch, daß der Schulkursus ausgedehnt wurde: zum bloßen Unterricht in der Sprache kam auf den großen Schulen der Unterricht in der klassischen Litteratur, und dazu ein elementarer Unterricht in den Wissenschaften, vor allem in den philosophischen Disziplinen, Dialektik, Physik, Mathematik, und in der Theologie. Aber andererseits hörte die Universität nicht auf, schulmäßigen Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften zu geben. So entstand ein breites Grenzgebiet des Unterrichts, auf dem Schule und Universität konkurrierten. Es ist vor allem der auf allgemein-wissenschaftliche Bildung abzielende Unterricht, der in diesem Zeitalter zwischen Universität und Schule hin und her schwankt. Ursprünglich der Universität angehörig, begann er mit dem 16. Jahrhundert in breiterem Umfang auf die Schule überzugehen, bis er im 19. Jahrhundert im wesentlichen auf dem Gymnasium seinen festen Ort gewann: gegenwärtig geht der Abiturient auf die Universität mit der Meinung, seine allgemein-wissenschaftliche Bildung im ganzen zum Abschluß gebracht zu haben; höchstens daß er noch ein paar philosophische und historische Vorlesungen hört: das Studium weitaus der meisten gehört von Anfang an fast ausschließlich den Fachwissenschaften an.

Durch diese innere Unabgeschlossenheit wird nun auch jene Mischform von Universität und Schule erklärlicher, die als akademisches Gymnasium mit Lektionen aus der philosophischen und wohl auch aus den oberen Fakultäten im 16. und 17. Jahrhundert uns so häufig begegnet. Die äußeren Antriebe zu ihrer Entstehung sind schon oben (S. 251) angedeutet: die Zersplitterung Deutschlands in staatlich und kirchlich selbständige Territorien, die mit Eifersucht ihre Autarkie auch auf dem Gebiet des Unterrichtswesens erstrebten. Diesem Streben kam nun die innere Entwickelung des Schulwesens entgegen; hatte man einmal eine große Schule mit dem vollen humanistischen und einem elementaren philosophischen Unterricht, so schien es nur noch eines geringen Aufwandes zu bedürfen, um einen vollständigen philosophischen

und einen wenigstens notdürftigen fachwissenschaftlichen Unterricht anzugliedern und dadurch einen zur Not genügenden Abschluß des Studiums auf der heimischen Anstalt möglich zu machen. Theologen hatte man schon, nämlich die Ortsgeistlichen; für ein kleines Gehalt übernahmen sie auch theologische Vorlesungen. Ebenso konnte der Hof- oder Stadtarzt wohl auch ein paar naturwissenschaftliche und medizinische Lektionen halten, galt doch ohnehin die Auffassung: wer eine Kunst versteht, muß auch im Stande sein, sie zu lehren; und ein Lehrer der Elemente der Rechtswissenschaft war auch nicht schwer zu beschaffen. So war ein kleines akademisches Studium fertig, das dann, wenn die Umstände günstig waren, sich auch zu einer privilegierten Universität auswachsen mochte; blieben dagegen die Scholaren aus, so ließ man die Lekturen einfach wieder eingehen.

Ja, es mag auch geschehen, daß ohne alles Weitere die Lehrer einer einfachen Lateinschule propädeutische Kurse in den Fakultätswissenschaften anbieten. So findet sich im Lektionsplan der Saldernschen Schule zu Brandenburg vom Jahre 1591 folgende Erklärung: „Da sich auf unserer Schule arme Schüler finden, die in den Humanitätsstudien schon unverächtliche Fortschritte gemacht haben, aber bei ihrer Mittellosigkeit keine Universitäten *(scholas celebriores)* aufsuchen können, so lesen wir für solche in außerordentlichen Stunden die Elemente des Hebräischen, die leichteren Teile der Philosophie, Ethik, Elemente der Physik und der mathematischen Geographie, und werden allmählich auch zu einem ganz elementaren Unterricht in der Rechtswissenschaft fortschreiten *(proponemus prima LL. Cunabula, ut Phraseos etiam forensis declarationem qualemcumque habeant)*. Alles das thun wir nicht um Lohnes und Gewinnes willen, sondern der Jugend zu Nutz und Förderung in den Wissenschaften. Auch gehen wir mit diesen überaus nützlichen Übungen nicht auf unseren Ruhm aus, sondern halten uns in bescheidenen Grenzen und bleiben uns unserer Unzulänglichkeit bewußt; wir wollen allein dem Ruf unserer Schule und dem Nutzen unserer Schüler dienen“ (Progr. der Saldernschen Schule 1893). — Es ist ein Ähnliches, was im 18. Jahrhundert in der obersten Klasse der Gelehrtenschule unter allerlei Titeln als Propädeutik oder Encyklopädie des akademischen Studiums vorzukommen pflegt.

Die ganze Sache war wohl nicht so thöricht, als die im 19. Jahrhundert zur Herrschaft gelangten Philologen sie hin und wieder gemacht haben, wenigstens mußte sie es nicht sein. Der starren Unterscheidung zwischen Schule und Universität, zwischen schulmäßigem und wissenschaftlichem Unterricht, wie wir ihn in diesem Jahrhundert durchgeführt haben, entspricht kein Sprung in der Natur der Dinge,

in der Entwickelung des jugendlichen Geistes. Zwischen dem Alter des Knaben und des jungen Mannes liegt ein Übergangsalter, das einen Unterricht braucht etwas akademischer, als unser Gymnasialunterricht, etwas schulmäßiger, als unser Universitätsunterricht. Das war es, was das „akademische Gymnasium" im 16. Jahrhundert suchte und geben wollte. Es ist dasselbe, was in den Ländern englischer Zunge das *college* ist. Freilich hat die Sache ihre großen und eigentümlichen Schwierigkeiten, und es scheint, daß den deutschen Anstalten ihre Überwindung nie sonderlich gelungen ist: die *auditores publici* der akademischen Gymnasien (und ebenso die der späteren Ritterakademien und der süddeutschen Lyceen) waren zu jung und unerfahren, als daß man ihnen die volle akademische Freiheit hätte geben können, andererseits aber durch die leichteren Mittel der Disziplin nicht zu regieren. So geschah es wohl oft, daß sie den Schaden der Freiheit erfuhren, die Zügellosigkeit, ohne das Heilmittel, das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, zu haben. —

Noch füge ich über die Namen der Schularten eine Bemerkung hinzu. Der jetzt übliche Name Gymnasium ist erst im 19. Jahrhundert zur offiziellen und ausschließlichen Bezeichnung für die auf das Universitätsstudium vorbereitende Schule geworden. Im 16. Jahrhundert wird Gymnasium, neben *Academia, Lyceum,* nicht selten auch von der Universität gebraucht, besonders von Humanisten, die sich scheuen, die alten barbarischen Bezeichnungen *studium generale, universitas,* zu brauchen. Doch wird *gymnasium* auch jede Schule genannt, die einen vollständigen humanistischen Kursus, jedenfalls in den beiden Sprachen, giebt. Diejenigen Schulen, die, wie die Straßburger, über die *artes dicendi* hinausgehen und auch den philosophischen Unterricht, vielleicht auch die Elemente der Fakultätswissenschaften hereinziehen, erhalten wohl noch ein schmückendes Beiwort: *g. academicum, illustre* oder ähnlich. Fürsten- oder Landesschulen heißen Gelehrtenschulen, sofern sie von den Landesherren für Landeszwecke errichtet werden, Klosterschulen werden dieselben Anstalten (z. B. in Württemberg) genannt, weil sie regelmäßig in Klöstern eingerichtet und mit deren Gut dotiert worden sind. Der Name *Paedagogium* bezeichnet ebenfalls eine vollständige Gelehrtenschule, in der Regel mit Alumnat. Die geringeren Schulen behalten den alten Namen *schola particularis* (im Gegensatz zum *studium generale* ursprünglich genannt; daher in Ostpreußen die Landesschulen auch Partikularschulen genannt werden), oder *trivialis* (vom *trivium*). Da sie seit der Reformation regelmäßig unter städtischer Verwaltung stehen, so heißen sie auch Stadt- oder Ratsschulen, auch, im

Unterschied von den allmählich entstehenden deutschen Schulen, Lateinschulen, große Stadtschule oder ähnlich. Allgemein gültige Fixierung der Terminologie hat erst mit der durchgeführten Verstaatlichung des Schulwesens im 19. Jahrhundert sich durchgesetzt.

Das Schulregiment ist in den protestantischen Gebieten mit dem Kirchenregiment selbst an die weltliche Obrigkeit übergegangen; die Konsistorien, in denen der weltlich-kirchliche Charakter der Landesregierung zum Ausdruck kommt, sind auch Träger des Schulregiments. Unmittelbar stehen unter der Staatsverwaltung allerdings nur die Landesschulen. Doch übt sie auch auf die städtischen Lateinschulen Einfluß. Zunächst durch die allgemeinen Schulordnungen, die in der Regel als Teil der Kirchenordnung erscheinen. Freilich muß man sich hüten, zu meinen, daß diese Dinge wie heute wirkten. Die Schulordnung war doch kaum mehr als ein allgemeines Schema, das von autoritativer Stelle aufgestellt wurde und nach dem sich die einzelnen Städte und Schulen streckten, so gut sie konnten und so viel sie mochten. Die Lehrer standen im Dienst der Stadt, sie wurden vom Rat angestellt und besoldet. Nur die Lehrer an den Landesschulen hingen natürlich unmittelbar von der Landesregierung ab. Der wirksamste Einfluß auf die niederen Stadtschulen dürfte durch die Prüfungen vermittelt worden sein, die den Eintritt in die Landesschulen öffneten, wie denn das württembergische „Landexamen“ bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts der Regulator des Schulbetriebs in den kleinen Lateinschulen des Landes war.

Allerdings hat sich in dieser Zeit auch die Schulaufsicht zu entwickeln begonnen. Im Mittelalter scheint davon überhaupt kaum die Rede zu sein. Erste Anfänge beginnen mit dem Eindringen des Humanismus; für die städtischen „Poetenschulen“ findet sich die Anordnung einer Aufsicht durch dazu bestimmte Ratsmitglieder. Regelmäßig ziehen sodann die reformatorischen Kirchenvisitationen die Schule in ihren Kreis, hauptsächlich in Hinsicht auf die Religionslehre. Seit der Konsolidierung der Verhältnisse wird für regelmäßige Aufsicht Sorge getragen; sie bleibt in enger Verbindung mit dem Kirchenregiment und der Kirchenvisitation. Für die Landesschulen erfolgt die Ernennung von Superintendenten und Visitatoren unmittelbar durch die Regierung, in der Regel werden dazu Mitglieder der Konsistorien und der Landesuniversität bestimmt. In den selbständigen Städten besteht die Aufsichtsbehörde in der Regel aus dem Pfarrer und einigen Mitgliedern des Rats. So bestimmt die Ordnung der Stadt Braunschweig (Bugenhagen) vom Jahre 1528: der Superintendent oder oberste Prediger mit seinem Helfer nebst fünf Ratsmitgliedern aus

den fünf Weichbilden und den Schatzkastenherren sollen alle halbe Jahre die beiden Schulen visitieren, ob es in allen Dingen nach der Ordnung gehe; auch keine Winkelschulen dulden. Für die Landstädte stellt die Regierung die Schulaufsicht fest; so die württembergische Schulordnung von 1559: in allen Städten und Flecken sollen der Pfarrer, der Amtmann und zwei oder drei vom Gericht oder Rat, womöglich Studierte, zu Schulinspektoren geordnet werden; der Pfarrer soll alle Monat einmal die Schule besuchen; alle Vierteljahr soll die ganze Kommission die Schule visitieren, ein Examen halten und die Versetzungen kontrollieren; Berichte gehen an den Spezial- und weiter an den Generalsuperintendenten. Ebenso die kursächsische Schulordnung von 1580, nur daß sie den Amtmann wegläßt und eine sehr eingehende Prüfungsvorschrift hinzufügt. Ähnlich andere Schulordnungen, wie man sie bei Vormbaum nachsehen mag.

Die Schulaufsicht geht auf den ganzen Schulbetrieb, die äußeren und inneren Verhältnisse, im besonderen aber auf die reine Lehre. Wie die Kirche, so wird seit der Reformation auch in der Schule die Bekenntniskontrolle zu einer Sache von der äußersten Wichtigkeit; sind doch alle Schulmeister zugleich oder vielmehr zuerst Religionslehrer, wie sie denn auch ihrer Bildung nach Theologen sind. *Scholae sunt seminaria ecclesiae,* das ist die allgemeine Anschauung dieses Zeitalters, wie denn auch der Antrieb zu ihrer Gründung wesentlich von der Notwendigkeit, für die Erhaltung der reinen Lehre zu sorgen, ausgegangen war. Auf diese Weise geschah es denn, daß die öden Kämpfe um die Bekenntnisformeln, die vor allem die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts erfüllen, auch in die Schulen eindrangen, mit all ihren peinlichen Folgen, Glaubenskontrolle, Inquisition, Vertreibungen, Gewissensängsten. Bei Döllinger (I, 414 ff.) sind eine Menge Vorkommnisse dieser Art zusammengestellt, sie könnten fast aus jeder Universitäts- und Schulgeschichte vermehrt werden. Die alte Kirche hatte auch die Bekenntniskontrolle geübt, aber sie wurde läßlich gehandhabt, wer mit der Kirche nicht Händel suchte, wer sie im ganzen gelten ließ, den ließ sie auch gelten, nur wer darauf Wert legte, abweichende Lehren zur Geltung zu bringen und trotz der Censur festzuhalten, verfiel der Strafe; und in der Kritik der Personen und Einrichtungen herrschte große Freiheit. Mit der Kirchenspaltung dagegen war der Verdacht der Abweichung stets und überall rege. Bei jedem der so häufigen Wechsel der Ansichten im Landeskirchenregiment über das richtige Bekenntnisformular findet Nachforschung und Umfrage bei allen Angestellten statt, ob sie den Wechsel in schuldigem Gehorsam mitgemacht haben. Vor allem war bekanntlich die Abendmahlslehre der Stein des Anstoßes oder also der

Prüfstein des Gehorsams; recht als ob man die Sache *ad absurdum* führen wollte, nahm man aus der „Kommunion" den täglichen Anlaß zum Hader und Haß. Für freie Köpfe war in der That eine schlimme Zeit hereingebrochen; man denke an einen Mann, wie SEBASTIAN FRANCK, den großen Idealisten, der seine Gedanken nicht auf die vorschriftsmäßigen Formeln zu stimmen wußte; wohin er kam, wußten die Prädikanten alsbald die Obrigkeit oder die Masse wider ihn zu erregen und ihn zum Weichen zu zwingen: das Deutschland der Reformation hatte keine Heimat für solche Männer. Dagegen lernten die neuen Prediger in der Censur des Lebens und der Praxis der Mächtigen bald behutsam sein; die Machthaber liebten zu keiner Zeit derartige Censur; in der neuen Kirche wurde sie zur Majestätsbeleidigung und Lästerung des Kirchenregiments.

Wie über die Schulaufsicht, so stammen auch die ersten Anordnungen über die Lehrerprüfung aus diesem Zeitalter. Die ersten Schulordnungen, die über die gelehrte Qualifikation der Lehrer eine Bestimmung enthalten, sind die BUGENHAGENschen. Sie fordern in Braunschweig für die größere Schule zu St. Martin einen „gelehrten *mag. artium*" zum Rektor, neben dem ein „gelehrter Helfer", ein *cantor* und noch ein „Gesell für die geringsten Knaben" angenommen werden soll; für die andere Schule, zu St. Catharinen, fällt der *mag. artium* fort. Für die erste Schule hält die Ordnung es nötig die Forderung zu rechtfertigen: zwar könne es scheinen, daß fürs erste kleine Kinder nicht großer Meister bedürften; doch werde man finden, daß gelehrte und erfahrene Meister mit besserer Methode (mit beter wise) die Kinder in drei Jahren gelehrter machen, als andere in zwanzig Jahren. Auch könne er in Sachen der Lehre (dat Evangelion andragende) hilfreich sein, und zu Zeiten eine lateinische Lektion aus der heiligen Schrift lesen für Gelehrte. Die schleswig-holsteinische Ordnung von 1542 fordert, daß bei der Domschule zu Schleswig, der die Stellung einer Landesschule zugedacht ist, der Rektor *(Ludimagister)* und der Subrektor *magister artium promotus* sei; bei dem dritten, dem *cantor*, läßt sie es dahingestellt; die letzten vier Lehrer heißen *paedagogi* und werden vom Rektor angenommen, doch vom Kapitel besoldet. Eine Prüfung fordert die mecklenburgische Schulordnung von 1552: der anzustellende Schulmeister soll zuvor zu Rostock von Personen, die dazu verordnet, examiniert werden, daß er zu solchem Amt tüchtig sei; insonderheit, fügt die kurpfälzische Ordnung hinzu, ob er ein guter *grammaticus* sei. Eingehendere Bestimmungen giebt erst die württembergische Ordnung von 1559, ihr folgt die braunschweigische von 1569 und die kursächsische von 1580. Der von dem Schulpatron dem

Konsistorium nominierte und präsentierte Kandidat soll, nachdem er zunächst von seinem Herkommen, Lehre, Wesen und Leben glaubwürdige *testimonia* beigebracht, „alsdann in unsrer Schul zu Stuttgart vor unsern verordneten Theologen, zweien oder einem, und dann derselbigen Schul Pädagogarchen eine Lektion oder zwei thun. Wenn er dann, sonderlich in der Grammatik tauglich erfunden, so soll er darauf von unsern Kirchenräten ihrer von uns habenden Ordnung nach seiner Pietät halber auf unsern Katechismum, in unsern Kirchenordnungen begriffen, ordentlich und mit sonderlichem Fleiß examiniert werden“. Die pommersche Ordnung (1563) weist die Prüfung den Superintendenten und in kleinen Städten dem Präpositus zu. Proben von Lehrerzeugnissen aus dem Braunschweigischen giebt Koldewey (Braunschw. Schulordn., II, 140). Grammatik und „Pietät“ sind auch hier die herrschenden Gesichtspunkte.

Was das Einkommen und die soziale Stellung der Lehrer anlangt, so beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen. Die Lehrer an den Landesschulen erhalten außer Wohnung und Unterhalt eine feste Besoldung. Die von den Städten für ihre Schulen angenommenen Lehrer gewinnen ihr Einkommen regelmäßig aus mehreren Quellen. Zuerst erhalten sie, wenigstens die Gelehrten unter ihnen, regelmäßig außer freier Wohnung in der Schule eine Besoldung vom Rat; sie wird bei der Annahme je nach den Verhältnissen festgestellt; *darna Mann darna Quast*, sagt die schleswig-holsteinische Ordnung. Hierzu kommt das Schulgeld, das vierteljährlich von den Schülern an den Lehrer der Klasse, der sie angehören, entrichtet wird; doch sind die Armen frei. Außer dem regelmäßigen Schullohn werden dem Lehrer zu Zeiten weitere Leistungen und Verehrungen, auch in Naturalien, gemacht; in kleinen Städtchen findet sich auch die *mensa ambulatoria.* Eine weitere regelmäßige und nicht unerhebliche Einkommenquelle ist der Leichenkondukt; Lehrer und Schüler der Stadtschule begleiten mit Gesang die vornehmeren Leichen und beziehen dafür eine in der Regel nach Klassen festgestellte Gebühr.[1] Auch die Theateraufführungen sind für Lehrer und Schüler eine Einnahmequelle; jener erhält für die Verfertigung

[1] „So oft *funera* vorfallen, sollen die Knaben zu rechter Zeit aus der Schulen gelassen, die *rectores* und *conrectores* hinten, die *collegae* aber jeder bei seinem *coetu* auf der Seiten hergehen mit einem weißen *baculo.*“ „Da fast alle Tage *generalia* oder *specialia funera* vorfallen, und dadurch sehr viel guter Stunden versäumt werden, sollen bei den kleinen Begräbnissen im Winter meistenteils die *inferiores currendarii* dazu genommen, im Sommer aber, so viel sich's leiden will, allererst nach den Schulstunden die *funera* deduziert werden.“ (Braunschweiger Ordnung von 1596 bei Koldewey, Braunschweig. Schulordn. I, S. 137.)

des Stücks eine Verehrung, diese für die Aufführung. Endlich tritt ergänzend hinzu das Almosen; die Kurrende zieht beständig unter Begleitung eines Lehrers durch die Straßen; und zu den großen Festen findet wohl auch Haussammlung durch die Lehrer und für die Lehrer statt.

Man sieht, der Beruf des Schulmeisters ist kein vornehmer Beruf. Er gilt als Vorstufe und Anhang des geistlichen Amts. Wie das Studium der Sprachen, oder wie man später sagt, der *humaniora*, kein selbständiges Fachstudium ist, sondern Vorschule für das Studium in den oberen Fakultäten, besonders der Theologie, so wird auch das Lehramt in den Schulen regelmäßig nicht als selbständiger und dauernder Lebensberuf, sondern als vorläufige Versorgung angesehen, bis ein Pfarramt sich aufthut, oder als letzter Notbehelf für solche, die im geistlichen Amt wegen geringer Fähigkeiten oder anderer mangelhafter Qualitäten nicht Unterkunft finden. Nur eine geringe Anzahl von Schulämtern, besonders an den Landesschulen, giebt eine soziale Stellung, die einem dem Beruf innerlich geneigten Mann auch lebenslang darin zu verharren erträglich macht. Alle übrigen Lehrer sehnen den Tag herbei, der ihnen die Erlösung *ex pulvere scholastico* und den Eingang in ein ruhiges und einträglicheres Pfarramt bringt.

Ein paar Daten, die beliebig vermehrt werden könnten, illustrieren dieses Verhältnis. An dem ersten, verhältnismäßig gut ausgestatteten Gymnasium der Stadt Berlin, dem Grauen Kloster, ging das Rektorat während des ersten Jahrhunderts (1574—1668) durch 20 Hände; auf jeden Rektor kommen noch nicht fünf Jahre. Von diesen 20 gingen elf in ein geistliches Amt über, vier in ein anderes Rektorat, einer an die Universität, nur drei starben im Amt. In den folgenden beiden Jahrhunderten (1668—1867) hatte die Schule nur zwölf Rektoren, die alle bis zu ihrem Tode oder dem Übergang in den Ruhestand das Amt führten, durchschnittlich $16^1/_2$ Jahr (Heidemann, Gesch. des Grauen Klosters). — Die Schule zu Flensburg, wohl die bestausgestattete des Herzogtums Schleswig, hatte von 1566 bis 1795 19 Rektoren, durchschnittlich leitete also jeder die Schule zwölf Jahre, doch so, daß die ersten zwölf zusammen 60 Jahre (durchschnittlich fünf), die letzten sieben zusammen 168 Jahre (durchschnittlich 24 Jahre) fungierten. Das bedeutet, daß bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts auch das Amt des Rektors nur als Durchgangsstufe zum geistlichen Amt gilt, seitdem aber zum Lebensberuf wird. Von den ersten zwölf sind nachweislich sechs, vermutlich mehrere, ins geistliche Amt, z. T. auch in Dorfpfarren, übergegangen, von den letzten sieben nur noch einer. Der letzte (Möller, gest. 1795) war sogar vorher Prof. ord. der Litteratur-

historie an der Kopenhagener Universität gewesen (s. die Tabelle bei BRASCH, *Flensborg Latinskole,* S. 183).

Um diese Verhältnisse ganz zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß im 16. Jahrhundert auch der Schuldienst selbst Kirchendienst ist, nur auf der niederen Stufe. Lehrer und Schüler haben einerseits die regelmäßige Mitwirkung beim Gottesdienst: zu jedem Gottesdienst zieht die ganze Schule in Prozession in die Kirche und wieder in die Schule zurück; und im 16. Jahrhundert ist nicht bloß am Sonntag Kirche, sondern anfangs täglich, mit Gesang und Predigt oder doch Lesung der Schrift. Es sind eben die Horen aus den alten Klöstern in die protestantischen Schulklöster mit herübergenommen, wie man aus der Wittenberger und den übrigen BUGENHAGENschen Kirchen- und Schulordnungen sieht: sie schicken die Knaben täglich vormittags um 9 Uhr zur Mette und nachmittags um 4 Uhr zur Vesper zum Singen und Lesen in die Kirche. Und so dient die Schule auch beim Gemeindegottesdienst, vor allem mit dem Gesang, weshalb auch das Singen überall ein wichtigstes Stück des Schulunterrichts ist. Andererseits gilt die Predigt als ein wesentliches Stück des Schul-, nämlich des Religionsunterrichts, sie wird gewöhnlich in der Schule, ebenso wie andere Lektionen repetiert. Endlich haben auch die andern Schulstunden den Charakter des Gottesdienstes: es ist ja schließlich das Wort Gottes, um dessen willen auch die Sprachen gelernt werden. Und dieser Charakter kommt vielfach auch äußerlich zum Ausdruck, indem die Lektionen, ja wohl auch die einzelnen Stunden, mit Gesang und Gebet eröffnet werden. Die Schule ist eben die Vorhalle der Kirche; oder sie ist die Kirche der Kleinen, wie die Kirche die Schule der Großen ist.

Um aber auf die sozialen Verhältnisse noch mit einem Wort zurückzukommen, so muß man sich klar machen, daß auch der geistliche Stand in der neuen Kirche seine Vornehmheit eingebüßt hat. Es hängt damit zusammen, daß der Herrenstand aus dem geistlichen Amt ausscheidet. Im Mittelalter ergänzte sich der hohe Klerus wesentlich aus den jüngeren Söhnen des Adels und Fürstenstandes, sie hatten auf die Bistümer und Abteien ein anerkanntes Anrecht, während der niedere Klerus sich aus dem Handwerk und Bauernstand rekrutierte. Da mit jenen Stellungen der hohe Klerus wegfiel, so verschwand auch der Herrenstand; er wendete sich dahin, wo die Güter und Herrschaften geblieben waren, zu Hofe, und suchte im Militär- und Civildienst, was früher auch im Kirchendienst zu erreichen gewesen war: Stellung und Geld. Es blieb nur der niedere Klerus; niederer Herkunft trieb er ein demütiges Amt, die Predigt des Worts. Und dem entspricht die

soziale Schätzung. Vielleicht giebt es keinen sichereren Gradmesser der Vornehmheit eines Standes, als die gesellschaftliche Herkunft und Stellung der Frau. Die Pfarrersfrau des 16. Jahrhunderts stammt aber durchweg aus den unteren bürgerlichen oder aus den dienenden Ständen, und ihre Stellung wird sich zunächst sehr wenig von der Stellung ihrer Vorgängerin, der Haushälterin des geistlichen Herrn, unterschieden haben. Aus den Visitationsberichten bei BURCKHARDT geht hervor, wie die Verheiratung des lutherisch gewordenen Pfarrers mit der bisherigen Haushälterin fast als selbstverständlich angesehen wurde. Dasselbe geht aus den Biographien hervor. So heiratete PELLICANUS zweimal eine Dienstmagd, die er nicht einmal selbst aussuchte, sondern von guten Freunden sich empfehlen ließ. Übrigens scheint die öffentliche Meinung sich erst sehr allmählich an die Priesterehe gewöhnt zu haben; das alte Urteil über Frauen, die mit Pfaffen hausen, wirkte noch lange nach (JANSSEN, VII, 77).

Ein Beweis dafür, wie wenig sich überhaupt die gelehrten Berufe im 16. Jahrhundert noch von den niederen bürgerlichen Berufen losgelöst hatten, ist auch der nicht seltene Übergang vom geistlichen und Schulamt zum Handwerk und umgekehrt. So greift TH. PLATTER zur Seilerei, SEBASTIAN FRANCK zum Seifensieden, als es mit dem gelehrten Beruf nicht gehen will. Besonders bildet Buchdruck, Buchhandel und Korrektur einen wirtschaftlichen Beruf, der mit dem gelehrten häufig vereinigt wird.[1]

Ich schließe hier eine Bemerkung über die öffentliche Fürsorge für arme Schüler an, deren Erhaltung bei den Studien einen überall wiederkehrenden Punkt in den Schulordnungen der Städte und Territorien des 16. Jahrhunderts bildet. Die Sache hängt augenscheinlich mit dem Eingehen der alten Formen des kirchlichen Lebens zusammen. Wohlhabende und vornehme Leute, so begegnet uns überall die Klage, wollen ihre Kinder jetzt nicht studieren lassen; mit den Prälaturen

[1] Eine kursächsische Kirchenordnung von 1557 setzt die Verbindung des Kirchenamts mit dem Handwerk bei den Küstern als Regel voraus: „Es soll aber einem Glöckner, der nicht examiniert und ordiniert, zu predigen nachgelassen, da sie aber examiniert und ordiniert und auch das Diakonat-Amt mit zu versorgen berufen wären, soll ihnen auch Beichthören und Sakramenthören nachgelassen werden.“ Da aber die Glöckner gemeiniglich sehr geringe Besoldung haben, auch die Kirchenkinder und Gemeinde einen Müssiggänger auf solchen Dienst zu erhalten unvermögend sind, so ist es gut und nötig, daß Handwerksleute dazu berufen werden, denen aber nicht gestattet sein soll, außerhalb auf Herrenhöfen, sondern allein daheim in ihren Häusern zu arbeiten. (G. MÜLLER, Das kursächs. Schulwesen um 1580, Progr. des Wettiner Gymn., Dresden 1888.)

war die Aussicht auf Einkommen und Stellung, wie sie in der alten Kirche durch das Studium zu erreichen waren, in Wegfall gekommen. Auch die Klöster, die bisher armen Knaben die Möglichkeit des Studiums geboten hatten, waren beseitigt. Endlich drang man in der protestantischen Welt überall auf die Beseitigung des Bettels. Hatte die alte Kirche den Bettel durch die Mönchsorden gleichsam geheiligt und darum auch gar keinen Anstoß daran genommen, arme Schüler auf diese Form des Unterhalts zu verweisen, so daß das *ostiatim mendicare*, mit Gesang und ohne Gesang, eine ganz übliche Lebensweise der mittelalterlichen Scholaren war, so ließ man sich seit der Reformation aus religiösen Bedenken wie aus ökonomischen Gründen die Abschaffung der Bettler überhaupt und besonders auch der Bettelschüler angelegen sein. Durch alle diese Dinge und durch die gleichzeitige Unsicherheit aller Verhältnisse des kirchlichen und staatlichen Lebens wurde nun jene Verödung der Schulen bewirkt, die seit den 20er Jahren alle Welt beunruhigte.

Dieser Not Abhilfe zu schaffen, hatte Luther, wie oben (S. 201 ff.) erwähnt, der Obrigkeit zur Pflicht gemacht, eine Art Aushebung für die Studien unter der Jugend des Landes zu veranstalten. Auf gewisse Weise ist dieser Forderung durch die Begründung von Konvikten und Stipendien zur Erhaltung tauglicher armer Knaben bei den Studien entsprochen. In den Schulordnungen begegnet die Forderung solcher Fürsorge zuerst in der braunschweigischen vom Jahre 1528 (s. o. S. 277); sie ist von hier in die übrigen von Bugenhagen verfaßten Schulordnungen übergegangen: begabte arme Knaben soll man Gott opfern, nicht wie früher, indem man sie ins Kloster steckt, sondern indem man sie aus öffentlichen Mitteln auf der Schule hält und dann aufs Studium schickt; vielleicht finden sich, heißt es weiter, unter uns auch fromme reiche Leute, die hierfür Stipendien stiften (sondergen sold maken). In der Hamburger Ordnung werden vier Stipendien zu je 30 fl. aus gemeiner Stadt Kasten ausgesetzt, wofür die vier Kirchspiele jedes einen Studenten auf Universitäten unterhalten sollen. In großem Stil ist dieser Forderung dann durch die Stiftung der Landes- und Klosterschulen entsprochen. Da auch die Universitäten regelmäßig mit Konvikten aus öffentlichen Mitteln, die oft einer ansehnlichen Zahl von Stipendiaten Wohnung, Kost und Unterricht gewährten, dazu mit privaten Stiftungen ausgestattet wurden, so war hierin Ersatz für die Klöster und Stifte der alten Kirche und ihre Studienhäuser geschaffen.

Dazu blieb übrigens die alte aus dem Mittelalter überkommene Gewohnheit, daß ältere Schüler und auch Studenten in den Bürgerhäusern als „Pädagogen“, d. h. als Helfer der Schulkinder, dazu auch

als Diener im Haushalt Unterkunft fanden. Für die fremden Schüler wird dies Regel sein. So wird z. B. von der Schulordnung des Braunschweiger Rats von 1596 der Rektor angewiesen: er soll die fremden Scholaren in die *hospitia* einweisen, und zwar je nach ihrer Geschicklichkeit in die besseren oder geringeren, auch die *hospitia* halbjährlich visitieren. Untersagt wird ihm, von den Schülern eine „Verehrung" dafür zu fordern. Den „Pädagogen" wird geboten: „In den *hospitiis* sollen sie den Herrn und die Frau ehren, gehorchen und fürchten, sich dienstfertig erzeigen, ohne derselben Wissen und Erlaubnis nicht aus dem Hause gehen, viel weniger des Nachts außen bleiben, und mit der täglichen Kost und Nachtlager, wie gering es auch sei, zufrieden sein und sich drücken. Gegen die Kinder sollen sie freundlich und gelinde sein, sie zu rechter Zeit aufwecken, anziehen, waschen, kämmen und beten lassen, in die Schulen und wieder herausbringen, den Katechismus, feine Psalmen und Gebetlein lehren, unterweisen, wie sie ihre Schullektionen verstehen und die *praecepta* und *phrases grammaticas* in den täglichen *scriptis* brauchen sollen, zu züchtigem Essen, wenigem Reden, eingezogenem Leben und feinen Gebärden, beide mit Worten und ihren eigenen guten Exempel gewöhnen und ihre Ungebärde und Übertretung gebührlich strafen. Und weil ihrer etliche in der Persuasion stehen, wenn man in der Schule Feierabend habe, dürfen sie zu Hause auch nichts repetieren, soll ihnen dasselbe hinfüro nicht mehr gestattet sein." Es wird ihnen dann noch das Stehlen, Klatschen, Streiten mit dem Gesinde untersagt und endlich hinzugefügt: was von den Schüler-Pädagogen gesagt sei, „das sollen sich die *collegae scholae*, denen man freie Kost giebt, auch gesagt sein lassen".[1]

Die Pädagogen sind als eine ständige Einrichtung der Lateinschulen anzusehen. Die Notwendigkeit der regelmäßigen häuslichen Nachhilfe ergab sich aus der Unterrichtsmethode: die Lektionen waren nicht so sehr Stunden eigentlichen Unterrichts oder gemeinsamer Arbeit von Lehrern und Schülern, als vielmehr Aufgabe- und Abhörstunden. Dabei wird denn natürlich Hilfe und Vorkontrolle außerhalb der Schulstunden unentbehrlich. Andererseits war das dringende Angebot solches Hilfsunterrichts vorhanden: die fremden Scholaren, denen der öffentliche Bettel seit der Reformation vielfach verkürzt war, suchten Brot und Unterkunft bei den Bürgern.

Ich schließe diese Darlegungen, indem ich ein Lebensbild hier einfüge, das den Lebensgang und die soziale Stellung einer durchschnitt-

[1] *Leges* für die *paedagogi* findet man in vielen Schulordnungen, sehr ausführlich noch in der der Stadt Soest vom Jahre 1730 (Progr. 1890).

lichen Schüler-, Lehrer- und Pfarrerexistenz aus dem 16. Jahrhundert ungemein anschaulich vor Augen stellt; es ist den eigenhändigen Aufzeichnungen entnommen, die G. Naubitzer in eins seiner Bücher eingetragen hat (mitgeteilt von M. Baltzer im Neuen Archiv für sächs. Gesch., Bd. VII, 1, S. 111ff.). Unser Georg ist als das vierte von zwölf Kindern dem Schulgehilfen *(baccalaureus)* zu Mittweida im Jahre 1560 geboren. Sein Vater wurde, so berichtet er, nachdem er 18 Jahre „*in pulvere scholastico* desudieret, und darneben in seinem eigenen erkauften Häuslein der bürgerlichen Nahrung gepfleget“, im Jahre 1573 Diakonus in Mittweida; seine Mutter hielt bis an ihr Lebensende (1599) allda die Mägdleinschule mit großem Lob, Ruhm und Nutz. Aus seinem eigenen Lebenslauf hebe ich folgende Daten heraus: 1572 zum erstenmal kommuniziert; 1574 vom Schulmeister adhibieret *ad personam Sibyllae uxoris Danielis projecti in speluncam leonum, in actione Comoediae.* 29. September 1574 wird er nach Torgau auf die Schule geschickt; er blieb hier sechs Jahre, drei in der Sekunda, drei in der Prima. Die ganzen sechs Jahre war er *paedagogus* bei vier unterschiedlichen Herren, „bei welchen ich neben meiner *paedagogia* vielerlei Hausarbeit habe müssen tun, also daß ich habe müssen mit Jobst Zuckermachern etlichmal zu Märkten ziehen und gleichsam sein Kramknecht sein. Und Schläge dabei ausstehen. Bei Hans Schuhknecht dem Lohgerber habe ich offtmals müssen getretene Leder in Schubkarren anheim führen und im Lohhause treiben helfen. Bei Bartel Fritzschen, welcher jährlich ein acht oder neun Gebräue hier getan, habe ich müssen ein Mältzer und Bräugehilfe sein und manchen Sonnabend etliche 40 Zuber Wasser auf der Achsel zum Bade tragen, darneben auch sonsten oftmals bis in die sinkende Nacht mit Bier und Wein holen wie ein Hausknecht aufwarten. Bei Velten Weishansen Wundtarzten bin ich zwar wohl mit Hausarbeiten an meinen *studiis* nicht verhindert worden, sondern habe meiner Knaben mit der *institutione privata in peculiari musaeo* fleißig abwarten und wenn wir oft Gäste gehabt, viel aufwarten müssen in *multam noctem*, habe ihm auch gar viel Arzneikunststücke bei Nacht ausschreiben und ihn auch, wenn er entweder auf die Trinkstube oder sonsten zu den Nachbarn zum Abendtrunk gangen und gerne lange gesessen hat, heim holen müssen. Habe mich aber allerseits bei ihnen also gehalten, daß sie mich lieb gehalten und nicht gerne von sich gelassen.“ Auch in Torgau agierte er mehrmals *comoediam.*

Am 23. Juli 1578 hatte er in Wittenberg *cornua beanismi* deponiert und sich inskribieren lassen; er blieb aber dann ruhig auf der Schule zu Torgau und ging erst 1580 wirklich auf die Universität,

doch nicht nach Wittenberg, sondern nach Leipzig, wo ihm eine Stelle im Konvikt in Aussicht stand. Am 7. Juli traf er mit einem Zeugnis seines Rektors ein und wurde, nachdem er von dem Lehrer der Konviktoristen *(alumni Electorales)* geprüft, am 1. August in das Konvikt aufgenommen. Darauf hielt er am 9. August in Torgau vor der versammelten Schule seine Valediktionsrede *de gratitudine.* Nachdem er die Heimat besucht, langte er am 19. August wieder in Leipzig an, wurde sogleich inskribiert und um 10 Uhr morgens im Speisesaal des Konvikts dem fünften Tisch unter dem Senior Joh. Hipp zugeteilt; zum Stubengenossen erhielt er einen „gelehrten und friedfertigen Jüngling“ und bewohnte mit ihm eine Kammer des oberen Stockwerks des neuen Paulinerkollegs. Am 14. Juli 1582 hielt er in der Paulinerkirche um 12 Uhr mittags seine erste Predigt. 1585 war er Korrektor in einer Druckerei zu Leipzig.

Am 16. September 1586 wurde er als Schulmeister und Stadtschreiber in Sonnenwalde, vom Amtmann des Grafen Solms, angenommen und am 12. Oktober vom kurfürstlichen Stipendium *bona pace* losgezählt *et honesto testimonio* dimittieret. In Sonnenwalde nahm er einige Privatschüler an und ging *loco didactri* bei den Eltern derselben der Reihe nach zu Tisch. Am 24. Juli 1587 ließ er um Kunigunde, die Tochter der Stadtschreiberswitwe von Sonnenwalde, anhalten, verlobte sich mit ihr am 21. August und am 24. Oktober war Hochzeit. Am 27. Dezember hielt er die erste Predigt zu Sonnenwalde. Am 23. Oktober 1590 „ist mein Weib nauf gen Hofe (dem gräflichen) gezogen zur künftigen Amme des Fräuleins Annae Ottiliens. Am 23. November 1591 ist sie wieder abgetreten und zu mir kommen und habe also bei Lebtagen meines lieben Weibes ein ganz Jahr lang und ein Monat müssen ein Witwer sein“. Am 12. Mai 1593 wurde er zum Diakonat in Sonnenwalde vociert, am 20. Mai in Leipzig examiniert und am 21. Mai ordiniert. Am 5. Juni zum ersten Beicht gesessen und am folgenden das Amt gehalten. „Anno 1594 wegen meines Strafamts über das siebente Gebot vom Amtsschösser Verfolgung ausgestanden.“ 13. Oktober 1595 den ersten armen Sünder *ad locum supplicii* komitieret. 1600 Pfarrer zu Weisstropp geworden ist er dort nach 1634 gestorben.

Wir wenden uns zum Unterricht. Zuerst ein paar Bemerkungen über die äußeren Ordnungen. Zahlreiche Schulordnungen geben darüber oft sehr ins einzelne gehende Anweisungen. Über ihre Gleichheit und Verschiedenheit hat man häufig Betrachtungen angestellt, um daraus Verwandtschaftsverhältnisse der Schulordnungen zum Behuf

pragmatischer Geschichtsschreibung abzuleiten. Ich halte derartige Versuche nicht für sehr fruchtbar. Im ganzen sind die Abweichungen wesentlich durch die Verschiedenheit der Verhältnisse bedingt, die Übereinstimmung in den pädagogischen Anschauungen ist sehr groß.

Zuerst ein Wort über die Schulklassen. Natürlich ist die Klassenteilung nicht erst eine Erfindung des 16. Jahrhunderts, sie wird so alt sein, als der Schulunterricht überhaupt. Es sind oben (S. 20) Beispiele mittelalterlicher Klassenteilung gegeben. Aber allerdings ist erst im 16. Jahrhundert Stufengang und Gliederung genauer durchgeführt worden. Drei Hauptstufen des Unterrichts sind durch die Natur der Dinge selbst gegeben; sie treten in dem kursächsischen Schulplan von 1528 uns deutlich entgegen: 1. Lesen und Schreiben, 2. Elemente der lateinischen Sprache, 3. Anfänge des humanistischen und philosophischen Unterrichts, nebst der griechischen Sprache. Durch Zerlegung von 2. und 3. in zwei Abteilungen erhalten wir die seit der Konsolidierung des Schulwesens übliche Zahl von fünf Klassen für die größeren Schulen; sie begegnet uns in der hamburgischen, lübeckischen, schleswig-holsteinischen, braunschweigischen, württembergischen, kursächsischen Landesschulordnung. Allerdings sind hierunter zunächst nicht sowohl feste, räumlich getrennte Schulklassen, wie heute, zu verstehen, sondern vielmehr Unterrichtsstufen, die nun nach den örtlichen Verhältnissen, der Zahl der Schüler und Lehrer, zusammengelegt oder auch weiter geteilt werden mögen. So heißt es in der württembergischen Schulordnung von 1559: Es sollen fünf Klassen sein, nach der Knaben Verstand, *captus,* und *erudition;* doch nicht so, „daß darum eine jede Schule alle fünf Klassen haben müsse, sondern daß nach Gelegenheit der Flecken und Knaben eine, zwei, drei oder mehr fürgenommen werden“. Jede Schule steigt eben diesen Stufengang hinan, soweit die Kräfte der Schüler und Lehrer reichen. Alle beginnen ihn, eine kleine Anzahl vollendet ihn. Über die Zahl der Schülerabteilungen entscheidet die Zahl der Schüler. Da der untersten Stufe regelmäßig die weitaus größte Anzahl von Schülern angehört, so wird diese häufig in mehrere Unterabteilungen zerlegt; wogegen die Schüler der oberen Stufen, deren Anzahl gering ist, häufig für gewisse Unterrichtsfächer oder überhaupt kombiniert werden. Es ist das um so leichter möglich, als in der Regel, wie schon früher bemerkt wurde (S. 269), weniger Räume als Klassen oder Abteilungen vorhanden waren; kleine Schulen hatten meist nur einen einzigen Raum zur Verfügung; für größere fünfklassige werden öfter, z. B. in Stuttgart, Schleswig, drei Schulzimmer erwähnt.

Eine Einrichtung, der in den Schulordnungen oft Erwähnung ge-

than wird, ist die weitere Gliederung der Klassen in Unterabteilungen, denen Schüler vorstehen *(decuriones)*; ihre Aufgabe ist namentlich die Unterstützung des Lehrers in der Aufrechterhaltung der Schulordnung, wozu auch der Gebrauch der lateinischen Sprache nicht bloß im Unterricht, sondern im ganzen Schulverkehr gehört. Aus Raumers Darstellung ist die Sache besonders in ihrer Ausbildung in der Schule Trozendorfs bekannt geworden. Die Einrichtung stammt aus den mittelalterlichen Schulen. Ohne Zweifel war es die Not, welche dieses Auskunftsmittel erfand. Bei dem durch zahlreiche Nachrichten bezeugten ungemein raschen Wechsel in der Frequenz der einzelnen Schulen war eine ständige Besetzung einer bestimmten Anzahl von festen Lehrstellen, die übrigens auch aus anderen Ursachen nicht stattfinden konnte, unmöglich. Da war es denn bei schnell wachsender Anzahl das nächstliegende, die besten und zuverlässigsten Schüler heranzuziehen. Das Mittelalter kannte überhaupt nicht den festen Unterschied von Lehrern und Schülern. Auf der Universität war derselbe Mann, der als Magister *in artibus* las, regelmäßig gleichzeitig Student in einer der oberen Fakultäten; auch der Baccalarius hörte nicht bloß, sondern hielt auch Vorlesungen, natürlich nicht über seine eigene Weisheit. In der Schule fand dasselbe statt; die Gesellen *(socii* oder *locati)* waren nicht bloß Gehilfen, sondern zugleich Schüler des Lehrers. In jenen Dekurien ist nun das längst herkömmliche etwas genauer und systematischer durchgeführt worden. Wie es scheint, stammt übrigens die Bestimmung der württembergischen und sächsischen Schulordnung über die Dekurionen aus der Straßburger Schule, und Sturm hatte damit das Lütticher Vorbild nachgeahmt.

Ebendaher scheint auch die Ordnung der öffentlichen Promotionsprüfungen zu stammen. In der Straßburger Schule spielen die *actus scholastici* eine große Rolle, und von hier sind sie in die württembergische und sächsische Schulordnung übergegangen. Übrigens haben das erste Vorbild natürlich die mittelalterlichen Universitäten mit ihren Prüfungen gegeben, die daran sich schließenden Promotionen geschahen herkömmlich mit öffentlicher Feierlichkeit.

Wir wenden uns nun zum Unterricht selbst. Was die Gegenstände anlangt, so können wir sie unter drei Überschriften bringen: *pietas*, *linguae*, *artes*, oder: Glaubenslehre, Sprachen, Wissenschaften. Die Glaubenslehre wird aus dem Katechismus und der Schrift geschöpft; die Sprachen werden aus der Grammatik und den alten Schriftstellern gelernt, daneben werden einige neuere benutzt; dem Unterricht in den Wissenschaften endlich dienen, außer den Schriften der Alten, eine Anzahl neuerer Lehrbücher.

Vergleicht man diesen Unterricht mit dem Unterricht des Mittelalters, so treten folgende Veränderungen hervor.

1. Die Glaubenslehre ist ein neuer Unterrichtsgegenstand. Die mittelalterlichen Schulen kennen ihn nicht. Sie lehrten wohl das Symbolum und die Gebete, führten auch die Kinder in die Kirche, aber sie kennen keine Glaubenslehre und führen nicht zum Lesen der Schrift. *Apud adversarios,* sagt die Apologie der Augsburgischen Konfession, *nulla prorsus est κατήχησις puerorum.* Bei den Protestanten wird hierauf von vornherein ein sehr starkes Gewicht gelegt; die Kinder im Glauben und der Schrift zu unterweisen gilt als die erste Aufgabe aller Schulen.

2. Was die Sprachen anlangt, so liegen hier folgende Wandlungen vor.

Erstens: das mittelalterliche Latein ist abgeschafft, an seine Stelle ist das klassische Latein getreten. Die lateinischen Klassiker, die auf den mittelalterlichen Schulen fast gar nicht gebraucht wurden, werden jetzt in allen Schulen gelesen.

Zweitens: die griechische Sprache ist regelmäßiger Unterrichtsgegenstand in allen eigentlichen Gelehrtenschulen, und auch auf den kleineren Schulen werden häufig die ersten Elemente gelehrt.

Drittens: die hebräische Sprache wird in den ersten Anfängen auf den großen Schulen gelehrt.

3. Der vorbereitende Unterricht in den philosophischen Wissenschaften *(artes),* der im Mittelalter fast ausschließlich den Universitäten, nämlich der artistischen Fakultät angehört hatte, geht seit dem 16. Jahrhundert allmählich auf die Gelehrtenschule über; mit der zunehmenden Ausdehnung des Kursus nimmt diese einen propädeutischen Unterricht zunächst in der Dialektik, sodann auch in der Physik und Kosmologie oder mathematischen Geographie und in der Mathematik in sich auf. Hierdurch wird die Universität allmählich von dem elementar-wissenschaftlichen Unterricht entlastet, die philosophische Fakultät hört mehr und mehr auf Obergymnasium zu sein; die alte artistische Fakultät verschmilzt mit der Lateinschule zum Gymnasium. Dieser Vorgang, der im 19. Jahrhundert zum Abschluß gekommen ist, beginnt im 16. Jahrhundert. —

Was die Methode des Unterrichts anlangt, so wendet er sich, wie im Mittelalter, zunächst an das Gedächtnis. Der Katechismus und die Grammatik, und ebenso die Lehrbücher der Rhetorik und Dialektik werden auswendig gelernt; „verhören“ bleibt der technische Ausdruck für die Thätigkeit des Lehrers. Ebenso wendet sich die Lektüre zunächst an das Gedächtnis; die Schriftsteller werden vom Lehrer vor-

exponiert, am andern Tage vom Schüler „reposciert“. Dazu kommt dann, auf der Oberstufe mehr und mehr hervortretend, die Imitation; sie fordert, in schriftlichen Versuchen der Nachbildung lateinischer und griechischer Prosa und Poesie bestehend, am meisten die Selbstthätigkeit des Schülers heraus.

Hiermit ist das allgemeine Schema des Unterrichtsverfahrens gegeben; es wird durch drei Wörter bezeichnet: *praeceptum*, *exemplum*, *imitatio*. Auf allen Stufen des Unterrichts gehen diese drei Dinge neben einander her: das Lehrbuch enthält die *praecepta*, die Regeln; auf allen Stufen wird das Lehrbuch der Grammatik gebraucht, auf den oberen kommen dazu Lehrbücher der Poesie, der Rhetorik und Dialektik. Die Lektüre der Autoren bietet *exempla*, Musterbeispiele jeder Art schriftstellerischer Darstellung; der Unterricht zeigt an ihnen die Bedeutung der Regeln, der grammatisch-stilistischen, wie der poetisch-rhetorischen. Sie dient dem Schüler zugleich, Wörter, Wendungen und Gedanken auszuziehen, die er, um sie zu merken, in seine Adversarienbücher einträgt. Die *imitatio* endlich ist das Ziel des ganzen Unterrichts: der Schüler übt sich, an der Hand der Regeln des Lehrbuchs, mit dem Material, das ihm die Lektüre zuführt, ähnliche Kunstwerke der Rede zu komponieren, als die klassischen Autoren sie darbieten.

Die Erwerbung der Sachkenntnisse geht nebenher; indem man die alten Autoren, die Redner und Philosophen, die Dichter und Historiker liest, gewinnt man aus ihnen zugleich philosophisches, historisches, antiquarisches, geographisches, naturwissenschaftliches Wissen (*eruditio*). Ein besonderer Unterricht ist hierfür nicht erforderlich. Nur etwa die Arithmetik und Geometrie, dann auch die Physik und Kosmologie machen eigenen Unterricht und besondere Lehrbücher notwendig. Und natürlich die Religion. —

Dieser kurzen Darlegung des Allgemeinen lasse ich nun eine etwas eingehendere Darstellung des klassischen Unterrichts folgen.

Das Gewicht, welches zu allen Zeiten den Schulbetrieb in Gang setzt und reguliert, ist der künftige Gebrauch der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten. Der letzte Gebrauch, worauf die Erlernung der alten Sprachen abzielte, war nach der humanistischen Anschauung die Hervorbringung von Litteraturwerken in jenen Sprachen, in Poesie und Prosa. Den Humanisten handelte es sich um nichts Geringeres, als um die Wiederaufnahme der litterarischen Produktion des Altertums, welche ihnen durch die Invasion der gotischen Barbarei nur zufällig unterbrochen zu sein schien. Das 16. Jahrhundert steht unter der Herrschaft dieser Anschauungsweise. Es ist völlig ernst gemeint, wenn Celtis der Horaz, Eobanus der Ovid der Deutschen genannt

wird; es soll damit gesagt sein, daß die litterarischen Erzeugnisse dieser Dichter sich als gleichartige und gleichwertige an diejenigen der genannten Römer anschließen. Des EOBANUS Werke sind häufig in den Schulen gebraucht worden, vor allem seine Psalmenübersetzung.[1] Das war nicht unverständig; was konnte den Eifer und Mut des Schülers bei seinen poetischen und prosaischen Schulübungen mehr beleben, als die Thatsache, daß ein Zeitgenosse durch lateinische Verse ein berühmter Mann, ein klassischer Autor, ja sogar ein wohlbesoldeter Professor geworden war? Konnte man ihn hieran zu oft erinnern? *Honos et praemium alunt artes,* daher auch noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an lateinischen Poeten keineswegs Mangel war. Der berühmteste unter der späteren Humanistengeneration war wohl, nicht minder durch seine Kunst als durch seine Lebensschicksale, der Schwabe NICODEMUS FRISCHLIN (1547—1590), von dem D. FR. STRAUSS ein anziehendes Lebensbild gezeichnet hat. In Oden und Elegien, in Epen und Dramen verherrlichte und ergötzte der Tübinger Poet und Professor der Poesie seinen hohen Gönner, den Herzog Ludwig, und dieser lohnte mit Geld und Naturalien, schenkend und borgend. Wie diese Poesie gemacht und welche erstaunliche Virtuosität darin erreicht wurde, zeigt STRAUSS an vielen Beispielen. FRISCHLINS letzte große Dichtung ist die *Hebraeis,* eine Darstellung der jüdischen Geschichte in Hexametern; sie folgt in Anordnung, Motiven, Darstellungsmitteln genau dem Vorbild der *Aeneis,* ganze und halbe Verse werden ohne Bedenken dem Vorbild entlehnt. Die *Hebraeis* entstand im Kerker, in welchen FRISCHLIN durch seine lose Zunge gekommen war; unter Krankheit und Ungemach aller Art, ohne andere Hilfsmittel als eine deutsche Bibel, verfertigte der Dichter die 12500 Hexameter (die *Aeneis* hat ca. 10000) in weniger als vier Monaten. Nebenher machte er noch zwei biblische Komödien.

Allerdings waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die humanistischen Tendenzen nicht mehr die herrschenden; die theologisch-kirchlichen Interessen erlangten allmählich so sehr das Übergewicht, daß selbst ein MELANCHTHONscher Humanismus verdächtig wurde. Unter den Männern, welche die Landesschulordnungen verfaßten und durchführten, hätten schwerlich viele die heute beliebte Formel gebilligt, daß

[1] *Psalterium universum carmine elegiaco redditum atque explicatum ac nuper in schola Marpurgensi editum,* 1537. Neue Auflagen sind zahlreich erschienen, z. B. zu Straßburg 1539, 42, zu Leipzig 1551, 57, 59, 71, 84. Ein *poëta laureatus,* CHR. AULAEUS, gab eine Chrestomathie aus seinen poetischen Werken heraus: *H. Eob. Hessi, Poëtae Germani, Operum flores ac sententiae insigniores, commodo studiosorum selecti.*

es die Aufgabe der Schule sei, die Jugend in den Geist des klassischen Altertums einzuführen. Sie waren nicht so blind zu verkennen, daß das Altertum Heidentum sei, und nicht so humanistisch, um zu wollen, daß die christliche Jugend im Heidentum aufwachse. Sie hätten auch kaum mehr die Formel gelten lassen, daß es sich beim Unterricht um die Erwerbung der Fähigkeit handele, die antike Litteratur fortzusetzen. Aber die Nachwirkung der humanistischen Bewegung war doch stark genug, um den thatsächlichen Schulunterricht so zu gestalten, als ob jenes humanistische Ziel noch in voller Geltung gewesen wäre. Auch der entschiedenste Theologe konnte nicht umhin, die Fertigkeit in klassischem Stil und ciceronischer Sprache sich auszudrücken, für ein unbedingt notwendiges Erfordernis jedes Gelehrten anzusehen. Und fast nicht minder notwendig war unter dieser Voraussetzung die Benutzung der heidnischen Schriftsteller in der Schule; gab es auch neuere christliche Schriftsteller, wie Eobanus, Mantuanus u. a., so blieb doch die Thatsache, daß ihre Werke Nachahmungen der alten Originale waren; und wer sollte es nicht geraten finden, lieber die Originale als auch die besten Nachahmungen, oder wenigstens neben diesen auch jene nachzuahmen? Also Eloquenz, und zwar zunächst in lateinischer Sprache, ist das erste Ziel des gelehrten Unterrichts, die Nachahmung der alten Schriftsteller das wesentliche Mittel.

Zur Eloquenz gehören zwei Dinge: Sachen und Worte. Beide zu verschaffen ist daher die erste Sorge des ganzen Unterrichts. Hierüber sind alle gymnasialpädagogischen Schriftsteller des Zeitalters einig, Agricola und Wimpheling, Erasmus und Melanchthon, Sturm und Neander. Anfang, Mitte und Ende aller jener Schriften *de formando studio* ist: *res et verba.*

Von diesem Gesichtspunkt wird Auswahl und Behandlung der Lektüre auf Universitäten und Schulen gleichmäßig beherrscht. Das muß man sich ein für allemal klar machen. Alle Lektüre ist durchaus auf den unmittelbaren Gebrauch gerichtet. Es handelt sich darum aus dem Schriftsteller zu lernen, was und wie man reden müsse. Und in demselben Sinn wird alle Erklärung, auf der Universität wie auf der Schule, gegeben; sie hat gar nicht die Bedeutung einer frostig-wissenschaftlichen, philologisch-historischen Interpretation des Textes, sondern sie will vor allem und zuerst den Autor nutzbar machen.

Ich gebe zunächst für den klassischen Unterricht auf den Universitäten ein paar Nachweisungen.

Melanchthon spricht das Prinzip, dem er in der Auswahl und Erklärung der Schriftsteller folge, in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Werke und Tage des Hesiod (C. R. XI, 112ff.; 1526) aus: „Ich

bemühe mich stets euch solche Schriftsteller vorzulegen, welche zugleich die Erkenntnis der Dinge mehren und die Rede bereichern. Denn diese beiden Stücke gehören zusammen, so daß eins nicht sein mag ohne das andere; es kann niemand gut reden ohne Kenntnisse und die Erkenntnis ist lahm ohne das Licht der Rede. Wie der Schiffer nach den Sternen seinen Lauf richtet, so sind alle unsere Studien nach diesem Prinzip zu richten: daß wir uns einerseits wissenschaftliche Einsicht, in den Geisteswissenschaften und in den Naturwissenschaften, andererseits wenigstens ein gewisses Geschick, über ernste Dinge uns auszudrücken, verschaffen." In jeder dieser Absichten sei nun Hesiods Werk empfehlenswert. Unter den gnomologischen Schriftstellern sei er ohne Widerrede der erste; er gebe nicht nackte Vorschriften, sondern verweile bald bei dem Lob der Tugend, bald bei dem Schimpf des Lasters und, was das Wirksamste sei, er lehre ernst und gewissenhaft, daß die Guten von Gott belohnt und die Bösen bestraft werden. In dem zweiten Teil des Werks werde größtenteils von der Natur gehandelt, über die Erde und ihre Früchte, die Jahreszeiten, die Bewegungen der Gestirne, welche Kenntnis ebenso angenehm als zur Bildung notwendig sei. Endlich gebe er zur Erwerbung der Redekunst manchen schätzbaren Beitrag; er brauche gewählte Worte, welche, zur rechten Zeit verwendet, der Rede Würde und der Einsicht Gewicht geben; so nenne er z. B. die Könige Dorophagen oder Abgabenfresser, und was für eine treffliche Wortbildung sei nicht Faustrechtler (*χειροδίκαι*)? Derartiges finde sich tausenderlei, ebenso auch vortreffliche Konstruktionen und Figuren, so daß kein Zweifel sei, daß man aus ihm der eigenen Rede Reichtum und Fülle zuführen könne. Eine vorzügliche Übung sei es, die schönsten Stellen in lateinischen Versen wiederzugeben; dadurch werde das Urteil geschärft, die Fülle der Rede gemehrt und die Interpretationskunst gebildet. Aber, möchte jemand sagen, was hilft dieser ganze Unterricht zur Religion? „Unmittelbar allerdings nichts, denn diese ist eine Wirkung des heiligen Geistes. Aber für die Kenntnis der heiligen Schrift ist die griechische Sprache notwendig und für Auslegung derselben ist Übung in allen Künsten erforderlich. Eine große Kunst ist die Eloquenz und, wie es in der Tragödie heißt, Herrin der Dinge. Das ist die Ursache, weshalb meines Erachtens auch den Theologen diese Disziplinen nützlich sind".

Aus demselben Gesichtspunkt wird in einer späteren Vorrede zum Homer dieser empfohlen (1538, C. R. XI, 397ff.). Unter allen Autoren, die heiligen selbstverständlich ausgenommen, erreiche keiner den Homer, weder in der Lehre *(doctrina)*, noch in der Schönheit der Form. In der Ilias habe er die Künste des Krieges, in der Odyssee die Künste

des Friedens beschrieben, ohne Zweifel in der Absicht, diejenigen, welche zur Regierung eines Gemeinwesens berufen seien, hierfür zu unterrichten und vorzubereiten; was dann an beiden Dichtungen ausführlich dargelegt wird. — Man sieht, wir haben es nicht mit philologischen Vorlesungen über die Autoren zu thun, sondern mit Anleitungen, aus ihnen Sachen und Worte zu entnehmen.

Als besonders charakteristisch für die Behandlung der alten Autoren im Universitätsunterricht teile ich aus einer Sammlung von Rostocker Universitätsschriften aus den Jahren 1560—1567 einiges mit. Joh. Posselius und David Chytraeus, beide Schüler Melanchthons, vertraten hier die griechischen Studien. Jener ladet zur Vorlesung des Sophokles mit folgender *laudatio autoris* ein (6. Juni 1560).[1] Zunächst heißt es in allgemeiner Wendung: das Ziel unserer Studien sei, *ut et scientiam recte de rebus divinis ac humanis judicandi et facultatem res bonas et utiles propria et perspicua oratione explicandi nobis paremus.* Hierzu könne Sophokles führen, als welcher sei *omnibus sapientiae et eloquentiae numeris perfectus, et intelligendi et dicendi magister optimus.* Nach den heiligen Schriften gebe es keine Bücher, die ernster Moral und Lebensweisheit predigten, als die Tragödien des Sophokles und Euripides; ihr beständiges Thema sei: *ἔχει ϑεὸς ἔκδικον ὄμμα.* An den Beispielen furchtbarer Strafen der Frevler zeigen sie Gottes Gerechtigkeit und unsere Pflichten. „Jede einzelne Tragödie des Sophokles enthält einige vorzügliche Erörterungen oder *locos communes*, und viele herrliche und wichtige Sentenzen und Lebensregeln; ich werde dieselben in den einzelnen Tragödien mit Gottes Hilfe auf die gleichlautenden Vorschriften der zehn Gebote, als auf ihre Quellen, zurückführen. Im Ajax kann das Beispiel des bestraften Hochmuts und Verachtung des göttlichen Beistandes auf das erste, das Beispiel der Mäßigung im Glück und in der Rache, welches Ulysses giebt, auf das fünfte Gebot zurückgeführt werden. Die Strafe des Ehebruchs an Klytemnestra und Aegistus in der Elektra, des Incests im König Oedipus, der grauenvolle Untergang des Herakles in den Trachinierinnen, welcher durch zügellose Liebesleidenschaft veranlaßt wird, kann auf das sechste Gebot zurückgeführt werden. In der Antigone, welche vor allen durch Menge und Wichtigkeit der schönsten Sentenzen sich hervorthut, steht die Erörterung in Beziehung zum ersten und vierten Gebot: ob man Gott mehr als der Obrigkeit gehorchen solle. In den beiden Oedipus wird die Lehre

[1] *Scripta in acad. Rost. publ. proposita* 1563—1567. Rost. 1567. S. 46 ff. Die Sammlung ist der gleichnamigen Wittenberger nachgeahmt; sie enthält Anschläge der akad. Behörden, Einladungen der Professoren zu Vorlesungen, öffentliche Reden und Gedichte u. s. f.

des vierten Gebots über die furchtbaren Strafen des Vatermordes und die den Eltern schuldige Pietät und die Strafen undankbarer Kinder illustriert. Der erste Teil des Philoktetes enthält eine Erörterung, welche aus den Quellen des achten Gebots fließt: ob man an die offene und einfältige Wahrheit in Wort und That jederzeit sich halten müsse, oder ob es einmal erlaubt sei, um des gemeinen Nutzens willen zu lügen. Der andere Teil stellt die Lehre des ersten Gebots vor: ohne Gottes Beistand lasse sich nichts Segensreiches vollbringen. Und am Schluß findet sich jene fromme und schöne Sentenz: *ἡ γὰρ εὐσέβεια συνθνήσκει βροτοῖς, κἂν ζῶσι κἂν θάνωσιν οὐκ ἀπόλλυται.* Doch auf die schönen Stellen und Sentenzen werde ich bei der Behandlung der einzelnen Tragödien aufmerksam machen, und zugleich darauf, was aus der Lektüre des Sophokles für den Stil sich gewinnen lasse. Denn unter den drei großen Tragikern ist des Sophokles Eloquenz zu allen Zeiten von den Kundigsten am meisten bewundert worden: durch Glanz und Wucht, durch Fülle der Sprache und Gedanken, durch Erhabenheit und Majestät ist er den andern überlegen, im besonderen auch dem Euripides, dessen Rede knapper und einfacher ist und mehr Fülle der Gedanken als der Sprache zeigt.

Da zum Markt eine Anzahl Exemplare angekommen sind, so fordere ich die Studierenden auf zu kaufen und die Gelegenheit, diesen vortrefflichen Autor zu hören, nicht zu versäumen.“

Im Oktober macht er in einem neuen Anschlag den Beginn der Vorlesungen mit dem Ajax des Sophokles bekannt. Er zieht vier *locos insigniores* aus demselben heraus: der Hauptzweck der Tragödie sei, wie oben, die Strafe des Hochmuts und Verachtung göttlichen Beistandes zu zeigen, in Übereinstimmung mit dem ersten Gebot. Ein zweiter *locus communis* sei die Vergleichung der kriegerischen und staatsmännischen Tüchtigkeit, am Beispiel des Kriegshelden Ajax und des Ulysses, der sich als *sapiens Consiliarius seu Senator et homo doctus* erweist. Der dritte die von Ulysses bewiesene Mäßigung. Viertens: auch andere wichtige *loci* und schöne Sentenzen über die Tugenden und Pflichten kommen vor und werden auf die zehn Gebote zurückgeführt werden: z. B.

οὐκ ἄρ τάδ' ἐστι τῇδε μὴ θεῶν μετά.

Item

ὁρᾷς, 'Οδυσσεῦ, τῶν θεῶν ἰσχὺς ὅση.

Sie gehören *ad primam tabulam* u. s. w. Mit ähnlicher Darlegung der Vortrefflichkeit des Stücks ladet er zum Hören der Elektra am 19. April, des König Oedipus am 1. Oktober 1561, der Antigone im April, des Oedipus Coloneus im Oktober 1562, endlich zum Schluß, der Trachi-

nierinnen im April 1563 ein. 1565 las er über des Pythagoras *aurea carmina* und über die Odyssee.

Chytraeus behandelte Herodot und Thucydides, ebenfalls beide ganz, jenen von 1559 bis April 1562, diesen vom April 1562 bis Herbst 1565. Zu jedem Buch wird durch einen Anschlag eingeladen, worin alle Dinge aufgezählt werden, die man daraus lernen könne. Das zweite Buch des Herodot z. B. bietet vortreffliche moralische Sentenzen; wie ein Edelstein glänzt hier: *τῶν μεγάλων ἀδικημάτων μεγάλαι εἰσι καὶ αἱ τιμωρίαι παρὰ τοῦ θεοῦ*, wofür als Beispiel die Zerstörung Trojas um des Ehebruchs des Paris willen dient. Wichtig ist ferner im zweiten Buch die Beschreibung Ägyptens und der Ägypter, weil darin ein heidnischer Bericht den Bericht der heiligen Schrift in vielen Punkten bestätigt. Auch geht aus der Darstellung des Ursprungs der heidnischen Religionen hervor, daß die christliche Religion die allerälteste und erste und darum wahrste ist: die ältesten Orakel der Welt sind nämlich, nach Herodot, das des Jupiter Ammon und des Zeus zu Dodona, jenes offenbar auf Ham, den Sohn Noah, dieses auf Dodanim, den Sohn Javan, weisend: beide also erst nach der Sündflut begründet. Die griechische Religion ist noch viel jünger, erst um das Jahr der Welt 3100 von Homer und Hesiod zusammengefaßt, zu den Zeiten der Propheten Jonas und Oseas, da die Lehre der wahren Kirche schon 3000 Jahre in der Welt war.

Nicht minder erweist sich Thucydides wichtig. Zwei Ziele haben die Studien: *γνῶναι καὶ ἑρμηνεῦσαι* mit dem Ausdruck des Thukydides. Zu beiden leitet seine Geschichte. Die politische Einsicht lehrt er nicht nur in sehr inhaltreichen Reden und Sentenzen, sondern illustriert sie auch mit den wichtigsten Beispielen von Ratschlägen und Erfolgen. Die Geschichte ist ein Gemälde und Theater des menschlichen Lebens, welches auf alle Zeiten paßt. Wie die Natur des Menschen selbst, so bleiben auch die Anlagen, Sitten, Geschäfte, Gelegenheiten, Ratschläge, Erfolge, Irrtümer und Verbrechen dieselben, nur die Schauspieler wechseln. Die Geschichte des Thukydides ist ein schlagendes Bild der gegenwärtigen deutschen Angelegenheiten: Entschlüsse, Ratschläge, Versuche, Bündnisse, Macht- und Rachebestrebungen unter dem Vorwand der Religion. Sie zeigt, wie Leichtsinn und Ehrgeiz in politischen Unternehmungen sich bestraft. Er zählt nun einzelne Fälle zu dieser Maxime aus den acht Büchern auf. — So kann man *σύνεσιν πολιτικὴν* bei Thukydides lernen. Aber auch für die Eloquenz läßt sich viel profitieren. Denn wenngleich die Rede des Demosthenes der des Thukydides unähnlich ist, so hat doch jener die Weisheit, Gewalt, Schärfe, die nervigte und gedrängte Rede des Historikers

so sehr bewundert, daß er den Thukydides achtmal mit eigener Hand abschrieb.

Chytraeus las daneben über das neue Testament, ebenfalls von Anfang bis Ende, in sechs Jahren; der Sinn der Lektüre ist derselbe. Zum ersten Petrusbrief z. B. ladet er ein (Weihnacht 1560) mit der Bemerkung: nach gewohnter Weise werden wir anfangs eine Inhaltsübersicht der Epistel geben, und sodann die Hauptstellen für Lehre und Erbauung herausheben, welche in den täglichen Gedanken an Gott und den Gefahren des Lebens Anwendung haben.

Als ein Beispiel der Durchführung dieser Behandlung mag noch des Sabinus Erklärung der Ovidischen Metamorphosen (Königsberg 1554, vgl. bei Töppen, 9, 263ff., woselbst noch neun Ausgaben des Werks erwähnt sind) angeführt werden. Das Werk wird, so sagt der Erklärer, zwar in erster Linie um der Sprache und der Art der Verse willen den Jünglingen vorgelegt. Aber auch um der Sachen willen verdient es gelesen zu werden. „Das Gedicht enthält die erlesensten Fabeln aller Dichter, in welchen herrliche Beispiele der göttlichen Gnade und des göttlichen Zornes vorgelegt werden; es lehrt, daß die menschlichen Geschicke nicht ein Spiel des Zufalls sind, sondern von göttlicher Macht regiert werden; daß ein höheres Wesen ist, welches frommen und guten Handlungen seinen Beistand schenkt, Verbrechen dagegen durch alles mögliche Unglück bestraft, vor allem Verachtung der Religion. Außer diesen Beispielen für das Leben aber enthält dasselbe Gedicht so viel Astronomisches, so viel Physisches, so viel Namen und Beschreibungen von Gegenden, Örtern, Städten, Bergen, Flüssen, daß man aus demselben, hat man nur einen guten Erklärer, zum großen Teil die Geographie, die Sphärik und die Naturgeschichte lernen kann. Es ist also kein müßiges und possenhaftes und bloß zum Vergnügen bestimmtes Gedicht, wie einige thöricht glauben, sondern ein *thesaurus eruditionis*. Endlich bringt es noch den Vorteil, daß es den der Beredsamkeit Beflissenen mit einem vollständigen oratorischen Apparate versieht. Deshalb ist dieses Werk mit Recht allen zu empfehlen.

In dieser Absicht ist nun der Kommentator bemüht, das Werk nutzbar zu machen. Er giebt zu den Fabeln die Moral; aus der Geschichte des Phaëthon z. B. lassen sich folgende zwei *loci morales* ziehen: die Gebote und Lehren der Eltern nicht zu verachten, und: Versprechungen sind nicht zu halten, wenn demjenigen, der das Versprechen erhalten hat, nicht damit genützt ist. Aus der Fabel der Verwandlung der Niobe werden drei *loci* gezogen: man muß Gottes Zorn durch Gebete besänftigen, nicht durch Schmähung mehren; die Bösen werden durch das Leiden verstockter; die Gebete der Verstockten werden nicht erhört. —

Nicht minder läßt sich Sabinus die rhetorisch-poetische Applikation seines Autors angelegen sein. Er giebt Winke, wie man die poetischen Figuren benutzen kann: der Dichter läßt Rhodos vom Sol geliebt werden, so kann man Preußen vom Boreas geliebt werden lassen, *eo quod Boreas fere perpetuo in hac regione spirat.* Bei Gelegenheit der cimmerischen Finsternis bemerkt er: es giebt auch andere Cimmerier, die niemals das Licht sehen, *nempe homines ebriosi*, *quorum hic ad septentrionem infinitus est numerus;* die Urnen der Danaiden kann man allegorisch deuten auf die Kassen der Fürsten. Ganze Verse werden zu sprichwörtlicher Anführung empfohlen, auch Stellen nachgewiesen, wo sie so gebraucht sind u. s. f.

So wurden die klassischen Autoren auf den Universitäten gelesen und erklärt. Die Deklamationen bildeten das Korrelat zu dieser Lektüre, sie gaben Übung in der Anwendung des Gelernten. Gelegenheit zur epideiktischen Verwertung der erworbenen Fertigkeit boten sodann alle Vorfälle des öffentlichen und privaten Lebens, welche aus dem Geleise des Alltäglichen heraustraten: jede akademische Feierlichkeit, Promotionen, Rektoratswechsel, Schulaktus, Vermählungen, Todesfälle, Geburten, sie forderten alle, um mit geziemender Würde vor sich gehen zu können, ihre *declamationes, carmina congratulatoria, epithalamia, epicedia etc.* Ein ungeheurer Konsum von lateinischen Reden und Versen fand statt, er dauerte bis ins 18. Jahrhundert hinein, in welchem er allmählich durch französische und deutsche Rede und Poesie verdrängt wurde.

Für uns hat diese absolute Schätzung der Eloquenz zunächst etwas Befremdliches. Unsere Zeit legt auf Kenntnisse ein sehr großes, auf ihren Vortrag nur ein mäßiges Gewicht; die Prüfungen haben uns daran gewöhnt, auch über großen Mangel an formaler Darstellungsgabe hinweg zu sehen, wenn nur die Sachkenntnis vorhanden ist. Versuchen wir uns verständlich zu machen, warum das 16. Jahrhundert anders empfand und urteilte, so werden wir etwa auf folgende Punkte uns geführt sehen.

Die Sache hängt erstens mit dem Umstand zusammen, daß die Sprache aller litterarischen Darstellung eine fremde war. Es liegt in der Natur der Sache, daß beim Gebrauch einer fremden Sprache die Aufmerksamkeit mehr als beim Gebrauch der heimischen auf die sprachlich-stilistische Form, und um so viel weniger auf den Inhalt gerichtet ist. In der heimischen Sprache ist die Form gegeben und selbstverständlich, in der fremden ist sie mit Mühe erlernt und wird nicht ohne Mühe erhalten; der Wert der Sache wird aber hier wie überall nach der Anstrengung bei der Erwerbung und der Seltenheit des Besitzes

geschätzt. Der Gebrauch einer fremden Sprache hat eben darum überall die Gefahr bei sich, zu formaler Virtuosität bei innerer Hohlheit zu führen; er hat die Tendenz, die Litteratur und die Menschen selbst zu entseelen.

Ein zweiter Umstand ist der, daß die wissenschaftlich-philosophische Forschung noch in den Anfängen war. Im ganzen lebt die akademische Welt des 16. Jahrhunderts noch in der Vorstellung, daß Philosophie und Wissenschaft von den Alten zum Abschluß gebracht sei. Der Gedanke, über das vom Altertum Erreichte hinaus zu gehen, lag den meisten humanistischen Oratoren und Poeten ungefähr ebenso fern, als den Schulphilosophen des Mittelalters. Gegenwärtig gilt wissenschaftliche Forschung als die erste Aufgabe des Universitätslehrers. Damals galt als seine eigentliche Aufgabe: aus den Schriften der Alten als den Quellen der Wissenschaft mit sicherem Urteil zu schöpfen und das Gewonnene mit Geschmack für die eigene Bildung und für den Vortrag zu verwerten. Dabei mußte auf den Vortrag das Hauptgewicht fallen. Heute wird die Form als wenig erheblich angesehen; wenn nur die Ergebnisse neu und sachlich richtig sind, läßt man sich eine unbeholfene Darstellung leicht gefallen. Anders urteilte das 16. Jahrhundert. „Erkenntnis der Dinge," sagt J. Sturm, „ohne geschmackvolle Darstellung ist barbarisch und häßlich, und mit dem Verderbnis der Form beschleicht die Menschen eine ungesellige Meinung von ihrer eigenen Weisheit" (Vormbaum, I, 655). So urteilen alle Humanisten. Melanchthon im *Encomium eloquentiae* (C. R. XI, 50ff., 1525) meint: nicht zu sagen sei, wie elend jemand ohne die *artes dicendi* alle Wissenschaften treiben werde: die Einsicht folge der Eloquenz, wie dem Körper sein Schatten. Die Formel ist ungemein charakteristisch für den Humanismus: wir denken, mit der Einsicht kommt die Rede; dem Humanismus ist es ganz ernst mit der Umkehrung. Mit dem Verlust der Rede hat das Mittelalter, das ist die unendlich oft vorgetragene Geschichtsphilosophie des Humanismus, nicht bloß den guten Geschmack, sondern auch die Wissenschaft, die Sittlichkeit und die Religion eingebüßt.[1]

[1] Eine nicht uninteressante Probe akademischer Eloquenz ist kürzlich in den Jahrb. f. Phil. u. Päd. (Bd. CXLVIII, S. 152) von Wiesehahn mitgeteilt worden: eine Rede *De America*, die der *Prof. Eloquentiae* Erasmus Schmidt zu Wittenberg 1602 bei der Magisterpromotion hielt. Einer umständlichen *laudatio* der Landesherren und des allmächtigen Gottes, daß sie die Universität und die Kirche bisher erhalten haben, und einer nicht minder umständlichen Entschuldigung wegen des Mangels an Beredsamkeit und Rechtfertigung der Wahl des Themas folgt dann eine sehr kurze und magere Beschreibung Amerikas, „das beinahe größer ist als die übrigen drei Erdteile zusammen". Dann eilt der

Als ein drittes Moment kommt in Betracht, daß im 16. Jahrhundert die Rede in erheblich weiterem Umfang als heute das Mittel aller geistigen Wirkung war. Gegenwärtig ist das gedruckte Wort das große Mittel der Gedankenmitteilung. Damals begann man eben erst zu lesen; das gesprochene Wort beherrschte noch die öffentliche Verhandlung, wie den Unterricht. Die Predigt, die öffentliche Rede, das Religionsgespräch, die mündliche Verhandlung im Rat und auf dem Reichstag, das waren die Formen der Wirkung, neben denen denn freilich in eben dieser Zeit die Presse Einfluß zu gewinnen begann. Auch der Lernende war noch wesentlich auf den mündlichen Vortrag angewiesen; für die meisten Studierenden war, außer einigen Textbüchern, die Vorlesung noch die Quelle aller Belehrung.

Endlich erwäge man noch dies: auf den Universitäten des 16. Jahrhunderts war die theologische Fakultät mit ihrer Vorschule, der philosophischen, weitaus die wichtigste, der Bedeutung und der Zahl nach; neben ihr kommt nur noch die juristische in Betracht, die im Auf-

Redner, von diesem heiklen Gegenstand wegzukommen, zu einer langen Erörterung der Frage: ob Amerika den Alten bekannt gewesen sei? Er bejaht die Frage und vernimmt als ersteZeugen dafür sehr ausführlich — Homer und Virgil. Dann folgt eine Hinweisung auf ein paar Stellen bei Plato, Aristoteles, Strabo und Plinius, denen sich eine breite Behandlung der alttestamentlichen Schiffart nach Ophir anschließt. Den Schluß macht eine umständliche Erörterung der Frage: wie die Kenntnis dieses ungeheuren Kontinents wieder habe verloren gehen können, wobei wieder Stellen aus Plato und Aristoteles die Hauptrolle spielen. Die Rede klingt aus in ein Gebet: „Möge der allgütige Gott sein lauteres Wort und die edleren Künste ewig unter uns reden lassen; möge er in uns nicht so sehr einen Eifer wachrufen, diesen Erdkreis kennen zu lernen, als vielmehr die Sehnsucht erwecken, in jene himmlische Heimat einzugehen, wo wir alle Bürgerrecht haben". — Höchst charakteristisch tritt hier die Richtung des akademischen Unterrichts im 16. Jahrhundert hervor. Wenn heute jemand einen Vortrag über Amerika ankündigt, dann würde er es für seine Aufgabe halten, zuerst sich selbst möglichst gut zu informieren, Daten über Land und Leute zu sammeln, um dann den Hörern eine Vorstellung von jenem Stück Wirklichkeit und unseren Beziehungen zu ihm zu geben. Der akademische Redner des 16. Jahrhunderts thut nichts von alledem; von einem sachlichen Interesse an jenen Ländern, die denn doch schon eine gewaltige Rückwirkung sowohl auf die wirtschaftliche Entwickelung der europäischen Welt, als auf die Gestalt unserer Weltkenntnis übten, findet sich in seiner Rede kaum eine Spur: sein Interesse an dem Gegenstand ist so ziemlich damit erschöpft, daß er ihm zur Entfaltung seiner lateinischen Eloquenz und seiner Kenntnis antiker Schriftsteller dient. Übrigens wird auch die historische Frage, worauf die Sache hinausläuft: ob Amerika den Alten bekannt gewesen sei? nicht bloß ohne alle wissenschaftliche Methode, sondern auch ohne sichtliches Interesse an einer sachlichen Aufklärung behandelt: ein bloßes Hin- und Herwenden von Stellen, ohne Drang zur Erkenntnis: reine Eloquenz.

steigen ist. Die Zahl der Mediziner war schlechthin geringfügig und Naturforscher, Chemiker, Techniker gab es überhaupt nicht. Für Geistliche und Schulmänner, daneben auch für die Juristen, konnte nun in der That Eloquenz als das Hauptstück der Berufsübung angesehen werden. Vor allem gilt dies von dem protestantischen Geistlichen, dem „Prediger“: was das Amt von ihm als beinahe tägliche Leistung forderte, das war eben die Rede. Eloquenz ist also seine spezifische Tüchtigkeit.

Hierauf ist denn auch der theologische Unterricht ganz und gar gerichtet; seine Aufgabe ist, den Prediger mit dem zu versehen, was den Redner macht: *res et verba,* die wahre Lehre und die Fähigkeit, sie darzulegen. Der exegetische Unterricht, den die Reformation in den Mittelpunkt rückt, ist nicht wissenschaftlicher, sondern rein praktischer Natur. Ganz ebenso, wie der eben geschilderte klassische Unterricht die römischen und griechischen Autoren in Absicht auf Eloquenz behandelt, so zeigt der theologische Unterricht dem künftigen Prediger, wie er die Schriften des alten und neuen Testaments zur Lehre und Erbauung brauchen kann; die Schrift wird nicht als Objekt philologischer und historischer Forschung, sondern lediglich als Quelle der geistlichen Eloquenz behandelt. Von LUTHERS Interpretationsvorlesungen sagt KÖSTLIN (Leben II, 434): „ihr Wert besteht nicht in strenger Wortauslegung, sondern in der ungemeinen Fülle von dogmatischen, ethischen und praktischen Ausführungen aller Art, welche er an die Textauslegung knüpft“. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts blieb Form und Absicht des theologischen Universitätsunterrichts im wesentlichen dieselbe.

Dem entspricht, daß auch geistliche Rhetorik auf der Universität gelehrt wurde. Im Clausthaler Programm von 1883 hat WRAMPELMEYER eine handschriftlich überlieferte Anleitung zur theologischen Beredsamkeit aus dem 16. Jahrhundert veröffentlicht, sie wird von einer späteren Hand MELANCHTHON zugeschrieben. Die Schrift macht den Eindruck eines Entwurfs oder einer Nachschrift nach einer Vorlesung. Es werden darin *praecepta dicendi* für den Kanzelredner gegeben und an einem Beispiel gezeigt, wie er die Schrift zu brauchen, einen *locus insignior* zu wählen, ihn aus dem Text mit *definitio, divisio* und *argumentatio* zu behandeln, auch *dicta probantia, exempla, similitudines* aus der Schrift beizubringen, auch die Legenden heranziehen und endlich die rhetorischen Darstellungsmittel, Allegorie, Prosopopöie, mit Bescheidenheit verwenden möge.

Von hier aus ist nun auch der Unterricht der Gelehrtenschule zu verstehen. Er richtet sich natürlich nach dem der Universität, aus welchem er stammt und in welchen er mündet, wie die Flüsse aus dem Meer ihr Wasser empfangen und es ihm wieder zuführen. Die Aufgabe der Gelehrtenschule im 16. Jahrhundert konnte keine andere sein als die: die Erwerbung der Eloquenz, die das vornehmste Ziel der ganzen gelehrten Bildung ist, vorzubereiten, vor allem durch die Erlernung der Gelehrtensprache. Alle ihre Übungen zielen hierauf ab: Grammatik mit Rhetorik und Dialektik, Lektüre und Komposition, oder also, mit üblichen Bezeichnungen: *praeceptum*, *exemplum*, *imitatio*, die drei Seiten des Unterrichts, verfolgen den einen Zweck: dem Schüler eine möglichst große Fertigkeit im sprachrichtigen, gewandten, logisch disponierten lateinischen Vortrag zu geben.

Durch den ganzen Schulkursus können wir dieses Ziel und diese Mittel verfolgen.

In drei natürliche Stufen zerfällt, wie schon oben (S. 334) bemerkt wurde, der Unterrichtsgang, es sind die drei „Haufen" der Schulordnung Melanchthons von 1528. Durch Teilung der zweiten und dritten Stufe in zwei Abteilungen kommen wir zu der normalen Zahl von fünf Klassen.

Die erste Stufe ist die Vorstufe: es handelt sich um die Erlernung der notwendigen Fertigkeit des Lesens und Schreibens, wozu eine lateinische Fibel mit Lesestoff für die ersten Übungen dient. Zugleich wird ein kleiner Vorrat lateinischer Wörter eingeprägt.

Auf der zweiten Stufe tritt die Grammatik, natürlich die lateinische, ein, die nun die treue Begleiterin des Schülers durch den ganzen Kursus bleibt. Die erste Abteilung lernt die Formenlehre (*etymologia*) und übt sie an einem Lesestoff ein, wie ihn *Catonis disticha* oder Mosellanus' *Paedologia*, Erasmus' *Colloquia* oder Camerarii *praecepta morum ac vitae*, Castalionis *dialogi sacri* u. s. w. darbieten. Nach der württembergischen Schulordnung ist dies die zweite Klasse; als ihr Pensum wird bezeichnet: „sie fahen an aus dem *Donat* und *epitome* der *grammatica* die *partes orationis* und *generales regulas totius Etymologiae* in- und auswendig zu lernen, den Cato und dergleichen Bücher zu exponieren. Diese *classis* ist auch gemein allen Schulen, doch mag sie in den Dörfern und kleinen Städten, wo nur ein Schulmeister ist, wohl die höchste sein." — Die zweite Abteilung, die dritte Klasse der württembergischen Schulordnung, „nimmt vor *integram Etymologiam* und den kleinen *(sic) Syntaxim*, hören auch daneben *fabulas Aesopi* und *Selectiores Epistolas Ciceronis.*"

Diese Klasse wird die höchste sein, wo man zwei Lehrer hat. — Über die Methode des Elementarunterrichts giebt die Schulordnung folgende Anweisung: Nachdem die Formenlehre auswendig gelernt ist, beginnt das Lesen; der Lehrer soll zuerst den Text vorexponieren, d. h. Wort für Wort vorübersetzen, dann läßt er sogleich die Schüler nachexponieren und am folgenden Tage repetieren. Dazu wird jedes Wort analysiert, und wenn erforderlich, durchdekliniert oder konjugiert. Mit dem Fortschritt im grammatischen Unterricht, tritt das Konstruieren, d. h. das Anzeigen des syntaktischen Zusammenhanges der Wörter, hinzu.[1] — Die Leseübungen werden begleitet von Übungen im Schreiben *(exercitia styli)*. Alle Mittwoch, schreibt die württembergische Ordnung vor, soll „ein kurzes leichtes Argument aus den nächst gehörten Lektionen, und so viel möglich ebendieselben Worte, doch verdeutscht und abgeändert, den Knaben diktiert und angezeigt werden, an welchem Ort sie solches Argument finden, damit sie eine Anleitung haben die *Phrases Autorum* aus gehörten *lectionibus* desto leichter zu imitieren; doch soll der *praeceptor* die *genera*, *numeros*, *personas*, *casus*, *modos* und *tempora* ändern. Am nächsten Freitag darnach sollen die *Praeceptores* die Schriften von allen Knaben exigieren und ihrer jedem die *vitia* und Mängel freundlich und deutlich anzeigen. Darum gehört hierher Geduld, dieweil die Knaben oftmals fehlen; sonst wo man ungeduldig mit ihnen ist, besonders in *exercitio styli*, werden sie kleinmütig, verzagt und verdrossen“.

Auf der dritten Stufe beginnt nun, nachdem die Elementargrammatik hinlänglich eingeübt ist, der eigentliche humanistische Unterricht. Zunächst wird in der unteren Abteilung der grammatische Unterricht erweitert und vertieft, besonders nach der syntaktischen und

[1] Eine ältere Beschreibung des Verfahrens in dem früher erwähnten *Scholicus ordo* des Memminger Schulmeisters B. Stich vom Jahre 1515 (Neue Jahrb. CXXII, S. 233). Die Verse des Aesop oder Cato werden in folgender Weise gelesen: *Primo sensum, hinc structurae ordinem et dictionum enucleationem, declinationes, conjugationes, casus, genera, modos, derivationes cum regulis et additionibus J. Henrichmanni grammaticae et Alexandri in Lat. (?) ab J. Wimphelingio admissi dicant.* Am andern Morgen gaben die Schüler die Erklärung wieder: *primus cujus partis orationis, secundus cujus generis, tertius dicat cujus casus et sic deinceps; tum in positivo unus, in comparativo alter, in superlativo tertius comparet; similiter verborum habitis accidentibus (?) in presenti unus, in perfecto alter, in futuro tertius conjuget: sicque de reliquis per regularum confirmationem consimiliter: hoc verbum nominativum ante se postulat, dicat unus; alter per regulas roboret; tertius, quem casum post se cupiat, effetur; quartus regula aut alacri* (? zu lesen *Alexandri) versiculo probet.* — Über das didaktische Verfahren der früheren Zeit findet sich auch manches in Beyschlags Nördlinger Schulgeschichte, besonders II, 30 ff.

prosodischen Seite (*integram grammaticam Etymologiae et Syntaxis* nebst den *principalia Prosodiae* schreibt die württembergische Schulordnung für die vierte Klasse vor). In der oberen Abteilung (fünfte Klasse) wird der grammatische Unterricht abgeschlossen und Rhetorik und Dialektik hinzugefügt. Daneben beginnt in der vierten Klasse die griechische Grammatik und wird in der fünften Klasse zum Abschluß gebracht. Auf dieser dritten Stufe wird nun mit der eigentlichen Klassikerlektüre der Anfang gemacht. Cicero und Virgil bilden die Substanz der Schullektüre, daneben werden von Poeten Terenz und Ovid, wohl auch einmal Horaz und Catull genannt, von Prosaikern Caesar, Livius, Sallust, Tacitus; doch läßt Cicero die übrigen Prosaiker, Virgil die Dichter nicht recht aufkommen. Auch hier gehen *praeceptum*, *exemplum* und *imitatio* Hand in Hand. An Ciceros Reden wird die Rhetorik und Dialektik in der Anwendung gezeigt. „Dieweil die *praecepta*", heißt es in der württembergischen Schulordnung, „für sich selbst bloß sind und keinen Nutzen schaffen, wo sie nicht *exemplis* illustriert werden. und die Knaben den *usum* auch sehen mögen, soll auf einen jeden *statum* oder *genus causae* eine *oratio Ciceronis* oder *Livii*, wie solche G. Maior in seinen *Quaestionibus* (worin er die Rhetorik Melanchthons redigiert) gedruckt, gelesen werden; dann der Präzeptor fleißig das *argumentum*, die *partes orationis*, den *statum*, die *argumenta confirmationis*, darnach in *singulis partibus orationis*, wie sie orniert und traktiert werden, anzeigen. Und soll der Präzeptor erstlich auf die *inventionem*, nachmals *dispositionem*, und letztlich *elocutionem* acht haben und also die *praecepta* auf gehörige Weise demonstrieren". — Und über die entsprechenden Übungen in der Komposition heißt es ebendort: „die deutschen Argumente sollen länger und schärfer gestellt werden, und nicht alle auf eine Weise, sondern bald eine Epistel, bald ein *exordium*, *narratio*, *locus communis*, *confirmatio*, *peroratio*, *descriptio alicujus rei*, *tractatio fabulae* oder dergleichen *progymnasmata* fürgegeben und die *adolescentes* also abgerichtet werden, daß ihnen nachmals ganze Deklamationen zu schreiben minder schwer sei". Bei der Korrektur ist vor allem darauf zu achten, daß die *scripta* auf die *phrases* und *imitationem Ciceronis* gerichtet werden, sonst coacervieren die Knaben viel *sententias* aus anderen *scriptoribus* ohne Verstand und Urteil und haben nicht acht auf *puritatem linguae*.[1]

[1] Die fünf Klassen haben in dem Schulplan, den Micyllus für die Frankfurter Schule 1537 verfaßte, folgende Namen: I. *Elementarii*, II. *Donatistae*, III. *Grammatici*, IV. *Metrici vel Poëtastri*, V. *Historici vel Dialectici*. I lernt lesen und schreiben, lateinisch und deutsch, und daneben lateinische Wörter aus einem Vokabular; II lernt die Formenlehre aus der Elementargrammatik

Der Übung im Schreiben geht von unten auf die Übung im Sprechen zur Seite. Auf der Oberstufe ist, ebenso wie auf der Universität, die lateinische Sprache Unterrichts- und Verkehrssprache für Lehrer und Schüler. Die Universitäten und Gymnasien sind gleichsam durch das ganze Land verstreute Enklaven des internationalen Reiches der Gelehrsamkeit, in denen Latein Landessprache und der Gebrauch einer anderen bei Strafe verboten ist. In allen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts findet sich das Gesetz: wer auf diesen Sprachinseln in der Vulgärsprache sich vernehmen läßt, wird bestraft; Aufpasser (*corycaei*) werden bestellt, die den Übertreter notieren, und das Ende — *poenas luet natibus*.

Die Vollendung der Eloquenz ist die Poesie, d. h. die Fertigkeit der Darstellung in gebundener Rede. Sie ist jedem wirklichen Gelehrten durchaus unentbehrlich. „Wer nicht die Poesie getrieben hat", so sagt Melanchthon in einem Brief vom Jahre 1526 an Micyllus, dessen poetisches Talent er sehr schätzte und den er gern nach Wittenberg ziehen wollte, „der hat in keinem wissenschaftlichen Fach ein rechtes Urteil, und auch die Prosa derer, welche nicht von der poetischen Kunst einen Geschmack haben, hat keine Kraft" (C. R. I, 783). Melanchthons Urteil, das seine Briefe und Schriften sehr oft wiederholen, ist der Ausdruck der allgemeinen Meinung des ganzen Humanismus.

auswendig und übt sie an einigem Lesestoff ein; III lernt die vollständige lateinische Grammatik und übt sie an geeigneten lateinischen Autoren, Cicero, Terenz, Virgil, ein; in IV und V, dem eigentlichen Gymnasium, sind rhetorisch-poetische Übungen, natürlich an entsprechende Lektüre angeknüpft, das Hauptstück des Unterrichts; dazu kommt in IV der Anfang der griechischen Sprache und in V die Dialektik (Vormbaum, I, 631, Classen, Micyllus, 168ff.). — Wie sehr das Lateinische und hier wieder der grammatische Unterricht im Vordergrund des ganzen Schulbetriebs stand, dafür mag hier noch der Bericht des Rektors der Schule zu Mittweida (in Sachsen) Zeugnis geben (bei G. Müller, Das kursächs. Schulwesen um 1580). Sobald der Schüler in der untersten der vier Klassen lesen gelernt hat, beginnt in der dritten das Lateinische mit 13 Stunden: 6 St. Grammatik, 2 St. Donat, 1 St. Deklinieren und Konjugieren, 1 St. Vokabellernen; dazu kommen 5 St. Religionsunterricht: 2 für Kirchenlieder, 2 für den deutschen Katechismus, 1 für das Evangelium. In der zweiten Klasse kommen 19 Stunden auf das Lateinische: Syntax 3, Grammatik 6, Sentenzen 2, Cato 1, Vokabellernen 1, Aesop 2, Erasmus' *de civilitate morum* 3; daneben 4 Religionsstunden: 3 für den deutschen, 1 für den lateinischen Katechismus, und 1 St. Arithmetik. In der ersten Klasse gehören wieder 19 Stunden dem Lateinischen: 4 St. Grammatik, 3 St. Syntax, 3 St. Emendation der Scripta, 2 St. Memorierübungen; 2 St. Ciceros Briefe, 2 St. Terenz, 3 St. Virgils Bucolica; außerdem 4 St. Religionsunterricht (1 St. Examen theol. Melanchthons, 3 St. Katechismus und Evangelien), 1 St. Arithmetik, 1 St. Griechisch. — Von 12—1 Uhr haben die drei oberen Klassen Musikunterricht.

Lateinische Verse sind das Meisterstück der Künste; niemand ist Meister, der die poetische Darstellung nicht in der Gewalt hat; daher die Humanisten auch überall Poeten sich selbst nannten und genannt wurden. Die Voraussetzung dieser Anschauung ist natürlich, daß die Poesie eine erlernbare Kunst sei, welche ebenso wie jede andere, durch Fleiß und Übung von jedermann erworben werden könne, wenn auch die Naturanlage dafür nicht ganz gleichmäßig verteilt sei. Es ist eine der Grundansichten des Humanismus, sie beherrscht die poetische Produktion bis ins 18. Jahrhundert, bis zur Sturm- und Drangepoche, die von diesem Gesichtspunkt gesehen sich darstellt als die Empörung gegen die ästhetische Anschauung des alten Humanismus.

Von hier aus ist nun der poetische Schulbetrieb zu verstehen. Es lag dabei nicht die Meinung zu Grunde, daß alle Schüler einmal als Dichter Erhebliches leisten würden, aber sie müssen einerseits für den Hausgebrauch ihre Distichen machen lernen, und dann kommt die Übung auch der prosaischen Darstellung zu gute, wie etwa Springer zur Übung mit Gewichten sich beschweren, um frei desto weiteren Schwung zu thun. Die poetischen Schulübungen beginnen auf der Oberstufe (der vierten Klasse) mit der poetischen Formenlehre, der Prosodie und Metrik, und ihrer Einübung an Musterstücken. Die Breslauer Schulordnung des P. Vincentius, eines Schülers Trozendorfs, welche überhaupt von diesen Übungen ausführlicher handelt, schlägt hierfür die *Bucolica* Virgils und etwa eine gute, reine Elegie Ovids vor, als wodurch die beste *Idea* eines guten *carminis* der Jugend von Anfang eingebildet werde. Eine solche Lektion, „wenn sie von einem wackeren und lustigen Präzeptor artig fürgegeben und nicht allein die *quantitas syllabarum*, sondern auch die *phrases* und *figurae poeticae* und die artige Versetzung der Wörter und der lieblichen und artigen *Epitheta* deutlich angezeigt werden, ist sehr nütze die *ingenia* zu ermuntern und den rechten Kern, Nutz und rühmlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in sie zu pflanzen und befestigen.“ Die Komposition beginnt mit der Herstellung turbierter Verse. „Nachmals weise man sie in *phrases poëticas*, wie sie in *lectionibus* observieret, oder auch wie sie vom Fabricio und anderen kolligieret ausgegangen, und gebe ihnen kurze *materias* zu zweien, dreien oder vier *versiculis*. Durch solche Anleitung merken die Knaben leicht, daß nicht so schwer ist *versus* zu machen, wie sich etliche einbilden, bis sie endlich durch tägliche *lectiones*, mancherlei Erinnerung und stete Übung auch aus gemeinen *argumentis* lernen gute oder doch leidliche Verse machen“ (Vormbaum, I, 197 ff.). — Bis ins 19. Jahrhundert hinein

waren lateinische Verse der höchste Stolz mancher Schule, wenn nicht etwa griechische ihnen den Rang streitig machten.

Als ein sehr wichtiges Hilfsmittel für die Erwerbung der poetischen und prosaischen Eloquenz sah man Kollektaneenbücher an, in welche die Schüler angeleitet wurden, einen Schatz von Wörtern und Sachen zusammenzutragen, um sie daraus zu jeweiligem Gebrauch zu entnehmen. Die Wichtigkeit solcher von den Schülern selbst gemachten Sammlungen ist besonders von Sturm betont worden. Er wird nicht müde, in seinen didaktischen Schriften Lehrern und Schülern die sogenannten Diarien oder Ephemeriden ans Herz zu legen. Er vergleicht sie dem Schatzkasten des klugen Hausvaters, in dem er das täglich Gewonnene mit Freuden legt und aus dem er wieder zum täglichen Bedarf das Notwendige nimmt. Sie bilden fast durch den ganzen Schulkursus den Mittelpunkt der Schülerarbeit, im Griechischen nicht minder als im Lateinischen. Alles Bemerkenswerte, alles Brauchbare trägt der Schüler hinein: zuerst Namen der Dinge, nach Ordnung der Sachen; sodann die Redewendungen, in welchen von ihnen die fremde Sprache spricht, die einfachen und die künstlichen und figürlichen der Redner und Dichter; endlich Sentenzen, Proverbien, Gleichnisse, in Prosa und Versen, welche sich auf die Sachen beziehen; auch die Einheimsung bemerkenswerter Realien ist natürlich nicht zu versäumen. So wächst von Klasse zu Klasse der Schatz an „Sachen und Worten“, aus welchem die Imitation ihre Mittel nimmt. Auf diese Weise wird allmählich die verloren gegangene Fertigkeit der Griechen und Römer im Reden und Schreiben wieder erlangt.[1]

Eine lehrreiche, ins Einzelne gehende Schilderung des sprachlichen Schulunterrichts ist enthalten in des berühmten Ilfelder Rektors, M. Neander, „Bedenken, an einen guten Herrn und Freund (den Bürgermeister von Nordhausen), wie ein Knabe zu leiten und zu unterweisen, daß er ohne groß jagen, treiben und eilen, mit Lust und Liebe, vom sechsten Jahr seines Alters an bis auf das 18., wohl und fertig lernen möge *pietatem*, *linguam Latinam*, *Graecam*, *Hebraeam*, *artes* und endlich *universam philosophiam*“ (1582, bei Vormbaum, I, 746 ff.). Die Unterrichtsstufen sind über das Lebensalter so verteilt: der Unterricht in den Fertigkeiten des Lesens und Schreibens beginnt mit dem sechsten Jahr; mit dem neunten fängt die Grammatik an; mit dem zwölften der Unterricht in der Eloquenz, Lesen und Imitieren der Autoren; er dauert bis zum 17.; daran schließt sich dann ein zweijähriger Kursus in *artibus*. Hiermit ist eine genügende Vorbereitung für das Studium

[1] *De litt. ludis. c.* XXIII; und in den *Epp. class.* u. *sch. Lauing. passim.*

in den drei oberen Fakultäten gegeben. Neander behandelt besonders den Unterricht der Mittelstufe ausführlich. Er hat eine Reihe von Unterrichtsbüchern für beide Sprachen geschrieben. Was er vor allem betont, ist: so wenig und so kurze Regeln als möglich, diese lasse man in langsamem Fortschreiten auswendig lernen. Ebenso lasse man, und das ist nicht weniger wichtig, daneben Wörter, Phrasen und Sentenzen auswendig lernen; Neander empfiehlt seine phraseologischen Sammlungen hierfür, dadurch werde die Komposition ermöglicht. Auf der dritten Stufe mag der Knabe dann sich selber Kollektaneenbücher anlegen. So wollen es die Ilfelder *leges* von 1580 (abgedruckt im Ilfelder Progr. von 1886): „In den Lektionen soll der Schüler fleißig auf alle Worte des *Praeceptoris* merken und was *notatu dignum* fleißig zeichnen und nach verbrachten *lectionibus* nicht allein zur *repetition* derselben zu seiner Zeit kommen, sondern auch in ein besonder Buch aus allen *lectionibus* alle feine *dicta, exempla, historias, Apophthegmata, fabulas,* schöne *versus graecos et latinos* und alle andere feine Reden, so man *in omni vita* brauchen, auch besonders schöne *phrases, epitheta, compositiones graecas, vocabula* und alle *significanter dicta* schreiben, dieselben oft lesen, repetieren, ruminieren, und dasselbe auch vor seinen *thesaurum* halten und ihm lieb sein lassen, und täglich mit neuen *accessionibus* aus den *lectionibus* und *obiter dictis* seines *praeceptoris* kompletieren und bessern“. —

Den Höhepunkt dieses ganzen Schulbetriebs bildeten die rhetorischen Schulakte und die dramatischen Aufführungen.[1] Sie gaben dem Schüler einen Vorgeschmack der Leistungen, zu denen der Unterricht ihn vorbereitete: der öffentlichen Rede in prosaischer und metrischer Sprache. Sie machten die Schulübungen zugleich zu einem Stück des öffentlichen Lebens und gaben ihnen dadurch in den Augen der Schüler und der Lehrer die Wichtigkeit, wovon ihr Gedeihen in so hohem Maße abhängig ist.

Dramatische Aufführungen bilden seit der humanistischen Schulreform einen wichtigen Bestandteil des ganzen Schulbetriebs. Sie dienen vor allem der Einübung der Sprache, der Lösung der lateinischen Zunge; zugleich aber gewöhnen sie zum öffentlichen Auftreten und Üben in der Aktion, geben dem Redner Zuversicht und gute Manieren; und endlich bringt er dabei noch einen Schatz an Moral und Lebensklugheit

[1] Jundt, Die dramat. Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg, Progr. des prot. Gymn. 1881. O. Francke, Terenz und die latein. Schulkomödie in Deutschland (1877). Janssen, Deutsche Geschichte, 7, 106 ff. Über den rhetorischen Schulaktus handelt Möller, Gesch. des altstädt. Gymn. zu Königsberg, Progr. 1878/79.

mit davon, für den der spätere Beruf im geistlichen oder weltlichen Amt wieder vielseitigste Verwendung hat.

Deklamationen klassischer Komödien, besonders des Terenz, mit verteilten Rollen erwähnt J. Sturm schon bei der Lütticher Schule der Hieronymianer. Auch Melanchthon ließ seine Pensionäre in solchen Aufführungen sich üben; Luther sprach sich ausdrücklich zu Gunsten der Sache aus, gegen ängstliche Gemüter: „Komödien spielen soll man um der Knaben in der Schule willen nicht wehren, sondern zulassen, erstlich daß sie sich üben in der lateinischen Sprache; zum andern, daß in Komödien fein künstlich erdichtet, abgemalet und fürgestellet werden solche Personen, dadurch die Leute unterrichtet und ein jeglicher seines Amts und Standes erinnert und vermahnet werde.“ Es ist damit die nächste Absicht der Sache genau bezeichnet. In diesem Sinn ordnet die Breslauer Schulordnung von 1560 an, „daß die Knaben der zweiten Klasse den Terenz, als ihren fürnehmen und ganz eigenen Autor auswendig lernen, also daß man die *Personas* der Jugend austeile und sie wöchentlich nach Tische eine Stunde oder zwei rezitieren lasse, und sie also in der Pronunziation und Aktion übe.“ Später wurden die römischen Komödien hauptsächlich aus sittlichen Bedenken durch eigens für diesen Zweck angefertigte Schuldramen mehr und mehr verdrängt. Schon Reuchlin, Locher und Bebel hatten sich darin versucht; die zweite Hälfte des Jahrhunderts hat derartige Erzeugnisse in großer Zahl hervorgebracht. Es wurde eigentlich von den Schulmeistern erwartet, daß sie, wie Reden, so auch Dramen selbst verfertigten; Sturm verwahrt sich und seine Kollegen gelegentlich gegen den Vorwurf der Trägheit, weil bei ihnen noch immer terenzische Komödien aufgeführt würden. In der Regel sind diese Schuldramen nichts als versifizierte Eloquenz, *actus oratorio-dramatici* nennt sie der Geraer Rektor Mitternacht (1646—1667), von dem auch berichtet wird, daß er seine Schüler an ihrer Anfertigung beteiligte (Progr. Gera 1888). Lob der Tugenden, der Weisheit, der Wissenschaften, Schimpf der Laster, der Unwissenheit, der Barbarei, das sind die immer wiederkehrenden *loci* dieser Dramatik. Oft werden einfach diese Abstrakta selbst in dramatische Masken gesteckt; oder man entnimmt Personen und Stoffe dem Altertum oder der Geschichte, der kirchlichen und der profanen, vor allem aber der Bibel. Besonders sind es die Geschichten des alten Testaments, die zu Schulkomödien mit moralisierender Eloquenz bearbeitet werden. Da wird durch die Vorbilder Davids und Josephs, Abrahams und Lots zur Glaubenstreue und zum Ausharren in Verfolgungen, zur Frömmigkeit und Keuschheit, zur Großmut und Nachgiebigkeit ermahnt; das traurige Ende

Nabals oder Belsazars, Ahas' oder Holophernes' warnt vor den verderblichen Folgen der Gottlosigkeit oder der Begehrlichkeit und Ausschweifung; die Eltern werden durch das Schicksal Eli's vor zu großer Nachsicht in der Erziehung der Kinder, die Frauen durch das Mißgeschick der Königin Vasthi vor Ungehorsam gegen ihren Eheherrn abgeschreckt; an Abrahams und Lots Hirten sieht man, wie das Gesinde die Herrschaften in Zwietracht zu bringen pflegt u. s. w. (Jundt, S. 60). Unter den Verfassern derartiger Stücke ragen hervor W. Gnapheus, G. Macropedius, N. Frischlin, Corn. Schoenaeus; des letzteren *Terentius Christianus* fand große Verbreitung (Francke, 70 ff.). Ungeheure Massen von Schulkomödien sind in den Jesuitenkollegien angefertigt worden. P. Pachtler, der Herausgeber der *Ratio Stud.*, giebt an, daß allein die Themate der von ihm gesammelten Stücke ein paar Bände füllen würden.[1]

[1] Die Dichtung des Gnapheus (Willem de Volder, geb. im Haag 1493), welche die Reihe der biblischen Schulkomödien eröffnet, ist kürzlich von Bolte in den Latein. Litteraturdenkmälern des 15. und 16. Jahrhunderts (Berlin, 1888 ff.) wieder herausgegeben worden: es ist der *Acolastus*, die dramatisierte Geschichte des verlorenen Sohnes. Für den ungemeinen Beifall, den sie fand, spricht die große Verbreitung; der Herausgeber weist bis zum Jahre 1585 47 Neudrucke in aller Herren Ländern nach; auch ist sie wiederholt ins Deutsche und dazu ins Englische und Französische übersetzt. Was sie empfahl, war offenbar, außer der leichten, dem Terenz nachgebildeten Sprache, ihr Gehalt an Moral; es werden darin zuerst die Laster, die der Jugend nachstellen, mit grellen Farben gemalt, dann die Strafen, die nachfolgen. Übrigens ist die Ausführung nicht ohne Kraft. Das Jubellied, mit dem Acolastus, als er mit vollem Beutel das Vaterhaus verläßt, die Freiheit begrüßt, ist sehr stimmungsvoll:

Nunc juvat laute Genium fovere,
Nunc juvat sacrae Veneri litare,
Nunc juvat ludos et amoena carni
Gaudia ferre.

Exsulat tergo monitor severus,
Et jugum collo jaceat, o, remotum
Libero quovis pede jam licebit
Tendere gressus.

Und seinem Führer und Verführer Philautus gesteht er gleich nachher:

Nullis cessero, ne diis quidem,
Postquam meus Philautus subjecit mihi boni et mali
Rationes omnes, quas ad unguem teneo.

Man sieht, auf die „Umwertung aller Werte“ und das „Jenseits von Gut und Böse“ hat die Welt sich auch schon vor Nietzsche verstanden. Und daß der Teufel sich in einen Engel des Lichts verkleidet, ist auch nicht neu. — Stücke verwandten Inhalts behandelt E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben (1880). Es werden dort Inhaltsangaben von Stymmels *Studentes* (Frankfurt a. O. 1545) und Wychgrevs *Cornelius relegatus* (Rostock 1600) gegeben, die an Deutlichkeit

Ursprünglich hielten sich die Aufführungen wesentlich innerhalb der Schulübung und des Schulkreises. Allmählich aber gingen sie, namentlich in den größeren Schulen, weit darüber hinaus, sie wurden zum öffentlichen Schauspiel. So z. B. in Straßburg, wo auf dem Schulhof eine dauernde Bühne errichtet war, auf der vor der ganzen Bürgerschaft, die Frauen mit eingeschlossen, mit großer Zurüstung gespielt wurde. Deutsche Prologe vor den Scenen orientierten auch die des Lateinischen Unkundigen über den Verlauf der Handlung. Ähnliches wird aus zahlreichen Städten berichtet; selbst kleine Städtchen, wie Crossen oder Frankenhausen, haben ihre öffentlich aufgeführten Schulkomödien, zu denen die Schüler die Bürger und die Honoratioren aus der Umgebung einladen. Wo ein Hof ist, und welche Stadt Deutschlands erfreute sich im 17. Jahrhundert nicht eines Hofes? da gehören die Schüleraufführungen auch zu den Lustbarkeiten der höfischen Gesellschaft; fürstlichen Besuchen wird mit einer Komödie aufgewartet. Vor allem verstanden sich die Jesuiten darauf, sich und ihre Schule durch derartige Unternehmungen angenehm und unentbehrlich zu machen. In München z. B. gehörte der kurfürstliche Hof zu den ständigen Gästen der Aufführungen im Jesuitengymnasium.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam, um dies gleich hier zu bemerken, das Schuldrama in Abgang. Es hängt das zusammen einerseits mit dem Absterben der humanistischen Poesie und Eloquenz, der höfischen Gesellschaft ging das Latein aus, andererseits mit der Entwickelung des modernen Theaters mit dem Berufsschauspielertum. Und noch ein drittes trug dazu bei, der mit dem 18. Jahrhundert aufkommende Geist des Pietismus und des polizeimäßigen, prosaischen Utilitarismus. In Preußen untersagte Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1718 den Schulen die *actus dramatici*, „weil sie die Gemüter vereitelten und nur Unkosten verursachten“ (Francke, 21, 84, 153). An Stelle der Theateraufführungen drangen die Redeaktus jetzt vor.

Die Deklamation, d. h. der öffentliche Vortrag von ausgearbeiteten Reden war ebenfalls eine Schulübung, die mit dem Durchdringen des Humanismus auf allen Universitäten und Schulen ihren Einzug hielten. Es ist früher erwähnt worden, wie Melanchthon diese Übung schätzte; die Professoren hielten Musterdeklamationen, die Studenten übten sich unter Anleitung ihrer Lehrer in der Ausarbeitung und im Vortrag von Reden. Den Universitäten folgten die Schulen. Gelegenheit zu öffent-

in der Darstellung des Ekelhaften und Gemeinen nichts zu wünschen lassen. Hoffentlich beweisen die zahlreichen Ausgaben, daß sie ihrem vorgegebenen Zweck, der Abschreckung, vorzüglich gedient haben. Einiges Zweifels ist es allerdings nicht leicht sich zu erwehren.

lichen Reden boten die Schulfeste, Introduktionen, Jubiläen, Valediktionen, Prüfungen, Begrüßungen fürstlicher Besuche, sodann aber auch die kirchlichen Feste. Die Lehrer waren ja zugleich Kirchendiener, wie sie denn auch häufig predigen. Und auch hier üben die Schüler, was die Lehrer können und vormachen; in den oberen Klassen der großen Schulen fanden wohl überall Deklamationsübungen statt, die denn auch mehr und mehr an die Öffentlichkeit traten. Auch hier standen die Jesuitenschulen wieder voran, wie sie denn überhaupt mit ungemeinem Geschick ihre Schulen in Berührung mit der Öffentlichkeit zu bringen wußten. — Den Stoff für die Schulberedsamkeit bot anfangs wohl vor allem die Beschäftigung mit dem Altertum und mit der Religion, moralisierende Behandlung von historischen, moralischen und theologischen Fragen. Im 17. Jahrhundert traten die Fragen der Schulphilosophie und der Dogmatik daneben hervor. Die Sprache ist natürlich die lateinische, gelegentlich auch wohl einmal, der Epideixis halber, die griechische oder gar die hebräische. Übrigens werden neben Erzeugnissen der eigenen Eloquenz auch antike Reden deklamiert, ebenso wie man antike Dramen aufführt. Und zwar erweitert sich die Deklamation dann wohl auch zu einer Art dramatischen Aktion. So wird aus dem 16. Jahrhundert von der Aufführung ciceronischer und demosthenischer Reden berichtet, mit allem Apparat: da sind Konsuln mit Liktoren, Prätoren, Richter, Patrone und Freunde des Angeklagten und des Redners, so daß das ganze gerichtliche Verfahren der Römer zur Darstellung kam. So erlitt Cicero mit seiner Rede *pro Milone* zu Straßburg im Jahre 1575 noch eine nachträgliche Niederlage (Jundt, 22). Bekannt ist auch aus Raumers Darstellung, daß Trozendorf in Goldberg seine Schüler über vorgekommene Schulvergehen in Form einer Gerichtsverhandlung mit Rede und Gegenrede das Urteil finden ließ, eine Sache, die auch sonst erwähnt wird. In Göttingen wurde 1624 ein *actus oratorio-dramaticus* aufgeführt, bei dem sechs Schüler das Urteil Salomos agieren: zwei sprechen in der Person der rechten, zwei in der der falschen Mutter, zwei in der Rolle des Königs. Ein andermal behandeln zwei Schüler die Frage *pro et contra:* ob alle Tierarten in der Arche Noä Platz gehabt hätten? (Pannenborg, Gesch. des Gött. Gymn.)

Man sieht, es war dem Zeitalter Ernst um die Eloquenz, und es wußte: wer den Zweck will, muß die Mittel wollen. Auch scheint mir im allgemeinen an der Zweckmäßigkeit der Mittel nicht gezweifelt werden zu können. Sollten die Knaben dahin gebracht werden, mit 16 oder 18 Jahren Lateinisch geläufig zu verstehen und zu reden, und das war ja die Voraussetzung für den Besuch der Universität, so war

es gewiß geraten, auf der Schule nicht viel Nebendinge zu treiben; und sicher war es nicht unzweckmäßig, täglich mit ihnen Grammatik zu treiben und sie im Schreiben zu üben, sie viel auswendig lernen und hersagen oder agieren zu lassen, endlich auch sie beständig zum Lateinischreden anzuhalten und die deutsche Sprache in der Schule zu untersagen. Not lehrt, nach dem alten Sprichwort, beten, Not lehrt auch reden, wie jeder im fremden Lande erfährt. Die künstliche Expatriierung der Schüler in der Schule war eine Art Ersatz für den Aufenthalt in einer lateinisch redenden Stadt, die es leider nicht gab und die sich auch nicht machen lassen wollte, so viel davon die Rede war (s. Morhof, Polyh. I, 2, 9, 22 ff.).

Andererseits ist nun freilich kein Zweifel darüber, daß dieser Lateinbetrieb von Lehrern und Schülern in gleicher Weise als eine schwere Last empfunden wurde. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, auch nur eine Stimme aus dem 16. und 17. Jahrhundert anzuführen, die von dem Lateinlernen anders als von einer harten Notwendigkeit, gleich hart für Schüler und Lehrer, redete. Wenn wir gewissen neumodischen Gymnasialpädagogen glauben wollen, dann müssen wir uns glücklich schätzen, daß wir Latein und Griechisch nicht schon zu Hause von der Mutter lernen, sondern durch Unterricht in der Schule es uns anzueignen genötigt sind: es entginge uns sonst ja das vornehmste Mittel der „formalen Bildung“. Hiervon wußte im 16. Jahrhundert noch niemand; alle sind einmütig der Ansicht, daß die Erlernung der fremden Sprachen ein überaus schweres und bedauerliches Hemmnis der Jugendbildung sei; die Erreichung des Ziels, Weisheit, Tugend und Beredsamkeit, werde dadurch mindestens um Jahre hinausgeschoben. So sagt H. Wolf (in dem Schriftchen *de expedita utriusque linguae vel privato studio discendae ratione,* bei Vormbaum, I, 457): „glücklich seien die Lateiner gewesen, welche nur die griechische Sprache lernten und dies nicht so sehr durch Regeln, als durch Verkehr mit Griechen und ohne Mühe; glücklicher die Griechen, welche an ihrer eigenen Sprache genug hatten, und sobald sie lesen und schreiben konnten, an das Studium der Künste und der Philosophie gingen; wir aber, denen ein großes Stück Jugend mit der Erlernung der fremden Sprachen dahingehe, und denen der Weg zur Philosophie durch so viele Riegel und Hindernisse versperrt werde (denn Latein und Griechisch ist nicht die Bildung, sondern die Thür dazu), hätten Ursache, uns über unser Los zu beklagen“. Freilich zu ändern sei es nicht, die Einheit von Sachen, Gedanken und Wörtern lasse sich nicht zerreißen.

Ganz dasselbe sagt der Wittenberger P. Eber in seiner *Ratio studendi (Instit. literat.*, III, 203): Die Griechen hätten nur ihre eigene

Sprache, die Römer dazu auch die griechische getrieben. Wir dagegen seien genötigt unsere eigene Sprache liegen zu lassen und mit großer Mühsal zwei oder drei fremde zu lernen; was ein großer Übelstand sei, namentlich für diejenigen, welche einmal als Sachwalter oder Prediger auftreten müßten. Deshalb habe er seinen Schülern immer geraten, sie möchten doch einige Sorge auch der Übung in der Muttersprache zuwenden und den Stil der Schriftsteller, welche eigentlich, rein und ohne Affektation in deutscher Sprache sich ausdrückten, wie Luther, Menius, Pontanus, beachten und nachbilden.

Daß die Erlernung der lateinischen Sprache, namentlich der ersten Elemente der Grammatik, den Knaben und Lehrern unermeßliche Mühe und viel Verdruß machte, darüber ließen sich unzählige Äußerungen zusammenstellen. Eine lebhafte Schilderung der jammervollen Plackerei giebt Melanchthon in einer Rede *de miseriis paedagogorum* (1526, C. R. XI, 121 ff.). Ein paar Stellen daraus mögen hier eingefügt werden. Begründeter, heißt es, als die Klage des Esels beim Aesop, daß er durch tägliche Mühsal ums Leben gebracht werde, sei die des Schulmeisters. Wenn die Eltern mit dem Jungen nicht mehr haushalten könnten, schickten sie ihn zum Schulmeister. Dieser spricht ihm vor, der Junge ist geistesabwesend; er verhört die Aufgabe, der Junge freut sich den Lehrer durch Fehler zu ärgern. Es vergeht eine Ewigkeit, bis er die Buchstaben kann. Das ist das Vorspiel; nun soll er Latein lernen. Man spricht mit ihm Lateinisch, er scharrt aus der Muttersprache seine Antwort zusammen. Man nötigt ihn; guter Gott, was für ein Schauspiel bietet er dar? Erst steht er da, stumm wie eine Bildsäule; dann nimmt er sich zusammen, er sucht nach Worten, verdreht dabei die Augen und reißt den Mund auf, wie ein Epileptischer. Endlich bringt er einen Ton heraus; aber um nicht auf einem Fehler ertappt zu werden, murmelt er unverständlich; manche bringen es zu einer wahren Virtuosität im Verschlucken der Endsilben. Man ruft: deutlicher! er wiederholt, und nun hört man Wortungeheuer, wider Grammatik und Latinität. Es ist ein Jammer! Und nun gar das Lateinschreiben! Nichts verabscheuen sie mehr; jeden Tag muß man mahnen, mit unermeßlicher Mühe bringt man es dahin, daß sie im Semester ein Brieflein schreiben. Will man gar einen Vers haben, so muß man sich dazu setzen, das Argument diktieren, die Wörter suppeditieren. Widerwillig wird das Diktat nachgeschrieben. Dahin bringt man fast nie einen, daß er auf eigne Hand sich versucht. Dann kommt das Korrigieren! Man verbessert die grammatischen Fehler, an die Stelle dunkler und zweideutiger Ausdrücke setzt man klare und eigentliche, man glättet das Rohe, belebt die Rede mit Figuren und

macht sie angenehmer und lieblicher. Endlich muß man bei den fortgeschritteneren auch auf den Inhalt acht geben und auf die Sitten. Einige neigen zum Spott, andere zu Eitelkeit und Anmaßung, und die Sitten offenbaren sich im Stil. Zum Schlagen, sagt ein berühmter Feldherr, gehört dreierlei: daß die Soldaten Lust haben, Ehrgefühl zeigen und gehorchen. Der Schulfeldherr darf bei seinen Soldaten keins von diesen drei Stücken voraussetzen: sie haben keine Lust zu lernen, kein Ehrgefühl, keinen Gehorsam. Die meisten würden lieber graben als Latein lernen. Wahrlich, ein Kamel tanzen oder einen Esel das Lautenschlagen lehren, wäre erträglichere Mühe.

Und der Erfolg? 200 Jahre später beschäftigt sich der Leipziger Ernesti mit einem Phänomen, das er *stupor paedagogicus* nennt, Schuldummheit: es entstehe durch das Lateinlernen und bestehe darin, daß dem Knaben bei lange fortgesetzter Jagd auf Wörter die Fähigkeit, Gedanken aufzufassen, verloren gegangen sei. Ganz dieselbe Sache hat schon Melanchthon beobachtet. In der Rede *de studiiis adolescentium* (1529, XI, 183) heißt es: die philosophischen Examina seien auch darum nötig, daß die Schüler nicht einer planlosen Leserei mit Absicht auf Sentenzen, Phrasen und Wörter sich überließen, sondern vielmehr einen wissenschaftlichen Zusammenhang auffassen lernten. Jenes Unwesen habe sehr überhand genommen; man begegne jetzt vielen, die über jenem Wörtersammeln in einer schimpflichen Unwissenheit und Dummheit verblieben seien. —

Daß unter diesen Umständen das Schulmeisteramt ein wenig begehrtes war, wird nicht weiterer Nachweisung bedürfen; in der Regel blieb niemand länger darin, als ihn die Notwendigkeit festhielt. Die schwere Last und die Undankbarkeit der Arbeit, dazu die Geringschätzung des Amts sind oft Gegenstand bitter unmutiger Klagen. Ich verzichte darauf solche zusammenzustellen, man findet vieles in dem 7. Band von Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Nur das füge ich noch hinzu, daß es hiermit auf der katholischen Seite natürlich nicht anders stand, als auf der protestantischen. Auch im Jesuitenorden gilt das Schulmeisteramt für eine überaus beschwerliche Last, der sich der Einzelne gern so viel als möglich entzieht. Ich führe dafür statt vieler nur eine Stelle aus einer Verordnung des Generals Caraffa vom Jahre 1648 an, die einschärft, daß vom Lehramt in den niederen Schulen niemand, auch die Priester und Professen nicht, befreit sein sollen. Es heißt dort: gerade der Unterricht in den niederen Schulen sei der eigentliche Dienst der Gesellschaft; Beicht hören, Predigt und höheren Unterricht trieben auch die andern Orden; den Unterricht des frühern Alters und die niederen Klassen überlassen sie uns.

„Freilich, ich verkenne nicht, daß es ein hartes und schwieriges Geschäft ist; aber Gott giebt mir Hoffnung, daß, da so viele sich wetteifernd anbieten, in Indien ihr Blut zu vergießen, doch auch solche nicht fehlen werden, die es freiwillig auf sich nehmen, mit ihrem Schweiß den Schulacker zu netzen, um so durch ein andauerndes Martyrium sich eine Krone zu erwerben, die in den Augen der Menschen wohl weniger glänzt, vielleicht aber in den Augen der Engel nicht weniger kostbar ist.“ Und von den Vorgesetzten verlangt er dann, daß sie den Lehrern nicht nur die Arbeit nach Möglichkeit erleichtern, sondern sie auch von anderen Lasten befreien und mit besonderen Erquickungen bedenken, „daran denkend, daß vor allem um ihretwillen die Gesellschaft von der weltlichen Gewalt begehrt wird und daß von ihrer guten oder schlechten Führung die Schätzung des ganzen Kollegs vornehmlich abhängt“ (*Ratio Stud.* III, Mon. Germ. Paed. IX, S. 63 ff.).

Und hier mag denn noch eine charakteristische Äußerung M. Neanders, des Rektors der Ilfelder Klosterschule, Platz finden, die die herrschenden Zustände und zugleich die Gesinnung des trefflichen Mannes charakterisiert: „Da ich einst zu Dresden die Brüder Joh. und Caspar Naevius besuchte, beide Ärzte beim Kurfürsten, und diese mich liebreich fragten, wie lange ich schon mit Unterweisung der Jugend beschäftigt und ich ihnen eine stattliche Reihe von Jahren nannte, erwiderten sie: „Du bist ein glücklicher Mensch, daß du so lange ein gutes Werk treibst, das beschwerlichste, wie wir meinen, auf der Welt, und auf Erden, wenn auch nicht im Himmel, eben nicht in Achtung stehend“. Zufällig war aber ein gelehrter Mann (Joh. Gigas) gegenwärtig, der als Rektor der Schule zu Pforta vorgestanden hatte und nun auf einer Pfarre sich ausruht, der sprach: „Mein lieber Neander, ihr solltet euch lieber einmal haben lebendig schinden lassen, denn so viel lange Jahre, vornehmlich mit der jetzigen teuflischen bösen Jugend, umbgangen haben“. — Aber, fährt Neander fort, einen frommen und eifrigen Lehrer wirrt dergleichen nicht; er denkt an das, was der Gottesmann Luther spricht: Hast du einen frommen Unterthan, Bürger oder Pfarrkind, oder zweeen, so danke Gott. So dir ein Nachbar, ja ein Kind oder Gesind wohl gerät, so laß dir genügen. Kriegstu solcher zweeen oder mehr, so hebe die Hände auf und halts für große Gnade. Denn du lebest doch hier nicht anders, denn in des Teufels Mordgruben und als unter eitel Drachen und Schlangen“ (Havemann, Mitteilungen aus dem Leben M. Neanders, S. 25).

Die Stellung und Behandlung der griechischen Sprache im Unterricht ist für das Verhältnis eines Zeitalters zu den klassischen Studien besonders charakteristisch; daher mögen hierüber noch einige Nachweisungen folgen.

Daß die Kenntnis der griechischen Sprache zu einer vollkommenen wissenschaftlichen Bildung unentbehrlich sei, darüber waren Humanisten und Protestanten einig. Jenen war nicht verborgen, daß die römische Litteratur überall aus griechischen Quellen schöpfe; sie betonen ferner, daß man die wissenschaftlichen und philosophischen Schriften der Griechen aus Übersetzungen nicht so kennen lernen könne, daß man ein selbständiges Urteil habe; jede Kontroverse mache die Herbeiziehung des Originals notwendig. Wie hatten die mittelalterlichen Schulphilosophen in der Auslegung ihres Aristoteles im Finstern getappt. Reuchlin nimmt (in einem oben schon erwähnten Brief vom Jahre 1518) für sich in Anspruch, daß er zuerst die Notwendigkeit dargethan habe, auf den Originaltext der aristotelischen Philosophie zurückzugehen. Daher der Zorn der Sophisten und Barbaren gegen ihn, denn alsbald hätten alle, die nach wirklicher Erkenntnis verlangten, die Possen der Schulen verlassen. Es ist bekannt, daß dem jugendlichen Melanchthon als Lebensaufgabe vorschwebte, die Deutschen mit dem wirklichen griechischen Aristoteles bekannt zu machen, welche Aufgabe er denn auch, freilich unter sehr veränderten Umständen, einigermaßen gelöst hat. Endlich schien selbst eine sichere Handhabung der lateinischen Sprache nicht möglich ohne einige Kenntnis der griechischen. Stammten doch fast alle wissenschaftlichen Kunstausdrücke aus dem Griechischen; dazu eine unzählige Menge von Eigennamen, deren die humanistische Eloquenz beständig bedurfte. Wie kann man ohne Gefahr des schimpflichsten Irrtums diese Wörter brauchen, abwandeln, ja auch nur schreiben, wenn man nicht aus der griechischen Sprache Bedeutung und Schreibung kennt? Welche Ungeheuerlichkeiten wies in dieser Hinsicht jedes mittelalterliche Lektionsverzeichnis auf: *loyca*, *methaurorum Arestotilis, amphorysmi Hypocratis,* u. s. f. Die ersten kleinen Lehrbüchlein der griechischen Sprache sind wesentlich geschrieben, diesem dringendsten Bedürfnis der lateinischen Eloquenz abzuhelfen.

Es ist früher im einzelnen dargelegt worden, wie unter dem Einfluß des Humanismus im Laufe des zweiten Jahrzehnts an den Universitäten griechische Lekturen errichtet und die ersten Elementarlehrbücher verfaßt wurden; zugleich auch hie und da angedeutet, wie große Schwierigkeiten zu überwinden waren. Vor allem fehlte es an Editionen; in der Regel mußte der Lehrer den Text für seine Vorlesungen erst drucken lassen. So ließ Reuchlin für seine Vorlesungen in Ingolstadt

und Tübingen kleine Stücke von Xenophon (1520), Demosthenes und Aeschines (1522) drucken. MELANCHTHON bewog den Buchdrucker MELCHIOR LOTTHER mit griechischen Typen von Leipzig nach Wittenberg zu kommen. STROBEL (Neue Beiträge, II, 1, 213 ff.) zählt aus den ersten Jahren von MELANCHTHONS Lehrthätigkeit neun solcher Drucke meist im Umfang von ein paar Bogen auf: Aristophanes Wolken *(splendidum argumentum, quo philosophastros insectemur)*, Galaterbriefe, Stücke aus Lucian, Plutarch etc. Auch wird wiederholt erwähnt, daß die Zuhörer sich den Text erst abschrieben. So kündigt MELANCHTHON noch im Jahre 1537 eine Vorlesung über die Kranzrede des Demosthenes mit der Bemerkung an: er werde bloß einige Zeilen täglich durchgehen, damit solche, die keinen Text besäßen, ihn sich abschreiben könnten, was er übrigens sehr empfehle; er selbst habe den Römerbrief dreimal abgeschrieben (C. R. III, 378). Erst durch die von MELANCHTHON, CAMERARIUS, MICYLLUS, H. WOLF, NEANDER u. a. für Unterrichtszwecke gemachten Ausgaben und Chrestomathien wurden die Texte allmählich zugänglicher. Doch blieb es bis ins 18. Jahrhundert hinein gewöhnlich, daß griechische Texte für die Vorlesungen besonders gedruckt wurden. So gab CASELIUS in Helmstedt eine große Menge von Bruchstücken griechischer Autoren zum Behuf seiner Vorlesungen heraus; BURCKHARDT (*De Caselii praeclaris erga bonas litteras meritis*, 1707) zählt auf vier Quartseiten die Bruchstücke auf, sie sind aus 19 griechischen Autoren entnommen, darunter auch Homer, Aeschylos, Aristoteles, Plato, Xenophon etc. Selbst bei J. M. GESNER kommt noch diese Praxis vor.

Die Reformation, die sonst die Entwickelung des Humanismus unterbrach, übernahm in diesem Stücke dessen Aufgabe. An den protestantischen Universitäten wurde überall das Griechische als ein notwendiger Bestandteil der gelehrten Bildung angesehen. Allerdings ließ sich nicht gleich die Forderung durchsetzen, daß alle Prediger der neuen Kirche im Besitz der Fertigkeit seien, die heiligen Schriften in der Ursprache zu lesen. Ein schlichter Prediger, sagt LUTHER in dem Sendschreiben an die Ratsherren, habe so viel heller Sprüche und Texte durch Dolmetschen, daß er Christum verstehen, lehren und heiliglich leben, auch anderen predigen könne. Aber die Schrift auszulegen, und zu streiten wider die irrigen Einführer der Schrift, das lasse sich ohne die Sprachen nicht thun. Allmählich im Lauf der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dürfte es doch dahin gekommen sein, daß es nicht leicht protestantische Prediger gab, die nicht einige Kenntnis der griechischen Sprache, sei es auch hin und wieder nicht viel mehr als die der Buchstaben, besaßen.

Die Schwierigkeiten, welche der Einführung des Griechischen in

die Schulen entgegenstanden, waren natürlich erheblich größer. Erst nachdem die Universitäten Lehrer vorgebildet hatten, konnte auf den großen Schulen dem Griechischen die Stellung eines regelmäßigen Unterrichtsgegenstandes verschafft werden. Auf den Lateinschulen der kleinen Städte hat es diese nie erlangt. Auch auf den großen Schulen handelte es sich wesentlich um einen elementaren Unterricht, durch den die Schüler befähigt werden sollten, auf der Universität exegetische Vorlesungen über die heiligen Schriften und vielleicht noch über ein paar Stücke griechischer Dichter oder Philosophen zu hören. Die Bugenhagenschen Schulordnungen reden nur von den ersten Elementen, Buchstaben und Formenlehre, die an ein paar Lesestücken eingeprägt werden mögen. Die mecklenburgische Schulordnung vom Jahre 1552, welche Melanchthon zur Billigung vorgelegt worden war, giebt anheim, in der obersten Klasse der größeren Schulen wöchentlich zwei Stunden Griechisch zu treiben: in der einen mögen die grammatischen Regeln eingeprägt, in der andern an einigen Versen oder Prosastücken (Phocylides, Hesiodus, Isocrates *ad Demonicum* werden genannt) eingeübt werden. Wörtlich so die kurpfälzische Schulordnung vom Jahre 1556 (Vormbaum, I, 65, 68). Etwas weiter geht die württembergische Schulordnung vom Jahre 1559. Auf der Oberstufe (vierte und fünfte Klasse) soll Griechisch an den vier Nachmittagen von 3—4 Uhr getrieben werden. In IV wird mit den Elementen der Grammatik begonnen, in V die ganze Grammatik und eine Lektion aus dem Griechischen: Aesop, Isokrates *ad Demonicum* oder die Cyropädie gegeben, worin der Lehrer „aufs fleißigste die Themata den Knaben anzeigen und sie selbst formieren lassen soll, auch sie darzu halten, daß sie es fleißig kolligieren und aufschreiben“. Die neue Ausgabe der Schulordnung von 1582 ändert hieran nichts Erhebliches. Sie will die Sonntagsepistel und den griechischen Katechismus (von Joh. Brenz) und auf den Klosterschulen etwas von Demosthenes durchnehmen lassen, nicht zu wenig, „damit die *discipuli* bald einen guten *thesaurum optimarum phrasium* daraus kolligieren mögen“. Bei der Aufnahme ins Stift wurden *rudimenta Graecae linguae* verlangt (Vormbaum, I, 85 ff.). Ähnlich lauten die Bestimmungen der übrigen Schulordnungen des 16. Jahrhunderts.

Was das Ziel und die Form des Schulunterrichts in der griechischen Sprache anlangt, so ist allgemein zu bemerken, daß das Griechische hierin jederzeit von dem wichtigeren und älteren Latein beherrscht worden ist. Da der Lateinbetrieb durch die Absicht bestimmt wurde, dem Schüler zur lateinischen Eloquenz zu verhelfen, so gestaltete sich der griechische Unterricht wesentlich so, als ob es das Ziel gewesen

wäre, griechisch reden und schreiben zu lehren. Und allerdings galt auch in der litterarischen Welt diese Fertigkeit als der eigentliche Maßstab der Kenntnis des Griechischen, wie denn auch der gesunde Menschenverstand jederzeit die Fertigkeit im Reden als die entscheidende Probe der Kenntnis einer Sprache ansehen wird. Eine gewisse Leichtigkeit des Gebrauchs war auch unter den späteren Humanisten nicht selten. So schrieb z. B. CAMERARIUS geläufig griechisch, seine Briefe an MELANCHTHON sind öfters in dieser Sprache verfaßt. Da dieser nicht griechisch antwortete, entschuldigt sich CAMERARIUS einmal; MELANCHTHON aber erwiderte: „ich lese deine griechischen Briefe mit besonderem Genuß, es ist mir, als wenn ich einen der Alten lese. Plinius sagt von Adrianus, Athen selbst sei nicht so attisch als er. Das will ich nicht sagen, wohl aber das: außer den Attikern gefällt mir kein Griechisch so gut als deines.[1] Warum ich nicht griechisch schreibe? Es ist derselbe Grund, der den Horaz hinderte griechisch zu dichten: ich mag nicht Holz in den Wald tragen" (5. März 1528, C. R. I, 943). — Ebenso hebt MELANCHTHON in seinen Empfehlungsbriefen für Schullehrer die Fertigkeit im Gebrauch der griechischen Sprache öfter hervor, z. B. in dem Schreiben, womit er M. GARBITIUS der Tübinger Universität als Gräcisten empfahl: er schreibe sehr leicht griechisch in Prosa und Versen (C. R. III, 421, 11. Okt. 1537); oder in dem Brief, womit er den GOTTSCHALK SCHULTZE dem Rat zu Salzwedel als Schulmeister anzunehmen riet: er habe eine ziemlich gute Übung, in lateinischer und griechischer Sprache zu schreiben (C. R. V, 344). Daß nicht bloß deutsche Schulmeister die Dinge so ansahen, geht aus einer Äußerung des L. VIVES über BUDEUS in einem Brief an ERASMUS (Opp. II, 161) hervor: „lateinisch schreibt und spricht er so, daß er, selbst wenn er zu Ciceros Zeiten gelebt hätte, den Namen des Großen verdient haben würde, griechisch aber so, daß selbst die Griechen gestehen, sie könnten von ihm ihre Sprache lernen". In ERASMUS' Korrespondenz findet man eine ganze Anzahl griechischer Briefe des BUDEUS.

Es gab sogar Einzelne, die als Dichter in griechischer Sprache sich anerkannten litterarischen Ruhm erwarben. Der bekannteste unter ihnen ist LAURENTIUS RHODOMANUS (1546—1606), ein Schüler des Ilfelder Rektors NEANDER, dann der Rostocker Gräcisten POSSELIUS und CASELIUS; er war Schulmeister in Lüneburg, Walkenried und Stralsund, dazwischen Professor in Jena, zuletzt in Wittenberg. Jos.

[1] Ein andermal sagt er auch das: *cognitionem et usum Graecae linguae tantum habet (Camerarius), ut non Athenae veteres tam sint Atticae, quam sunt ipsius scripta (Declam. de Misnia,* 1553, C. R. XII, 42).

Scaliger, der auf einer Reise durch Norddeutschland ihn in Stralsund besucht hatte, veranlaßte seine Berufung nach Wittenberg. Es wird ein Urteil dieses Philologen über Rhodomanus als griechischen Dichter angeführt: daß er mit den vorzüglichsten unter den Griechen wetteifere, viele bei weitem übertreffe; nur Unwissenheit oder Bosheit könne das leugnen.[1] Unter seinen griechischen Dichtungen wird als die bedeutendste die folgende angesehen, deren Titel zur Probe vollständig angeführt werden mag: *Ποιησις χριστιανη. Παλαιστινης ἠτοι ἁγιας ἱστοριας βιβλια ἐννεα. Poesis Christiana. Palaestinae s. historiae sacrae libri novem. Ubi ex s. Bibliis, Josepho, historia ecclesiastica et aliunde continua serie recitantur praecipua quae in Palaestina ab ultima inde memoria ad hanc ferme aetatem Deus, S. patres, judices, reges, prophetae, ethnarchae, pontifices, Macedones, Asmanaei, Herodes, Christus, Apostoli, Romani, Agareni, Turcae et Argonautae nostri aliique interim gesserunt. Ad usum scholasticae juventutis Graecolatina poesi ita concinnati, ut ab omnibus ubique Christianis bonarum artium studiosis cum fructu et voluptate legi possint* (Frankfurt a. M., 1589).

Dem Gedicht ist vorausgeschickt eine Epistel Neanders, worin er es allen Schulrektoren aufs dringendste empfiehlt: sie sollten es, wenn nicht zur Lektüre in der Schule benutzen, doch dem Privatfleiß der Schüler anraten. Ferner ist beigegeben eine lange Dedikationsepistel des Verfassers, welche eine in mancher Hinsicht interessante Gymnasialpädagogik enthält. Er verteidigt darin seine griechische Schriftstellerei gegen die herrschend werdende Ansicht, daß Griechisch entweder überhaupt entbehrlich oder doch das Schreiben in griechischer Sprache nicht notwendig sei: *sat enim doctrinae in monumentis veterum nobis relictum.* Rhodomanus führt dagegen aus, erstens, daß ohne Schreiben man auch Lesen nicht lerne; zweitens, daß ohne Schreiben dem Unterricht das eigentliche Ziel fehle: er sei der Überzeugung, daß alle weisen und fein redenden Autoren dazu da seien, *ut totos quoad fieri possit, imiteris, nec tantum intelligas et res eorum tibi accommodes, sed etiam ipsos, si facultas detur, quanti sint et quales, sensu lingua et calamo ita referas, ut dici queat: hic alter Homerus est, Virgilius, Demosthenes etc. aut certe non infelix eorum discipulus et imitator.* Drittens führt er einen praktischen Gesichtspunkt an: wir müßten mit allen Kräften dahin streben, daß mit Gottes Hilfe die Griechen dem deutschen Reich inkorporiert würden; *tum certe Graeca enunciatione cum illis*

[1] Lizelius, *Historia poetarum Graecorum Germaniae a renatis litteris ad nostra usque tempora* (Frankf. 1730); wo noch eine große Menge weiterer Zeugnisse von Einheimischen und Fremden über die Vorzüglichkeit dieser Gedichte.

agendum, nec vulgari tantum et semibarbara, sed erudita, ni ludibrio et contemtui illis exponi velimus.

Neben RHODOMANUS wäre etwa noch MARTIN CRUSIUS (1526 bis 1607, seit 1559 Professor in Tübingen) als griechischer Autor zu nennen. Den Inhalt seiner *Germano-Graecia* (Basel, 1585), eines stattlichen Foliobandes, bilden zwei Bücher Reden des CRUSIUS, lateinische und griechische, letztere mit lateinischer Übersetzung, ein Buch griechische Reden, von Doktoranden der Tübinger Universität gehalten; drei Bücher griechische Gelegenheitsgedichte von CRUSIUS, denen auch eine poetische Biographie des L. RHODOMANUS beigegeben ist. CRUSIUS betrieb das Griechischschreiben als gelehrten Sport. Es wird von ihm erzählt, daß er 6174 deutsche Predigten auf dem Knie in griechischer Sprache nachgeschrieben habe. Glücklicherweise hat sich kein Verleger gefunden, sie drucken zu lassen.

Auch kleine Schullesebücher für den Anfangsunterricht in der griechischen Sprache entstanden in ziemlicher Anzahl. Sie enthalten regelmäßig kirchliche Stoffe, z. B. CAMERARIUS *Capita pietatis et religionis Christianae versibus Graecis comprehensa ad institutionem puerilem, cum interpretatione Latina* (Leipzig, 1546 u. ö.) Ähnliche Büchlein von POSSELIUS, der die Sonntagsepisteln und Evangelien in griechische Verse faßte, von STIGELIUS, BRENTIUS u. a.

Von hier aus ist nun der griechische Schulbetrieb zu verstehen. Er gleicht, wie gesagt, dem lateinischen. Nach STURMS Straßburger Organisationsentwurf soll der griechische Unterricht mit dem fünften Schuljahr (etwa im elften Lebensjahr) beginnen. Nachdem etwa in einem halben Jahr das Lesen und die ersten Elemente der Formenlehre gelernt sind, giebt man den Knaben Texte in die Hand, im ersten Vierteljahr die Fabeln Aesops, im zweiten Demosthenes' olympische Reden. Dieser Autor begleitet die Schüler dann durch den ganzen Schulkursus, der etwa mit dem 16. Lebensjahr sein Ende erreicht. Außerdem wird Homer und Paulus empfohlen. In den späteren Klassenbriefen wird Demosthenes für die drei oberen Klassen in Aussicht genommen, daneben gelegentlich Aristophanes, Euripides, Thukydides; Paulus' Briefe sollen in den fünf oberen Klassen sonntäglich gelesen werden.

Es ist einleuchtend, daß die Benutzung der demosthenischen Texte, wenn anders sie jemals in diesem Umfang stattgefunden hat, hier nicht in der Absicht des Lesens gemeint ist, auch nur in dem Sinn, wie wir von unseren Primanern sagen, daß sie Demosthenes lesen, obwohl lesen auch hier eine Thätigkeit bezeichnet, welche von der Bedeutung des Worts im gemeinen Sprachgebrauch erheblich sich unterscheidet. In

der Straßburger Schule diente der Text lediglich, um an ihm zuerst deklinieren und konjugieren zu lernen, sodann aus ihm Wörter, Wendungen und Redefiguren zu sammeln, ganz ebenso, wie STURM für die lateinische Sprache den Cicero von klein auf brauchen ließ. Der Schriftsteller steht auf der Schule zunächst im Dienst der Erlernung der Sprache, wie STURM dies in dem Lauinger Organisationsplan ausdrücklich ausspricht: auch in der ersten Klasse *linguae magis, quam mentis magistri atque doctores esse volumus* (VORMBAUM, I, 739). Der Unterricht in den Wissenschaften gehört auf die Universität.

Aber warum Demosthenes und Paulus, welche den Schülern notwendig unverständlich bleiben müssen, zu solchen Sprachexerzitien benutzen? STURM antwortet: aus derselben Ursache, aus welcher im Lateinischen von Anfang an Cicero den Knaben in die Hände gegeben wird: wie dieser unter den Römern, so ist unter den Griechen Demosthenes der erste Redner; und unter den heiligen Schriftstellern nimmt Paulus dieselbe Stellung ein.[1]

Daß die Schüler nicht imstande sind, den Sinn der Rede zu fassen, dagegen ist STURM ziemlich gleichgültig. Die Menschenkinder, meint er, lernen von Natur eher reden als denken und urteilen. Das ist ein Wink der Natur: Erkenntnis wird man erwerben, wenn der Verstand kommt; aber richtig und rein sprechen lernen muß der Knabe, dem Erwachsenen wird es schwerer (*de litt. ludis capp.* II, X). Daher muß man dem Knaben die Schriften der besten Stilisten in die Hand geben und ihn *optima ex optimis* zusammentragen lassen; das Verständnis wird nachkommen.

STURM hat auch hierin das Urteil seiner Zeitgenossen auf seiner Seite. H. WOLF in Augsburg legt sich in der erwähnten kleinen Schrift über

[1] Es scheint bemerkenswert, daß STURMS Urteil hierin mit demjenigen MELANCHTHONS genau zusammenfällt. In einer Einladung zu Vorlesungen über Demosthenes 1538 (C. R. III, 570) heißt es: D. verdiene vor allen die Teilnahme; aus ihm lerne man nicht nur die Sprache, sondern auch Disposition, Darstellungsform, Invention; auch ließen seine Ornamente sich nachahmen. Wie sehr die Reformatoren den Paulus schätzten, ist bekannt. Bei Paulus allein, heißt es in MELANCHTHONS Rede *de studio doctrinae Paulinae* (1520, C. R. XI, 34 ff.), ist methodische Erörterung, man kommt nicht zu den Propheten und Evangelien als durch seine Kommentare. Und nicht bloß als Theolog, sondern auch als Redner ist Paulus bewunderungswürdig; wie würdig, wie durchsichtig, wie elegant ist seine Rede. Es ist unsagbar, wie er das Gemüt des Lesers beugt, bewegt, hinreißt, begeistert. Paulus kann nicht beiseite lassen, wer nicht alle Hoffnung des Heils wegwirft. — Mit ähnlicher humanistischer Überschwänglichkeit wird im *Encomium eloquentiae* Homer gepriesen: des Menschen Geist hat nichts geboren, was dem Homer an Weisheit überlegen wäre; und wie durch Weisheit, so ist er durch Eloquenz vor allen Dichtern ausgezeichnet.

Sprachenlernen (Vormbaum, I, 455 ff.) die Frage vor: ob den Schülern die besten Autoren in die Hand zu geben seien, da diese meist schwierige und jenseits der Fassungskraft der Schüler liegende Dinge behandeln? Ja, antwortet Wolf, denn die Knaben verstehen ja überall nicht, was sie lesen. Verstehen sie etwa die Fabeln, welche sie von Müttern und Ammen hören? Nein, denn sie merken nichts von der Bedeutung. Also wenn zu ihnen Plato, Isokrates, Cicero, von Gott, Weisheit, guten Sitten sprechen, so verstehen sie das ebenso sehr oder ebenso wenig, denn gleichmäßig ist ihnen alles unbekannt und neu; aber sie haben einen Vorteil: nämlich daß diese in der gewähltesten Sprache reden. Und was das Vergnügen anlange, das die Fabeln Aesops u. a. machen sollen, so glaube er nicht daran: ohne Nötigung würde der größte Teil der Knaben jedes Spiel dem *ludus litterarius* vorziehen. „Denn du darfst machen, was du willst, die Wurzeln der Erudition sind bitter und die Süßigkeit der Früchte kann erst das reifere Alter schmecken.“ Also getrost die Schriftsteller vornehmen, welche die reinste und beste Sprache reden, ob der Inhalt dem Fassungsvermögen der Knaben angemessen ist oder nicht. Komme noch dazu, daß der Inhalt an sich ein würdiger und bedeutender, wie ja denn bei der engen Verbindung von Eloquenz und Weisheit zu erwarten, so sei es doppelt gerechtfertigt: denn nicht darauf müsse man sehen, wieviel sie jetzt davon verständen, sondern darauf, wie großen Nutzen die Dinge, welche sie vorläufig bloß ins Gedächtnis faßten, bringen würden, wenn sie dereinst würden verstanden werden. Und für den Augenblick könne man sich ja mit Übergehen der schwierigsten Stellen helfen; darin könne er nicht ein Kapitalverbrechen erblicken.

Ganz ähnlich urteilt auch Micyllus in dem Frankfurter Organisationsentwurf (Vormbaum, I, 631): von Anfang an müsse man solche Lesestücke vortragen, die nicht allein die Eloquenz, sondern auch das Urteil über die Dinge bilden, obwohl die Knaben über die Dinge mit Einsicht und Gründlichkeit zu urteilen noch nicht im Stande seien. „Denn wie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, Farbe bekommen, obwohl sie nicht deswegen wandeln, so prägen sich den Knabenseelen, wiewohl sie der Behandlung ernster und großer Dinge noch nicht ganz zu folgen vermögen, bei der Beschäftigung mit ihnen bleibende Spuren ein, die ihnen später nützlich sein werden.“

Also, das Beste nach Inhalt und Form, wenn auch der Sinn der Fassungskraft der Knaben noch nicht erreichbar ist; das ist das Prinzip, dem die Pädagogen des 16. Jahrhunderts in der Auswahl der Lektüre überall folgten. Es ist dasselbe Prinzip, das den Katechismusunterricht eingeführt hat und bis auf diesen Tag in den Schulen erhält.

Die großen Wahrheiten des Glaubens, obwohl sie Kindern noch nicht faßbar sind, werden auf Hoffnung zunächst dem Gedächtnis eingeprägt. Für die profanen Autoren wird das Prinzip jetzt nicht mehr anerkannt. Vor der großen pädagogischen Revolution der Aufklärung galt es auch für diese; man las, wie Wolf unterscheidet, zunächst *κατὰ λέξιν*, nicht *κατὰ διάνοιαν*; das Sinnverständnis mag seiner Zeit nachkommen. — Übrigens blieb natürlich der Umfang der griechischen Lektüre auf der Schule unbedeutend. Es handelte sich überall nur um Lesestücke. Demosthenes wurde doch nicht häufig benutzt; dagegen finden sich sehr gewöhnlich außer Aesops Fabeln Pythagoras' *aurea carmina*, *Theognis*, *Phocylides*, *Isocrates ad Demonicum*, Plutarch über Erziehung, Xenophons Cyropädie, Hesiods Werke und Tage, Stücke aus Homer oder Lucian und natürlich die Schriften des neuen Testaments; für den ersten Anfang war auch durch jene griechische Katechismen u. s. w. gesorgt.

K. v. Raumer hat diesen Formalismus in der Behandlung der Autoren, welcher in dem Autor nicht einen Selbstzweck, sondern nur ein Mittel zu einem Zweck sieht, namentlich an Sturm hart getadelt. E. Laas hat in sachkundiger Ausführung[1] gezeigt, wie unbillig, weil unhistorisch, dies Urteil über Sturm ist. Er weist nach, wie Sturms Auffassung in der ganzen humanistischen Anschauung wurzelt. Andererseits glaubt doch auch Laas, daß Sturm einseitiger als die älteren Humanisten, Melanchthon, Erasmus, Agricola, die Form auf Kosten des Inhalts betone. Das mag der Fall sein; mir scheint aber, es erklärt sich aus Sturms Stellung: er schrieb Anweisungen für den Schulunterricht. In solchen konnte er offenbar nicht umhin, diesen Gesichtspunkt in die vorderste Reihe zu stellen. Daß die Erlernung der Sprache die absolut erste Aufgabe der Schule sei, darüber war im 16. Jahrhundert überhaupt gar keine Meinungsverschiedenheit. Melanchthon und Erasmus dachten hierüber nicht anders; aber sie redeten und schrieben für Studenten oder Gelehrte.

Wie die lateinische, so wurde nun natürlich auch die griechische Lektüre von der Imitation begleitet. Auch hier wurde die poetische Darstellungsform so wenig unversucht gelassen, als die prosaische. Daß eine erhebliche Fertigkeit hierin auf der Schule erreicht worden sei, erscheint allerdings wenig glaublich; man wird sich darüber durch Ausdrücke wie die der Augsburger Schulordnung: wir erreichen *et in Graecis et Latinis mediocrem ex tempore et scribendi et loquendi facultatem*, oder durch eine Wendung wie die, daß in Ilfeld die griechischen

[1] Über die Pädagogik des Joh. Sturm. Berlin 1872.

Klassiker nicht unglücklich nachgeahmt worden seien, ebensowenig täuschen lassen, als durch die Demostheneslektüre in Straßburg. Es handelt sich natürlich nur um Schulexerzitien, welche man aus kolligierten Phrasen zusammensetzt, sei es selbstgefundenen, sei es von anderen gesammelten. Der Ilfelder Rektor hatte, wie für die lateinischen, so auch für die griechischen Übungen in Poesie und Prosa solche Hilfsbücher zusammengetragen. Er empfiehlt sie in dem erwähnten Bedenken: „*Ad scribendas Graecas epistolas* wollten ihm viel dienen unsere *locutionum Graecarum exempla et formulae*, die eben auf den Schlag, wie die *Latinae phrases* aus allen *veterum eloquentium scriptis, multorum annorum labore*, zusammengebracht sein. Griechische *versus* zu schreiben, wollten ihm sehr förderlich sein unsre *libri de re poëtica Graecorum*, da nicht allein *epitheta Graeca variarum rerum, locorum et personarum*, sondern auch *phrases poëticae Graecae et elegantiae Graecae* und andere Dinge mehr hierzu nötig aus vielen alten *Graecis autoribus* zusammengetragen, alles fein ordentlich in *capita* und *classes* ausgeteilet, zu finden“ (Vormbaum, I, 756). Die Aufgabe des Schülers bestand also darin, diese Steinchen zu einem musivischen Bild zusammenzusetzen, eine für manchen nicht unerfreuliche und nicht nutzlose Beschäftigung, wenigstens so lange als der Glaube an die Möglichkeit vorhanden war, sich einmal als griechischen Poeten berühmt zu machen. — Die Görlitzer Schulordnung von 1609 (Vormbaum, II, 100) will die Schreibübungen eng an die Lektüre anschließen: aus dem Autor, der gelesen wird, stellt der Lehrer einige Sätze, mit Veränderung der Personen, Zeiten u. s. w. zusammen und läßt sie ins Griechische zurückübersetzen. Es ist dasselbe Verfahren, welches von einsichtigen Schulmännern auch gegenwärtig geübt und empfohlen wird. Jene Görlitzer Schulordnung fügt hinzu: so machen sie durch bescheidenen Diebstahl (*modesto furto*) Fremdes zu Eigenem.

In Summa: der griechische Unterricht folgte in Ziel und Methode genau dem lateinischen, nur blieb die hierin erreichte Fertigkeit durchweg sehr weit zurück hinter der Fertigkeit, welche im Lateinischen erlangt wurde. Der Umfang der Lektüre blieb meist ganz geringfügig, von einer Einführung in die griechische Litteratur war, wenigstens auf der Schule, nicht die Rede, sie blieb dem *Auditorium publicum* oder der Universität vorbehalten. In der Regel wird aber auch hier die Lektüre, wenigstens der profanen Autoren, keine große Ausdehnung gewonnen haben. Ja, manche werden auch noch gegen Ende des Jahrhunderts ohne Kenntnis der griechischen Sprache ins Predigt- und Schulamt getreten sein, sich Luthers getröstend, der nur von den „Propheten oder Auslegern“, nicht aber von den schlichten Predigern die

Sprachen fordert. Es hinderte nichts von irgend einer kleinen Lateinschule, deren Schulmeister selbst nicht Griechisch verstand, auf die Universität zu gehen, und hier nötigte den, der es nicht selbst für nötig hielt, nichts, Griechisch zu lernen. Der Schulmeister von Labes in Pommern redet in einem Bericht vom Jahre 1598 von der *artimetice* und dem *cathegismus*, durch die Schreibung genugsam verratend, daß er des Griechischen gänzlich unkundig war (v. Bülow, Beiträge, 62). Vielleicht war er nie auf einer Universität gewesen. Es gab keine Vorschriften, wodurch Universitätsbesuch oder gar Promotion zur Bedingung der Anstellung gemacht worden wäre. Die von Labes werden auch nicht eben für nötig gehalten haben, für ihre Knaben, die im Sommer „eines Teils die Gusselen, eines Teils die Schweine, eines Teils die Kälber, eines Teils die Kühe, eines Teils die Ochsen hüteten, eines Teils den Pflug trieben", einen großen Gelehrten zum Schulmeister zu bestellen; auch wäre ein solcher für zehn Gulden und achtehalben Scheffel Hafer wohl nicht zu haben gewesen, selbst nicht, wenn die *mensa ambulatoria* bei den Bürgern, über deren Fortfall der Schulmeister sich beschwert, wieder hergestellt und dem Almosenkorb, welchen er durch Knaben umtragen ließ, nicht mehr mit „groben, spottlichen Worten" begegnet worden wäre. — Es ist nicht zweifelhaft, daß eine Schulvisitation in sehr vielen deutschen Städten ähnliche Zustände vorgefunden hätte. —

Zum Schluß noch eine Bemerkung über die Realien. Im ganzen gilt, wie bemerkt, die Auffassung: die Schule lehrt die Sprachen, die Universität die Wissenschaften. Sofern aber die klassischen Schriftsteller zugleich Sachwissen vermitteln und andererseits zum Verständnis voraussetzen, so führt der Sprachunterricht unmittelbar auch die Realien mit sich: Geschichte und Geographie, Mythologie und Archäologie, Staats- und Rechtskunde, Kosmologie und Philosophie kommen bei der Lektüre, so formalistisch sie ist, notwendig zur Sprache: die Dinge stecken nun einmal in den Wörtern und andererseits, ohne alle Kenntnis der Dinge wäre auch das bloße Wortverständnis nicht erreichbar. So mehrt sich der Schatz der sachlichen, besonders der antiquarischen Kenntnisse *(eruditio)*, ohne daß es hierfür besonderer Vorkehrungen oder Unterrichtsstunden bedürfte.

Etwas anders steht es mit den eigentlichen Wissenschaften, die in logischem Aufbau fortschreiten. Zwar sind auch hier die Schriften der Alten die Quellen, Aristoteles, Euklid, Ptolemäus u. s. w., aber ihre Lektüre fällt nicht in den Kreis der Schule; auch ist sie überhaupt nicht für Anfänger geeignet. Hier wird daher zuerst ein besonderer Unterricht notwendig. Und so finden sich denn, wie für Rhetorik und

Dialektik, so auch für die Elemente der Physik und der Kosmologie *(Sphaera)* auf den Lehrplänen der großen Schulen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts allmählich besondere Stunden ein. Großartig wird man sich die Sache freilich nicht vorstellen dürfen; es handelt sich um die ersten Elemente und Vorbegriffe, wodurch der spätere Universitätsunterricht, der übrigens auch wieder meist ein ganz elementarer bleibt, vorbereitet wird. — Ebenso wird in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch für einen ganz elementaren Unterricht im Rechnen und in der Mathematik Raum gemacht. Die Schulordnungen der ersten Hälfte, die kursächsische von 1528, die Bugenhagenschen, die große württembergische von 1559 erwähnen die Sache noch gar nicht. So viel ich sehe, wird es erst im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Regel, daß an den großen Schulen für die Oberklassen eine Stunde für die *elementa mathematum* oder *initia arithmetices* angesetzt wird. So kommt in der Breslauer Schulordnung von 1570 eine Stunde Arithmetik in I vor; die Schulordnung für die sächsischen Fürstenschulen von 1580 hat in II eine Stunde Arithmetik, in I eine Stunde *Sphaera.* Die Stralsunder Ordnung von 1591 zeigt eine Stunde Arithmetik für die beiden oberen Klassen; in II wird *tabula multiplicationis*, das Einmaleins, auswendig gelernt. Überhaupt, je schlichter und geringer man sich die Sache vorstellt, desto näher wird man der Wirklichkeit bleiben. Die Nordhäuser Schulordnung von 1583, die zu M. Neander, dem Freunde des Realunterrichts, und seinen Traditionen Beziehung hat, schreibt einen Unterricht in der Arithmetik durch alle Klassen vor. Was darunter verstanden wird, sagt die Spezifikation: V die Zahlen bis 100, IV das kleine Einmaleins, III lateinisch zählen und das große Einmaleins, II griechisch zählen und die Spezies, I hebräische Zahlzeichen, auf lateinisch die Spezies rechnen, und Brüche. Etwas weiter führt ein Straßburger Lehrplan von 1623: das Pensum der untersten (zehnten) Klasse ist: die Zahlen bis 100, deutsch und lateinisch; der neunten: bis 1000; der achten: das Einmaleins; der siebenten: Addition und Subtraktion; der sechsten: Mutiplikation; der fünften: Division; der vierten: die *regula de tri;* der dritten: Brüche. Für die beiden oberen Klassen wird die Anweisung vorbehalten, bis ein Lehrbuch vorhanden sein wird (s. Bünger, M. Bernegger, 266).

Erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts beginnt, unter veränderten Zeitverhältnissen, der Unterricht in den Wissenschaften allmählich sich auszudehnen. Im 16. Jahrhundert beherrscht der Sprachunterricht den Schulbetrieb so gut wie absolut.

In den folgenden Jahrhunderten ist es gewöhnlich geworden, auf das 16. Jahrhundert als auf das goldene Zeitalter der klassischen Studien zurückzublicken. Die Namen der großen Gelehrten und Lehrer, Reuchlins und Erasmus', Melanchthons und Camerarius', Sturms und Trozendorfs werden genannt, man führt die Zahl ihrer Schüler an, wie sie in Wittenberg zu Hunderten um Melanchthons Lehrstuhl sich drängten, wie die Buchdrucker massenhaft Editionen der Klassiker druckten und also wohl auch absetzten. Man erinnert an die berühmten Schriftsteller in lateinischer und griechischer Sprache, Celtis und Eobanus, Crusius und Rhodomanus. Auch die Hauswirte und Dienstmädchen von Goldberg werden nicht vergessen, welche Latein redeten, „daß du geglaubt hättest, in Latium selbst zu sein".[1]

Wenn wir die Zeitgenossen hören, die ernsthaft über die Dinge reden, so weicht das goldene Zeitalter immer weiter zurück, ja vielleicht war es nie Gegenwart, es sei denn in dem Augenblick, wo, eben vor dem Ausbruch der Kirchenrevolution, die humanistische Reform der Universitäten durchgesetzt wurde; freilich sind das eben dieselben Jahre, in welchen die Briefe der Dunkelmänner eben dieselben Universitäten als die Höhlen der Finsternis und Barbarei darstellen. Melanchthons bittere Klagen über die Ungunst der Zeiten gegen die klassischen Studien sind schon oben (S. 187ff.) erwähnt worden. Dieselben wurden auch gegen Ende seines Lebens, nachdem wesentlich unter seinem Einfluß die Errichtung protestantischer Universitäten und Gymnasien in den 40er und 50er Jahren mit den für sie in Anspruch genommenen Kirchengütern wirklich erfolgt war, keineswegs schwächer. Im Gegenteil, Melanchthons Stimmung wurde immer düsterer; er blickte am Ende des Lebens nicht mit froher Zufriedenheit zurück auf das Werk seiner Hände. Die Studien, heißt es am Beginn der Rede über das Studium der griechischen Sprache (1549, C. R. XI, 855ff.), liegen samt den Schulen in diesen verworrenen Zeiten am Boden und Satan droht den Kirchen und Schulen die Zerstörung. Und zum Schluß: feindselig ist dieser letzte Bodensatz der Zeiten *(haec postrema faex mundi)* der Wahrheit selbst und deshalb haßt er auch ihre Werk-

[1] Wenn in historischen Dingen Zeugnisse von entscheidender Bedeutung wären, dann wäre für gewiß anzusehen, daß auch in Amersfoort in den Niederlanden um 1550 alle Kaufleute Griechisch verstanden und ihre Töchter und Dienstmädchen lateinische Lieder sangen (Delprat, S. 44). Ich zweifle nicht, daß ähnliche Zeugnisse auch für andere Orte beigebracht werden können, denn die humanistische Eloquenz war nicht so reich an Wendungen, daß sie Wiederholungen verschmähte. So wird es kaum eine Universität oder Schule geben, welcher der Vergleich mit dem trojanischen Pferd erspart geblieben ist: so viele Helden aus jenem, so viele berühmte Männer seien aus ihr hervorgegangen.

zeuge, am liebsten sähe er alles in das Chaos zurücksinken. Ähnlich die Rede *de studiis veteris philosophiae* (1557, C. R. XII, 240ff.): wenn der drohende Untergang der schönen Wissenschaften durch unsere Schuld herbeigeführt wäre und nicht vielmehr durch das Schicksal der in den letzten Zügen liegenden Welt, dann müßte ich, voraussehend die bald hereinbrechende Barbarei, klagen und verzagen über unsere Schuld. Aber es ist das Ende der Welt selbst und alle die Übel, welche für diese Zeit vorhergesagt sind, worunter auch unsere Studien leiden.[1]

Man wird solche Äußerungen allerdings nicht ohne weiteres als authentische Zeugnisse verwerten dürfen. Sie drücken zunächst nur Melanchthons persönliche Lebensstimmung in seinen letzten Jahren aus. Die ganze Bewegung, an der er mitgearbeitet, hatte längst einen Verlauf genommen, der seinen jugendlichen Hoffnungen ganz entgegen war. Eine unblutige Universitätsrevolution hatte Melanchthon im Sinn gehabt, da er als 21jähriger Jüngling nach Wittenberg kam; mit der damals unter den Humanisten herrschenden, übermütigen Siegesgewißheit hatte er in den ersten Jahren zum fröhlichen Krieg gegen die Philosophieprofessoren, die Sophisten und Philosophaster, gerufen. Aber auf das Vorspiel der Universitätsrevolution war die Kirchenrevolution, und auf diese die politisch-soziale Revolution gefolgt. Ein Ende war noch keineswegs abzusehen; die politische Ordnung des deutschen Reiches, definitiv zerrüttet, schien immer neue Unordnungen und Kriege gebären zu müssen; die neue Kirchenordnung war doch nicht mehr als ein dürftiger Notbau. Die Auflösung der alten Ordnungen wirkte auflösend auf alle Verhältnisse; daß die Zuchtlosigkeit in allen Kreisen zugenommen habe, ist *a priori* wahrscheinlich und wird durch unzählige Zeugnisse bestätigt; vor allem ist über die Zügellosigkeit der studierenden Jugend nur eine Stimme. Alles das quälte den konservativen Politiker, dem nichts so sehr als die *vita cyclopica* verhaßt war, der nichts mehr verabscheute als ungeordnete Massenbewegung, der nicht eine Spur von jener revolutionären Leidenschaft hatte, die um des Prinzips willen ohne Bedenken die Welt in Brand steckt. Er hatte überhaupt keine absoluten Prinzipien, sondern nur mögliche Ansichten; seine ganze Theologie bestand aus solchen. Er war eine zu intellektuelle Natur, als daß er an solche festgepfählte Formeln sich hätte binden mögen, wie sie den Willensmenschen — man denke an Amsdorf und sehe sein Bild vor Meurers Biographie — erwünscht

[1] Ähnliche Klagen anderer protestantischer Humanisten, Camerarius', G. Fabritius', G. Majors, bei Döllinger, I, 483 ff., II, Kap. 22. Jetzt in großer Fülle auch im 7. Band von Janssens Geschichte des deutschen Volks.

und notwendig sind, damit das Räsonnement endlich zu Ende komme und der Wille nun sein Werk thun könne. Daß er, ein solcher Mann, zu solchem Ausgang hatte mitwirken müssen, das ließ ihn zu Zeiten sein Leben als ein ganz verfehltes und verkehrtes empfinden.

Allerdings, Melanchthons Jugendträume waren nicht in Erfüllung gegangen. Wohl waren die alten Sophisten tot; aber was er schon in den 20er Jahren hatte kommen sehen, das war eingetroffen: eine neue Sophistik war emporgekommen, hartnäckiger vielleicht und dümmer als die alte. Nicht die Sprachen und die schönen Wissenschaften und das reine Wort Gottes, ohne zanksüchtige Interpreten, beherrschten die Litteratur und die Studien, sondern überall waren die Gemüter mit theologischen Kontroversen erfüllt. Die alten Sophisten hatten doch ihr Geschäft in leidlichem Frieden betrieben; jetzt dagegen überall, in Wittenberg und Jena, in Frankfurt und Königsberg, in Nürnberg und Straßburg, Händel und Verfolgungen, Inquisitionen und Vertreibungen. Und die Sache der humanistischen Studien lag offenbar jetzt um vieles weniger hoffnungsreich als am Anfang des Jahrhunderts. Damals hatte alles, was Bedeutung und Einfluß, Kraft und Mut besaß, den neuen Studien sich zugewendet, die Prälaten, die Fürsten, die Städte und vor allem die studierende Jugend selbst. Jetzt war alles anders: die Kirche mißtrauisch gegen die Studien, die alte wie die neue, die Fürsten und Städte habsüchtig und knauserig, die Jugend indolent. Längst war die Begeisterung, mit welcher man einst der schwer zu erreichenden Kenntnis des Griechischen, der noch seltenen römischen Eloquenz nachgetrachtet hatte, dahin; träge Gleichgültigkeit gegen den jetzt ungesucht sich anbietenden Unterricht war an die Stelle getreten. So ertönen unablässig die Klagen der alternden Humanisten und Melanchthons zumeist.

Es hätte doch jemand versuchen mögen, ihn aufzurichten. Manches sei doch besser geworden, als es damals gewesen. Die barbarische Sprache und die barbarische Philosophie seien von den Schulen und Universitäten verschwunden; selbst von den Theologen werde ein reineres Latein geschrieben. Die griechische Sprache sei, wesentlich durch seine und seines Freundes Camerarius Thätigkeit, auf den Universitäten und Schulen so weit eingewurzelt, daß ihr Ausgehen nicht mehr zu besorgen sei. Es stehe zu hoffen, daß auf dies Zeitalter, nachdem die *rabies theologorum* sich in sich selber verzehrt haben werde, ein milderes folge; dann werde auch der Same der schönen Wissenschaften, der in den neuen Schulklöstern und Universitätsstiften bis auf die bessere Zukunft aufgehoben ruhe, aufkeimen und gedeihen. Und daß die Jugend nach den humanistischen Studien nicht mehr so begierig sei,

liege einigermaßen in der Natur der Dinge selbst: die köstliche Frucht verliere mit ihrer Seltenheit etwas von ihrem Wert. Doch höre sie darum nicht auf zu nähren und zu erfrischen. So werde auch die griechische Weisheit, wenngleich sie nicht mehr mit dem romantischen Zauber umgeben sei, seitdem sie in allen Schulen gelehrt werde, nicht aufhören, den Verstand zu erhellen und das Gemüt zu mildern, derer wenigstens, die für Bildung überhaupt empfänglich seien.

Siebentes Kapitel.

Die Neubegründung des römisch-katholischen Gelehrtenschulwesens durch die Gesellschaft Jesu.

Auch die katholische Kirche ist aus der großen Krisis nicht als dieselbe hervorgegangen.

Ranke hat in der Geschichte der Päpste ausgeführt, wie das Papsttum seit der Mitte des 16. Jahrhunderts ein anderes wurde. Hatte es sich im 15. Jahrhundert zu einem weltlichen italienischen Fürstentum ausgebildet, dessen Inhaber ihre geistliche Stellung der Erhaltung und Vermehrung ihrer weltlichen Macht dienstbar machten, so wurde das Verhältnis nun umgekehrt: die erworbene weltliche Macht und namentlich das daraus fließende Einkommen wurde der geistlichen Weltherrschaft dienstbar gemacht.

Auch innerlich war die Kirche eine andere geworden. Die alte Kirche war wirklich die allgemeine gewesen, nicht bloß äußerlich; sie hatte die Gegensätze, die nun auseinander traten, in ihrem Wesen umfaßt. Die neue katholische Kirche bildet den komplementären Gegensatz zu den protestantischen Kirchenbildungen. Gegenüber der Zersplitterung in Landeskirchen und dem Streit um die Lehre, die als das Erbteil der Revolution dem Protestantismus eigen blieben, bildete der neue Katholizismus die Einheit und Gleichheit immer strenger aus, bis zur förmlichen Annahme des Prinzips des monarchischen Absolutismus in der päpstlichen Unfehlbarkeit. Der protestantischen Geringschätzung des Äußerlichen, im Kult und in der Disziplin, setzte der neue Katholizismus die aufs höchste getriebene Ausbildung des äußerlichen Wesens entgegen. Hatte jener in der ersten Leidenschaft des Kampfs die heiligen Symbole des Kults bis auf einen kleinen Rest beseitigt, den Schmuck der Priester und Gotteshäuser abgethan, die verdienstlichen Leistungen und Enthaltungen aller Art, womit in der alten Kirche

auch das Alltagsleben durchzogen war, als ein Gott mißfälliges, selbstgerechtes Streben, ebenso wie das klösterliche Leben, verdächtigt und abgeschafft: so vermehrte umgekehrt der neue Katholizismus den Schmuck der Kirchen und des Gottesdienstes bis zum Prunk und Schaugepränge; die religiösen Übungen und Leistungen, Heiligenkulte, Gebetsübungen, Reliquienverehrung, Wallfahrten, Prozessionen, Andachtsmittel und Aberglaubensartikel aller Art wurden zu einem unermeßlich komplizierten kirchlichen Mechanismus ausgebildet, als ob die neue katholische Kirche einbringen müsse, was auf der andern Seite versäumt wurde.

Nur auf einem Gebiet tritt der Gegensatz gegen die Ähnlichkeit der Entwicklung in beiden Kirchen zurück, es ist das Gebiet des gelehrten Unterrichts. Auch die katholische Kirche erhielt in diesem Zeitalter ein neues Gelehrtenschulwesen; es hat im allgemeinen dieselben Züge, wie das protestantische. Die bewegende Kraft war dieselbe: das schon vor der Kirchenspaltung überall gefühlte und jetzt doppelt dringliche Bedürfnis einer besseren wissenschaftlichen Bildung des Klerus.

Die Erfüllung dieses Bedürfnisses war wesentlich das Werk der im Jahre 1540 vom Papst bestätigten G e s e l l s c h a f t J e s u.

Die Gesellschaft Jesu war von den alten Orden ihrem ganzen Wesen nach verschieden. Sie hatte nicht zur Absicht, ihre Mitglieder aus der Welt herauszuführen, um sie durch Askese für den Himmel zu bereiten; sie führte sie mitten in die Welt hinein, um die aus den Fugen gehende Welt der Kirche wieder unterthan zu machen.[1] Vor allem bot der neue Orden an, was eben jetzt der Kirche am ersten und meisten notthat, besseren Unterricht und bessere Erziehung des Klerus. Die alten Dom- und Stiftsschulen, soviel davon nach der Kirchenrevolution noch übrig war, genügten in keiner Hinsicht dem Bedürfnis; die Universitäten, wenn sie auch in Hinsicht der Wissenschaft ausgereicht hätten, boten doch im 16. Jahrhundert gar keine Garantie mehr für eine sittlich-kirchliche Erziehung des jungen Klerikers; alle, auch die der katholischen Territorien, waren von dem humanistischen Heidentum und von dem Gift der Ketzerei mehr oder minder angesteckt.

[1] *Finis hujus societatis est non solum saluti et perfectioni propriarum animarum cum divina gratia vacare, sed cum eadem impense in salutem et perfectionem proximorum incumbere.* So heißt es gleich am Eingang der Konstitutionen (*Institutum Soc. J.*, Prag 1757, I, 340). Der auf das Unterrichtswesen bezügliche vierte Teil auch in der Ausgabe der *Ratio studiorum* von G. M. PACHTLER, S. J., I, 8ff. In den vier Bänden dieses Werks (Mon. Germ. Paed., II, V, IX, XVI) liegt jetzt eine Fülle von Material für die Geschichte des Schulwesens der Gesellschaft vor.

Diesen für den Bestand der Kirche äußerst bedrohlichen Übelständen zu begegnen, hatte sich der Jesuitenorden von Anfang an als wesentliche Aufgabe gestellt. Demgemäß bilden die Vorschriften für die wissenschaftliche Ausbildung der Mitglieder der Gesellschaft und für den Unterricht, den diese dann zu erteilen haben werden, sehr wichtige Bestandteile der Gesetzgebung des Ordens.

Schon die Ordensverfassung, die vom Stifter verfaßten Konstitutionen, enthalten in ihrem längsten, dem vierten Abschnitt, eine ausführliche Studienordnung. Der Abschnitt beginnt: „Da es der Zweck der Gesellschaft ist, der eigenen Seele und der der Nächsten zur Erreichung des Endziels, wozu sie geschaffen sind, zu helfen, und da hierzu außer dem vorbildlichen Lebenswandel die Lehre und die Lehrkunst *(doctrina et modus eam proponendi)* nötig sind, so muß es sich, sobald bei den zur Prüfung *(Probatio, Noviziat)* Zugelassenen eine genügende Grundlage in der Selbstverleugnung und im nötigen Fortgang in der Tugend ersichtlich ist, um den Aufbau der Wissenschaften und ihre Anwendung zu mehrerer Erkenntnis und mehrerem Dienst Gottes, unseres Schöpfers und Herrn, handeln. Zu diesem Ende umfaßt die Gesellschaft Kollegien und hin und wieder auch Universitäten, in denen solche, die in den Probationshäusern sich bewährt, aber nicht die für unser Institut erforderliche wissenschaftliche Bildung mitgebracht haben, in diesen und anderen Dingen, die den Seelen zu helfen dienlich sind, Unterricht empfangen.“ Es wird sodann der Studiengang skizziert, er geht auf eine vollständige gelehrte Bildung; zu ihr führen in drei Stufen der grammatisch-rhetorische, der philosophische und der theologische Unterricht. Als Bestandteile des ganzen Kursus werden genannt: *Litterae Humaniores diversarum linguarum, Logica, naturalis ac moralis Philosophia, Metaphysica et Theologia, tam quae Scholastica quam quae Positiva dicitur, et sacra Scriptura* (Kap. V).

Dieser Studiengang, der übrigens im wesentlichen dem in den älteren Orden, vorzüglich dem der Dominikaner, herkömmlichen Kursus nachgebildet ist, wird zunächst für die Mitglieder der Gesellschaft verordnet. Doch sollen die Studienanstalten der Gesellschaft keineswegs bloß Seminare für den Nachwuchs des Ordens, sondern zugleich öffentliche, aller Welt zugängliche Lehranstalten sein. Und zwar sollen sie — eine für die Ausbreitung wichtige Bestimmung — ihren Unterricht von der untersten bis zur obersten Stufe, mitsamt den Prüfungen und Graden, unentgeltlich darbieten, nach dem Wort des Evangeliums: umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch.

In der That hat die Gesellschaft Jesu im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts den gesamten gelehrten Unterricht in den katholischen

Ländern Europas, doch mit Ausschluß des juristischen und medizinischen, beinahe vollständig in die Hände genommen und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts behalten. Durch zwei Jahrhunderte ist der größte Teil der Gymnasien und Universitäten, d. h. der theologischen und philosophischen Fakultäten, von ihnen mit Lehrern versehen worden. Man kann geradezu sagen: der Orden ist in diesen Ländern die Organisation für das gesamte gelehrte Studienwesen; nicht der Staat, sondern eine private, von der Kirche privilegierte Gesellschaft, hat hier die Befriedigung dieses öffentlichen Bedürfnisses übernommen. Die Mitglieder des Ordens dienen, die Laienbrüder ausgenommen, beinahe alle mindestens eine Zeitlang als Universitäts- und Gymnasialprofessoren; seine Kollegien sind öffentliche Lehranstalten und zugleich Seminare, in denen die Mitglieder zu Professoren ausgebildet werden. Allerdings haben die Ordensglieder neben dem gelehrten Unterricht auch andere Aufgaben; sie werden zur Predigt, zur Seelsorge, zur Krankenpflege, endlich und vor allem auch zur Mission verwendet; und zuletzt wollen sie auch mit dem Unterricht dem Heil der Seelen und der Kirche dienen; Wissenschaft und Bildung sind nicht Selbstzweck. Aber so sehr überwiegt in der Thätigkeit des Ordens der Unterricht, daß man ihn geradezu als Studien- oder Schulorden bezeichnen kann.

So sieht ihn auch die Kirche an. Durch mehrere päpstliche Privilegien aus den ersten Jahrzehnten seines Bestehens wurden die Studienanstalten des Ordens den alten Generalstudien vollständig gleichgestellt; dem General wurde die Befugnis gegeben, den einzelnen Anstalten nach seinem Ermessen das Recht der Prüfung und der Erteilung der Grade in den von ihnen gelehrten Fächern beizulegen, mit derselben Wirkung, wie sie den von den alten Universitäten erteilten Graden beiwohnte. Nicht minder wurde den alten Universitäten zur Pflicht gemacht, die an Jesuitenkollegien zugebrachten Studienjahre anzurechnen (die Bullen bei Pachtler, I, 1 ff.).

Ebenso ist das Verhältnis der Kollegien zur weltlichen Gewalt nicht wesentlich verschieden von dem der alten Universitäten. Wie die mittelalterlichen Doktorenkorporationen von den Fürsten und Städten mit Dotationen und Immunitäten ausgestattet wurden, so jetzt die neue Ordenskorporation. Sehr deutlich tritt die Sache gleich bei einer der ersten Gründungen, in dem zwischen dem Herzog von Bayern und dem Ordensprovinzial abgeschlossenen Vertrage über die Errichtung des Ingolstädter Kollegiums (1555) hervor. Der Herzog stattet die „zum Zweck der Ausbildung guter und katholischer Geistlichen" errichtete Anstalt mit den nötigen Gebäuden und Einrichtungen und einer Jahresdotation von 800 fl. nebst Naturalien aus. Die Gesellschaft übernimmt die An-

stalt mit der Verpflichtung, darin beständig zwei Doktoren zu unterhalten, die öffentlich an der Universität Theologie lehren, und ferner eine öffentliche Schule zu halten, die alle Knaben, aus der Stadt und von auswärts, frei und umsonst besuchen können. Dagegen hat sie das Recht, im Kolleg außer jenen Doktoren und Lehrern so viele dem Orden angehörige Schüler zu halten, als es die Mittel gestatten. „Diese Benefizien soll die Gesellschaft genießen, so lange sie an der Ingolstädter Akademie ihr Amt treulich und genugsam ausübt.“ Es ist das der regelmäßige Hergang bei der Errichtung von Kollegien: der Orden übernimmt einen bestimmten Lehrauftrag gegen eine ihm zur Verfügung gestellte Dotation. In dem Ingolstädter Fall wurde das Kollegium an die schon vorhandene Universität angelehnt. In anderen Fällen entwickelte sich die Studienanstalt der Gesellschaft selbst zur Universität; so z. B. in Graz (Pachtler, I, 344 ff.).

Von hieraus ergiebt sich übrigens nun auch die Bedeutung der viel berufenen Unentgeltlichkeit des Unterrichts in den Jesuitenkollegien. Natürlich bedeutet das nicht, daß der Unterricht überhaupt nichts kostete, das ist ja unmöglich, die Unterhaltung von Lehrern, Schulen, Unterrichtsmitteln fordert natürlich beträchtliche Mittel; sie bedeutet auch nicht, daß der Orden die Mittel dazu hergab, der Orden als solcher hatte kein Vermögen und durfte es nach der Regel nicht haben; sie bedeutet nur, einerseits daß weder der Orden, noch der einzelne Lehrer den Unterricht zur Einnahmequelle für sich machte, andererseits daß dem einzelnen Schüler kein Geld für Unterricht, Prüfung und Promotion abgefordert wurde. Die Kosten des Unterrichts wurden eben von den Stiftern, größtenteils weltlichen und geistlichen Fürsten, doch auch von Städten und Privaten, welche die Kollegien fundierten, getragen, das heißt also zuletzt von dem Lande, das sie regieren. Und so stehen also die Jesuitenkollegien auch in dieser Hinsicht neben den protestantischen Landes- oder Fürstenschulen: es sind Studienanstalten, in denen auf öffentliche Kosten für den gelehrten Unterricht gesorgt ist. Wobei denn der wesentliche Unterschied bleibt, daß in den Landesschulen die weltliche Regierung das Schulregiment übt, während die Gesellschaft Jesu Kollegien nur unter der Bedingung übernahm, daß die Regelung des Unterrichtsbetriebs ihr vollständig überlassen werde.

Nicht minder tritt der Charakter der Gesellschaft als Studien- oder Professorenorden auch in seiner innern Verfassung hervor. Ich deute die Grundzüge, soweit sie auf das Unterrichtswesen Beziehung haben, kurz an.[1]

[1] Vgl. auch den eingehenden Artikel Jesuiten und Jesuitenschulen von Wagenmann in Schmids Encyklopädie, und Cornova, Die Jesuiten als Gymnasiallehrer (Prag 1804).

Die Mitglieder zerfallen in vier Klassen: Novizen, Scholastiker, Koadjutoren, Professen, wozu noch Laienbrüder *(coadjutores temporales* oder *saeculares)* kommen, denen die häuslichen Geschäfte obliegen, für die übrigens doch kein Ordensmitglied sich zu vornehm halten darf. Die Professen *(professi quattuor votorum;* sie legen außer den drei üblichen noch das vierte Gelübde ab: jedem päpstlichen Befehl, zu Gläubigen oder Ungläubigen in diesem oder jenem Weltteil zu gehen, unbedingt und unverzüglich Folge zu leisten) bilden den engsten Kreis der meistverpflichteten, dafür auch der vollberechtigtsten Mitglieder; aus ihnen wird die Generalkongregation gebildet, welche die gesetzgebende Gewalt übt und den General *(praepositus generalis)* wählt. Sie wohnen in den Profeßhäusern. In den Kollegien wohnen die Koadjutoren und Scholastiker, sie bilden vorzugsweise das lehrende und lernende Personal des Ordens; doch sind auch Professen besonders als Lehrer der Theologie in den Kollegien thätig. Die Novizen endlich werden zunächst in besonderen Probationshäusern (oder auch in einem Kollegium) untergebracht, wo sie durch religiöse Disziplin und Werke der Abtötung geprüft und für den Orden vorbereitet werden.

Die Laufbahn eines Jesuiten, der etwa im Alter von 16 oder 18 Jahren zum Eintritt in den Orden sich entschloß, gestaltete sich demnach etwa in folgender Weise. Zuerst ist ein zweijähriges Noviziat zu absolvieren, während welcher Zeit keine wissenschaftlichen Studien vorgenommen werden. Dann wird das erste Gelübde abgelegt und der *scholasticus approbatus* beginnt nun den Studienkursus in einem Kollegium. Erscheint es erforderlich, so macht er zunächst noch die obere Stufe des humanistischen Schulkursus durch. Dann folgt der dreijährige philosophische Kursus, Logik, Physik, Metaphysik umfassend. Auf die Absolvierung der weltlichen Studien folgt nun regelmäßig eine mehrjährige Verwendung als Lehrer an einem Kolleg, der übrigens eine Vorbereitung, die sogenannte *repetitio humaniorum*, vorhergeht. In der Schule findet gewöhnlich ein Aufsteigen durch die Klassen mit dem Cötus statt. Hierauf folgt endlich das Studium der Theologie, wofür ein vierjähriger Kursus festgestellt ist, an den sich noch zwei Jahre für Repetition und Erwerbung der Grade anschließen mögen. Minder fähige können auch dauernd in der Schule, als *magistri perpetui*, verwendet oder durch einen abgekürzten theologischen Unterricht für den Beruf des Beichtigers oder Predigers vorbereitet werden. Hierüber steht die Verfügung überall bei den Oberen. Nach dem Empfang der Priesterweihe und der Ablegung der Gelübde, entweder als *coadjutor spiritualis* oder als *professus,* wird er zur Predigt, zur Seelsorge, zur Mission, oder im Unterricht, sei es dem humanistischen oder dem philo-

sophischen oder theologischen verwendet, je nachdem und so lange es den Oberen im Interesse der Gesellschaft und im Interesse der Vollendung des Einzelnen am besten scheint; dieser hat im Gebot des Oberen das Gebot Gottes zu erkennen und zu gehorchen, er darf nicht einmal den Wunsch, zu höheren Studien und Leistungen promoviert zu werden, aussprechen.

Wie das gelehrte Studium das Hauptstück der Ausbildung der Ordensglieder ausmacht, so ist die Geschicktheit dazu auch schon ein Hauptaugenmerk bei der Auswahl der sich anbietenden Novizen. Aufgenommen werden sollen, so bestimmen die Konstitutionen, nur solche, „bei denen vernünftiger Weise Aussicht ist, daß sie tüchtige Arbeiter im Weinberg Christi durch Beispiel und Lehre werden. Je begabter, je gesitteter und je rüstiger sie auch körperlich sind, die Studienarbeit zu ertragen, desto tauglicher sind sie zur Aufnahme“. Auch wird regelmäßig ein Anfang gelehrter Schulbildung vorausgesetzt. Dem entspricht die Bestimmung, daß auch noch Scholastiker wegen Unfleiß oder Unfähigkeit dimittiert werden können: „Wenn der Rektor bemerkt, daß jemand seine Studienzeit nutzlos verbringt, weil er Fortschritte in den Wissenschaften entweder nicht machen will oder nicht kann, so ist es besser, ihn zu entlassen und an seiner Stelle einen anderen anzunehmen, welcher der in den Kollegien vorgesetzten Absicht des göttlichen Dienstes besser entspricht.“ Wozu denn die Deklaration allerdings hinzufügt: wenn er zwar nicht zu Studien, wohl aber zu andern Diensten tüchtig ist (z. B. etwa zum Beichthören), so mag man ihn hierzu verwenden; ist das nicht der Fall, so mag er dimittiert werden, doch ist es billig, nach reiflicher Erwägung erst an den Provinzial oder General zu berichten (I, 32). Endlich entspricht dem, daß zum Professus, wie durch wiederholte Beschlüsse der Generalkongregation eingeschärft wird, nur die befördert werden *(promoveri)* sollen, die nach Ausweis strenger Prüfung ihren philosophisch-theologischen Kursus mit solchem Erfolg durchgemacht haben, daß sie Philosophie und Theologie zu lehren tüchtig sind; doch wird als Ersatz zugelassen hervorragende Leistung in den Sprachen oder auch in der Predigt. Man sieht, eigentlich soll niemand Professus werden, als wer zum Professor tauglich ist.

Wie sehr die Aufgabe des gelehrten Unterrichts im Mittelpunkt der Thätigkeit des Ordens steht, wenigstens in den europäischen Ländern, denn daneben steht freilich als zweites großes Thätigkeitsgebiet die Mission in den außereuropäischen Ländern, das tritt auch in der Statistik seiner Niederlassungen deutlich hervor. Nach einer Tabelle mit Karte (bei Pachtler, III, Anhang) betrug im Jahre 1725,

also nicht lange vor dem beginnenden Niedergang des Ordens, die Zahl seiner Kollegien allein in der deutschen Assistenz (Deutschland mit Österreich, Polen, den Niederlanden) 209 mit 89 Seminaren, wogegen die Zahl der Profeßhäuser ganz gering war (6); dazu 73 Residenzen oder kleine Niederlassungen. —

Betrachten wir nun die Kollegien etwas genauer. Ihre Größe, die Zahl ihrer Bewohner und der Umfang der darin getriebenen Studien ist sehr verschieden; sie hängt ab von der Größe der von den Stiftern zur Verfügung gestellten Mittel. Durch wiederholte Verordnungen der Generäle ist das Minimum der Fundation für verschiedene Arten von Studienanstalten festgestellt worden. Eine Verordnung des zweiten Generals, P. Lainez, um das Jahr 1564 fordert für das kleinste Kollegium die Mittel zur Unterhaltung von wenigstens 20 Personen: drei Lehrer der klassischen Sprachen, mit einem vierten als Stellvertreter, drei Priester, von denen der eine Rektor sein, die beiden andern der Seelsorge sich widmen sollen, ferner sieben Schüler als Nachwuchs und sechs Laienbrüder, dazu noch ein nicht zur Gesellschaft gehöriger *corrector*, der die *castigatio* besorgt. Für ein Kollegium mit dem vollständigen humanistisch-rhetorischen Kursus sind wenigstens 30, für ein Kollegium mit dem philosophischen Kursus 50, kommt auch der theologische Kursus hinzu, 70 oder mehr *ex Nostris* notwendig. Wird von dem Stifter nicht die für die Erhaltung dieses Personals ausreichende Dotation zur Verfügung gestellt, so soll die Gesellschaft die Verpflichtung nicht auf sich nehmen. Eine Verordnung von 1588 läßt die erste Art, die Lateinschule, überhaupt fallen und fordert für die drei übrigen Formen als Regel 50, 80, 120 Personen, welche Zahlen später allerdings wieder herabgesetzt werden (Pachtler, I, 334 ff.).

An diesen Stamm schließen sich dann die nicht dem Orden angehörigen Schüler, und es hindert nichts, daß sich auch Kinder Andersgläubiger einfinden. Der Verkehr der Externen mit den Internen ist allerdings ein sehr beschränkter, auch in der Schule sind für beide eigene Plätze. Die in der Stadt heimischen Schüler kommen bloß zum Unterricht. Für Auswärtige besteht an vielen Kollegien ein Alumnat *(convictus)*, in dem arme Schüler umsonst Aufnahme finden. Daneben findet sich vielfach auch ein Pensionat für Knaben der höheren Stände. An den bischöflichen Sitzen stehen die Klerikalseminare ebenfalls gewöhnlich unter der Leitung der Väter. Endlich sind auch die philosophischen und theologischen Fakultäten der alten Universitäten im katholischen Deutschland meist der Gesellschaft übergeben worden, so daß sie die Lehrer stellte und den Unterricht nach ihrer Regel ordnete.

Was die Verfassung der Kollegien anlangt, so steht an der Spitze

der P. Rektor. Er wird vom General ernannt. Seiner Sorge ist das Gedeihen der ganzen Anstalt und jedes einzelnen Gliedes anbefohlen. „Alle Bewohner des Kollegs sollen ihn achten und in Ehren halten als den Stellvertreter Christi, ihm ihre Person und ihre Sachen zu freier Verfügung mit aufrichtigem Gehorsam anheimgeben, nichts vor ihm verschlossen halten, nicht einmal das eigene Gewissen, das sie ihm zu festgesetzter Zeit und öfter, wenn es notthut, eröffnen müssen, ihm nicht widerstehen, nicht widersprechen, noch ein seinem Urteil entgegenstehendes eigenes Urteil zeigen“ (Konstit. IV, 10). Ihm zur Seite steht, vom Provinzial ernannt, der Studienpräfekt *(praefectus studiorum)*; er leitet das ganze Studienwesen; „ihm sollen alle Professoren und Scholastiker des Kollegs mit Einschluß des Konvikts und Alumnats, in allen Dingen, die sich auf die Studien beziehen, in Demut gehorchen.“ Hat das Kolleg sowohl Gymnasial- als Universitätskurse, so soll jeder Abteilung ein Studienpräfekt vorstehen. Die Lehrer der einzelnen Fächer bestimmt der Provinzial. Es wird ihm zur Pflicht gemacht, „schon lange vorher sich umzusehen, welche Professoren er für jedes Studienfach haben könne, indem er acht giebt, welche hierzu am geschicktesten scheinen, welche gelehrt, fleißig, ausdauernd und auf die Fortschritte der Studierenden sowohl in den Lektionen als in den andern wissenschaftlichen Übungen bedacht sind“ (Rat. Stud., Reg. Praep. Prov.).

Endlich seien noch die Anordnungen über die Vorbildung der Lehrer für ihren Beruf erwähnt. Schon in der Rat. Stud. wird hierauf Bedacht genommen. „Damit die Lehrer der Gymnasialklassen nicht ganz unerfahren an den Unterricht herantreten, soll der Rektor des Kollegs, aus dem dieselben genommen zu werden pflegen, einen alten, sehr erfahrenen Lehrer auswählen, bei dem sich gegen Ende ihrer Studien die demnächstigen Lehrer dreimal wöchentlich versammeln, um sich in der Erklärung der Autoren, im Abfassen von Argumenten, im Schreiben, Korrigieren und den anderen Aufgaben eines tüchtigen Lehrers zu üben und so für das neue Lehramt vorzubilden“ (Rat. St. Reg. Rect. 9). Ebendahin gehört die folgende Bestimmung: „monatlich oder wenigstens alle zwei Monate soll der Rektor im Beisein der Präfekten eine Konferenz mit allen Lehrern der Gymnasialklassen halten, in denen zuerst etwas aus den Regeln für die Magister vorgelesen wird, dann fordere er auf, auszusprechen, wo einem eine Schwierigkeit aufstößt, oder erinnere, wo etwas nicht beobachtet wird“. Eingehendere Beschäftigung mit der Frage der Heranbildung tüchtiger Lehrer folgte im 17. Jahrhundert. Die hierauf abzielenden Anordnungen für die rheinische Provinz findet man im IV. Bd. der Rat. Stud. (Mon. Germ. Paed. XVI), S. 175ff. Auf einer Versammlung vom Jahre

1619 wurde eine Normalschule als Lehrerseminar (zu Schlettstadt) in Aussicht genommen; ob der Beschluß ausgeführt ist, ist allerdings nicht ersichtlich. Dagegen werden sehr eingehende Instruktionen (vom Jahre 1622) für die Repetition der humanistischen Studien und für die Leitung und Beschäftigung der jungen Lehrer durch den Studienpräfekten mitgeteilt. Das Ziel des Repetitionskursus ist vor allem, „daß sie selber es zu einem reinen Latein und zur wahren Eloquenz bringen, sowie zur Fähigkeit, die Schüler hierzu anzuleiten“ (S. 192). Die hierzu nötigen Übungen werden genau bezeichnet. Dann werden ebenso den Lehrern der einzelnen Klassen die zu ihrer weiteren Ausbildung erforderlichen Privatstudien genau vorgeschrieben. Der Studienpräfekt aber soll monatlich an den Rektor, dieser halbjährlich an den Provinzial berichten, wie die Lehrer diesen Vorschriften nachkommen und für welche Klasse sich jeder durch sein Privatstudium qualifiziert.

In gewissem Sinne kann man hiernach sagen, daß die Kollegien zugleich die ersten Gymnasialseminare sind: die Tradition der Methode ist ein wichtiges Stück der Obliegenheit des Studienpräfekten. Man wird annehmen dürfen, daß die vielgerühmte Leistungsfähigkeit der Jesuitenschulen hiermit zusammenhängt. In den protestantischen Ländern ist die Fürsorge für die Anleitung der Lehrer erst im 18. Jahrhundert als eine notwendige Aufgabe anerkannt worden, die Errichtung der philologischen Seminare geschah in dieser Absicht.

Ehe ich auf die Gestaltung des Unterrichts in den Kollegien eingehe, möchte ich hier einen kurzen Bericht über ihre Entstehung und Ausbreitung einlegen.

Die erste Studienanstalt des Ordens ist das vom Stifter im Jahre 1550 gegründete *Collegium Romanum;* es ist die philosophische und theologische Normalschule für den Orden, ja für die katholische Welt geworden. Hieran schloß sich bald das ebenfalls vom Ordensstifter gegründete *Collegium Germanicum* zu Rom (1552); es ist das Mutterhaus der deutschen Jesuitenkollegien. Als die Bestimmung der Anstalt, die aus Beiträgen des Papstes und der Kardinäle errichtet und unterhalten wurde, bezeichnet die Errichtungsbulle: eine Anzahl talentvoller, gottesfürchtiger und religionseifriger deutscher Jünglinge zu erziehen und zu unterrichten, damit sie dereinst als unverzagte Kämpfer *(athletae)* für den Glauben in ihre Heimat geschickt werden könnten, um dort durch Beispiel, Predigt, Unterricht und Seelsorge Gottes Ehre zu fördern, das Gift der Ketzerei zu vernichten, den Glauben zu verteidigen und aufs neue zu pflanzen, wo er ausgerottet sei. Zu Ende des Jahres 1552 kamen 22 junge Leute aus Deutschland an; ihre Zahl mehrte

sich bald. Nach schwierigen Übergangszeiten wurde das Institut von Gregor XIII. 1573 neu fundiert und definitiv konstituiert: 100 etwa zwanzigjährige Jünglinge wurden zu zehnjährigem Studium, wovon drei Jahre der Philosophie, vier der scholastischen und drei der Moral-Theologie zu widmen, aufgenommen, um sodann als Geistliche in Deutschland zu wirken.[1]

Auch der Beschluß des Tridentinischen Konzils über die Errichtung von Bildungsanstalten für den Klerus geht auf jesuitische Anregung zurück. Zwei mit Loyola befreundete Männer, der englische Kardinal Polus und Carl Borromäus veranlaßten das 1563 in der 23. Sitzung erlassene Dekret über die Errichtung von Klerikalseminaren (mitgeteilt bei Theiner, S. 466 ff.). In jeder Diözese soll bei der Domkirche eine Anzahl Knaben aus der Diözese unterhalten und in Grammatik, Gesang, Festrechnung und anderen Wissenschaften, ferner in der heiligen Schrift, den Kirchenschriftstellern und Predigten, endlich in den heiligen Gebräuchen und im Beichthören unterwiesen werden. Bei der Aufnahme wird ein Alter von zwölf Jahren und Besitz der Elementarfertigkeiten verlangt. Die Knaben erhalten sogleich die Tonsur und klerikale Tracht, wie sie denn auch täglich der Messe beiwohnen und wenigstens monatlich beichten. Die Unterhaltung dieser Anstalten soll durch Umlagen unter dem ganzen Diözesanklerus bestritten werden. Der Unterricht soll von den zum Unterricht durch ihr Amt verpflichteten Lektoren oder Scholastikern der Stifte, oder durch taugliche Stellvertreter erteilt werden. Thatsächlich wurde der Unterricht fast überall den Jesuiten übergeben; die Seminare wurden in der Regel mit Jesuitenkollegien verbunden. — Die Päpste, besonders Pius IV. und Gregor XIII., ließen sich die Erfüllung dieser Forderung, welche durch Unvermögen und Trägheit der Bischöfe und Domkapitel vielfach verzögert wurde, sehr angelegen sein.

Ich lasse nun eine Übersicht über die Ausbreitung des Unterrichtswesens der Gesellschaft in den deutschen Ländern folgen, und füge dabei nach Gelegenheit ein, was von anderer Seite für den gelehrten Unterricht in den katholischen Territorien inzwischen geschehen war. Die große Offensivbewegung des Katholizismus in dem Jahrhundert, das zwischen dem Passauer Vertrag und dem westfälischen Frieden liegt, wurde durch die Jesuitenschulen teils vorbereitet, teils gesichert. Aus ihnen sind die geistlichen und weltlichen Fürsten hervorgegangen, die in den österreichischen und bayerischen Ländern, in den fränkischen und rheinischen Bistümern den Protestantismus ausgerottet haben. Die meist mit Gewalt, mit Exekutionen und Vertreibungen begonnene

[1] Theiner, Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten, S. 81 ff.; die Aktenstücke im Anhang.

Wiedereroberung wurde dann durch die stille und beharrliche Thätigkeit der Jesuiten in Kirche und Schule vollendet und gesichert. In der meisterhaften Darstellung, die RANKE in der Geschichte der Päpste von dieser Bewegung gegeben hat, ist der Zusammenhang zwischen der Ausbreitung des jesuitischen Schulwesens und dem Gang der großen Politik überall nachgewiesen.

Ich beginne die Übersicht mit Bayern, das die eigentliche Heimat der Jesuiten in Deutschland wurde. Bayerische Fürsten und Prinzen begegnen uns neben den Habsburgern überall als die Führer der Gegenreformation. Ich skizziere zuerst den Zustand des Schulwesens, den die Jesuiten vorfanden.

Die lateinischen Schulen im katholischen Süden standen um die Mitte des 16. Jahrhunderts noch wesentlich auf dem Punkt, auf den sie die humanistische Bewegung geführt hatte. Eine bayerische Schulordnung vom Jahre 1548 (JANSSEN, VII, 95) zeigt ganz den üblichen Betrieb: lateinische Grammatik wird gelernt, klassische Autoren (doch mit Behutsamkeit gegen „heidnische Phantasei, Götzendienst und Buhlwerk“) werden gelesen, in Absicht auf Eloquenz und Poesie; auch Griechisch und Dialektik wird erwähnt. Von dem Zustand des Schulwesens in München zur Zeit der Ankunft der Väter können wir uns ein ziemlich deutliches Bild machen.[1] Eine Visitation, die im Jahre 1560, demselben, in dem das Jesuitenkolleg zu München eröffnet wurde, in der Freisinger Diözese stattfand, zeigt uns zunächst den statistischen Bestand. Es gab eine „Poetenschule“, zwei lateinische Pfarrschulen (bei U. L. Fr. und St. Peter) und 19 deutsche Schulmeister. Die Zahl der Schüler betrug in den lateinischen Schulen 60, 80, 150; von den deutschen Schulmeistern geben 15 ihre Schülerzahl an, es sind zusammen 631, Knaben und Mädchen. Manche klagen darüber, daß ihnen durch die Jesuiten, deren Schule eben mit 300 Schülern eröffnet worden war, Schüler entzogen worden seien. Die drei lateinischen Schulmeister sind graduierte Magister, von den deutschen sind drei auf einer Universität gewesen, einer ist *baccalarius;* andere geben an, daß sie auf einer lateinischen Schule gewesen sind, noch andere haben von einem Meister gelernt, was sie können. Der Schulmeister der Poetenschule, G. CASTNER, ist vom Rat mit 80 fl. angestellt, dazu nimmt er Schulgeld, klagt aber bitter, daß ihm nach Abzug der Kosten für einen Kollaborator mit 40 fl. und des Hauszinses mit 34 fl. gar wenig übrig bleibe. Die beiden Pfarrschulmeister werden vom Kapitel oder dem Dekan angenommen, der eine erhält den Tisch, der andere 10 fl., sonst

[1] Mitt. der Ges. für deutsche Schulgesch., I, 53 ff. WESTENRIEDER, Beiträge zur vaterl. Historie, Bd. V, 214 ff. (1794).

ist er auf Schulgeld angewiesen. Die deutschen Schulmeister erhalten vom Rat die Erlaubnis, aber kein Gehalt. Der „Poet“ führt seinen Namen nicht umsonst; er dient dem Rat in der That auch als Dichter, indem er jedes Jahr auf dem Rathaus eine von ihm gedichtete „Comedi“ mit den Schülern aufführt, wofür er eine Verehrung empfängt. Die Stadtrechnungen geben vom Jahre 1549—1618 über Verfasser, Gegenstand, Sprache des Stücks (lateinisch, deutsch, oder deutsch und lateinisch), sowie über die Höhe der Verehrung Auskunft. Die Meinung der Poetenschule war offenbar die einer höheren Schule neben den alten Pfarrschulen. Doch klagt der Schulmeister, daß es ihm zur Zeit an geförderteren Schülern fehle. Der von Westenrieder mitgeteilte Schulplan vom Jahre 1560 läßt das Schulziel erkennen. Fünf Klassen gelten als normal, doch werden zur Zeit nur vier in Aussicht genommen. Eloquenz ist das Ziel, Cicero und Virgil die Hauptautoren; dazu wird die Dialektik und Rhetorik vorgetragen und etwas Griechisch gelernt. Die Pfarrschulen strecken sich nach demselben Ziel, nur daß sie wohl noch mehr bei dem Elementaren sich festgehalten sehen. — Das Schema einer kleinen Stadtschule giebt die Schulordnung von Wasserburg vom Jahre 1562 (Kluckhohn in Sybels Ztschr., XXXI, 406ff.); sie gleicht durchaus dem Plan, den Melanchthon in der Schulordnung von 1528 für die kleinen sächsischen Städte entworfen hatte. Auch seine Lehrbücher finden wir hier im Gebrauch. Ähnliche Schulen, größer oder kleiner, wird es in allen Städten gegeben haben. — Übrigens wird berichtet, daß auch die Klosterschulen, besonders der Benediktiner, einen neuen Aufschwung genommen hatten, so in Tegernsee, Benediktbeuren, wo ein Lehrer des Griechischen sich hervorthat, Wessobrunn, dessen Schule einen laureierten Poeten zum Vorsteher hatte, Scheyern, Niederalteich u. a. —

Auch die Universität Ingolstadt ging noch in den Wegen, die der Humanismus gewiesen. Der führende Mann war hier mehrere Jahrzehnte hindurch bis zu seinem Tode (1543) Joh. Eck. Die letzte allgemeine Lehrordnung vom Jahre 1539 (bei Prantl, II, 183ff.) weicht von der humanistischen Reformation von 1519 (s. o. S. 141) nicht wesentlich ab. In der artistischen Fakultät ist die Grammatik des Aventinus und die Dialektik des Caesarius, neben der aristotelischen Logik, in Gebrauch, und die Jugend wird zur Abfassung von Episteln und zur Abhaltung von Deklamationen angeleitet.

Im Herbst 1549 kamen die ersten Jesuiten nach Bayern. Herzog Wilhelm, der bei gelegentlicher Begegnung günstige Eindrücke von dem Orden erhalten hatte und in ihm das allein leistungsfähige Werkzeug zur Disziplinierung und Unterweisung des verwahrlosten bayerischen

Klerus erblickte, hatte durch Vermittelung des Papstes den General um Zusendung von Professoren für die durch mehrere Todesfälle fast verwaiste theologische Fakultät in Ingolstadt ersuchen lassen. Loyola schickte drei seiner Genossen, unter ihnen den Niederländer Petrus Canisius. Dieser (geb. 1521 zu Nymwegen, gest. 1597 zu Freiburg in der Schweiz) ist der hervorragendste Mann unter den Begründern des jesuitischen Unterrichtswesens auf deutschem Boden; vor allem hat er auch durch seinen Katechismus dem Unterricht in der Religionslehre, womit der Katholizismus jetzt dem protestantischen Vorgang folgte, die Form gegeben. Am 29. November begannen sie die Vorlesungen, Römerbrief, P. Lombardus und Psalmen. Die Errichtung eines Kollegiums, das sie betrieben, wurde durch den Tod des Herzogs einstweilen gehindert, die Väter verließen sogar Ingolstadt wieder und gingen nach Wien. Aber auch der Nachfolger, Herzog Albrecht V., der selbst in Ingolstadt seine Studien gemacht hatte (1537—1544), überzeugte sich bald, daß zur Reform der Studien und des Klerus die Mitwirkung der Jesuiten nicht entbehrlich sei. Im Jahre 1556 errichtete er das schon erwähnte Kollegium zu Ingolstadt, in das 18 Mitglieder einzogen. Bei Pachtler (I, 349) findet man die Liste der ersten Mitglieder mit ihren von Rom ihnen mitgegebenen Fakultäten und Prädikaten abgedruckt: sechs unter ihnen sind in Theologie und Philosophie vollständig ausgebildet, bei dreien wird erwähnt, daß sie auch deutsch würden predigen können, nach einiger Übung im oberdeutschen Dialekt. Acht werden als *in humanioribus versati* bezeichnet, die in der Humanität oder in der Grammatik unterrichten können. Die vier letzten sind *linguae Latinae studiosi.* Der Nationalität nach sind unter den sechs ersten fünf Niederländer, ein Spanier, die acht folgenden sind bis auf einen Franzosen Deutsche, unter den vier letzten sind zwei Italiener, ein Spanier, ein Niederländer. Sie erhielten von Rom eine eingehende Instruktion mit (gedruckt bei Pachtler, III, 458ff.); sie zeigt, mit wie erstaunlicher Sicherheit die Arbeit und die Studien der Mitglieder vom Mittelpunkt her bis ins einzelnste geleitet und geregelt wurde. Das anfangs freundliche Verhältnis zur Universität wurde später sehr unangenehm. Bei Prantl (I, 219ff.) findet man einen sehr ausführlichen Bericht über den erbitterten Widerstand, welchen die Universität dem Eindringen der Konkurrenten leistete. Der Kampf, in dem die Regierung sich überall den Jesuiten günstig erwies, endigte mit der im Jahre 1588 erfolgten, vollständigen Übergabe der philosophischen Fakultät an die Gesellschaft Jesu; Siegel und Akten wurden ihr ausgehändigt. Schon früher war den Bayern der Besuch auswärtiger Universitäten, Jesuitenanstalten ausgenommen, verboten, wie denn auch in

Ingolstadt Ketzern der Aufenthalt nicht gestattet wurde; auch das Lehrpersonal war gereinigt worden.

In München wurde vom Herzog Albrecht im Jahre 1559 ein Jesuitenkolleg begründet, mit dem seit 1591 auch ein philosophischer und theologischer Kursus verbunden war. Auch ein Konvikt für Arme und ein Pensionat für Adlige fehlt nicht. Die Zahl der Schüler stieg rasch, sie betrug 1595 bereits 665 (davon 60 in der Rhetorik, 110 in der ungeteilten *Humanitas*, 151 in der ebenfalls ungeteilten *Syntaxis major)*. Im Jahre 1631 erreichte die Anstalt die Maximalfrequenz von 1464 Schülern (mit Einschluß der *stud. super.);* die Ziffer sank dann allmählich, blieb aber immer noch hoch genug, um der Regierung zu oft wiederholten Mahnungen Veranlassung zu geben, durch schärfere Prüfung talent- und mittellose Studenten abzustoßen, um der Überfüllung des Landes mit unversorgten Kandidaten des geistlichen Amts zu wehren.[1]

Weitere Jesuitenkollegien wurden in Bayern gegründet zu Altötting (1592), Landsberg (1615), Neumarkt (1624), Amberg (1626), Landshut (1629), Burghausen (1629), Straubing (1631). Ferner in den benachbarten Bischofssitzen Regensburg (1589), Passau (1612), Eichstädt (1614).

Zwei Jahrhunderte lang blieb die Leitung des bayerischen Schulwesens in den Händen der Gesellschaft Jesu. Auch die Erziehung und der Unterricht der Prinzen war regelmäßig den Vätern anvertraut. Herzog Maximilian, der im dreißigjährigen Krieg eine so bedeutende Rolle spielte und die Kur an Bayern brachte, hatte seine Studien mit seinem Vetter, Erzherzog Ferdinand von Österreich, in Ingolstadt gemacht (1589—1591). Regelmäßig waren die Prinzen Mitglieder der Marianischen Kongregation. Der Hof beteiligte sich fleißig an den dramatischen Aufführungen und Akten des Münchener Gymnasiums.[2]

Ein wichtiger Stützpunkt der Gesellschaft wurde auch Dillingen. Hier als in seiner gewöhnlichen Residenz hatte der Bischof von Augsburg, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, 1549 eine Lehranstalt für den katholischen Klerus begründet, die bald durch päpstliche und kaiserliche Privilegien zur Universität erhoben wurde (1554); doch fehlten die juristische und medizinische Fakultät. 1563 übergab der Bischof wider den Willen des Domkapitels die Anstalt den Jesuiten, die sie bis zur Aufhebung des Ordens behielten. Die Universität be-

[1] Hutter, Gesch. des alten Gymnas. München 1860. Bauer, Aus dem *Diarium gymn. S. J. Mon.* 1878, wo man manche interessante Daten findet.

[2] Fr. Schmidt, Gesch. der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher, giebt interessantes Detail über die Studien der Prinzen.

stand bis 1804; sie stand zeitweilig in bedeutendem Ansehen und hatte eine beträchtliche Frequenz, am Anfang des 17. Jahrhunderts um 700 Studierende, darunter waren etwa 250 Konviktoristen in verschiedenen Anstalten. Auch wurde 1584 von Gregor XIII. eine päpstliche Stiftung für die oberdeutsche Provinz gemacht, woraus etwa 20 junge Leute, die die grammatischen und dialektischen Studien vollendet hatten und sich dem geistlichen Stande widmen wollten, unterhalten wurden.[1] Die Blüte der Anstalt wird vorzüglich der strengen Ordnung und Zucht zugeschrieben, worin die Jesuiten überall ihre Schüler hielten. Die Herzöge von Bayern stellen ihrer unter der Zügellosigkeit und Rohheit der Studierenden und der Lässigkeit der Professoren leidenden Landesuniversität öfter das benachbarte Dillingen als Muster vor Augen (Janssen, VII, 150 ff.). Übrigens darf man hierbei Eins nicht vergessen: Dillingen hatte nur Philosophen und Theologen, und unter diesen sehr zahlreiche Konviktoristen; die Juristen fehlten, erst 1625 wurden ein paar juristische Professoren angestellt; von der juristischen Fakultät aber gingen in Ingolstadt vorzugsweise die Unregelmäßigkeiten aus; in ihr studierten die jungen Herren vom Adel und dergleichen Leut, „die gern eine zimbliche *libertatem* haben". So sagen in einem Gutachten vom Jahre 1602 dem Herzog von Bayern seine Räte und meinen, der *habitus clericalis*, Ablegung der Wehr und dergleichen werde sich in Ingolstadt nicht wohl praktizieren lassen, auch würde es gegen den Willen der meisten Eltern sein (Prantl, II, 357).

In Augsburg, wo seit 1559 P. Canisius als Domprediger gewirkt hatte, gelang erst 1582, nach Überwindung lang andauernden Widerstandes des Domkapitels, die Errichtung eines von den Fuggern dotierten Kollegiums. Zu den *studia inferiora* kam 1589 ein Lyceum mit dem philosophisch-theologischen Kursus. Als Professor der Humanität und Rhetorik lehrte am Kollegium lange Zeit Jacob Pontanus, einer der bedeutendsten Förderer der humanistischen Studien im Orden. Seine Schulbücher und Klassikerausgaben sind lange im Gebrauch geblieben.[2]

Es folgten Kollegien zu Ellwangen (1611), Mindelheim (1618), Kaufbeuren (1626), Memmingen (1630). Das protestantische Gym-

[1] Eine Geschichte der Dillinger Studienanstalt von Haut (1854), des päpstlichen Alumnats von M. Hausmann (1882). Eine detaillierte Darlegung der Verhältnisse des letzteren in einem Aktenstück aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts im I. Bd. der Rat. Stud. (Mon. Germ. Paed. XVI), S. 272 ff. Der Gesamtaufwand betrug damals 1380 Scudi, gleich 3036 fl., wovon 23 Alumnen unterhalten wurden.

[2] P. Braun, Gesch. des Kollegiums der Jesuiten in Augsburg (1822).

nasium zu Neuburg wurde 1616 von dem Konvertiten Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm den Jesuiten übergeben.

Ebenso legten die fränkischen und rheinischen Bistümer ihre Schulen in die Hände der Gesellschaft Jesu. Bamberg hatte seit 1586 eine akademische Studienanstalt im Karmeliterkloster; 1613 wurde ein Jesuitenkolleg errichtet. 1647 wurde die Anstalt zur Akademie mit philosophischer und theologischer Fakultät erhoben, endlich im 18. Jahrhundert zur vollen Universität mit allen Fakultäten ausgebildet. — In Würzburg wurde 1567 ein Kollegium mit Konvikt gegründet, für das 17 Väter eintrafen. Auch an der neuen Universität, die vom Fürstbischof Julius gegründet und 1582 eröffnet wurde, übernahmen die Väter den philosophischen und theologischen Unterricht. Außer einem *collegium pauperum* für 40 Knaben und einem Klerikalseminar errichtete der Fürstbischof auch ein adliges Seminar mit 24 Stellen, dessen Mitglieder erst *humaniora*, dann Theologie oder Rechte studierten; auch ritterliche Übungen sind vorgesehen.[1]

In Fulda stiftete der Fürstabt 1572 ein Kolleg mit Konvikt, das er den Jesuiten übergab. Hieran schloß sich ein vom Papst Gregor XIII. 1584 errichtetes und mit jährlich 1800 Goldscudi unterhaltenes päpstliches Seminar, worin 40 adlige Knaben aus dem nördlichen Deutschland unterhalten wurden; dazu kamen noch Stipendien für 60 arme bürgerliche Knaben, die nicht im Seminar waren. 1734 errichtete der Abt eine Universität, der die Jesuiten einverleibt wurden, was zu manchen Reibungen mit dem Konvent der Benediktiner führte.[2] Sie bestand bis 1804.

Der Bischof zu Straßburg errichtete 1581 ein Kollegium zu Molsheim (bei Straßburg), das 1617 vom Papst Universitätsprivilegien erhielt. Ebenso erhielten Speier (1570) und Worms (1613) Kollegien. In Konstanz bestand ein solches seit 1604, im Elsaß zu Ensisheim und Schlettstadt seit 1615. Nach der Niederwerfung der Pfalz wurden 1622 Kollegien zu Heidelberg, Neustadt a. H. und Baden gegründet. Die Heidelberger Universität kam nach wechselnden Schicksalen am Anfang des 18. Jahrhunderts in die Hände der Väter. — Ebenso entstanden zahlreiche Kollegien in der Schweiz und in den katholischen Niederlanden.

Für die großen geistlichen Territorien am Rhein und im Nordwesten Deutschlands wurde Köln das Haupttheerlager des jesuitischen

[1] Wegele, Gesch. der Univ. Würzburg, I, 115 ff. 191 ff. Vergl. auch C. Braun, Gesch. der Heranbildung des Klerus in der Diözese Würzburg (1889), wo man besonders über die äußeren Verhältnisse sehr eingehende Nachweisungen findet

[2] Komp, Die zweite Schule Fuldas und das päpstliche Seminar (1877).

Unterrichtswesens.[1] Schon in den vierziger Jahren hatten die ersten Väter der Gesellschaft, an ihrer Spitze P. Faber, einer der ersten Genossen des Ignatius, mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art kämpfend, den damals drohenden Abfall des Erzbistums abwehren helfen. Aber erst im Jahre 1556 gelang es ihnen festen Fuß zu fassen: es wurde ihnen die Leitung des *gymnasium Tricoronatum* (ehemals die aus den *Epp. obsc. vir.* bekannte *bursa Kuick* oder *domus Cucana;* der neue Name stammte von dem an dem neuen Haus angebrachten Stadtwappen) von der Stadt übertragen. Den nächsten Anlaß dazu bot, daß der bisherige Rektor ketzerisch war und sich verheiratete, wie denn überhaupt die lutherische Häresie während der vierziger Jahre in den kölnischen Schulen um sich gegriffen hatte; die Provinzialsynode im Jahre 1549 bringt den Verfall der Universität mit dieser Thatsache in Zusammenhang (Bianco, S. 487). Das Jesuitengymnasium war bald außerordentlich besucht; schon im Jahre 1558 hatte es 800 und später oft über 1000 Schüler. Die artistische Fakultät und die zu ihr gehörigen beiden Bursen, welche thatsächlich die Stellung von inkorporierten Gymnasien, ähnlich den Pädagogien der protestantischen Universitäten, hatten, das *Gymnasium Laurentianum* und *Montanum,* befehdeten das glückliche Konkurrenzinstitut auf das bitterste; vor allem beklagten sie sich über die von jenen überall festgehaltene Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die nur auf das Verderben der übrigen Anstalten abziele, sowie über ihre Gewohnheit, gedruckte Vorlesungsverzeichnisse durch alle Welt zu versenden. Wiederholt wurde den Jesuiten der Lehrplan der anderen Anstalten aufgenötigt. Ein solcher aufgenötigter Lektionsplan für das Jahr 1564 (bei Bianco, S. 908; ebendort S. 322ff. sind die Lehrpläne für die Jahre 1577 und 1578 mitgeteilt) zeigt übrigens nur in der Anordnung, nicht in der Substanz des Unterrichts erhebliche Abweichungen von dem Lehrplan der Gesellschaft. Er zeigt zugleich, wie vollständig die humanistische Unterrichtsreform auch an der kölnischen Universität inzwischen durchgedrungen war. Es sind wesentlich dieselben Gegenstände, welche von den protestantischen Gymnasien und philosophischen Fakultäten behandelt wurden. Übrigens kam die Universität trotzdem nicht wieder recht zu Kräften; Zeugnis dafür die immerfort sich wiederholenden Reformverhandlungen zwischen dem Rat, der Universität und dem heiligen Stuhl, über welche Bianco viel Material, aber in wüster Unordnung, beibringt.

[1] Eine Geschichte der Jesuiten in Köln aus den Annalen des Ordens bei Bianco, S. 855—972.

Von dem kölnischen Kollegium ging die Errichtung von Jesuitengymnasien in den beiden andern rheinischen Erzbistümern aus. In Mainz wurde 1561 ein Kollegium der Väter begründet, das im folgenden Jahre der Universität einverleibt wurde. Für das kurfürstlich mainzische Eichsfeld wurde ein Kollegium zu Heiligenstadt (1575) begründet; in Erfurt bestand seit 1585 eine Residenz, seit 1621 ein Kolleg, ebenso zu Aschaffenburg (1620). In Trier übernahmen die Väter 1560 Vorlesungen an der Universität und eröffneten im folgenden Jahre ein Gymnasium, welchem 1580 ein Gymnasium zu Koblenz folgte. Das triersche Kollegium erweiterte sich zur Universität, mit ihm war ein *Collegium nobilium* und ein *Seminarium* verbunden. Auf kurkölnischem Gebiet entstanden noch Jesuitengymnasien zu Neuß (1615) und Bonn (1673), wo schon seit 1586 eine Residenz gewesen war; die Anstalt, allmählich erweitert, wurde 1784 durch kaiserliches Diplom zur Universität erhoben, als solche jedoch schon 1794 von den Franzosen wieder aufgehoben.

In den nordwestlichen Bistümern, deren Stellung zur Kirche, wie die Kölns, lange Zeit eine sehr schwankende war, faßten die Jesuiten erst gegen Ende des Jahrhunderts festen Fuß. Zu Paderborn war 1576 die Domschule im Franziskanerkloster wiederhergestellt worden. Im Jahre 1580 berief der Bischof Jesuiten aus Heiligenstadt, denen 1585 das ganze Gymnasium übergeben wurde. Dasselbe wurde allmählich erweitert und 1614 zur Universität erhoben, doch ohne medizinische Fakultät. Die Domschule zu Münster wurde 1588 den Jesuiten übergeben und philosophische und theologische Kurse bei ihr eingerichtet, welche später auf die 1780 vom Kurfürsten von Köln errichtete Universität übergingen. Dazu kam 1627 ein Gymnasium zu Coesfeld und 1642 zu Meppen. An die Domschule in Osnabrück wurden 1628 Jesuiten berufen, zugleich philosophische und theologische Kurse eröffnet und die Anstalt 1630 zur Akademie erhoben. Die Domschule zu Hildesheim ging 1595 an die Jesuiten über, allmählich wurde bei derselben auch eine vollständige philosophisch-theologische Lehranstalt ausgebildet.

Auch die benachbarten weltlichen Territorien erhielten Jesuitengymnasien: das Herzogtum Cleve zu Emmerich (1593), die Herzogtümer Jülich-Berg, nachdem sie dem zum Katholizismus übergetretenen Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zugefallen waren (1614), zu Düsseldorf (1620), Münstereifel (1625), Düren (1628), Jülich (1664). Ebenso gründete der Konvertit Joh. Ludwig zu Hadamar (Nassau) ein Jesuitenkolleg (1630). Aachen hatte seit 1603 ein Kollegium mit philosophischen und theologischen Kursen.

Für die Länder des Hauses Habsburg wurden Wien und Prag die Hauptheerlager der Jesuiten. Die Wiedereroberung war hier eine sehr schwierige und langwierige Aufgabe.

Der Bestand der katholischen Kirche in den österreichischen Erblanden war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein durchaus fraglicher. Die Masse der Bevölkerung und des Adels war entweder protestantisch oder indifferent. Drei Ärzte, so berichten die Akten der Wiener theologischen Fakultät vom Jahre 1584, hätten vor ihrem Abscheiden erklärt, sie gehörten nicht zu einer bestimmten Konfession (*nullius esse certae religionis*); ein vierter habe in seinem Testament sich verbeten, mit Glockengeläut und Kerzen bestattet zu werden, eventuell möge man ihn in seinem Garten begraben, da wolle er einer fröhlichen Auferstehung entgegensehen. Der Rektor der Universität im Jahre 1568, ein Mediziner, radierte aus den Statuten, welche das Bekenntnis des katholischen Glaubens von den Professoren forderten, das Wort *catholicae (fidei)* aus und setzte dafür *Christianae.* Die Unterscheidung zwischen katholisch und römisch-katholisch war allgemein und unter der Regierung Maximilians II. gewissermaßen offiziell anerkannt, wodurch es auch Protestanten möglich war, sich als Mitglied der katholischen Kirche zu bekennen; wie denn Camerarius auch keiner andern als der allgemeinen Kirche angehören wollte. Im Jahre 1568 wurde ausdrücklich gestattet, daß auch Angehörige des Augsburgischen Bekenntnisses zur Erlangung der Doktorwürde zugelassen würden. — Der Klerus war in voller Auflösung. Die Klöster standen beinahe leer; die übrig gebliebenen Mönche waren Gegenstand des Gespöttes. In den Rechnungen des Klosters St. Florian war ein eigener Posten: für *studiosi* in Wittenberg. Der Weltklerus, so sagt der Konvertit Staphylus in einem Bericht an den König Ferdinand vom Jahre 1554, sei völlig verwildert: so viele Pfarreien, so viele Sekten. Deutsche Taufe, Abendmahl in beiden Gestalten, Weglassung der Ohrenbeichte und der Anrufung der Heiligen, willkürliche Veränderungen der Formeln finde man überall; unter 100 Pfarrern sei kaum einer, der nicht wenigstens ein Weib genommen. Ganz ähnlich lautet ein Bericht des Administrators des Wiener Bistums vom Jahre 1568. Es fehlte offenbar gar nichts zur Entstehung einer österreichischen Landeskirche als die Willenserklärung der Landesherrschaft. Aber sie erfolgte nicht, obwohl das Verhältnis zu Rom ein gespanntes war. Nur die Erteilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt hatte Ferdinand I. von seinen drei Forderungen: Aufhebung des Cölibats, der Fastengebote und des *sub una*, beim heiligen Stuhl durchzusetzen vermocht (Kink, I, 308 ff.).

Die Landesuniversität zu Wien war, wie früher berichtet worden

ist, durch die Kirchenrevolution fast ganz zerstört worden. König Ferdinand hatte durch wiederholte Reformationen ihr aufzuhelfen gesucht. Schon 1533 war die ökonomische Wiederherstellung versucht und 1537 eine gründliche Reformation der Unterrichtsordnung unternommen worden; es ist ganz dieselbe Reform, welche im Jahre 1525 die Tübinger Universität, damals unter österreichischer Verwaltung stehend, erfahren hatte. Die letzte und definitive Regelung gaben die neuen Statuten, welche die Universität im Jahre 1554 vom König erhielt (bei Kink, II, 373 ff.). Die hier vorgeschriebene Organisation des Unterrichts weicht in keinem irgend erheblichen Stücke von den gleichzeitigen Lehrplänen der durch Melanchthon reformierten protestantischen Universitäten ab. Vor allem gilt das auch von der philosophischen oder artistischen Fakultät. Es erscheint gerechtfertigt, die Hauptpunkte der Ordnung mitzuteilen. Die Vorlesungen sind an 13 Lektoren verteilt, die, soweit sie nicht verheiratet sind, was der Zeit nachgegeben wird, im Kollegium wohnen. Der vollständige Kursus ist vierjährig, zwei Jahre bis zum Baccalariat, zwei bis zum Magisterium. Es liest für die Baccalarianden im ersten Jahr:

1) der *grammaticus* um 6 Uhr lateinische Grammatik (Linacer, Priscian), mit einem geeigneten Autor (z. B. Terenz);
2) der *dialecticus* um 8 Uhr die Dialektik des Caesarius, R. Agricola oder eines andern;
3) der *rhetor* um 3 Uhr Cic. *ad Heren.*, *partit orat.*, Quintilian, nebst einer Rede Ciceros zur Illustration der *praecepta;*

im zweiten Jahr:

4) der *physicus primus* um 7 Uhr die vier ersten Bücher der aristot. Physik, und ein Kompendium *de anima;*
5) der *mathematicus primus* um 9 Uhr Arithmetik, Geometrie, Astronomie *(Sphaeram Joh. de Sacrobusto);* auch wird er nachts die Sterne am Himmel mit Hilfe eines Globus kennen lehren;

für die Magistranden:

6) der *professor Organi Aristotelici* um 9 Uhr das Organon, in zwei Jahren;
7) der *physicus secundus* um 8 Uhr die physischen Schriften des Aristoteles, in zwei Jahren;
8) der *mathematicus sec.* um 3 Uhr jährlich die fünf ersten Bücher des Euklid, dazu die Astronomie in zwei Jahren, zugleich den Gebrauch der Tafeln und Instrumente zeigend.

Außerdem sollen lesen:

9) ein berühmter Astronom oder Mathematiker um 1 Uhr über höhere Mathematik und Astronomie;

10) ein *ethicus* um 3 Uhr über die aristotelische Ethik und Politik;

11) ein *prof. litterarum politicarum, qui historiarum lectionem cum poësi conjungat:* er soll um 1 Uhr über Caesar, Sallust, Livius, Virgil, Horaz u. a. lesen;

12) ein *Hebraeus* um 7 Uhr, Grammatik und Lektüre;

13) ein *Graecus* um 12 Uhr, im ersten Jahr Grammatik mit Lesestücken aus Lucian, Aristophanes, Demosthenes etc.; im zweiten Homer, Orpheus' *Argonautica, Epigrammata aut ejusmodi aliquid.*

Die Bursen, deren die Reformation von 1537 vier erwähnt, werden als Pädagogien für diejenigen konstituiert, welche noch nicht in Besitz der Schulkenntnisse sind. Es soll in jeder außer dem Rektor ein Magister sein, der die elementare Grammatik, Rhetorik, Dialektik und die Schulautoren, Ciceros Briefe, *de offic.*, *de amic.*, *de senect.*, Virgils Bukol., Terenz, Plautus, Vallas Elegantien, Erasmus *de copia* etc. liest und zugleich die Schüler im Schreiben übt.

Erwähnenswert scheint noch, daß in der Theologie drei Professoren lesen sollen, einer um 6 Uhr über das alte Testament, der zweite um 8 Uhr über das neue Testament, der dritte um 12 Uhr über das System des *Mag. sententiarum* (P. Lombardus). Die Lehrordnung vom Jahre 1537 hatte sogar ausdrücklich angeordnet, nichts anderes als die Bibel oder heil. Schrift (zu Latein *solida theologia* genannt) zu lesen, wobei die besten alten Erklärer Hieronymus, Augustinus, Ambrosius u. a. zu benutzen. — Erasmus würde keine andere Lehrordnung gegeben haben.

Nicht minder hatten die gelehrten Schulen den Einfluß der Reformationsbewegung erfahren. In allen habsburgischen Territorien waren durch die Landstände und die großen Städte Gymnasien errichtet worden.

Für die alte Wiener Schule zu St. Stephan, die von alters her mit der Universität verbunden war, wurde vom Wiener Rat 1558 eine neue Schulordnung entworfen, worin sie ganz die Gestalt der humanistisch-protestantischen Schulen erhielt.[1] 1595 war zum letztenmal der Rektor der Schule von St. Stephan zugleich Rektor der Universität. Im 17. Jahrhundert verlor die Anstalt den Charakter einer gelehrten Schule, sie wurde zur deutschen Schule. — Im Jahre 1546 begründeten die Stände zu Wien eine Landschaftsschule, die aber nach vielen Anfechtungen wegen der Irrlehren ihrer Rektoren 1555 einging; dafür wurde 1574 zu Losdorf in Niederösterreich eine protestantische Landschaftsschule mit einem Konvikt für zwölf arme Knaben errichtet;

[1] Die Grundzüge mitgeteilt bei Geusau, Gesch. der Stiftungen in Wien, 1803.

der Lehrkursus der fünf Klassen ist der gewöhnliche protestantischer Gymnasien. Auch diese Schule ging im Jahre 1619 ein.[1]

Im Jahre 1550 errichtete der landständische Adel von Oberösterreich eine Landschaftsschule zu Linz und dotierte sie mit ansehnlichen Gütern. Stadtschulen entstanden ferner zu Steier (1559), Wels (1593), Braunau (1597). Auch die Klosterschulen zu Mondsee und Kremsmünster kamen in Aufnahme (Gesch. des Gymn. zu Linz, Progr. 1855, von Gaisberger). — Zu Graz wurde 1544 eine Landschaftsschule für Steiermark im Landschaftshause mit fünf Lehrern eröffnet und mit einem Konvikt für arme einheimische Adlige ausgestattet. Ein Lehrplan wurde 1569 von D. Chytraeus erbeten (Gesch. des Gymn. in Graz, Progr. 1869, von Peinlich). Die Stände von Kärnten errichteten 1563 zu Klagenfurt eine Landschaftsschule, mit welcher philosophische und theologische Vorlesungen verbunden wurden. In demselben Jahre wurde auch zu Laibach in Krain eine Landschaftsschule errichtet, an welche 1582 Nic. Frischlin als Rektor mit 350 fl. (ohne Schulgeld, aber Wohnung von drei Stuben) berufen wurde. Er blieb jedoch nur etwa ein Jahr, da er „als ein *poeticum ingenium* seine Affekte nicht jederzeit zu temperieren“ wußte; so hatte ihn der Herzog von Württemberg den Krainer Ständen auf ihre Anfrage charakterisiert (Progr. des Laibacher Gymn. 1859). Alle diese Anstalten gingen allmählich ein, seitdem die Erzherzoge entschieden die Wiederherstellung der katholischen Kirche betrieben. Ihre Güter und Häuser wurden meist den Jesuiten übergeben.

Die ersten Jesuiten waren schon 1551 auf König Ferdinands Ersuchen nach Wien gekommen; es waren ihrer 12, Italiener, Spanier und Niederländer; im folgenden Jahre kam auch P. Canisius, der bei dem König bald großen Einfluß gewann. Sie gründeten alsbald ein Kolleg, und begannen an der Universität theologische Vorlesungen. Im Jahre 1554 erschien der berühmte Katechismus des Canisius *(Summa doctrinae Christianae)*, der seitdem in unzähligen Auflagen, Übersetzungen und Bearbeitungen das wichtigste Schulbuch für den katholischen Religionsunterricht geworden ist. Im Jahre 1558 erhielt der Orden die Ermächtigung, in allen Erblanden zu lehren und zu predigen, sowie zwei ständige theologische Lehrstühle an der Universität, 1560 auch die Leitung einer vom König gegründeten adligen Landschaftsschule zu Wien. So lange ihr Unterricht auf den sprachlichen Kursus sich einschränkte, lebten sie in gutem Einvernehmen mit der Universität;

[1] Darstellung des Herzogtums Österreich unter der Enns (Wien 1837), Bd. VIII, 209.

seitdem sie aber die Fakultätsdisziplinen der Artisten in ihren Kreis hineinzuziehen begannen (1570), entbrannte auch hier der heftigste Konkurrenzkrieg. Die Universität war wohl im formellen Recht, nach ihrem Privileg sollte kein Schulunterricht in Wien ohne ihre Zustimmung und Aufsicht stattfinden; sie verbot ihren Angehörigen den Besuch der Jesuitenvorlesungen, sie erkannte die von den Jesuiten erteilten Grade nicht an. Aber die Jesuiten hatten den Erfolg und die Macht auf ihrer Seite; wenn die Zahl ihrer Schüler sich bald auf 800—1000 belief, so hatte die Universität kaum $^1/_{10}$—$^1/_5$ davon aufzuweisen. Es ist demnach begreiflich, daß die Landesherren, obwohl sie durchaus nicht alle den Jesuiten geneigt waren (Maximilian II. hatte ihnen die Leitung des *collegium nobilium* und einen theologischen Lehrstuhl wieder abgenommen), sich nicht entschließen konnten, der Aufforderung der Universität zur Vertreibung der Jesuiten nachzugeben. Im Jahre 1623 wurde endlich, nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, den Frieden herzustellen, auch hier zu dem radikalen Heilmittel geschritten, das Jesuitenkolleg der Universität zu inkorporieren. Der Unterricht der artistischen Fakultät, obwohl in ihr auch weltliche Mitglieder blieben, stand seitdem durchaus unter der Leitung der Väter (Kink, I, 1, 322 ff.). — Jesuitengymnasien wurden in den Erzherzogtümern noch zu Linz (1608), Krems (1616), Steier (1632) und zwei weitere zu Wien (1650 und 1666) begründet. Die Jesuitenschule zu Linz erhielt 1623 die Güter der eingezogenen landschaftlichen Schule; 1669 wurde sie zur Akademie erhoben; sie hatte durchschnittlich 300—400 Schüler.

Früher und leichter hatten die Jesuiten in den südlich angrenzenden Ländern der Habsburger Eingang gefunden. In Tirol, welches mit Bayern allein unter allen deutschen Ländern den Ruhm teilt, der Ketzerei nie Raum gegeben zu haben, war schon 1562 von König Ferdinand ein Jesuitenkolleg zu Innsbruck fundiert worden; zu den Humanitätskursen kamen 1606 auch philosophische und theologische Kurse, und 1673 wurde die Anstalt zur Universität erhoben (Probst, Gesch. d. Univ. zu Innsbr., 1869). Gymnasien wurden von der Gesellschaft noch zu Hall (1572) und Feldkirch in Vorarlberg (1649), ferner in Trient (1626) begründet. — In Steiermark wurde zu Graz 1573 ein Kolleg mit einem Seminar errichtet und 1585 zur Universität erhoben, die bald sehr zahlreichen Besuch aufzuweisen hatte. Gymnasien waren ferner in Leoben, Judenburg, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Görz, Triest, Fiume.

Aus der Geschichte des Grazer Gymnasiums von Peinlich entnehme ich einige statistische Daten, welche in das Wachstum und den Bestand des Ordens einen Blick thun lassen. Im Jahre 1551 wurde

das erste Kolleg in Wien mit 13 Mitgliedern gegründet. 1633 bestanden in der österreichischen Provinz, ohne die böhmischen Länder, welche eine eigene Provinz bildeten, 15 Kollegien mit 775 Mitgliedern; bis 1767 fand ein ganz regelmäßiges Anwachsen bis auf 1900 Mitglieder in 38 Kollegien und 25 Residenzen und ständigen Missionen statt, darunter 1066 Priester, 466 Scholastiker. Im Jahre 1633 hatte das Profeßhaus zu Wien 69, das dortige akademische Kolleg 80, das Probationshaus zu St. Anna 62 Mitglieder. In Graz waren augenblicklich 180 Mitglieder, darunter viele Flüchtlinge vom Rhein; in Leoben 70, in Judenburg 23, Klagenfurt 30, Laibach 30, Triest 12, Fiume 8, Linz 26, Krems 20, Görz 18; in den Residenzen zu Mellstadt, Traunkirchen, Steier je fünf. — Interessant ist die Nationalitätsstatistik des Grazer Kollegiums. Unter den 747 Vätern, welche ohne die übrigen Mitglieder der Gesellschaft das Grazer Kolleg von 1572—1773 bewohnten, waren 189 Steierer (darunter 121 Grazer), 228 Ober- und Unter-Österreicher (darunter 122 Wiener), 70 Deutsche aus dem Reich, 48 Kärntner, 45 Krainer, 44 Ungarn, 36 Italiener (meist aus Görz), 29 Tiroler, 20 Kroaten, 12 Niederländer, 11 Böhmen, 6 Spanier, 4 Polen, 2 Engländer, 1 Irländer, 1 Schotte, 1 Franzose. Man sieht, die Gesellschaft war einheimisch geworden; die Fremden sind meist unter den ersten Mitgliedern. —

In den vorderösterreichischen Ländern hatte die Universität Freiburg von den Revolutionsstürmen leidlich und bald sich erholt. Um die Mitte des Jahrhunderts wurde sie von dem hohen Klerus und Adel der deutschen und französischen Nachbarlande zahlreich besucht, was auf die Disziplin übrigens höchst ungünstig einwirkte. Schreiber (Freiburg, II, 104 ff.) teilt aus den Akten eine Menge von Exzessen mit, aus deren Behandlung die völlige Hilflosigkeit der Universität gegenüber der Zuchtlosigkeit der jungen Herren hervorgeht. Die humanistische Reform des Lehrkursus war auch hier durchgeführt. Eine Liste der besoldeten Professuren vom Jahre 1549 (S. 51) zählt auf: Hebräisch und Griechisch, Poesie, Mathematik, Rhetorik, Physik, zwei der Dialektik und zwei Rektoren im Pädagogium. Inhaber der Professur der Poesie war noch der alte Humanist Glareanus (gest. 1563). Für den Lehrstuhl der griechischen Sprache war 1546 J. Hartung, ein bedeutender Gräcist, berufen worden (gest. 1579). Ohne Zweifel auf seinen Antrieb legte die Fakultät den Studierenden das Studium des Griechischen wiederholt ans Herz, so z. B. 1548: alle sollen die Elemente und wer es kann, auch einen Autor hören. Aus dem Jahre 1553 findet sich die Notiz, daß von allen Magistranden nur einer ein Zeugnis von Hartung, der nicht mehr über die ersten Elemente las, beizubringen

im Stande war. Daher wurde 1565 eine neue Examensordnung beschlossen: da viele auf den Akademien zusammenströmten ohne alle Kenntnis der griechischen Sprache und dadurch in *addiscendis liberalibus artibus et intelligendis philosophorum et poëtarum scriptis* sehr behindert würden, so solle eine zweite griechische Lektur für die Elemente (Grammatik mit Lesestücken aus Lucian) eingerichtet und zu ihrem Besuch die Baccalarianden verpflichtet werden, wie zum Besuch der Hartungschen Vorlesungen über einen Autor die Magistranden.[1] Später wurde die griechische Grammatik mit der Poesie und Rhetorik dem 1572 neu organisierten Pädagogium, dessen *lectiones* als *classicae* gegenüber den *publicae* in der Fakultät bezeichnet werden, übertragen (Schreiber, II, 131).

Im Jahre 1577 wurde von der Regierung der erste Versuch gemacht, die Universität zur Aufnahme von Jesuiten zu bewegen, aber, da er auf Widerstand stieß, aufgegeben. Die Universität behauptete nicht mit Unrecht: überall wohin die Jesuiten und ihre Schüler kämen, entstehe Streit; sie fügten sich nirgends der bestehenden Ordnung und durch das Statut ihrer Gesellschaft seien sie verhindert sich der Gerichtsbarkeit der Korporation zu unterwerfen. Erst 1620 drang die Regierung durch; die philosophische Fakultät mitsamt dem Pädagogium wurde der Gesellschaft Jesu übergeben, die bisherigen Lehrer alle entfernt und anderweitig versorgt (Schreiber, II, 309 ff., 403 ff.).

In den Ländern der böhmischen Krone hatte der Abfall von der römischen Kirche sich eher und vollständiger vollzogen, als in den österreichischen Erblanden, wenngleich es auch hier zu konsolidierten kirchlichen Neubildungen bisher nicht gekommen war. Das gelehrte Unterrichtswesen, welches übrigens im Zustand dauernder Zerrüttung lag, hatte im ganzen der humanistisch-protestantischen Reform sich anzuschließen versucht. Die Universität Prag hatte seit den hussitischen Wirren sich nicht wieder erholen können. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren wiederholt humanistische Reformationsversuche unternommen worden, aber ohne erheblichen Erfolg. Erst 1537 wurde durch eine Privatstiftung eine Lektur für die griechische Sprache, besonders für Homers Ilias gestiftet, welche nachher geteilt und an zwei Wittenberger Magister gegeben wurde (Tomek, 156, 197 ff.).

Die Partikularschulen in Böhmen und Mähren, welche nach dem Privileg der Prager Universität dieser untergeben waren, empfingen von ihr Schulpläne und Lehrer. Tomek (S. 187) zählt unter etwa 100 aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannten Schulen 18

[1] Zell, *De studio Graecarum Latinarumque litterarum saec. XVI.*

größere auf, unter welchen Prag, Kuttenberg, Königgrätz, Saatz und Leitmeritz hervorragten. Sie hatten die üblichen fünf Klassen mit den gewöhnlichen Lehrgegenständen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, nebst den Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften. Jährlich brachten sie ihre erwachsenen Schüler nach Prag zur Deposition und Immatrikulation bei der Universität, in den 60er und 70er Jahren etwa 5—600 jährlich. Doch blieben diese auf der Universität meist nur ganz kurze Zeit, etwa ein halb Jahr; die Frequenz dieser war daher gering und der ganze Unterrichtsbetrieb durch vielfache Hemmnisse niedergedrückt und dürftig. Im Jahre 1586 gab der Rektor der Universität, P. CODICILLUS, Prof. der Eloquenz, den Partikularschulen einen allgemeinen Lehrplan.[1] Er unterscheidet sich nirgends erheblich von den gleichzeitigen Lehrplänen der protestantischen Gymnasien in Deutschland: dieselben Unterrichtsgegenstände, dieselben Lehrbücher und Autoren. — Mähren hatte Gymnasien zu Iglau, Znaim, Groß-Meseritz. Das erstere war 1562 als dreisprachige Schule mit sechs Lehrern von der Stadt gegründet; eine Stipendienstiftung ermöglichte den Besuch auswärtiger Universitäten, besonders Wittenbergs; 1617 wurde ein Konvikt mit 36 Stellen gestiftet (Progr. 1881, von WALLNER). Letzteres wurde von den Ständen als Landschaftsschule 1577 begründet (C. D'ELVERT, Gesch. der Studienanstalten in Mähren, Brünn, 1857).

Im Jahre 1556 führte König Ferdinand die Jesuiten nach Prag. P. CANISIUS, seit kurzem Provinzial, richtete im Dominikanerkloster bei St. Clemens ein Kollegium ein, für welches zunächst zwölf Mitglieder, sämtlich Ausländer, eintrafen. Ausgestattet wurde es mit den Gütern der lausitzischen Klöster Oybin und Dobrilugk. In wenigen Jahren waren ein Gymnasium, nebst einem Konvikt für arme Studenten und einem Pensionat für Adlige *(contubernium nobilium)*, eingerichtet. In letzterem fundierte 1573 der Papst zwölf Freistellen für einheimische arme Adlige, die sich dem Dienst der Kirche widmen wollten. Den humanistischen Kursen wurden bald philosophische und theologische hinzugefügt und das Gymnasium seitdem Clementinische Akademie genannt. Die ersten Promotionen fanden 1565 statt. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte dieselbe etwa 700 Schüler, darunter gegen 100 Philosophen. Die alte Karolinische Universität, welche größtenteils aus Protestanten und einigen alten Utraquisten bestand, protestierte vergeblich gegen die Verletzung ihrer Privilegien. Der aufgesammelte Haß entlud sich, als 1618 der Krieg der Stände gegen den König zum

[1] Mitgeteilt in den neueren Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. III, 2, 186 ff. (1798).

Ausbruch kam, in der Vertreibung der Jesuiten und der Übergabe ihrer Güter an die Universität. Vier Jahre später fand der umgekehrte Vorgang statt: am 20. April 1622 fand die letzte *congregatio magistrorum* der alten Prager Universität statt; ihre Güter und Insignien wurden den Jesuiten übergeben, welche ihre Akademie nunmehr als Carl-Ferdinands-Universität bezeichneten. Der jeweilige Rektor des Kollegiums sollte zugleich Rektor der Universität sein und als solcher die Professoren ernennen, auch das Schulregiment der alten Universität auf ihn übergehen. Doch erhob sich gegen diese exzessiven Ansprüche der Väter so starker Widerspruch, namentlich von seiten des Erzbischofs, daß die Sache wieder rückgängig wurde; die Jesuiten behielten die philosophische und theologische Fakultät.[1]

Von Prag aus wurden die streitbaren Kolonien des Ordens über Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, Preußen ausgebreitet. Es wurden Kollegien gegründet in den böhmischen Städten Krummau (1588), Kommotau (1592), Neuhaus (1594), Jičin (1624), Kuttenberg (1626), Eger (1629), Prag Kleinseite (1630), Prag-Neustadt (1634), Königgrätz (1676), in den mährischen Städten Olmütz (1566), Brünn (1578), Iglau (1625), Znaim (1627), die beiden letzteren vom Grafen Althan fundiert. Das Gymnasium zu Olmütz, mit Seminar und adligem Pensionat verbunden, wurde 1573 zur Universität erhoben. Auch hier fundierte der Papst Gregor XIII 50 Freistellen für adlige Jünglinge aus dem Norden, sie zur Ausbreitung des Glaubens in ihrer abgefallenen Heimat zu erziehen.

Die Erfolge der kaiserlichen Heere im dreißigjährigen Krieg öffneten den Jesuiten Schlesien. In der Grafschaft Glatz hatten sie allerdings schon seit 1597 ein Gymnasium. Das erste Kollegium und Gymnasium in Schlesien wurde zu Neiße 1622 von Erzherzog Carl errichtet, mit Seminar und philosophischen und theologischen Kursen. Es folgten Glogau (1626), zum Teil mit den Gütern des aufgehobenen akademischen Gymnasiums zu Beuthen dotiert, Sagan (1628), von Wallenstein reich ausgestattet, Schweidnitz (1635), Breslau (1638), Oppeln (1668), Teschen (1674). Die Breslauer Anstalt entwickelte sich allmählich zur Universität, als welche sie 1702 privilegiert wurde.

Früher als in Schlesien hatten die Jesuiten im Polnischen und Preußischen Eingang gefunden. Für das Bistum Ermland stiftete der Bischof Stanislaus Hosius schon 1565 ein Jesuitenkollegium mit akademischen Kursen zu Braunsberg im Franziskanerkloster, wozu

[1] Eine detaillierte, interessante Darstellung dieser Vorgänge bei Tomek, S. 161 ff.

1631 das Kollegium zu Rössel im Augustinerkloster kam. In den Teilen Polens, welche jetzt zu Preußen gehören, bestanden Jesuitengymnasien zu Posen (1573) mit einem *coll. nobilium*, und Philosophie und Theologie, Altschottland bei Danzig (1575), Thorn (1593), Marienburg (1618), Konitz (1620), Bromberg (1639), Graudenz (1647), Deutsch-Krone (1672). Auch die polnische Universität zu Krakau stand seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß der Jesuiten. —

Die Übersicht zeigt, wie das jesuitische Gelehrtenschulwesen unwiderstehlich vorwärts dringt. Die Bildung des katholischen Klerus lag am Ende des 16. Jahrhunderts, kaum mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem so unscheinbaren Ursprung des Ordens, fast ganz in seiner Hand. Mit seinen Kollegien hatte er in weitem Bogen von den Mündungen des Rheins bis zu den Mündungen der Weichsel den Herd der Ketzerei wie mit einem Gürtel von Belagerungswerken umspannt. Er hatte den humanistischen, philosophischen und theologischen Unterricht den alten Universitäten fast ganz aus der Hand genommen, sei es durch Eintritt in die Fakultäten, sei es durch Konkurrenzinstitute. Die alten Körperschaften zu Ingolstadt, Wien, Prag, Freiburg, Köln widerstanden nach Kräften, aber vergeblich; die Jesuiten waren überall siegreich; die durch die Regierungen erfolgende Übergabe der Fakultäten war regelmäßig nur die formelle Anerkennung der Thatsache, daß sie den wirklichen Unterricht an sich gezogen hatten. Es ist den Jesuiten von den alten possedierenden Korporationen oft der Vorwurf der Herrschsucht gemacht worden, und manche Historiker dieser Anstalten haben ihn mit Leidenschaft wiederholt. Gewiß nicht ohne Grund. Aber man muß hinzufügen, es war nicht die Herrschsucht nichtiger Anmaßung, die sich auf äußere Gewalt oder leere Titel stützt, sondern die Herrschsucht der Kraft, welche wirken will, weil sie wirken kann und muß. Vielleicht ist manches formelle Recht durch sie zerbrochen worden. Aber die Geschichte bekennt sich überall zu dem Satz: Macht giebt Recht.

Man wird sagen können: die Erhaltung der katholischen Kirche im Südosten und Nordwesten Deutschlands ist wesentlich das Werk der Gesellschaft Jesu. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts stand die Sache des Katholizismus fast aussichtslos. Adel und Bevölkerung der österreichischen und böhmischen Länder war abgefallen, kein Klerus war da, der es wehrte. Die großen geistlichen Fürstentümer am Rhein standen auf dem Sprung sich in weltliche Fürstentümer zu verwandeln. Die Häuser Wittelsbach und Habsburg hätten mit politischen Mitteln allein den Zusammenbruch nicht aufgehalten. So standen die Dinge,

als in den 40er Jahren die ersten Jesuiten in Deutschland erschienen und sich Wilhelm IV. von Bayern und König Ferdinand zur Verfügung stellten. In wenig Jahrzehnten war der Fortschritt des Protestantismus zum Stehen gebracht und am Anfang des 17. Jahrhunderts stand der Katholizismus zur Wiedereroberung gerüstet da. Daß auch diese gelungen wäre, wenn nicht die politischen Interessen Schwedens und Frankreichs, ja des heiligen Stuhles selbst dazwischen getreten wären, scheint nach menschlichem Ermessen kaum zweifelhaft.

Worin lag das Geheimnis der Kraft dieser Menschen? Darin, daß sie „Männer an Bosheit" waren, wie Raumer sein Urteil formuliert? Daß sie schlauer und rücksichtsloser als alle übrigen die Leichtgläubigkeit der Massen, die politische Rat- und Hilflosigkeit der Regierenden gegen die Revolution ausbeuteten? Mir scheint, das heißt der Lüge und Bosheit mehr zutrauen, als sie ausrichten können; Bosheit und Lüge sind nicht Gemeinschaft bildende Kräfte, und wo hätte es einen festeren Verband gegeben, als die Gesellschaft Jesu? Bosheit und Lüge sind auch nicht Mittel, wodurch dauernder Einfluß auf Menschen erlangt wird. Nach einem alten Wort ist der stärkste derjenige, welcher sich selber überwindet. Vielleicht will das Wort nicht bloß sagen, daß die größte Kraft hierzu erforderlich ist, sondern auch, daß die größte Wirkung von denen ausgeht, die die größte Kraft der Selbstbeherrschung haben. Ich glaube nun, daß es nie eine Gesellschaft von Menschen gegeben hat, die in der Bändigung der natürlichen Triebe, in der Zurückdrängung der individuellen Neigungen und Begierden durchgängig es weiter gebracht hat, als die Jesuiten. Große Individualitäten treten in der Geschichte des Ordens nicht hervor, der Poesie bietet er wenig Stoff; aber jederzeit besaß er eine große Menge durchaus zuverlässiger, sicher wirkender Kräfte. Es ist in seiner Thätigkeit etwas von der stillen, aber unaufhaltsamen Wirkungsweise der Naturkräfte; ohne Leidenschaft und Kriegslärm, ohne Aufregung und Überstürzung dringt er Schritt für Schritt vor, fast ohne jemals einen zurückzuthun. Sicherheit und Überlegenheit charakterisieren jede seiner Bewegungen. Freilich sind das nicht Eigenschaften, die liebenswürdig machen; liebenswürdig ist niemand, der ohne menschliche Schwäche ist. Vollkommene Leidenschaftslosigkeit hat eher etwas Furchtbares und Unheimliches.

Ich kann mir nicht versagen, folgenden Zug, der nach jesuitischer Relation in der Geschichte des Grazer Gymnasiums berichtet wird, hier mitzuteilen. Als in den 70er Jahren dort Jesuitengymnasium und Landschaftsschule nebeneinander bestanden, kamen die Väter manchmal hospitierend, wie es unter Gelehrten Sitte sei, in die Lektionen und

Disputationen der ständischen Schule. Der Rektor dieser letzteren war darüber keineswegs erfreut; einmal, als am Schluß der Lektion der Pater eine Frage that, brach er in die Worte aus: „sie sollten daheim in ihrer Universität bleiben und ihn nicht perturbieren, er komme auch nicht zu ihnen hinauf.“ Der Jesuit antwortete mit höflicher Freundlichkeit: *utinam venias! experieris omnem humanitatem.* Der Rektor: „Man kennt euch Jesuiten“. Der Pater: *Sumus amatores veritatis.* Der Rektor: *amatores mendacii.* Da wandte sich der Jesuit, ohne ein Wort zu erwidern zum Gehen. — Daß die Jesuiten bis auf den heutigen Tag Meister in der großen Kunst sind, den Zorn zu beherrschen und dadurch Meister in der großen Kunst, die Seelen der Menschen zu beherrschen, kann der Leser, nebst manchem interessanten Detail aus der Erziehungskunst der Jesuiten, aus einem Buch ersehen, worin ein Zögling des Jesuitenkollegs zu Freiburg und darnach des *collegium Germanicum* zu Rom, der nachher protestantischer Pastor geworden ist, die Eindrücke, die er dort empfangen, lebhaft und wahrhaft wiedergiebt: es ist das anonym erschienene Buch von Köhler, Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenzöglings (Leipzig, 1862).

Woher kam dem Orden diese Kraft? Ich glaube, sie kann zuletzt nur aus einer großen Idee kommen, nicht aus selbstsüchtiger Begierde; diese löst auf, jene allein kann dauernd verbinden. Die Idee, welche die Glieder des Ordens durchdrang und sie nach Auslöschung aller individuellen Begierden mit einem großen und schwärmerischen Verlangen erfüllte, war die: daß der Orden das auserwählte Rüstzeug zur Rettung der Kirche Gottes sei. Seine Mitglieder stellten sich dem Haupt der Kirche als ritterliche Vorkämpfer und, wenn es Gottes Wille sei, als erste Opfer in dem großen Kampf mit der heidnischen und häretischen Welt unbedingt zur Verfügung. — Daß diese Idee im Stande ist, das Gemüt eines Menschen ganz einzunehmen, wird doch auch der verstehen können, der selber auf anderem Boden steht. Ich halte es für eine glückliche Fügung des Geschicks, daß der Orden sein Ziel nicht erreicht hat; ich vermag in der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit, so sehr ich bereit bin, aufrichtige Frömmigkeit in jeder Form zu ehren, nicht die höchste Form menschlichen Lebens zu erblicken, geschweige denn die einzige zulässige, an der das diesseitige und jenseitige Heil der Seele hange; ich bin der Überzeugung, daß die Zurückführung aller europäischen Völker unter die Botmäßigkeit des römischen Stuhls zur Verarmung und Verkümmerung des geistigen Lebens im Abendlande geführt hätte und daß vor allem das deutsche Volk es mit Dank zu erkennen hat, daß ihm die durch Luther erkämpfte Freiheit von Rom, die denn freilich zunächst noch nicht die

Freiheit des Glaubens und Gewissens für den Einzelnen war, erhalten geblieben ist. Aber alles dies kann nicht hindern, das Große und Bedeutende auf der anderen Seite anzuerkennen. Auch wer dem Jesuitenorden und seinen Bestrebungen als Gegner gegenübersteht, wird darum nicht die Gesellschaft als die Verschwörung der Lüge und Bosheit oder die einzelnen Glieder als abgefeimte Schurken ansehen müssen oder dürfen. Das wäre thörichteste Selbsttäuschung, sich einzureden, daß durch Reizung selbstsüchtiger Gelüste die Glieder des Ordens angelockt oder durch ihre Befriedigung festgehalten worden seien. Wohlleben des sinnlichen Menschen kann in diesem Orden zu suchen schwerlich jemals einer in Versuchung gewesen sein; was sich ihm beim Eintritt in Aussicht stellte, das war zunächst demütiges Noviziat, dann ein jahrelanges, äußerlich und innerlich eng gebundenes Studium, endlich mühselige Schularbeit oder aufopferungsvoller Dienst in der Predigt oder der Mission. Den Ehrgeiz konnte vielleicht später die Machtstellung des Ordens reizen; aber wer der Sache näher trat, mußte bald merken: für den Einzelnen, für jeden Einzelnen ohne Ausnahme, galt es nicht herrschen, sondern gehorchen, sein Leben lang gehorchen, ohne Murren jeden Platz und jede Stellung in jedem Augenblick annehmen oder verlassen, nach dem Wink „der Oberen“. Man lese in der kleinen Biographie des P. Canisius von Drews (1890) nach, wie das Gesetz des unbedingten Gehorsams auch gegen einen Mann von der Bedeutung und dem Verdienst des ersten deutschen Provinzials rücksichtslos geltend gemacht wurde. Übrigens, wäre für die Befriedigung von Ehrgeiz und Herrschaftsgelüsten oder für die Neigung zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit im Orden etwas zu holen gewesen, dann würden wir mit Sicherheit erwarten dürfen, in den Stellen der Generale und Provinziale, ebenso wie in den Bistümern und Abteien, bald große Herren und nachgeborene Prinzen zu finden. Man wird sie vergebens suchen. Überhaupt scheint der Orden für diese Gesellschaftsklassen niemals große Anziehungskraft gehabt zu haben, ein zuverlässiges Anzeichen dafür, daß er der Selbstsucht wenig bot. Und noch ein Anzeichen hierfür: der Orden wäre niemals verfolgt und verboten worden, wenn er vor allem dem Wohlleben seiner Glieder gedient hätte: Vereine für derartige Zwecke sind niemals für gefährlich angesehen worden; gefährlich sind immer nur Vereinigungen für Ideen.

Warum ich dies hervorhebe? Weil es mich verdrießt, immer wieder hören zu müssen, wie Männer, die mit Aufopferung aller persönlichen Interessen für eine Idee lebten, von stumpfen Philisterseelen, die ihr Leben lang ihr sinnliches Behagen suchten, oder von ehr-

geizigen Strebern, die nur daran denken, wie sie den Machthabern des Staates und der öffentlichen Meinung gefallen, der Selbstsucht und des Ehrgeizes beschuldigt werden. —

Dauernde Wirksamkeit auf Erden erlangt eine Idee nicht ohne Verkörperung in einer äußeren Ordnung. Die Ordnung des Jesuitenordens, von der Gesamtverfassung bis zum kleinsten Stück der Disziplin herab, ist von einer bewunderungswürdigen Angemessenheit zu ihrem Zweck. Größte Kraft des Einzelnen und sicherste Einfügung in den Organismus des Ganzen, spontane Thätigkeit und willige vollständige Unterordnung, diese schwer zu vereinigenden Gegensätze scheint die Gesellschaft in einem Maße erreicht zu haben, wie vielleicht niemals irgend eine andere Korporation.

Endlich ist noch eines hinzuzufügen. Der Orden verstand das Wort Bacons: *natura non vincitur nisi parendo.* Wer die Welt unterwerfen will, muß sich versehen mit dem, was in der Welt gilt. Mochte früher Einfalt des Herzens und asketische Frömmigkeit Macht über die Gemüter verliehen haben, in der Gegenwart reichten diese Dinge allein nicht aus. In der modernen Welt hat bisher nur Eines auf die Dauer das Übergewicht gegeben: überlegene Bildung. Durch die Wissenschaft hatte der Protestantismus sich durchgesetzt. So lange im Abendlande die Kulturtendenz herrschend bleibt, wird es nicht anders sein. Die Jesuiten waren sich hierüber von Anfang an klar. Sie besaßen zugleich weltmännische Bildung und fachmännische Gelehrsamkeit. So waren sie ausgerüstet, die Welt durch die Welt zu überwinden. Daß das nicht die Weise war, wie jener, nach dessen Namen sie sich nannten, die Welt überwunden hatte, ist freilich gewiß; aber nicht minder gewiß, daß die Welt am Anfang der Neuzeit eine andere war, als die Welt am Ende des Altertums.

Die Herrschaft des Ordens ging zu Ende, als neue Wissenschaften, die aufzunehmen er nicht den Willen oder das Vermögen gehabt hatte, auf die Anschauungen der Menschen bestimmenden Einfluß erlangten. Die Bildungselemente des Humanismus hatte er sich angeeignet, die Entwickelung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnis geschah außerhalb seiner Kreise; der Neubildung der Philosophie und Weltanschauung auf Grund dieser neuen Voraussetzungen sah er mit Mißtrauen zu; seine Universitäten hielten streng am aristotelisch-thomistischen Schulbetrieb fest, während draußen Galilei und Descartes, Newton und Locke, Leibniz und Wolff, Voltaire und Rousseau die Geister beschäftigten oder beherrschten. So in die Rolle des mißvergnügten Zuschauers gedrängt, verlor er sein Ansehen. Mißachtung und Feindschaft wurden zuletzt in den katholischen Ländern

Ende d. Jesuit

so allgemein, daß der Papst sich endlich genötigt sah, selber den Orden aufzuheben (1773). *Volentem ducunt fata, nolentem trahunt.*

Wir wenden uns nun zur Betrachtung des Unterrichts in den Studienanstalten der Gesellschaft. Im ganzen und großen gleicht er dem im vorigen ausführlich behandelten Unterricht in den protestantischen Schulen und Universitäten. Auch sein Ziel kann man mit der Formel Sturms bezeichnen: *eloquens et sapiens pietas;* und er sucht es wesentlich mit denselben Mitteln zu erreichen: Eloquenz, die Fähigkeit der Rede in klassischem Latein, in Poesie und Prosa, ihr dient der grammatisch-rhetorische Kursus, Sapienz, die wissenschaftliche Erkenntnis, ihr dienen außer den humanistischen auch die philosophischen und theologischen Studien, endlich *pietas*, Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit, ihr dient die Religionslehre und Religionsübung auf allen Stufen.

Sturm deutet einmal an, die Jesuiten könnten aus seinen Quellen geschöpft haben. Schwerlich ist hieran zu denken; die Zusammenstimmung wird wesentlich auf der Gleichartigkeit der Zeitbedürfnisse beruhen; die bewegenden Kräfte der Zeit sind das Christentum und das klassische Altertum: der Aufbau eines mit Hilfe der Philologie aus den Quellen abgeleiteten, mit Hilfe der Philosophie gestützten Systems der Glaubenslehre, das erscheint als die große wissenschaftliche Aufgabe der Zeit, sowohl auf katholischer wie auf protestantischer Seite. Hierzu auszurüsten ist die Aufgabe des gelehrten Unterrichts. Übrigens mag auch daran erinnert sein, daß Sturm und Ignatius beide zu Paris studiert haben; sie hätten sich begegnen können: Sturm lehrte und lernte von 1529—1537, Ignatius studierte von 1528—1534 in einem Pariser Kolleg. Der Stifter der Gesellschaft bewahrte der Universität stets ein dankbares Andenken; daneben stand Löwen, wo Sturm ebenfalls studiert hatte, bei ihm in hohem Ansehen. Es ist kein Zweifel, daß der ganze äußere Schematismus der Ordenskollegien diesen Vorbildern nachgebildet ist.[1]

Die abschließende Feststellung der Studienordnung erfolgte erst im Jahre 1599, in der von dem vierten Ordensgeneral, P. Cl. Aquaviva, erlassenen *Ratio atque institutio studiorum S. J.* Sie giebt eine

[1] Schmid, Gesch. der Erziehung, III, 1, S. 7, 33ff.; 113ff. Mit Recht sagt G. Müller (S. 35): „Überhaupt dürfte die erlebte Praxis für die Begründung und Ausgestaltung der Pädagogik des Ordens wichtiger gewesen sein, als die Benutzung der pädagogischen Theoretiker". — Das wird nicht bloß hier gelten; die Geschichtsschreiber der Pädagogik neigen dazu, den Einfluß der Theoretiker zu überschätzen.

bis ins kleinste sich erstreckende Normierung des gesamten gelehrten Unterrichts von der Grammatik bis zur Theologie: die äußeren Einrichtungen der Anstalten, das Schulregiment, der Stufengang des Unterrichts, der Lehrgehalt und die Lehrbücher, die Stundenverteilung, die häuslichen Übungen, die Prüfungen und Promotionen, das Unterrichtsverfahren von der ersten Grammatikstunde bis zur letzten theologischen Vorlesung, alles findet kurze, präzis gefaßte gesetzliche Feststellung. Der Neigung und Willkür des einzelnen Lehrers und Schülers ist nichts überlassen: auch das Lehren und Lernen wird in der Pflicht des Gehorsams geübt. Natürlich sind die Bestimmungen der Verfassung von 1599 inhaltlich nicht eine Neuschöpfung; schon die ersten Gründungen zeigen in allem Wesentlichen dasselbe Schema und denselben Studiengang. Was sich dann in der funfzigjährigen Praxis der Kollegien bewährt hatte, was in langen Kommissionsverhandlungen der 80er Jahre, aus denen der umfassende, an interessantem Material reiche Entwurf von 1586 hervorging, was in den Gutachten der Provinzen über diesen Entwurf an pädagogischen Einsichten und Erfahrungen zu Tage kam, das ist hier in ein Gesetz gefaßt. In Form von Vorschriften des Generals für den Provinzial, den Rektor, den Studienpräfekten, die Professoren der theologischen und philosophischen Kurse, die Lehrer der Gymnasialklassen bis herab zur *infima grammatica* wird jedem seine Aufgabe aufs genaueste bestimmt; nirgends ein Zweifel, ein Bedenken, eine Möglichkeit des andern: es ist ein System von erstaunlich festem Gefüge. Bis zum Jahre 1832 hat es alle Wandlungen der Zeiten überdauert, und auch die neue Studienordnung des Generals Roothaan stellt sich nur als veränderte Ausgabe der alten dar.[1]

Der Studienkursus der großen Kollegien umfaßt, wie der der alten Pariser und Oxforder Kollegien, Gymnasial- und Universitätsstudien, *studia inferiora* und *studia superiora*. Auf einen sechsjährigen Kursus, in dem die Sprachen den Mittelpunkt der Studien bilden, folgt ein dreijähriger philosophischer, d. h. allgemein wissenschaftlicher Vorbereitungskursus. An ihn mag sich dann das fachwissenschaftliche Studium in einer der oberen Fakultäten schließen, für die Glieder der Gesellschaft natürlich in der Theologie.

Der Gymnasialkursus hat, wie an den protestantischen Landesschulen,

[1] Die *Ratio studiorum* liegt jetzt mit deutscher Übersetzung und der Revision von 1832 in der Ausgabe von P. Pachtler im V. Bd. der Mon. Paed. vor; auch findet man dort zum erstenmal veröffentlicht den Entwurf von 1586. Eine gute Darstellung des Unterrichts und der Erziehung in den Kollegien bei Schmid, Gesch. der Erziehung, III, 1, 1—109, von G. Müller.

fünf Stufen; sie heißen *Grammatica infima, media, suprema, Humanitas* oder *Poësis, Rhetorica,* Namen, die in den französischen Klassenbenennungen sich bis auf diesen Tag erhalten haben. Vorausgesetzt wird, ebenso wie auf den Landesschulen, die Absolvierung eines Elementarkursus; das Kolleg will nicht Lateinschule, sondern gelehrte Studienanstalt sein. Die genannten fünf Stufen des Unterrichts sollen unter allen Umständen innegehalten werden, auch da, wo die Klassenzahl größer oder kleiner ist, d. h. wo wegen großer Frequenz eine Zerlegung in Parallelklassen oder wegen zu geringer Zahl eine Zusammenlegung stattfinden muß. Die Klassen haben Jahreskurse, doch sollen „die Unseren" in der Rhetorik regelmäßig zwei Jahre zubringen; im übrigen läßt sich die Zeit des Aufenthaltes in den beiden oberen Klassen nicht allgemein festsetzen; auch die *infima* kann nach Lage der Dinge in zwei Jahreskurse zerlegt werden, so daß wir dann sechs Klassen haben. Ihre Insassen heißen: *Rudimentistae* oder *Parvistae, Principistae, Grammatistae, Poetae, Rhetores.*

Die Aufgabe der Klassen ist folgende. In den Grammatikklassen ist die Erlernung und Einübung der lateinischen Grammatik das Hauptziel. In den Humanitätsklassen, der Poesie und Rhetorik handelt es sich um die Eloquenz, d. h. die Ausbildung der Darstellungsform, sowohl in Poesie als in Prosa. Als das Ziel der letzten Klasse und somit des ganzen Kursus wird bezeichnet: *perfecta eloquentia, quae duas facultates maximas, oratoriam et poëticam, comprehendit.* Unter ihnen kommt aber der Rhetorik, die nicht bloß dem Nutzen dient, sondern auch auf Schönheit der Sprache sieht, die erste Stelle zu; ihr Wesen machen drei Stücke aus: die Regeln der Redekunst, der Stil und das gelehrte Wissen *(praecepta dicendi, stilus et eruditio).* — Es ist dasselbe Ziel, das der Gymnasialunterricht zu allen Zeiten verfolgt: die Fähigkeit, Gedanken in richtigem und angemessenem Vortrag auszudrücken. Was die heutigen Gymnasien von denen des 16. Jahrhunderts unterscheidet, das ist, daß sie nicht mehr die Darstellung in lateinischer, sondern in deutscher Sprache fordern, und daß sie auf das Wissen größeren Nachdruck als auf den Vortrag legen.

Für die einzelnen Unterrichtsgegenstände wird folgendes angeordnet. Die lateinische Sprache wird nach der Grammatik des Spaniers P. Immanuel Alvarez (*De institutione grammatica, l. III,* zuerst Lissabon 1572 gedruckt) gelehrt. Ihr Inhalt wird auf die drei Grammatikalklassen verteilt; das Pensum der untersten Klasse ist die Formenlehre und das Notwendigste aus der Syntax, das der mittleren die ganze Syntax bis zur *constructio figurata,* das der oberen Wiederholung der Syntax nebst der *constructio figurata* und Metrik. Auf der

Oberstufe tritt für die Grammatik die Rhetorik, nach Cicero und Aristoteles, ein. Auf allen Stufen findet tägliche Übung im Lesen und Schreiben statt. Zur Lektüre dienen in erster Linie auf allen Stufen die Schriften Ciceros, die Reden, die Briefe und die rhetorisch-philosophischen Abhandlungen. Daneben werden auf den Oberstufen die Historiker Cäsar, Sallust, Livius, Curtius gelesen. Die poetische Lektüre wird aus Ovid, Virgil, Horaz entnommen, wobei die Ausschließung des Obscönen streng geboten ist, durch Auswahl und gelegentlich auch durch Ausmerzung einzelner Stellen. Die Argumente für die Stilübungen sind ebenfalls wesentlich aus den gelesenen Autoren zu entnehmen, auf den Unterstufen Diktate, auf den Oberstufen daneben freie Arbeiten, Briefe, Erzählungen, Reden, Abhandlungen, nach den vorliegenden Mustern der klassischen Autoren.

Das Griechische nimmt auf dem Lehrplan die zweite Stelle ein. Der Unterricht beginnt in der *Grammatica infima* mit $^1/_4$ Stunde, die in den folgenden Klassen auf $^1/_2$, und in der Rhetorik auf 1 ganze Stunde, jedesmal am Schluß des Nachmittagsunterrichts, ausgedehnt wird. Den drei unteren Klassen fällt wesentlich die Einübung der Formenlehre zu, in den beiden oberen kommt dazu die Syntax und Metrik, sowie eine Belehrung über die Dialekte. Viel gebrauchte Lehrbücher des Griechischen gab der Deutsche P. Jacob Gretser zu Ingolstadt in den 90er Jahren heraus. Der Lektüre dienen auf der Oberstufe Demosthenes, Isokrates, Plato, Thucydides, Homer, Hesiod, Pindar, Gregor von Nazianz, Basilius, Chrysostomus; natürlich handelt es sich nur um Bruchstücke zur Einübung der Sprache. Auch hier gehen Übungen im Schreiben, in Prosa und Versen, dem grammatischen Unterricht zur Seite.

Die Anordnung des Unterrichts folgt durch den ganzen Kursus im wesentlichen demselben einfachen Schema. Vormittags und nachmittags sind $2^1/_2$ (in der Rhetorik 2) Stunden Unterricht. In der ersten Stunde wird zuerst das Pensum der Grammatik und der Cicerolektüre den Dekurionen aufgesagt; der Lehrer korrigiert inzwischen schriftliche Arbeiten und giebt den Schülern irgendwelche Privatbeschäftigung auf, z. B. Sätze bilden, Phrasen sammeln, aus dem Lateinischen schriftlich übersetzen oder retrovertieren u. s. f. Die zweite Stunde ist die eigentliche Lektürestunde; auch wird darin das Thema für eine schriftliche Arbeit diktiert. Die letzte halbe Stunde ist der Erklärung und Wiederholung der Grammatik, in der Humanität auch der Lektüre des Historikers, gewidmet; auch mag darin certiert werden. Die erste Nachmittagsstunde beginnt wieder mit dem Aufsagen der Grammatik und des poetischen oder griechischen Autors vor den Dekurionen; der Lehrer

korrigiert inzwischen Skripta und giebt dann das Thema für die häusliche Arbeit. Die zweite Stunde gehört auf den Unterstufen der Erklärung der Grammatik, auf den Oberstufen dem Dichter und dem Griechischen. In der letzten halben Stunde wird certiert oder sonst eine Übung vorgenommen. Der Sonnabend ist der Repetition des Wochenpensums gewidmet; außerdem wird der Katechismus aufgesagt und erklärt, woran sich eine fromme Ermahnung schließt. Auf der Oberstufe finden auch Deklamationen der Schüler statt. — Man sieht, wie sehr die Einübung des Formalen der Sprache den ganzen Unterricht beherrscht: richtig und elegant schreiben, in Prosa und Versen, das ist das große Ziel, dem ebenso die Lektüre, wie der endlose Grammatikunterricht mit den zugehörigen schriftlichen Übungen dient.

Dasselbe geht auch aus den Anweisungen über die Lektüre hervor. Für die beiden untersten Klassen wird vorgeschrieben: man nehme eine Stelle aus Cicero, anfangs nicht mehr als vier Zeilen; zuerst lese der Lehrer sie vor und gebe dann kurz den Sinn an. Hierauf übersetze er sie wörtlich in die Vulgärsprache, möglichst mit Beibehaltung der Wortstellung, also gleichsam in Form der Interlinearversion. Dann erkläre er die Struktur, löse die Periode auf und zeige, welche Verba welche Kasus regieren, führe überhaupt die Formen auf die grammatischen Regeln zurück. Dann kann er noch leichte grammatische Bemerkungen hinzufügen, die Metaphern erklären, in der *media* auch ein paar Phrasen daraus diktieren. Zum Schluß wiederholt er die Übersetzung. In der dritten Klasse beginnt neben der Übersetzung die lateinische Interpretation, die zuletzt auf der Oberstufe die Übersetzung in die Vulgärsprache ganz überflüssig macht; sie soll hier nicht eine wörtliche Paraphrase, sondern eine Erklärung des Sinnes sein. Ferner beginnt hier die etymologische Erklärung der Wörter und die Beachtung der Erudition, des mythologischen und historischen Sachwissens, doch so, daß die Sprache im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen bleibt. In der Rhetorik hat die Lektüre vor allem die Aufgabe, die Kunstform der Darstellung, die Erfindung, Disposition und Darstellung zu zeigen, wie geschickt der Redner sich einschmeichelt, wie angemessen er sich ausdrückt, woher er seine Argumente nimmt, u. s. w. Daneben bleibt die sprachlich-sachliche Erklärung, natürlich in lateinischer Sprache. Überhaupt soll so bald als möglich Latein die ausschließliche Schulsprache sein, selbstverständlich von seiten des Lehrers, aber auch bei den Schülern: „von Schulsachen sollen sie niemals in der heimischen Sprache reden; wer das Gebot übertritt, wird aufgeschrieben“.

Die schriftlichen Übungen beginnen mit der Übersetzung eines Diktats, woran die grammatischen und syntaktischen Regeln eingeübt

werden; anfangs von etwa vier Zeilen. In der dritten Klasse kann man einen kleinen Brief als Argument diktieren, allmählich auch eine freie Arbeit im Monat anfertigen lassen. Auch beginnt man die Versifikation mit der Herstellung turbierter Verse. In der Humanität läßt man neben den täglichen Aufgaben wöchentlich eine freie Arbeit machen, die nun einen mehr selbständigen Charakter annehmen muß; für die Poesie giebt man ein lateinisches Argument. In der Rhetorik endlich läßt man größere Reden über ein gegebenes Thema, etwa eine im Monat, ausarbeiten, indem man darauf hinweist, woher Stoff und Form zu entnehmen sind; so wird auch für das Gedicht bloß ein Thema, eine Sentenz, ein Gegenstand gegeben. Als tägliche Klassenübung kann hier aufgegeben werden: Imitation einer Stelle aus einem Redner oder Dichter, Beschreibung von Gärten, Tempeln, eines Gewitters, Variation einer Phrase, Übersetzung eines griechischen Autors ins Lateinische oder umgekehrt; Abfassung von Epigrammen, Inschriften, Epitaphien; Phrasen und Beweisstellen excerpieren u. s. w.[1]

[1] Es mögen hier noch die Formeln mitgeteilt sein, in die eine Instruktion für die Repetenten und die Lehrer der Humanitätsstudien vom Jahre 1622 die Vorschriften für die Behandlung des lateinischen Unterrichts faßt: „Die Lektüre hat zur Absicht, daß die Schüler den Cicero in Rede und Schrift imitieren lernen. Jede Lektürestunde *(praelectio)* besteht aus zwei Stücken: der Interpretation und der Observation zum Zweck der Imitation; jene ist der Leib, diese die Seele der Vorlesung. Die Interpretation ist von doppelter Art: metaphrastisch oder paraphrastisch; die erstere giebt Wort für Wort wieder, sie hat ihren Ort in den Klassen der Grammatik; die andere giebt den Gedanken in faßlicherer Form wieder, sie gehört der Humanität und Rhetorik. Für jene gilt die Regel: die Wortstellung zu lassen, daß die Knaben sich an den Numerus gewöhnen und den Unterschied der lateinischen und der Muttersprache auffassen; für diese: keine Metaphrase, so daß jedes Wort durch ein anderes lateinisches Wort ersetzt wird! Das wäre ganz gegen unseren Zweck, besonders wenn man diese Metaphrase den Knaben in die Feder diktierte; hierdurch würden sie lediglich von der Reinheit der ciceronischen Sprache zu dem gemeinen Spülichtlatein hingeleitet. — Noch gehören zwei Dinge zur Interpretation, nämlich die Heranziehung der Geschichte und der Fabeln, der Philosophie und der Antiquitäten“. — Die Observation, der andere Teil der Prälektion, ist zur Imitation unentbehrlich und daher vom Lehrer beständig zu treiben und für die Imitation fruchtbar zu machen, mit Vorlesen, Wiederholen, Reden, Schreiben, Diktieren. Sie besteht in der Anziehung alles dessen, was zur Reinheit, Eleganz und Fülle des lateinischen Ausdrucks und zur vollkommenen Kenntnis in den Humanitätsstudien gehört. Die Imitation wird geteilt in die Imitation der Wörter und der Sachen, und jene wieder in die des Knaben und des Mannes. In der Schule handelt es sich hauptsächlich um die *imitatio verborum,* und zwar hat in den unteren Klassen die *imitatio puerilis,* in den oberen die *imitatio virilis* ihren Ort; in der Rhetorik beginnt wenn möglich auch die *imitatio rerum* (Rat. Stud. IV, Mon. Germ. Paed. XVI, S. 192 ff.).

Für die pädagogische Behandlung des Unterrichts ist charakteristisch die starke Benutzung des Wetteifers und des Ehrgeizes. Von der untersten Stufe an begegnet uns das Certieren *(concertatio)* als Reizmittel des Eifers: jeder Schüler hat einen andern zum Konkurrenten *(aemulus)*; dieser hat die Aufgabe, auf die Fehler des Konkurrenten zu achten, seine Skripta darauf hin durchzusehen, falsche Antworten zu bemerken und zu verbessern; in den dazu angesetzten Stunden stellen sie sich gegenseitig Fragen: man giebt dem andern auf ein Wort zu deklinieren oder zu konjugieren, eine gegebene Form zu bilden, oder einen Satz nach einer Regel zu formen, eine Phrase zu übersetzen, eine Etymologie anzugeben, eine antiquarische Frage zu beantworten u. s. w. Man läßt auch zwei Klassen mit einander certieren oder zerlegt eine Klasse in zwei konkurrierende Hälften, jede mit ihren Dekurionen. Auf der Oberstufe münden derartige Ringkämpfe in die akademischen Disputationen ein, von denen sie offenbar ihren Ursprung haben.

Ebendahin zielen die Ehrenämter *(magistratus)*, die durch die besten Leistungen in den monatlichen freien Arbeiten in Prosa und Poesie erworben werden. Die Dekurionen sind zugleich Gehilfen des Lehrers, ihnen wird die Lektion aufgesagt, sie sammeln die Hefte ein, machen sich Notizen und übergeben sie dem Lehrer. Ein Oberdekurio oder Censor in jeder Klasse hat über Aufrechterhaltung der Ordnung in der Schule und auf dem Hofe zu wachen.

Auch das öffentliche Auftreten ist hier zu erwähnen. Auf den beiden Oberstufen findet Deklamation von Prosa und Versen in der Aula statt, wozu die andere Klasse, und bei den Rhetorikern auch die höheren Studierenden eingeladen werden. Eine andere Form des öffentlichen Auftretens bilden die dramatischen Aufführungen. Sie spielen bei manchen Kollegien, namentlich den in Residenzstädten, wie München, belegenen, eine wichtige Rolle; die ganze Schule, ja die ganze Stadt ist dabei beteiligt. Die Stücke werden von den Vätern verfaßt, der Inhalt ist religiös-moralisierende Eloquenz. Die Stoffe werden vorzugsweise der Bibel und der Heiligengeschichte entnommen, an letzterer hat die alte Kirche sich einen poetischen Schatz bewahrt, der die Historien des A. T. an dramatischer Verwendbarkeit und an Reinheit vielfach übertrifft.

Zu den öffentlichen Akten gehört endlich auch die Verleihung der Prämien. Von der ersten bis zur letzten Klasse findet jährlich ein großer Wettbewerb um die von Gönnern der Anstalt ausgesetzten Preise statt, zuerst mit lateinischen Exerzitien, in der Rhetorik mit lateinischer und griechischer Prosa und Poesie, die an vier Tagen über ein gegebenes Thema geschrieben wird. Nachdem das Preisgericht, dem die

Arbeiten mit versiegeltem Namen eingereicht sind, entschieden hat, wobei allein der Stil *(orationis forma)* den Ausschlag giebt, findet öffentliche Preisausteilung statt: in möglichst festlichem, vom Publikum besuchten Aktus werden die Namen der Sieger öffentlich verkündigt; jeder einzelne wird vom Herold ausgerufen: „*Quod felix faustumque sit rei litterariae omnibusque nostri gymnasii alumnis! Primum, secundum praemium solutae orationis latinae, graecae, carminis latini, graeci, meritus et consecutus est N.*" Dann übergiebt er den Preis mit einem passenden Vers, der dann gleich von den Sängern wiederholt werden mag.

Das Aufsteigen von einer Stufe zur andern *(promotio)* findet nach Bestehen einer Prüfung statt; hierfür werden schriftliche Klausurarbeiten gemacht, lateinische Prosa und Poesie, und vielleicht auch ein griechisches Skriptum, wofür das Argument zu Beginn diktiert wird; sodann mündliche Prüfung aus der Grammatik und aus dem gelesenen Schriftsteller. Die Prüfungskommission besteht aus dem Präfekten und zwei Mitgliedern, die wenn möglich nicht Lehrer sind.

Auffallen könnte es, daß dem Religionsunterricht so wenig eingeräumt ist. „Die Christenlehre *(doctrina Christiana)* soll besonders in den drei unteren Klassen, wenn nötig auch in den andern, am Freitag oder Sonnabend auswendig gelernt und aufgesagt werden. Ebenso soll dann eine halbe Stunde lang eine *pia cohortatio* oder eine Erklärung der Lehre stattfinden." Das ist alles. Doch wurde der oberdeutschen Provinz auf ihr Ersuchen gestattet, nach ihrer Gewohnheit dem Katechismus am Freitagvormittag eine ganze Stunde, und am Samstagnachmittag der Erklärung des Evangeliums, griechisch und lateinisch, einige Zeit zu widmen (Pachtler, I, 312). Die Sache hängt offenbar damit zusammen, daß das Hauptgewicht auf die Religionsübung gelegt wird; die Schüler sollen täglich die Messe, sonntäglich die Predigt besuchen, und monatlich beichten, worin sie kontrolliert werden. Nicht minder wird auf fleißiges Abhalten der Gebete gedrungen. Wichtig für die religiöse Einwirkung auf die Gemüter sind auch die religiösen Schülervereine, die Kongregationen.

Auf den grammatisch-humanistischen Kursus der *studia inferiora* folgt nun ein dreijähriger Kursus in der Philosophie mit täglich zwei Stunden, einer vormittags und einer nachmittags. Im ersten Jahre bildet die Logik, im zweiten die Physik, im dritten Metaphysik und Ethik den Hauptgegenstand. Neben der Physik wird im zweiten Jahre die Mathematik (täglich dreiviertel Stunden), mit Astronomie, Geographie und Meteorologie, im dritten außer der Metaphysik die Psychologie und Physiologie vorgetragen. Der Unterricht in der Philo-

sophie ist notwendig, „weil die freien Künste und Naturwissenschaften den Geist zur Theologie vorbereiten und zu ihrer vollkommenen Erfassung und Anwendung dienen, auch an sich zu demselben Ziel helfen". Zu Grunde zu legen sind dabei die Schriften des Aristoteles: „in Dingen von irgend welchem Gewicht soll der Lehrer vom Aristoteles nicht abweichen, es sei denn in Punkten, wo er der allgemein angenommenen Lehre der Universitäten entgegen ist, oder der orthodoxen Lehre widerstreitet". Hier ist die Aufgabe, den Philosophen und seine Argumente bündig zu widerlegen. Ebenso soll er vor den ketzerischen Auslegern, wie Averroës, Alexander, seine Schüler behüten, „was sie etwa Gutes haben, ohne Lob bringen und wenn möglich zeigen, daß sie es anderswoher haben; dagegen ihre Irrtümer ans Licht stellen und ihr Ansehen dabei herabsetzen. Hingegen soll er vom h. Thomas jederzeit ehrenvoll reden, ihm wo es sich gebührt, gern folgen und wo er ihn nicht billigt, mit dem Ausdruck der Hochachtung und des Bedauerns von ihm abweichen".

Was die Behandlung des Textes anlangt, so wird sie bald eingehender, bald mehr kursorisch sein, so daß nur einige Hauptstellen ausgewählt werden, um an ihnen die einschlägigen Fragen zu behandeln. „Hauptsächlich lasse er sich angelegen sein, den Text gut zu erklären; er verwende darauf nicht weniger Mühe als auf die Fragen selbst, und überzeuge die Hörer, daß ohne eifriges Textstudium ihre Philosophie sehr kümmerlich und dürftig bleiben werde. So oft er auf bekannte und bei Disputationen oft gebrauchte Stellen stößt, muß er sie genau erörtern, indem er die wichtigsten Erklärungen unter einander vergleicht und die Hörer dahin führt, aus dem Zusammenhang, oder aus der Bedeutung des griechischen Ausdrucks, oder aus der Beachtung anderer Stellen, oder aus der Autorität der besten Erklärer oder endlich aus Gründen der Sache zu entscheiden, welche Auffassung die beste sei. Dann mag er allerlei Bedenken und Meinungen kurz und mit Auswahl erörtern und auf Fragen, die die Sache selbst betreffen, eingehen.

Was die Form des Vortrags betrifft, so wird als wünschenswert bezeichnet, daß der Lehrer nicht diktiere, sondern so spreche, daß die Zuhörer das, was zu schreiben ist, mitschreiben können. Auf keinen Fall soll er Wort für Wort, *interposita mora*, in die Feder diktieren, sondern den ganzen Satz sagen und wenn nötig wiederholen; auch soll er nicht erst die ganze Materie diktieren und dann erklären, sondern zwischen Diktat und Erklärung wechseln. Die Forderungen des Entwurfs von 1586, die das Diktieren ganz verwerfen, scheinen demnach nicht ganz durchführbar gewesen zu sein. Die Auslassung über den

Kathedervortrag in jenem Entwurf verdient übrigens auch heute noch Beachtung. „Der lebendige Vortrag *(Viva vox)* erregt, bringt zu kräftigem Ausdruck, prägt ein, belebt, hebt die Aufmerksamkeit, macht deutlich: alles das fehlt dem toten Diktieren. Und es hilft nichts, wenn man hinterher eine Erläuterung folgen läßt, dann ist beides verloren: so lange nämlich diktiert wird, sind die Hörer auf das Schreiben mehr als auf das Verstehen erpicht; meist ist der Anfang vergessen, ehe der Satz zu Ende gebracht ist; und folgt dann die Erläuterung, so gehen sie, weil sie ermüdet sind, oder weil sie denken, sie hätten die Weisheit auf dem Papier, fort oder gähnen oder sehen das Geschriebene durch, ob nichts fehlt. Ebenso meint der Lehrer seine Sache gethan zu haben, wenn das Diktieren fertig ist; die Erläuterung wird schnell abgethan, sie kommt ihm mühevoll vor, denn sie fordert Gedächtnis, Präsenz des Wissens, Leichtigkeit und Fülle des Ausdrucks; daher sie denn allmählich ganz verschwindet, wie es auf einigen Universitäten schon der Fall ist." Freilich, wird hinzugefügt, der freie Vortrag hat einen Übelstand: daß die Schüler mit der Feder nicht immer folgen können und Irrtümer und Unsinn nachschreiben *(scribunt incomposite, inepte et aliquando cum erroribus)*. Aber es wird eben Sache der Lehrer sein, sich zu üben, „bis sie eine Vortragsweise erlangen, daß die meisten das Notwendige kurz anmerken können; denn wegen ein paar schwerfälliger Leute soll man nicht das ganze Kolleg schädigen" (Pachtler, R. St. II, 81).

Nicht ohne Interesse sind auch die Vorschriften der Studienordnung über die Aneignung und Einübung des Stoffs durch die Hörer. Nach Schluß der Vorlesung sollen sie in Gruppen von etwa zehn eine halbe Stunde lang das Gehörte unter sich durchgehen, indem jeder Gruppe einer der Mitschüler, wenn möglich einer von „den Unsern", vorsteht. Auch der Professor soll mindestens noch eine Viertelstunde bleiben, um auf etwaige Fragen der Hörer zu antworten oder auch Fragen an sie zu stellen. Für die Ordensscholastiker wird täglich eine Stunde zur häuslichen Repetition und Disputation angesetzt: einer oder zwei sollen die Lektion in etwa einer Viertelstunde aus dem Kopfe wiederholen; daran schließt sich die Disputation, indem einer oder zwei als Opponenten argumentieren und ebenso viele respondieren, unter Leitung des Magisters. Jeden Sonnabend ist in der Schule zweistündige Disputation und jeden Monat einmal feierlichere Disputation am Vormittag und am Nachmittag, wobei wenigstens drei Opponenten auftreten und wozu man auch andere Gelehrte und Religiosen einladen mag. Die Disputation findet in streng schulmäßiger Form statt: der Opponent erhebt gegen die Thesen seine Einwendungen in Form von

syllogistisch gefaßten Argumenten. Dann wiederholt der Respondent die ganze Argumentation, zuerst ohne etwas hinzuzufügen; dann die einzelnen Propositionen, mit der Hinzufügung: *Nego* oder *Concedo majorem, minorem, consequentiam;* zuweilen mag er auch distinguieren, dränge aber nicht leicht seine Erläuterungen oder Gründe Widerwilligen auf. Der Präses halte sich so, daß er beiden gleichmäßig beistehe; er spende Lob, wo etwas Gutes beigebracht wird; wird eine wichtigere Schwierigkeit vorgebracht, so gebe er einen Wink, um den Respondenten zu stützen oder dem Opponenten zurecht zu helfen. Er schweige nicht zu lange, noch rede er immer, damit die Schüler selber mit ihrem Wissen herauskommen. Was vorgebracht wird, verbessere oder verfeinere er; er steigere das Gewicht der Argumente des Opponenten oder mache andererseits aufmerksam, wenn er abschweift. Ist das Argument gelöst oder kommt der Respondent nicht zum Ziel, so mache er ein Ende, indem er die Sache entscheidet und erklärt.

Bemerkenswert ist noch die Einrichtung von wissenschaftlichen Vereinen der Studierenden unter dem Namen von Akademien. Die *Ratio studiorum* giebt dafür ausführliche Regeln. Es sollen dazu alle Mitglieder der Marianischen Kongregation und alle Religiosen, dann aber die Schüler gehören, die sich durch Fleiß, Leistungen und Sitten auszeichnen. Es können drei solcher Akademien sein: die erste der Grammatiker, die zweite der Rhetoriker und Humanisten, die dritte der Theologen und Philosophen. Mit der Leitung beauftragt der Rektor des Kollegs einen Lehrer, im übrigen wählen die Mitglieder ihre Beamten. Die gemeinsamen Übungen beziehen sich auf den Umkreis der Schuldisziplinen, sie bestehen in Repetitionen, Deklamationen, Disputationen und Vorträgen *(praelectiones)*, die bei Gelegenheit öffentlich stattfinden.[1]

Auf den philosophischen Kursus folgt endlich der theologische, für die Scholastiker allerdings in der Regel erst nach längerer Unterbrechung des Studiums durch die Lehrthätigkeit an der Schule, und zwar nur für diejenigen, die den philosophischen Kursus mit gutem Erfolg absolviert haben. Er umfaßt in vier Jahren das Studium der heiligen Schrift, der scholastischen Theologie, wo der h. Thomas Führer ist, der Kontroversen und der Moraltheologie, worauf hier nicht weiter einzugehen ist.

Am Ende jedes Jahres findet, wie auf den Schulen, so auf den Universitäten eine Prüfung über das gehörte Fach statt; nur wer die

[1] Ausführliche Instruktionen für die Akademien aus dem 18. Jahrhundert im IV. Bd. der Rat. Stud. (Mon. Germ. Paed. XVI), S. 135 ff.

Mittelmäßigkeit (*mediocritas, ut nimirum quae audivit bene intelligat et rationem illorum posset reddere*) erreicht, darf in den folgenden Jahreskursus übertreten. Am Ende des theologischen Kursus findet große Schlußprüfung statt und niemand soll zur Profession der vier Gelübde zugelassen werden, „der nicht die wissenschaftliche Ausbildung hat, die zum tüchtigen Vortrag der Philosophie und Theologie erforderlich ist, es sei denn, daß er eine ganz hervorragende Gabe zur Predigt oder zur Regierung besitzt, und dies nach dem Urteil des Generals", oder daß er in den klassischen oder orientalischen Sprachen sich durch besondere Leistungen auszeichnet (Dekret der Generalkongreg. von 1615/16, bei Pachtler, I, 87).

Lektionspläne einzelner Anstalten mitzuteilen scheint nicht erforderlich, sie sind überall nichts anderes als Ausführungen der allgemein verbindlichen Vorschriften der Rat. St., die für Individualisierung überaus geringen Spielraum läßt. Daß Einheit in der Lehre und in der Unterrichtsform herrschen müsse, darüber ist allgemeines Einverständnis im Orden.

Dagegen sei eine Bemerkung über den Wert dieses ganzen Unterrichtssystems gestattet. Daß die *Ratio studiorum* mit ungemeiner Sorgfalt und großem Verstand ausgearbeitet ist, darüber wird niemand in Zweifel sein. Auch darüber nicht, daß der Studienplan den Forderungen der Zeit im ganzen wohl angepaßt ist; alles, was im 16. Jahrhundert in der wissenschaftlichen Welt Geltung hatte, ist darin berücksichtigt. Ich zweifle auch nicht daran, daß der Orden durch sein Schulwesen die Ausbreitung intellektueller Kultur und besonders die Kenntnis der klassischen Sprachen in den katholischen Ländern wirksam gefördert hat. Die Jesuiten waren damals gewiß die gelehrtesten und eifrigsten Lehrer, die in den katholischen Ländern zu haben waren. Und daß sie nicht ungeschickte Lehrer waren, dafür spricht ihr Erfolg. Einer Gesellschaft, die auf diesem Gebiet nichts leistete, hätten die katholischen Völker in einem Zeitalter, das den Wert der gelehrten Bildung im Kampf ums Dasein so wohl zu schätzen wußte, wie das 16. und 17. Jahrhundert, ihr Schulwesen sicherlich nicht anvertraut. Im besonderen wird von den Jesuitenschulen berichtet, daß die Knaben es leicht und schnell zur Fertigkeit in der lateinischen Sprache gebracht hätten. Daß dabei die Klassizität des Lateins oft ein wenig Schaden litt, wie ihnen nicht selten vorgeworfen wird, dürfte ohne weiteres zuzugeben sein: Latein war für den internationalen Orden die lebende Verkehrssprache; dazu kam, daß die scholastische Theologie und Philosophie, die er lehrte, sich überall gegen die Sprache Ciceros sträubt. Und vermutlich ist mit der wachsenden Entfernung vom Zeit-

alter des Humanismus die Sorglosigkeit im Ausdruck größer geworden. Bauer teilt aus dem Diarium des Münchener Kollegs ergötzliche Dinge mit. Auch das wird nicht zu leugnen sein, daß das Griechische hinter dem Lateinischen sehr weit und mit der Entfernung vom 16. Jahrhundert immer weiter zurückblieb. Das war auch in den protestantischen Schulen nicht anders. Der größte Übelstand war wohl der beständige Wechsel des Lehrpersonals; er war in allen Stellen empfindlich, am empfindlichsten wohl in den oberen Klassen und in der Leitung. Bauer führt an, daß am Münchener Kolleg, also dem wichtigsten des Landes, in den Jahren 1595—1772 von mehr als 70 Studienpräfekten, deren Stellung der unseres Direktors einigermaßen entspricht, einer $19^1/_2$, einer 17, einer 9, vier 5—7 Jahre das Amt verwalteten, alle übrigen waren nur Passanten. Ganz dasselbe wird von den Lehrern gelten; sie waren und betrachteten sich in der Schule nur als Passanten. Vom Gymnasium in Brünn erfahren wir, daß an den sechs Klassen in 132 Jahren 509 Lehrer thätig waren, also jeder im Durchschnitt $1^1/_2$ Jahre; in derselben Zeit finden wir 69 Präfekten, im Durchschnitt verwaltete jeder das Amt kaum zwei Jahre (Gesch. des Gymn. zu Brünn, 1878). Zahlreiche Klagen und Verordnungen zeigen, daß man gegen das Übel nicht blind war, aber ebenso, daß es nicht weichen wollte: der Schuldienst galt zugleich für beschwerlich und wenig ansehnlich; jeder suchte sich ihm so bald als möglich zu entziehen. Als der Orden fest im Besitz war und nicht mehr um seine Anerkennung zu ringen brauchte, da werden diese Verhältnisse die in der Natur der Sache liegenden Wirkungen gehabt haben. Wo nun noch dazu überfüllte Klassen kamen, wie sie bei großer Frequenz gewiß nicht selten waren, mußte der Unterricht in Schlendrian und dürftige Routine verfallen. Ein junger Lehrer, der ohne Übung in Unterricht und Disziplin vor eine Klasse von 100 Schülern und darüber sich gestellt sah, der konnte sich wohl kaum anders als durch mechanisches Vorsagen und Abhören helfen.

Was die *studia superiora*, im besonderen den philosophischen Unterricht angeht, durch den die allgemein-wissenschaftliche Ausbildung vollendet wurde, so wird man ihn im allgemeinen auch angemessen und zeitgemäß nennen müssen. Er gleicht nach Inhalt und Form im wesentlichen dem entsprechenden Unterricht der protestantischen Fakultäten. Die aristotelisch-scholastische Philosophie bildet, in der Form des Systems, die ihr Thomas von Aquino gegeben, die Substanz des Unterrichts. Durch Repetitionen, Disputationen und Prüfungen wird für die Aneignung des Stoffes Sorge getragen. Man wird sagen dürfen: ein junger Mann, der etwa mit 20 Jahren den ganzen Kursus absol-

vierte, hatte einen unverächtlichen Fond allgemeiner Bildung. Besaß er an positiven Kenntnissen, in Mathematik und Naturwissenschaft, in Geographie und Geschichte, sehr viel weniger als unsere Abiturienten, so hatte er dafür mit der philosophischen Gedankenwelt, die seit zwei Jahrtausenden die Grundlage aller Wissenschaft und Bildung war, eine Vertrautheit gewonnen, die dadurch nichts an Wert verliert, daß sie heute von den meisten gering geschätzt wird. Auch an formeller Gewandtheit, diese Gedanken darzulegen und zu behaupten, werden die Schüler der Jesuiten den Schülern unserer Gymnasien vermutlich überlegen gewesen sein.

Auf der anderen Seite wird nun freilich zugegeben werden müssen, daß das Studienwesen der Gesellschaft für die Erweiterung der Wissenschaft selbst und für die Entwickelung der Philosophie wenig geleistet hat. Es liegt das im Wesen der Gesellschaft, in der Grundrichtung ihres Unterrichts; sie ist so fern davon, zu selbständigem Denken und Forschen zu ermutigen, daß sie sich vielmehr angelegen sein läßt, den Trieb dazu mit allen Mitteln zu unterdrücken. Wissenschaftliche und philosophische Forschung setzt voraus, daß noch über wichtige Dinge neue Einsichten zu erwerben seien. Die Rat. Stud. setzt voraus, daß die Wahrheit, in philosophischen nicht minder als in theologischen Dingen, fertig vorliegt; sie läßt sich überall angelegen sein, den Inhalt der Lehre und die Quelle, woraus sie zu schöpfen ist, möglichst genau zu bezeichnen. Solche, die eigene Wege zu gehen geneigt sind, schließt sie grundsätzlich vom Lehramt aus. „Selbst in den Dingen, wo Glaube und Frömmigkeit nicht Gefahr laufen", heißt es in den Regeln für die Lehrer der *studia superiora*, „soll niemand bei Dingen von irgend welcher Erheblichkeit neue Quästionen oder eine Ansicht vorbringen, für die er nicht eine tüchtige Autorität hat, ohne zuvor mit den Vorgesetzten zu beraten. Auch soll er nichts gegen die feststehenden Ansichten der Doktoren oder gegen die allgemeine Auffassung der Schulen lehren. Vielmehr sollen alle insgesamt den am meisten anerkannten Doktoren und den in den katholischen Akademien vorzüglich rezipierten Ansichten folgen." Dies ist auch der Gesichtspunkt bei der Auswahl der Philosophieprofessoren: sie müssen, so wird dem Provinzial vorgeschrieben, „nicht nur den Kursus der Theologie absolviert, sondern auch zwei Jahre repetiert haben, damit ihr Unterricht mehr Sicherheit darbiete und besser der Theologie diene. Sollten aber einige zu Neuerungen geneigt oder allzu freien Geistes sein, so müssen sie ohne Zweifel vom Lehramt entfernt werden". Und von dem Lehrer der Theologie wird verlangt, daß er dem h. Thomas anhange: „wer ihm abgeneigt oder auch nur weniger zugethan ist, der soll vom Lehramt zurückgewiesen werden".

Für die Durchführung dieser Vorschriften wird durch beständige Kontrolle gesorgt. Dem Studienpräfekten wird zur Pflicht gemacht, hin und wieder, wenigstens einmal im Monat, den Vorlesungen beizuwohnen, auch zuweilen die nachgeschriebenen Hefte der Hörer durchzusehen. „Bemerkt er selbst oder hört er von andern auf zuverlässige Weise etwas, das zu tadeln ist, so soll er den Lehrer mit aller Güte und Freundlichkeit ermahnen, und bringe, wenn's Not thut, die ganze Angelegenheit an den Rektor".[1]

Also, ins Lehramt auf Universitäten und Schulen sollen nur Leute kommen, die entweder zu selbständigem Denken und eigener Erforschung der Wahrheit überhaupt keinen Trieb haben, oder die bereit sind, das Denken gefangen zu nehmen unter den Gehorsam, der nicht bloß mit dem Willen, sondern ebenso auch mit dem Verstande zu leisten ist. Es wird nicht zweifelhaft sein, daß Anstalten, auf denen dieser Geist herrscht, den Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis zu fördern wenig geeignet sind. Wo Einförmigkeit und Stabilität in der

[1] Der Entwurf von 1586 hat unter dem Titel *de opinionum delectu* die genauere Anweisung: „auch soll der Präfekt zwei oder drei Zuhörer aus den Unsrigen, die zuverlässig und begabt sind, häufig fragen, was der Lehrer in dieser oder jener Frage für eine Ansicht habe, doch so, daß es wie zufällig herauskomme und so viel als möglich ohne Verletzung des Ansehens des Lehrers". „Wird etwas Tadelnswertes wahrgenommen oder berichtet, so sollen Rektor und Präfekt die Hefte von zwei oder drei Hörern prüfen. Auch sollen zwei oder drei heimlich befragt werden, doch mit Vorsicht, daß keine Verleumdung mit unterlaufe, was nicht ungestraft bleiben soll, zum Schrecken der andern." — Trotz der Vorsichtsmaßregeln hatte der Orden vielfach mit dem Übel der *licentia opinandi* zu kämpfen, namentlich im 17. Jahrhundert, wie aus wiederholten Verhandlungen und Beschlüssen der Generalversammlung (mitgeteilt im III. Bd. der Rat. Stud.) hervorgeht. Zu solchen gefährlichen und darum gemißbilligten Neuerungen gehören auch die Sätze der „laxen Moral", die dem Orden so üble Nachrede zugezogen haben. Übrigens gewinnt man für die Würdigung dieser Dinge vielleicht erst von hieraus den richtigen Standort: es waren wohl nicht so sehr Lehren, die der Orden oder seine Mitglieder ins Leben einzuführen bestrebt waren, als vielmehr gewagte Behauptungen, die es einen Lehrer im Hörsaal aufzustellen und zu verteidigen reizte. Man wird verstehen, wie eine Neigung hierzu gerade da entstehen muß, wo dem eigenen Ermessen so überaus enge Schranken gezogen sind. Wie es unsere Primaner reizt, in ihren lateinischen Übungen einmal gewagte Konstruktionen und Wendungen zu bringen und sie dann, wenn auch aus weniger probablen Autoren zu verteidigen, so mußte es einen Lehrer der Philosophie, der bis zum Überdruß den Kanon feststehender Lehren eingepaukt hatte, reizen, gelegentlich einmal den eigenen Scharfsinn wenigstens darin zu zeigen, daß er verwegene und an der äußersten Grenze des Zulässigen sich bewegende Sätze als mögliche oder noch zu verteidigende Folgerungen aus approbierten Ansichten behandelte.

Lehre *(uniformitas et soliditas doctrinae)* das erste Erfordernis des wissenschaftlichen Unterrichts ist, da kann der Trieb zur Untersuchung, der Geist der Kritik nicht aufkommen. *Eruditio* mag dabei noch gedeihen, Philosophie kann dabei nicht aufkommen.

Übrigens hätte es, um das Aufkommen selbständiger Forschung in den Jesuitenkollegien zu verhindern, dieser Vorkehrungen wohl nicht einmal bedurft. Dies zu bewirken wäre vielleicht die Einrichtung allein hinreichend gewesen, daß der philosophische Unterricht ebenso wie der voraufgehende Unterricht in den Sprachen durchweg in den Händen junger Männer lag, die darin nicht ihre Lebensaufgabe sahen, sondern eher ein Stück ihres eigenen Lehrganges. Man absolvierte, aufsteigend mit seinem *Coetus*, das dreijährige Philosophieprofessorat, wie man das Amt des Klassenlehrers in den niederen Schulen absolvierte. Es ist bemerkenswert, daß sich in der Rat. Stud., die für den sprachlich-humanistischen Unterricht soviel als möglich *magistros perpetuos*, Lehrer, die das Amt als dauernden Beruf ansehen, wenigstens als wünschenswert bezeichnet (II, 260), kein entsprechendes Verlangen für die Philosophieprofessoren findet. Hier scheint es also für unbedenklich gegolten zu haben, daß das Lehramt jährlich in neue Hände überging; man trug einmal im Leben in dreijährigem Kursus die Logik, die Physik, die Metaphysik und Moral vor, um sich dann höheren oder bequemeren Aufgaben zuzuwenden, dem theologischen Unterricht oder der Praxis in Predigt und Beichtstuhl oder in der Mission. Für die Bildung des Professors wird es nicht unfruchtbar gewesen sein, den philosophischen Kursus, den er früher als Schüler durchgemacht hatte, als Lehrer zu wiederholen; *docendo discimus.* Aber für die Philosophie konnte dabei schwerlich etwas herauskommen. In der Regel wird es dabei so zugegangen sein, daß der Lehrer seine alten Schulhefte hervorsuchte und sie der jüngeren Generation ohne viel eigene Zuthat vorlas. In einem Gutachten, das im Jahre 1821 der Provinzial der deutschen Provinz dem General abstattete, wird auf die besondere Schwierigkeit des philosophischen Unterrichts hingewiesen: einen durchaus empfehlenswerten Autor gebe es nicht, so bleibe nur übrig, daß man den Lehrern überlasse, ihr eigenes Heft vorzutragen *(dictare)*, wobei denn von dem Fleiß und der Fähigkeit der Professoren alles abhange, ob es gut oder schlecht geschehe: „häufig nämlich, so ist es auch in der alten Gesellschaft beobachtet worden, folgen sie sklavisch dem Heft ihres Vorgängers oder schreiben sich den ersten besten Autor ohne Auswahl und eigene Ansicht getreulich ab; was auch bei den Theologieprofessoren, auch denen der Gesellschaft, häufig beobachtet ist“ (Rat. Stud. IV, M. G. P. XVI, S. 366).

Gewiß war dies Verfahren durchaus geeignet, die gewünschte Stabilität in den Ansichten zu erhalten. Es war aber zugleich geeignet, theoretisches Interesse an philosophischen Fragen und selbständiger Forschung aus den Kollegien der Väter fernzuhalten. Es ist wahr, auch auf den protestantischen Universitäten wurde das Lehramt, besonders in der philosophischen Fakultät nicht als dauernde Lebensaufgabe angesehen. Nicht nur kommt das Aufsteigen aus einer Professur in die andere innerhalb der philosophischen Fakultät im 16. und 17. Jahrhundert häufig vor, sondern auch der Übergang in eine theologische, juristische oder medizinische Professur, oder auch in ein praktisches Amt ist etwas ganz gewöhnliches. Dennoch wird der Wechsel im ganzen erheblich seltener gewesen sein, als in den Jesuitenkollegien, und Männer wie Melanchthon, Sturm, Caselius finden wir lebenslänglich in demselben Lehramt. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts wird das Regel, Männer wie Wolff und Kant sehen von Anfang an den akademischen Unterricht in den philosophischen Wissenschaften als ihre Lebensaufgabe an. — Ebenso ist ursprünglich die Ansicht von der Aufgabe dieses Unterrichts auf den protestantischen Universitäten keine andere, als auf den katholischen: das *studium novarum opinionum* wurde auf ihnen grundsätzlich ebenso wenig begünstigt oder auch nur geduldet. Aber die Zersplitterung in Landeskirchen, die Rivalität der Universitäten, der individualistische Geist der Religion hat hier thatsächlich die Kontrolle der Lehre von Anfang an weniger wirksam werden lassen; seit dem Ende des 17. Jahrhunderts fällt sie völlig dahin, an ihre Stelle tritt das Prinzip der freien Forschung. Ohne Zweifel ist es hierdurch mitbedingt, daß in Deutschland der Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis wesentlich vom protestantischen Teil der Bevölkerung und, soweit überhaupt von den Universitäten, von den protestantischen ausgegangen ist.

Mit einem Wort gehe ich noch auf die jesuitische Erziehung ein. Sie ist auf zwei Prinzipien gegründet: Disziplin und Ehre. Es sind dieselben Prinzipien, worauf die Erziehung des modernen Offiziercorps gegründet ist; und die Ähnlichkeit ist nicht zufällig: der Stifter des Ordens war selber aus der militärischen Laufbahn hervorgegangen und seine Absicht war, der Kirche in dem neuen Orden ein Fähnlein auserlesener Krieger oder vielmehr Offiziere und Anführer in dem großen Kampf mit der Welt zuzuführen. Innerhalb des Ordens gilt unbedingter Gehorsam, wie in der Armee; der Obere ist an Gottes Statt, sein Befehl ist Gottes Gebot, jede Leistung, jede Entsagung, jeder Dienst ist ohne Zögern und Murren zu übernehmen. Die Wurzeln des Gehorsams aber sind Selbstbeherrschung und Ehre. Die Kraft der

Selbstbeherrschung wird gewonnen durch Selbstzucht, Gewöhnung zur Überwindung der natürlichen Triebe. Ehre aber bedeutet nicht die äußere Ehre vor der Welt — hier gilt für den Ordensmann die Demut, er hat kein Eigentum und kein Ansehen, er lebt ohne Ansprüche, seine Erscheinung und sein Auftreten drückt Unterordnung und Dienstwilligkeit gegen jedermann aus und kein Dienst ist ihm zu gering — sondern die Ehre vor Gott und die Anerkennung der Oberen. Als wichtigste Mittel dieser inneren Disziplinierung erscheinen die religiösen Übungen. Durch häufige Gewissenserforschung und Beichte wird der Einzelne an die Beobachtung seiner selbst und an die Bloßlegung seines Innern vor dem Oberen gewöhnt; durch die geistlichen Exerzitien, wie sie durch den h. Ignatius systematisiert sind, wird das Gemüt gezogen, sich nicht den natürlichen Empfindungen und ihrem schweifenden Lauf zu überlassen, sondern die geziemenden religiösen Gefühle in geordneter Folge in sich zu erzeugen.

Wie für die Erziehung der eigenen Mitglieder, so sind auch für die Erziehung der ihnen anvertrauten Jugend Disziplin und Ehre die beiden herrschenden Prinzipien. Disziplin bedeutet auch hier nicht äußere Unterwerfung durch Strafe und Furcht; in der Verwendung dieser Mittel waren die Jesuiten zurückhaltender, als die mittelalterlichen und die protestantischen Schulen, die von der Rute täglich ausgiebigsten Gebrauch machten, wogegen die Jesuitenpädagogik die körperliche Züchtigung als ein letztes Hilfsmittel der Disziplin in Reserve zu halten rät und sie dann durch einen nicht dem Orden angehörigen Angestellten (den *corrector*) ausführen läßt — eine bemerkenswerte Vorsicht, den Lehrer nicht mit dem Schüler handgemein werden zu lassen, sondern ihm den nötigen Abstand zu wahren.[1]

[1] Übrigens scheinen die ältesten deutschen Schulordnungen der Jesuiten (bei Pachtler, I, 155ff.; er legt sie dem P. Canisius bei und setzt sie in die Zeit der Gründung der ersten deutschen Kollegien zu Prag, Ingolstadt und Köln, um 1556; vergl. Mainz, I, 567, I, 207) diese Vorsicht noch nicht zu kennen; sie mahnen nur, daß der Lehrer bei der *castigatio modestiam, charitatem ac praescriptam plagarum mensuram* inne halte, welches Maß den verschiedenen Vergehen entsprechend auf ein bis sechs Schläge festgestellt wird. Wenn möglich soll nicht während der Lektion gestraft werden. In schwereren Fällen tritt, nach Befragung des Präfekten, *correctio* ein, d. h. der Delinquent wird übergelegt *(in scamnis jubebunt ab aliis pueris teneri)*. Ob die Scheu vor den Schlägen bei den verschiedenen Nationen verschieden war, größer bei den romanischen Völkern als bei den germanischen? und ob von dort her die vornehme Zurückhaltung des Lehrers in den Orden gekommen ist? G. Müller vermutet es, wohl mit Recht. Es wäre eine kulturhistorisch und völkerpsychologisch nicht uninteressante Untersuchung, die Geschichte der Rute in der Schule.

Statt mit diesen äußerlichen Mitteln suchten sie mit den Mitteln innerer Disziplin, besonders den religiösen Mitteln der Beichte und der Betrachtung zu wirken; dem Verhältnis zur Religion Spontaneität und inneres Leben zu geben, dienten sodann vorzüglich die Kongregationen, in denen die Jugend sich als Glied einer bis ins Jenseits reichenden Genossenschaft fühlen lernt.

Daneben gilt als weltlicher Antrieb die Ehre. In Übereinstimmung mit den Forderungen der humanistischen Pädagogik machen die Schulen der Gesellschaft von allen Mitteln, den Ehrtrieb und wohl auch den Ehrgeiz der Schüler ins Spiel zu bringen, ausgedehntesten Gebrauch: öffentliche Aufführungen, Deklamationen, Prüfungen, Lokationen, Prämien, Censuren, Certationen, diese zwischen Einzelnen und zwischen ganzen Klassen und Schulen, alle dienen dem Zweck, zur Anspannung der Kräfte anzutreiben; sie sind in den katholischen Ländern bis ins 19. Jahrhundert in ausgedehntem Gebrauch geblieben. Von protestantischen Geschichtsschreibern sind die Jesuiten oft gescholten worden, daß sie den Ehrgeiz stachelten und alles auf die „Aemulation“ stellten. Vielleicht ist das Übermaß nicht immer vermieden worden, und eine Ablenkung des Interesses von der Sache auf die äußerlichen Erfolge ist freilich eine gefährliche Nebenwirkung aller ostensiblen Auszeichnungen. Andererseits vergesse man nicht, daß der Wetteifer in der Schule unentbehrlich ist; freilich ist mit der guten ἔρις die böse nahe verwandt; aber ohne jene ist nie eine gute Schule gewesen. Und so hat denn die Praxis der Schule die Mittel, die den Wetteifer erregen, nie verschmäht, auch unsere heutigen Gymnasien thun es nicht. Und auch das vergesse man nicht, daß die Jesuitenpädagogik es in erster Linie mit Internaten zu thun hatte, in denen zum guten Teil die vornehme Jugend, bis hinauf zu den Söhnen der regierenden Häuser, ihre Erziehung empfing. Dem entsprechend war denn auch die äußere Einrichtung und Lebenshaltung in den Kollegien vielfach eine recht stattliche, die von der Armut der protestantischen Klosterschulen merklich absticht. Hierzu stimmt auch, daß die Jesuiten bei ihren Mitgliedern auf sicheres und weltgewandtes Auftreten entschieden Wert legten; lauter Dinge, deren Absehen darauf gerichtet war, Leuten von Welt diese Erziehungsanstalten zu empfehlen. Wo von diesen Dingen gehandelt wird, da pflegt man auch von der „Klugheit“ der Väter zu reden, die jedes Mittel zum Zweck habe zu wenden und zu brauchen gewußt. GOETHE hat einmal über diese Klugheit ein feines und billiges Wort. Auf dem Wege nach Italien, so berichtet er in der italienischen Reise, besuchte er in Regensburg die gerade stattfindende Aufführung im Jesuitenkolleg. Er fand sie nicht übel, sie

machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Er fügt hinzu: „Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich *in abstracto* denkt; es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauch des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Holzschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.“ —

Halten wir zum Schluß die Schulen der Jesuiten mit denen der Protestanten zusammen, so tritt bei aller Gleichförmigkeit, wie sie in den Zeitverhältnissen begründet ist, auch auf diesem Gebiet der Wesensunterschied der beiden Konfessionen sehr deutlich hervor. Man kann ihn durch die Stichwörter Disziplin und Freiheit, Organisation und Individualität bezeichnen. Auf der katholischen Seite liegt das Schulwesen in der Hand einer einzigen, bald den Erdkreis umspannenden, streng zentralisierten Gesellschaft; die Lehrer sind jahrelang durch die auf Auslöschung der Individualität gerichtete Disziplin der Ordenserziehung hindurchgegangen und haben die Beziehung zu Familie, Gesellschaft, Nationalität abgelegt; sie erziehen die Jugend nach den detaillierten Anweisungen des Ordensgesetzes durch streng geregelte religiöse, sittliche und intellektuelle Disziplin zu gehorsamen katholischen Christen. — Auf der anderen Seite haben wir größte Zersplitterung und Freiheit bis zur Willkür: es giebt keine allgemeine Schulordnung, jedes Territorium, jede Stadt richtet ihr Schulwesen ein, wie sie will und kann; es giebt keine wirksame Aufsicht, der Lehrer ist im wesentlichen der eigenen Einsicht und dem eigenen guten Willen überlassen. Und dasselbe gilt endlich in einigem Maße auch von dem Schüler; statt der Internate mit Tag und Nacht gegenwärtiger Aufsicht haben wir Stadtschulen, die den Schüler bis auf die paar Schulstunden sich selber überlassen. Und auf den protestantischen Universitäten bildet sich im 16. und 17. Jahrhundert allmählich jene akademische Freiheit aus, wodurch unsere Universitäten sich heute von allen übrigen unterscheiden.

Die Geschichte hat nicht zu Gunsten der Disziplin, sondern der Freiheit entschieden. So groß die nächsten Erfolge der Gesellschaft Jesu waren, so ist darüber doch kein Zweifel, daß die Führung in der

geistigen Welt des deutschen Volkes seit der Trennung immer entschiedener an die protestantische Hälfte gekommen ist. Und auch unter den katholischen Völkern haben nicht die bestdisziplinierten, nicht Spanien und Italien die erste Stelle behalten, das französische Volk hat sie ihnen abgewonnen, das Volk, das am wenigsten unter die Zucht des römisch-jesuitischen Systems sich beugte, das am meisten dem Einflusse der protestantischen Nachbarvölker, des englischen und deutschen, sich öffnete. Eine mit größten Buchstaben geschriebene Lehre der Geschichte: der Freiheit zu vertrauen. Sie sollte auch für die staatliche Schulverwaltung unserer Tage nicht umsonst geschrieben sein.

Der Jesuitenorden ist nicht der einzige geblieben, der innerhalb der katholischen Kirche des gelehrten Unterrichts sich annahm; aber so sehr ist er nicht nur durch die Ausdehnung seiner Wirksamkeit, sondern auch durch bestimmenden Einfluß auf Inhalt und Form des Unterrichts allen übrigen überlegen, daß es für die hier verfolgten Zwecke ausreicht, an die Thätigkeit der letzteren mit einem Wort zu erinnern. In den österreichischen und bayerischen Ländern war es vorzugsweise der Benediktinerorden, der getreu seiner alten Tradition die Pflege gelehrter Studien im 16. und 17. Jahrhundert lebhafter wieder aufnahm. Sogar die Begründung einer Universität wurde unternommen. Im Jahre 1617 begannen sechs Benediktiner aus Ottenbeuren, nachdem Verhandlungen mit den Jesuiten sich zerschlagen hatten, zu Salzburg im Kloster St. Peter humanistisch-philosophischen Unterricht zu erteilen; 1623 erhielt die Anstalt durch päpstliche Bulle die Universitätsprivilegien (Progr. des Salzb. Gymn. 1851). — Im Nordwesten Deutschlands, besonders im Westfälischen, sind eine ganze Reihe noch bestehender Gymnasien durch die Franziskaner begründet worden, meist jedoch erst nach dem westfälischen Frieden. Im Nordosten, Böhmen, Schlesien, Polen, war besonders ein neuer Orden thätig, die von Gregor XV. im Jahre 1621 bestätigten Piaristen, welche im 18. Jahrhundert den Jesuiten sehr erfolgreich Konkurrenz machten.

Achtes Kapitel.

Schlußbetrachtung.

Wir stehen am Ende des Jahrhunderts der Renaissance und der Reformation und blicken rückwärts. Im gelehrten Unterrichtswesen

hat sich eine tiefgreifende Wandlung vollzogen; im ganzen ist erreicht, was man am Anfang als Ziel ins Auge gefaßt hatte. Zwar mit seinen innersten Tendenzen ist der Renaissance-Humanismus nicht durchgedrungen, der Sieg, der schon erreicht schien, wurde ihm durch die mit so elementarer Gewalt hervorbrechende religiös-kirchliche Bewegung entrissen. Aber der Schul- und Universitätsunterricht hat im ganzen doch eine Gestalt empfangen, die in ihrer Anlage von dem Ideal, das dem Erasmus oder dem jugendlichen Melanchthon vorschwebte, sich nicht weit entfernt, in der Durchführung freilich hinter ihm erheblich zurückbleibt. Die Schulen, protestantische und katholische, redeten und lehrten am Ende des Jahrhunderts nicht nur das reine Latein, sondern gaben dazu auch eine elementare Kenntnis des Griechischen, die Schriftsteller des Altertums wurden fleißig gelesen, citiert und imitiert; die Universitäten trieben das Studium einer gereinigten Philosophie und einer mehr schriftmäßigen Theologie, nicht bloß die protestantischen, sondern in einigem Maße auch die katholischen. Nicht minder hatte in Sachen der Kunst und des Geschmacks die Renaissance über die „gotische Barbarei“ einen vollständigen Sieg errungen.

Die Geschichtsbetrachtung der siegreichen Lebensform, wie sie durch Humanismus und Aufklärung bis zum Liberalismus der Gegenwart sich fortgepflanzt hat, pflegt diese Wandlung als einen großen und allgemeinen Fortschritt zu besserer und höherer Lebensgestaltung zu preisen. Ich bin weit davon entfernt, die Berechtigung dieser Betrachtung überhaupt zu leugnen; es ist in der That nicht zweifelhaft, daß zu denjenigen Leistungen, worauf unsere moderne Kultur stolz ist, in diesem Zeitalter die Kräfte und Mittel vorbereitet sind. Die großartige Entwickelung der wissenschaftlichen Forschung beginnt mit der im 16. Jahrhundert geschehenen Wiederanknüpfung an die wissenschaftliche Forschung des Altertums. Mit der Aneignung der Resultate der griechischen Wissenschaft hatte das Mittelalter zwar einen sehr achtbaren Anfang gemacht; aber erst der Humanismus, indem er die Litteratur des Altertums zum Gegenstand philologisch-historischer Untersuchungen, freilich zunächst in der Absicht treuerer und tieferer Aneignung, ja vielfach selbst sklavischer Nachahmung, zu machen begann, gewann ihr gegenüber eine selbständige Stellung. Dem Mittelalter hatte mit der historischen Forschung und Auffassung die Fähigkeit gefehlt, das Altertum sich objektiv gegenüber zu stellen und damit von ihm sich frei zu machen. Der Humanismus wurde durch die philologische Beschäftigung, welche den Text als Objekt faßt, zur kritischen Beurteilung und damit zur Selbständigkeit geführt. Das tritt vielleicht in der Entwickelung der mathematischen, astronomischen und

physikalischen Forschung am frühesten und deutlichsten hervor. Auch sie begann mit der humanistisch-philologischen Beschäftigung mit den Alten, aber sie wurde bald frei und selbständig und schon im 16. Jahrhundert, mit Copernicus und Galilei, fing sie an eigene Wege zu gehen, die Wege, die über die Griechen so weit hinausgeführt haben. Es ist aber nicht minder gewiß, daß erst durch die bestimmte, chronologisch gesicherte Geschichte der Vergangenheit, die auf den philologischen Forschungen beruht, womit der Humanismus begann, jenes scharfe und klare Welt- und Selbstbewußtsein möglich geworden ist, wodurch das Leben der modernen Menschheit von dem unhistorischen, dämmerigen Leben des Mittelalters sich so eigentümlich unterscheidet. Also das scheint mir nicht im mindesten zweifelhaft, daß zu jenen großen und bedeutsamen Fortschritten der Wissenschaften, wodurch die Gestalt der gesamten modernen Kultur in so hohem Maße bestimmt worden ist, der Humanismus die Bahn gebrochen hat.

Wenn man jedoch eine wertschätzende Beurteilung des historischen Gangs der Dinge überhaupt für zulässig erachtet und also die angedeuteten Fortschritte als günstige Wirkung der großen Umgestaltung betrachtet, dann darf man nicht übersehen, daß die Sache auch eine Kehrseite hat, daß dem Licht sein Schatten nicht fehlt.

Zwischen der mittelalterlichen und der modernen Kultur besteht ein tiefgehender Unterschied, es ist der, daß jene war, was diese nicht ist: volkstümlich. Das Wort zwar hatte das Mittelalter nicht, es ist erst am Anfang des 19. Jahrhunderts durch Jahn aufgebracht worden, als der Mangel der Sache zum Bewußtsein kam; aber seine Kultur hatte die Gestaltung, welche durch das Wort bezeichnet wird: das ganze Volk war ihr Träger; Träger der modernen Kultur dagegen sind die Gelehrten, d. h. die Schicht der Bevölkerung, die eine gelehrte Schulbildung empfangen hat. Im Mittelalter hatten alle eine Sprache, eine Dichtung, einen Glauben, eine Kirche, eine Kunst; seit dem 15. Jahrhundert ist eine innere Spaltung des Volkskörpers in Gelehrte und Ungelehrte, oder wie man gegenwärtig sagt, in Gebildete und Ungebildete, eingetreten, die neben einander, aber nicht mit einander und auch nicht dasselbe Leben leben. Es mag dahingestellt sein, ob die Renaissance die letzte Ursache dieser Veränderung ist, zweifellos scheint mir, daß sie ihre nächste Ursache, oder wenn man lieber will, ihre erste Erscheinungsform ist.

In der Entwickelung der Sprache spiegelt sich die innere Entwickelung eines Volkes. Seit dem Ausgang des Mittelalters ist die Einheit der Sprache unserem Volksleben abhanden gekommen; die Gelehrten reden seitdem eine andere Sprache als die an der Bildung nicht

teilnehmende Masse der Bevölkerung, nämlich lateinisch. Zwar auch im Mittelalter war die Sprache der Gelehrsamkeit und zum Teil auch des öffentlichen Lebens eine fremde. Aber das mittelalterliche Latein war nicht die Sprache eines fremden Volkes, es war auf dem Boden des Eigenlebens dieser Zeit erwachsen, es veränderte nicht den Sinn und die Denkart dessen, der es gebrauchte; es war nicht Gegenstand des Hochmuts und der Aufzeigung, sondern ein notwendiges Werkzeug für den gelehrten und internationalen Verkehr. Sein Besitz entfremdete nicht dem Volksleben, die Kleriker, die es verstanden und brauchten, blieben auf dem Boden der Welt- und Lebensanschauung des ganzen Volkes. — Anders das humanistische Latein; es ist eine wirklich fremde Sprache, ihre Fremdheit wird empfunden und gewollt. Die Humanisten sonderten sich als vornehmere Sprachgenossenschaft von der Masse aus; mit Verachtung lehnten sie es ab, in der Volkssprache, der Vulgärsprache, etwas anderes zu sagen, als das Gemeine, was auf die Alltagsbedürfnisse sich bezieht; für alles Geistigere, Tiefere, Edlere mochten sie allein die Sprache der Alten brauchen. Buschius warf einem altmodischen Rostocker Magister in einem Schmähgedicht als das Allergravierendste vor, einmal, daß er einen falschen Vokativ *(Buschie)* gebildet, sodann aber, daß er den Terenz „in der schmutzigen Sprache der Barbaren“ seinen Studenten erklärt habe: ohne Zweifel in den Augen fast aller Humanisten ein vernichtender Vorwurf. In hunderten von Reden und offiziellen Anordnungen ist seitdem diese Anschauung, daß es schimpflich sei, in der Sprache des Pöbels von geistigen Dingen zu reden, ausgesprochen, mit tausend Schlägen den Gelehrten in ihren Knabenjahren eingeprägt worden.

Die Folge war, daß die einheimische Sprache, wie ein nicht gebrauchtes Organ, nicht nur nicht weiter gebildet wurde, sondern schwand und verarmte. Am Ende des 16. Jahrhunderts konnte niemand mehr, wenn er einmal über nicht ganz alltägliche Dinge in deutscher Sprache zu reden genötigt war, ohne Anlehen beim Latein zu machen, sich ausdrücken. Mochte auch zur Einsetzung einiger lateinischer *lumina* die Neigung mitwirken, zu zeigen, daß man nicht zum Pöbel gehöre, so war es doch gewiß oft auch die wirkliche Verlegenheit um einen passenden deutschen, und die Nähe des lateinischen Ausdrucks, die zu dessen Verwendung führte. Man kann daran zweifeln, ob es für den durchschnittlichen Menschen möglich ist, in zwei so verschiedenen Sprachen, als Deutsch und antikes Latein sind, zu denken und zu reden. — Die Verachtung und Verwilderung, in die schon im Laufe des 16. Jahrhunderts die deutsche Sprache, infolge des lateinischen Schulbetriebs, gefallen war, hat es dann möglich gemacht, daß im Laufe

des 17. Jahrhunderts die französische Sprache die ganze vornehme Gesellschaft eroberte. Es konnte eine Zeitlang scheinen, als sei die deutsche Sprache als Kultursprache definitiv ausgestorben. Als sie endlich für den litterarischen Gebrauch wieder zubereitet zu werden begann, da war die Beziehung zu der lebendigen, gesprochenen Sprache fast verschüttet; zum Glück hatte Luthers Bibelübersetzung ein gut Teil der mittelalterlichen Volkssprache auf bessere Zeiten gerettet.

So ist es geschehen, daß in Deutschland länger als ein Jahrhundert die höchsten Angelegenheiten des Volks beinahe gar nicht in seiner eigenen Sprache behandelt worden sind, womit denn gegeben ist, daß ebenso lange das Volk von der Teilnahme an diesen Dingen ausgeschlossen war: sie wurden zwischen Gelehrten und gleichsam bei verschlossenen Thüren verhandelt. Die Folge war auf der einen Seite die Verarmung des Lebens der Massen, auf der andern die Verkümmerung des geistigen Lebens selbst, tiefe und große Gedanken und Empfindungen gedeihen nicht in der Stubenluft der Gelehrsamkeit. Die gesamte Litteratur der beiden folgenden Jahrhunderte hat diesen Charakter. Die wissenschaftliche Litteratur hat etwas Kümmerliches und Künstliches; viel kleinliche und giftige Kontroverse, aber nichts von großen ins Leben greifenden Kämpfen; es ist die Stickluft eingesperrter Zunftgelehrsamkeit, die uns daraus entgegenweht. Aber ebenso steht es auch mit der schönen Litteratur; sie hat den Charakter des Künstlichen und Gemachten, wie alles, was nicht im Leben des Volks selbst seine Wurzeln hat. Konventionelle Phrasen, nach dem Schema antiker Metrik oder Rhetorik angeordnet, das ist die Dichtung und Beredsamkeit der Gebildeten, wie man sie auf den Schulen und Universitäten bei Professoren der Poesie und Eloquenz erlernte. Mit der natürlichen Ausdrucksweise ging die natürliche Empfindung selbst verloren; die gemachte, gedunsene Empfindung sucht mit übertriebenen Ausdrücken sich selber den Glauben an ihre eigene Wirklichkeit vorzumachen. Der Schwulst und die Phrasenhaftigkeit, die uns die deutschen Dichter und Redner des 17. Jahrhunderts so lächerlich und unerträglich macht, sind nichts als die ins Deutsche übersetzte metrische und unmetrische Eloquenz des Humanismus; in der beständigen Beschäftigung mit Phrasen und Tropen hat das Ohr das Gehör für Naturlaute vollständig eingebüßt; das Einfache und Wahre klingt ihm dürftig und schal, gekünstelte und geschwollene Phrasen dagegen machen den Eindruck des Vornehmen und Erhabenen. Die Perrücke, in der die Zeit endlich die ihr gemäße Form des äußeren Menschen entdeckte, nämlich für den vornehmen und etwas vorstellenden Menschen, ist das treffendste Symbol für die Verkünstelung und Unnatur des inneren Menschen.

Auf der andern Seite steht das Volk, die Massen; sie sind verarmt, verroht, verwildert. Der „Grobianismus“ tritt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Volksleben und in der Volkslitteratur die Herrschaft an; er hängt zusammen mit derselben Verrohung des Gefühls und des Denkens, die in dem fratzenhaften Teufelsglauben und dem grauenvollen Hexenunfug zur Erscheinung kommt. Das Volkslied verstummte. Als im Zeitalter der Aufklärung die Gebildeten dem Volk wieder Beachtung zuzuwenden begannen, da fanden sie es stumpfsinnig, träg, voll von Unwissenheit und Aberglauben, voll von Mißtrauen und Haß gegen die oberen Klassen. Kein Wunder! Zwei Jahrhunderte lang hatten diese Massen ohne Anteil am geistigen Leben in dumpfer Absperrung dahingelebt, niemand sprach zu ihnen, als der Schulmeister, der ihnen den unverstandenen Katechismus einbläute, und der Pastor, der ihnen die unverständliche Dogmatik vorpredigte und wo sich eigenes religiöses Leben regte, es als Konventikelwesen verfolgte.

Können wir uns verhehlen, daß die Folgen dieser Zustände auch heute noch keineswegs ganz überwunden sind und daß unsere Litteratur, im besonderen unsere sogenannten Klassiker, zum großen Teil unserem Volke fremd sind und fremd bleiben werden? daß die Künste einigermaßen exotischen Gewächsen gleichen, die ohne Wurzeln im heimischen Boden in Treibhäusern gezogen werden? daß Recht und Staat gelehrte Kunstprodukte und nicht volkstümliche Bildungen sind? ja, daß auch Religion und kirchliches Leben einen künstlichen, halb politischen und halb gelehrten Charakter haben? Können wir leugnen, daß das Mittelalter in diesem Stück glücklicher konstituiert war? Damals ruhte das Leben des ganzen Volks auf dem Grunde der einen und allgemeinen Welt- und Lebensanschauung; dieselben Ideale des heldenhaften und des heiligen Lebens standen allen vor der Seele; zu allen sprach die Kunst, indem sie den Idealen, die in jedem Gemüt lebten, Gestalt und Wirklichkeit gab, und ebenso setzte das kirchliche Leben mit seinen heiligen Handlungen das Leben aller in Beziehung auf dieselbe Ideenwelt. Mit der Renaissance beginnt das große Schisma.

Statt selber diese Betrachtung weiter auszuführen, setze ich ein paar Zeugnisse sachkundiger Männer hierher, die von verschiedenen Standpunkten ausgehend auf diese Ansicht geführt worden sind.

Sehr bestimmt hebt W. Wackernagel in seiner deutschen Litteraturgeschichte diesen Punkt hervor: seit dem 16. Jahrhundert habe die deutsche Litteratur aufgehört volkstümlich zu sein, sie sei zu einer Sache der Gelehrten geworden, die Universitäten seien an die Stelle der Höfe und der Städte getreten. Die Schuld hieran trügen zumeist diejenigen, die in der neuen Bewegung zuvorderst gingen, die Gelehrten,

die Reformatoren selbst. „Denn eigentlich ganz deutsch gesinnt und gebildet und ganz ein Mann des Volkes war unter diesen einzig Luther, alle die andern waren durch die Art ihres Wissens der Deutschheit, dem Volke, der Sprache und der Litteratur des Volkes fremd geworden. So notwendig der Reformation die Studien des klassischen Altertums waren, sie waren derselben gleichwohl schädlich, insofern sie zunächst dem deutschen Volke galt, dies in seiner Gesamtheit und zumal in seinen unteren Schichten heben und halten sollte. Die klassischen Studien waren die Ursache, daß einem gesunden Leben aus sich selbst eins nach dem andern seiner unentbehrlichsten Bedingnisse entzogen ward. Die Universitäten und Schulen waren ebenso viele Pflanzstätten nicht bloß des Glaubens und der Wissenschaft, sondern auch jener Einseitigkeit und Beschränkung, zu welcher nach Anfängen voll von Größe und Freiheit der Humanismus je mehr und mehr hinabsank, und der blinden Geringschätzung alles dessen, was Deutschland im Gebiete der Litteratur an eigenen Leistungen und an eigner nur noch unbenutzter und unentwickelter Kraft besaß.“ So kam es, daß Dichtung und Prosa in deutscher Sprache ausstarben. „Wie viel der schönsten Kraft, die der Lyrik, dem Drama, der Geschichte und der lehrenden Prosa hätte zu gute kommen können, ist der deutschen Litteratur entzogen worden. Und doch vielleicht ist das nicht einmal zu beklagen. Denn falls diese Lateiner sich einmal herbeiließen auch Deutsch zu schreiben, es gelang ihnen nicht: ihnen fehlte selbst das deutsche Denken und Empfinden.“ Es entstand endlich wieder eine deutsch redende Litteratur; aber „nicht mehr aus dem frischen Leben, sondern aus einer Gelehrsamkeit, die dem Leben des Volkes meist entfremdet ist, wuchs die neuhochdeutsche Litteratur hervor. Darum hat die Epik untergehen, darum selbst in der Lyrik das Singen dem Sagen, ja das Sagen überall einem taubstummen Lesen, dem Schreiben und dem Drucken weichen müssen“ (S. 362, 385ff., 492ff.).

Derselbe Wackernagel hat in einem kleinen Aufsatz über die Umdeutschung fremder Wörter (Kleinere Schriften, III, 252) ausgeführt, wie im Mittelalter der deutsche Geist die Einflüsse Roms und der romanischen Völker zwar auch aufnahm, aber sogleich das von außen Gebotene selbständig umbildete, aus Undeutschem Deutsches machte. So in der Poesie und Kunst, der Baukunst und Malerei; wobei denn das geschichtliche Kostüm natürlich vollständig verloren ging und Alexander, Cäsar oder Christus ganz wie Helden und Könige der eigenen Zeit dargestellt wurden. „Seitdem sich aber diesem unablässigen Fortleben und Fortwachsen die Renaissance mit plötzlicher Hemmung in den Weg gestellt, von dieser in Wissenschaft und Kunst und allem Leben entscheidenden Wendung an die ganze nachmittel-

alterliche Zeit hindurch verhält sich der deutsche Geist nicht mehr so schöpferisch gegen das Vorzeitliche und Fremde: an die Stelle selbstthätiger Aneignung ist die Nachahmung getreten, die sich des Selbst und seiner Thätigkeit möglichst entäußert, die mit gewissenhafter Objektivität in fremde Form, fremde Anschauung, ja, sogar hier auf die Fortentwickelung verzichtend, zurück in die eigene Vorzeit wie in ein Fremdes sich versetzt. Die Kunst, die dichtende wie die bildende, ist gelehrt geworden; die Gelehrsamkeit aber in ihrer Entfremdung von der Kirche steht außerhalb des Volkes und wirkt auf dessen Lebensentwickelung öfter störend und verfälschend als fördernd ein.“ Wackernagel weist dann an der Aufnahme fremder Wörter in die deutsche Sprache nach, wie frei und selbständig das Mittelalter, wie pedantisch und ängstlich die neuere Zeit verfährt; ein Kapitel, welches in dem Aufsatz über die deutsche Pedanterei (ebend. 417 ff.) nochmals berührt wird. Das Mittelalter hat zahlreiche Wörter aus der lateinischen Sprache aufgenommen, aber es machte sie gleich zu deutschen Wörtern, indem es ihnen Form, Klang, Geschlecht solcher gab. Dem Pfarrer und Küster, dem Probst oder Bischof, dem Kloster und Münster, dem Spiegel und dem Ziegel, der Mauer und dem Körper sieht niemand mehr ihre lateinische Herkunft an, es sind nicht mehr fremde Wörter, höchstens darin, daß ihnen der Hintergrund etymologischen Verständnisses abgeht, der ja übrigens auch für zahllose Wörter der eigenen Sprache nicht da ist. Seit dem 16. Jahrhundert dagegen hat die deutsche Sprache die Kraft der Aneignung verloren. Jetzt werden Wörter fremder Sprache als fremde der Rede eingefügt: zuerst lateinische Wörter und Wendungen, sie herrschen in dem Jahrhundert, das zwischen Luthers Tod und dem westfälischen Frieden liegt; dann dringen die französischen massenhaft herein. Und bis auf diesen Tag hat sich die deutsche Sprache dieser Eindringlinge nicht zu erwehren vermocht, oder vielmehr: bis auf diesen Tag hält es der „gebildete“ Deutsche für vornehm, mit den Wörtern der fremden Sprache Staat zu machen.

Ähnlich spricht sich ein anderer Germanist, Fr. Pfeiffer, in der Vorrede zu seiner Ausgabe der deutschen Theologie (1851) über die große Störung, welche die Entwickelung der deutschen Sprache durch die Renaissance erlitten hat, aus: „Es ist bekannt, mit welcher Verachtung die Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts auf die Sprache des 13. und der folgenden als Altväterdeutsch herabgeblickt haben. Die Verständigen wissen heutzutage, was davon zu halten und wo die Rohheit zu suchen ist. Im Gegenteil, wenn man die Sprache der erstgenannten Jahrhunderte vergleicht mit der Einfachheit und Klarheit,

der Lebendigkeit und selbst Grazie des Ausdrucks, womit Bruder David, Eckhart, Tauler, Seuse und der Verfasser des vorliegenden Büchleins die Sprache gehandhabt und die schwierigsten spekulativen Fragen behandelt haben, so kann man nicht im Zweifel sein, daß letztere auch formell unendlich höher stehen und man muß bedauern, daß das Studium der Klassiker den Einfluß, den die mittelalterlichen deutschen Prosaiker auf die naturgemäße Entwickelung und Weiterbildung der Sprache auszuüben geeignet und berufen waren, fast völlig vernichtet und unmöglich gemacht hat."

Es giebt auch eine andere Betrachtung und ich leugne nicht, daß die Sache sie zuläßt. Fr. Kluge führt sie in seiner sprachgeschichtlichen Studie: Von Luther bis Lessing (2. Aufl. 1888) aus: Erst mit der Reformation sei das Deutsche die Sprache des Gottesdienstes und der Erbauung geworden, erst seit der Reformation habe sich eine einheitliche deutsche Schrift- und Litteratursprache gebildet, deren Grundlage Luthers Sprache geworden sei. Es ist so. Wenn Kluge dann aber weiter behauptet, daß seitdem das Lateinische aus seiner fast tausendjährigen Herrschaft verdrängt sei, so kann das nicht ohne starke Einschränkung gelten: auf den Schulen und Universitäten, in der Wissenschaft und der zünftigen Litteratur behielt das Lateinische bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Alleinherrschaft. Und zwar bedeutete das jetzt mehr als im Mittelalter: damals lernte bloß der Kleriker Latein und zwar als Amtssprache; jetzt lernt auch der Herrenstand Latein, und zwar als die Sprache des gebildeten Menschen. Daß man erst durch das Latein ein gebildeter Mensch wird, das ist der neue Gesichtspunkt, aus dem der Humanismus die Sache betrachtet. Und wenn Kluge fortfährt: „Der Fluch der Barbarei, mit dem noch Luthers Zeitgenossen die deutsche Sprache brandmarken, verstummt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts; waren bis dahin deutsch und barbarisch *(barbare)* als Gegensatz zum Latein gleichwertige Begriffe, so tritt fortan die stolze Benennung der deutschen ‚Haupt- und Heldensprache' auf", so wäre hierzu manches zu bemerken. Vor allem: die Zeitgenossen Luthers, denen deutsch und barbarisch gleichbedeutend sind, das sind eben die Humanisten; ich glaube nicht, daß im Mittelalter jemand die deutsche Sprache barbarisch genannt hat. Das kam erst mit der Renaissance auf und verschwand auch keineswegs mit der Mitte des 16. Jahrhunderts, blieb vielmehr in den Kreisen der Bildung die herrschende Ansicht bis auf die Tage Lessings und Goethes: bis dahin gilt alles, was nicht Latein, die Sprache der Universitäten und Schulen, oder französisch, die Sprache der Höfe, spricht und schreibt, für Pöbel. Und die Sache steckt uns ja noch in

den Gliedern: wer nicht Latein oder Französisch kann, der gilt doch auch heute noch mindestens für „ungebildet“. Woher kommt denn bis auf diesen Tag die Begierde des Deutschen nach Fremdwörtern, als daher, daß ihr Gebrauch vornehm macht? Durch die Fremdwörter sagt man: wenn ich reden dürfte, wie ich möchte und könnte, nämlich lateinisch oder französisch, dann würde ich die Dinge viel besser und feiner sagen können. Das Mittelalter spricht nicht mit Fremdwörtern, weil es die fremden Sprachen nicht als die vornehmeren, „gebildeteren“ empfindet; der Herrenstand spricht im Mittelalter deutsch und nur deutsch; der mittelalterliche Ritter sieht geringschätzig auf den lateinlernenden Kleriker als *scriba* oder *scolaris* herab. Und was die deutsche „Haupt- und Heldensprache“ anlangt, so scheint mir gerade dies krampfhafte Großthun mit der deutschen Sprache ein sehr zuverlässiges Symptom für die geringe Geltung, die sie in Wirklichkeit hatte; es ist das reizbare und heftig sich ausdrückende Selbstgefühl dessen, der weder seiner Schätzung bei anderen, noch seines Wertes in sich selbst sicher ist. Ob wohl ein Franzose oder Engländer des 18. Jahrhunderts seine Sprache als „Haupt- und Heldensprache“ bezeichnet hat? Und seit LESSING und GOETHE thut's der Deutsche auch nicht mehr, es sei denn ein Untersekundaner, dem das Latein die Brust beklemmt. Übrigens kann darüber, daß die beiden Jahrhunderte, die auf LUTHER folgen, nicht ein aufsteigendes Zeitalter der deutschen Sprache ausmachen, denn doch wohl nirgend ein Zweifel sein: wen hätte das Deutschland von 1546—1746 aufzuweisen, der als Meister der deutschen Sprache neben LUTHER und LESSING auch nur zu nennen wäre? In gewisser Weise ist LUTHER ein Anfang einer neuen Entwickelungsepoche der Sprache; in anderer kann man ihn aber mit ebenso viel Recht das Ende der mittelalterlichen nennen: er sammelt die ganze Kraft der mittelalterlichen Sprache nochmals zu gewaltigster Wirkung. Dann folgt ein langes Zeitalter der Ermattung und Unkraft, ja der Verachtung der deutschen Sprache.

So viel über den Einfluß der Renaissance auf die deutsche Sprache und Litteratur. Was die bildenden Künste anlangt, so haben wir hier dieselbe Wandlung: die schöpferische Kraft, die aus dem Eigenleben des Volks Inhalt und Formen der künstlerischen Darstellung hervorbringt, läßt nach; mit der Bewunderung der Antike zieht die Imitation, und mit der Imitation halten bald auch Phrasentum und Schwulst ihren Einzug. Man höre hierüber den einen GOETHE. Im Leben Winckelmanns (1805, S. 204 ff.) heißt es: „Wir geben es zu, die Griechen haben manche Vorteile genossen, deren die Neueren sich nicht erfreuen; doch weniger der Schönheit ihrer mythologischen Dichtungen, ihren Spielen

und dergl., als dem religiösen Eifer und, nebst demselben, dem patriotischen, oder wenn man dieses letztere mit einem geringeren Namen belegen will, dem allgemeinen National-Ehrgefühl und der Ruhmbegier jedes einzelnen Orts, vor dem anderen Vorzüge, Merkwürdigkeiten zu besitzen, hatten sie wahrscheinlich den Flor ihrer Kunst zu danken; und auch wir, so scheint es, sind dem katholischen Religionseifer des 13., 14., 15. Jahrhunderts die Gründung und das Wachstum der bildenden Künste schuldig geworden. So lange die heiligen Stiftungen aller Art ihnen ein weites Feld, würdige und man kann hinzusetzen, zahllose Gelegenheit gaben sich zu zeigen, so lange stiegen sie rasch und freudig empor. Düstre, mönchische Ideen scheinen dem Künstler wenig hinderlich zu sein, denn er bearbeitet, erheitert und verschönt dieselben. Betrachte man nur unbefangen von allen Seiten die schöne Stufe, worauf sich alle bildenden Künste zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts befanden und es ist keineswegs schwer zu denken, daß sie auf diesem Wege noch weiter hätten fortschreiten, ja sich, wiewohl mit eigentümlichem Charakter, bis neben die Antike erheben können; aber die emporhebende Kraft war schwächer geworden und hatte ihnen ihr Ziel gesetzt; mächtige Beschützer fanden sich zwar noch, aber diese konnten das Heilige nicht ersetzen. Die Künste waren Mode, sie gefielen vielleicht, doch man bedurfte ihrer nicht mehr notwendig. Rafael bemalte Hallen und Säle, des Michel Angelos hauptsächlichste Bildhauerarbeiten sind Grabmäler. Wir wollen nicht sagen, daß dieses unwürdige Beschäftigungen für diese großen Meister gewesen seien, allein es bereitete doch schon das Abnehmen der Kunst vor. In der Stille und Freiheit der Altäre fand sie nicht mehr volle Beschäftigung und mußte darum der Welt dienen, den Launen auf mancherlei Weise schmeicheln. Ihre Anwendung wurde ausgedehnter, aber auch gemeiner; die mindere Würde zog Bestreben nach größerer Fertigkeit, das Bedürfnis schnell zu arbeiten die Manier, die Manier aber das Geistlose, das Handwerksmäßige nach sich. Dieses sind die Stufen, über welche die neuere Kunst von ihrer Höhe herabstieg, und wenig anders ist es auch mit dem Verfall der alten beschaffen gewesen.“

Über die große Umgestaltung des Rechtslebens, die sich seit dem 16. Jahrhundert unter dem Einfluß der Renaissance durchgesetzt hat, spricht Stintzing in seiner Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (I, 39 ff.) in folgender Weise sich aus. „Es liegt im Wesen des Schöffentums, daß als letzte Quelle des Rechts nur die persönliche Überzeugung des Urteilers wirkt, welche sich durch keine äußere Autorität gebunden fühlt. Der Begriff des zwingenden Gesetzes, dem die persönliche Meinung sich unbedingt unterzuordnen habe, kommt hier

zu keiner Geltung. Die Rechtsaufzeichnungen aller Art sind dem Schöffen nur Hilfsmittel der Erkenntnis.“ Die Rezeption des römischen Rechts, welche das Erlöschen des schöpferischen Triebes der Rechtsbildung im Schöffentum zugleich zur Ursache und zur Wirkung hatte, bewirkte nicht nur, „daß neue und fremde Rechtssätze in den Gerichten zur Anwendung gebracht wurden, sondern auch, daß das Wesen der Rechtsprechung selbst eine prinzipielle Umgestaltung erfuhr. Äußerlich manifestiert sich diese durch das Eindringen der Gelehrten in die Gerichte; der Juristenstand bildet sich und tritt an die Stelle der Schöffen. Allein das innere Wesen dieses Vorgangs besteht nicht in dem Wechsel der Personen; sondern das Absterben des Schöffentums ist das Erlöschen des Prinzips autonomer Rechtsfindung. An die Stelle des nach subjektiver Überzeugung gefundenen Rechts tritt die formale Autorität des geschriebenen Rechts. Der gelehrte Richter unterscheidet sich vom Schöffen nicht bloß durch das Merkmal akademischer Bildung, sondern dadurch, daß dieser in seinem Urteil das Dasein eines Rechtssatzes bezeugt, den er aus eigenem Bewußtsein und eigener Erfahrung schöpft; jener dagegen ein Recht, welches außer ihm da ist, dessen Kenntnis er sich von außen her angeeignet hat, auf den einzelnen Fall zur Anwendung bringt.“ Aufs schärfste kommt der neue Charakter des Rechts darin zur Erscheinung, daß die juristischen Fakultäten zugleich zu Spruchkollegien werden, denen die Gerichte die Akten von Rechtshändeln zur letzten Entscheidung einsenden: die Rechtsprechung *in absentia* aus Büchern und Papier tritt an die Rechtsfindung aus dem lebendigen Rechtsbewußtsein der Volksgenossen.

In gewisser Weise gilt etwas Ähnliches doch auch von dem religiös-kirchlichen Leben: es hat an Volkstümlichkeit eingebüßt. Zunächst freilich stellt sich die Sache anders dar; erst durch die Reformation, wird man sagen, ist die Religion Sache des Volks geworden, während sie bisher Sache des Klerus war. Gewiß, es ist so; und es liegt mir fern zu leugnen, daß durch die Reformation die Religion tiefer in Gemüt und Leben der Einzelnen eingedrungen ist. In der alten Kirche war die Beteiligung der Laien am religiösen Leben mehr passiv als aktiv; indem die Reformation den sakramentalen Charakter des Priestertums und damit den Unterschied zwischen Laien und Priestern aufhob und das allgemeine Priestertum lehrte, machte sie die Religion zur eigensten Angelegenheit jedes Einzelnen, der Idee nach, hinter der denn die Wirklichkeit auch hier erheblich zurückgeblieben ist. Doch blieben zwei Stücke: erstens, die heilige Schrift in jedermanns Hand, mit der Aufforderung, selber darin zu lernen und zu forschen; sodann die Betonung der Notwendigkeit, durch persönlichen

Glauben das Heil anzueignen. In dem *Examen ordinandorum* (C. R. XXIII) wird der Gegensatz in diesem Stück von Melanchthon so gefaßt: „die Päpstlichen sagen, der Priester verdiene Vergebung der Sünden mit seinem Opfern, ihm selber und andern; und dazu *ex opere operato,* wie sie reden“. Dagegen sagt die neue Kirche: „Du sollt wissen, daß nicht des Priesters Werk einem andern die Gnade applizieret, sondern ein jeder muß ihm selber durch eigenen Glauben die Vergebung und Gnade applizieren: *fide propria fit applicatio, non propter opus alienum*“.

Auf der andern Seite liegt nun aber die Sache doch so, daß die Religion selbst im Mittelalter eine viel volkstümlichere Gestalt hatte, als da, wo die Reformation durchgedrungen ist; vor allem: diese hat ihr die Bildlichkeit genommen und dafür die Lehrhaftigkeit gegeben. In der alten Kirche bestand der Glaube für das Volk wesentlich in Bildern, nicht in Lehrsätzen. Wie die Kirchen im Mittelalter mit Bildern gefüllt waren, so war auch innerlich dem Glauben die ganze jenseitige Welt in Bildern gegeben. Die Reformation hat die Bilder aus den Kirchen und auch aus der Vorstellung beseitigt. Die Mutter Gottes und die Heiligen, die Gegenstände der Kunst und Dichtung, verschwinden, die jenseitige Welt verliert immer mehr an Vorstellbarkeit, zuletzt ist, im Deismus der Aufklärung, nichts als ein abstrakter Begriff der Vorsehung und der Unsterblichkeit der Seele übrig, die Religion ist eine Sache des Denkens und Beweisens geworden, sie ist nicht mehr eine Sache der Anschauung und des Glaubens.

Es scheint mir nicht zweifelhaft, daß die Reformation im Sinne dieser Entwickelung gewirkt hat. Sie hat den Glauben zum Gegenstand der Untersuchung und der Beweisführung gemacht; und zwar nicht bloß auf den Universitätskathedern, hier gab es die Sache auch schon im Mittelalter, sondern auch in den Schulen und auf den Kanzeln. Das war eigentlich nicht Luthers Meinung, im Gegenteil, er wollte eigentlich die Philosophie und Vernunft aus dem Glauben herausbringen; aber die Dinge haben ihre eigene Natur und Wirkung, thatsächlich hat die Reformation doch die Predigt von der erbaulichen Paränese abgelenkt und ihr die Richtung auf dogmatische Lehrhaftigkeit gegeben. Melanchthon hat dazu hauptsächlich beigetragen; der Verfasser der ersten protestantischen Dogmatik dringt auch darauf, die neue Dogmatik von den Kanzeln zu predigen. In einer bezeichnenden Stelle der Rhetorik (C. R. XIII, 421) heißt es: zu unserer Zeit sei die lehrhafte Form (das *genus didascalicum dicendi,* das er in die Rhetorik eingeführt hat, s. o. S. 258), auch in der Kirche von größter Wichtigkeit; erbauliche Reden *(conciones suasoriae)* genügten jetzt nicht, sondern

viel öfter sei es nötig, „in logischer Form die Dogmen der Religion vorzutragen, daß die Leute sie völlig erkennen“ (*multo saepius homines dialecticorum more de dogmatibus religionis docendi sunt, ut ea perfecte cognoscere possint.*[1]

Eben zu diesem Zweck wird nun die wissenschaftliche Bildung der Geistlichen der neuen Kirche so dringend notwendig: alle Prediger müssen, um dies leisten zu können, die Philosophie und die Grundsprachen der Schrift lernen, dadurch allein werden sie in den Stand gesetzt, die Wahrheit des neuen Bekenntnisses wissenschaftlich zu beweisen und kunstgerecht, *dialecticorum more*, darzulegen. Für den mittelalterlichen Priester war die Wissenschaft nicht ebenso notwendig; wenn er die Messe zu lesen und Beichte zu hören verstand, so konnte er dem Amt vorstehen. Nicht so der Prediger; er soll vor allem lehren und also muß er Gelehrsamkeit und Dialektik haben. Sicherlich hat die Reformation die Geistlichen gelehrter und gebildeter gemacht, aber eben dies hat auch die Tendenz, sie vom Volk zu trennen. Es ist nicht zufällig und nicht ohne Folge, daß die Häupter der Reformation Universitätsprofessoren waren. Der Protestantismus hat bis auf diesen Tag etwas Professorenhaftes: die Richtung auf gelehrte Behandlung der Religion, sei es die dogmatisch-philosophische, wie im 17. und 18., sei es die historisch-kritische, wie im 19. Jahrhundert, ist ihm eigen, dazu vielfach die Scheu vor dem Volke und die Unfähigkeit zu volkstümlicher Wirkung. Auch das ist doch schon in Luther angelegt. So sehr er selbst volkstümlicher Rede und Wirkung mächtig war, so ist doch der Sinn für das Leben und das Bedürfnis der Massen bei ihm nicht sehr entwickelt; man denke an seinen Haß und seine Verachtung gegen alles, was er „Schwarmgeister“ nennt; es ist darin auch etwas von dem Haß des zum Besserwissen berufenen Professors gegen Leute, die keine Universitätsstudien gemacht und keinen Dr. theol. vorzuweisen haben. Und diese Mißachtung und Verfolgung volkstümlich-religiöser Regungen hat bis in unser Jahrhundert hinein gedauert; sie vor allem hat immer wieder zur Sektenbildung getrieben; das religiöse Bedürfnis fand eigentlich nie Sättigung in dem Evangelium von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und seiner gelehrten Auslegung.

[1] Bekannt ist Luthers Vorliebe für Paulus, den Theologen unter den Aposteln. Den Auswähler der Perikopen, besonders der Episteln, schilt er einen sehr ungelehrten und abergläubischen Anhänger der Werke, daß er so wenig aus den Briefen des Paulus bringe, in denen der Glaube gelehrt werde, sondern viel mehr moralische und ermahnende Stellen (*Formula missae*, XII, 209, Weim. Ausg.). Glücklicherweise ist es zu einer Reinigung der Perikopen im Sinne der *sola fides* doch nicht gekommen.

Das Evangelium von der Nachfolge Christi hat mehr Kraft die Herzen zu bewegen. Aber dies Evangelium hatte für den Protestantismus einen Beigeschmack von Werkgerechtigkeit und Heterodoxie.

So konnte es geschehen, daß die große Masse in der protestantischen Welt sich bald mehr oder minder gleichgültig in die Kirchen- und Lehrordnungen des Landesherrn und seiner Hoftheologen fügen lernte und sich allmählich gewöhnte, das Christentum als eine Sache der Obrigkeit und der Gelehrten anzusehen. Eine subjektivere Frömmigkeit aber führte leicht eine Neigung zur Aussonderung aus der Kirche und zur Abschließung in privaten Konventikeln mit sich. Daß die katholische Kirche stärkere Wurzeln im Volksleben hat, sie mögen nun sein, welcher Art sie wollen, das wird heute kaum noch jemand leugnen.

Ich schließe hier noch eine Bemerkung über den Einfluß der Renaissance und Reformation auf das geschichtliche Bewußtsein des deutschen Volkes an. Daß ein eigentlich geschichtliches Selbstbewußtsein erst seit dem 16. Jahrhundert sich entwickelt hat, wurde schon bemerkt: erst indem man sich von der eigenen Vergangenheit abhob und in bewußtem Gegensatz zum Mittelalter sich in Beziehung zum klassischen und christlichen Altertum setzte, kam es zu einem deutlichen Bewußtsein über die eigene geschichtliche Stellung. Aber eben damit ist gegeben: Renaissance und Reformation haben dem europäischen, vor allem dem deutschen Volke, zunächst nicht ein tieferes Verständnis für die eigene Vergangenheit eröffnet, sondern vielmehr sie ihm entfremdet. Das Mittelalter, so leiten beide zu glauben an, ist ein Zeitalter der Finsternis und Barbarei, ein Glaube, der bekanntlich bis auf die Tage der Romantik ohne Widerspruch geherrscht hat, auch heute noch keineswegs ganz ausgestorben ist; herrscht er bei den Geschichtskundigen nicht mehr, so erhält er sich doch sehr zäh bei Philologen und Theologen. Wie tief den Philologen der Glaube an die Barbarei des Mittelalters im Blute liegt, dafür bringt beinahe jedes Blatt dieses Buches einen Beweis; und ein Beweis war auch die Aufnahme, die es bei vielen unter ihnen gefunden hat. Hat die Renaissance das geschichtliche Bewußtsein der Philologen, so hat die Reformation das der Theologen bestimmt. Bei Janssen (VII, 278) finde ich eine Stelle aus C. A. Menzels Geschichte der Deutschen mitgeteilt, die das Verhältnis, in das die Reformation unser Volk zu seiner eigenen Vergangenheit gesetzt hat, sehr gut ausdrückt: „Der Haß, mit dem das Papsttum betrachtet ward, dehnte sich nach und nach auf alles aus, was mit der römischen Kirche verwandt oder aus deren Pflege hervorgegangen war. Die Geschichte erschien als Mitschuldige der antichrist-

lichen Arglist, die ein Jahrtausend hindurch Lug und Trug für Wahrheit und Recht verkauft haben und unablässig daran gearbeitet haben sollte, das gesamte Christenvolk, vornehmlich aber das deutsche, immer tiefer in die Nacht des Irrtums und der Sünde zu verstricken. Eine solche Ansicht war nicht geeignet, geschichtlichen Sinn zu entwickeln und die Geister zur Freiheit des Urteils zu erziehen. Die Flur, auf welcher die Saat der Jahrhunderte geblüht hatte, verwandelte sich durch sie in eine dürre Steppe voll Disteln und Dornen, und anstatt das eigentliche Leben der Zeiten zum heitern Verständnis zu bringen, anstatt die großen Gestalten der Vergangenheit dem gegenwärtigen Geschlecht näher zu führen, war die Geschichtsforschung ängstlich bemüht, Beispiele und Belege für die Behauptung zu sammeln, daß zwischen dem 5. und dem 16. Jahrhundert eine tiefe Finsternis die Völker bedeckt habe und nur bei einigen Zeugen der Wahrheit ein spärlicher Funke des Lichts christlicher Erkenntnis aufbehalten worden sei."

So hat das 16. Jahrhundert dem deutschen Volke in gewissem Sinne einen Bruch des geschichtlichen Selbstbewußtseins gebracht und damit auch den geschichtlichen Sinn getrübt. Und hier mag denn noch eine Bemerkung L. Rankes über humanistische Geschichtsschreiber Platz finden. Er schreibt an seinen Bruder Heinrich aus Frankfurt a. O. im Jahre 1823:[1] „Mich kommen jetzt häufig Zweifel an, ob diese Art der Bildung auch nützlich, ja ob sie nur nicht verderblich sei. Nämlich unter den Geschichtsschreibern sind einige, die das Altertum kennen und nachahmen und diese Bildung haben, die wir selbst ausbreiten wollen, und andere, die es nicht kennen und nachahmen. Fragst du mich nun, in welchen ich lieber lese, bei welchen ich die größere Wahrheit und oft das schärfere Eindringen in das Wesen der Dinge finde, so sind es die letzteren. Glaubst du wohl, daß mich das *Chronicon Bononiense* in Muratori über Bologna im Grund viel besser unterrichtet hat, als selbst Macchiavell über Florenz? Aber so ist's. Denn das Lateinschreiben bringt eine gewisse Vornehmheit in die menschliche Sprache. Zwischen den Gedanken und das Wort stellt sich noch ein drittes, das beide auseinander hält. Das bleibt nun auch, wenn wir unsere Muttersprache reden und gilt bei allen Schriftstellern, und wer wäre, der so geredet, wie ihm der Schnabel gewachsen war? Du merkst's an diesem Brief, ich merk es auch, und mit Abscheu. So werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen und sind wir in diesen beinah Zauberkreis eingetreten, so können wir nicht wieder heraus."

[1] L. v. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte. Herausgeg. von A. Dove (1890), S. 110.

Nach allem: Das Zeitalter, das auf die Renaissance und Reformation folgte, war für das deutsche Volk nicht ein Zeitalter kräftiger Erhebung, sondern eher der Ermattung und Stagnation. Die Lebensgeister des Volkes scheinen erschöpft. Ist das die Wirkung jener geistigen Revolutionen? So stellt es die katholische Geschichtsschreibung dar, während von der andern Seite diese Auffassung mit Entrüstung zurückgewiesen wird. Ob mit Recht? Sicherlich, der Niedergang des deutschen Volkslebens hat noch andere Ursache: das Absterben des deutschen Reichs, die Zersplitterung Deutschlands in Staatstrümmer, die zu Trägern eines wirklichen Staatslebens und einer internationalen Politik zu schwach waren, während ringsum die modernen Nationalstaaten sich konsolidierten; ferner die furchtbare Niedertretung des Bauernstandes seit der großen Revolution der zwanziger Jahre und die Herabdrückung der Städte zu kümmerlichem Spießbürgertum, und als Kehrseite das Emporkommen des Fürsten- und Adelsregiments: alles das Dinge, die mit Wandlungen in der politischen und wirtschaftlichen Weltlage des deutschen Volkes zusammenhangen und die vermutlich auch ohne Reformation und Renaissance eingetreten wären. Andererseits, scheint mir, wird man vergebens leugnen, daß auch diese zu der Depression mitgewirkt haben. Durch die Reformation ist das deutsche Volk in zwei sich hassende und bekriegende Hälften gespalten worden. Man sagt: das ist die Schuld der Jesuiten und ihrer Ränke, durch welche die allgemeine Durchführung der Reformation, die thatsächlich fast vollendet war, im letzten Augenblick gehindert wurde. Aber in der geschichtlichen Welt ist Schwäche die eigentliche Schuld: die Reformation hatte eben seit den zwanziger Jahren die Kraft, das Volk zu ergreifen, verloren, sie war zur Angelegenheit der Dynastien und der Universitäts- und Hoftheologen herabgesunken. Luther hatte schon bei seinen Lebzeiten die Fühlung mit dem Volke und seinem Denken und Empfinden verloren. In der gelehrten Welt aber machte sich immer stärker ein übles Erbe des Reformators geltend, die halsstarrige Rechthaberei. Luthers Misologie hat durch zwei Jahrhunderte unheilvoll nachgewirkt; sein Mangel an Achtung vor der Vernunft und vor Gründen — bei ihm der Fehler seiner Tugend: der Kraft zu glauben und zu wollen — wurde bei kleineren Geistern zur ärgerlichsten Zanksucht; indem sie sein Zetern und Toben gegen jeden Widerspruch nachmachten, glaubten sie sich als rechte Lutheraner zu erweisen. Der Humanismus aber bot gegen die *rabies theologorum* keinen Schutz; er hatte aufgehört zu sein, was er in Erasmus gewesen war, eine selbständige geistige Macht, die mit kritischer Besonnenheit der Überlieferung und dem Dogma gegenüberstand. Es war zu einem formalen

Hilfsmittel herabgesetzt, das Protestanten und Jesuiten in gleicher Weise handhabten. Dagegen wirkte in ihm die ursprüngliche aristokratische Abneigung gegen das ungebildete Volk noch nach: an geistigen Dingen haben nur diejenigen Anteil, hier haben nur die auf Beachtung Anspruch, die klassisches Latein verstehen. So half er die Reformation dem Volksleben entfremden. Es ist doch auch bemerkenswert, daß für die Volksschule im 16. Jahrhundert so überaus wenig geschehen ist; ja vielfach zeigen die reformatorischen Schulordnungen eine Neigung, die „deutschen" Schulen, deren es am Ende des 15. Jahrhunderts in allen größeren Städten gab, als „Winkelschulen" zu Gunsten der Lateinschulen zu unterdrücken. Daß das geistige Leben der Massen am Ende des 16. Jahrhunderts tiefer stand als am Anfang, daß die Reformationsbewegung im Jahre 1617 nicht einen Resonanzboden im Volk gefunden hätte, wie 1517, scheint mir zweifellos.[1]

Ich wiederhole: es liegt mir völlig fern, der Geschichte gleichsam nachträglich das Konzept korrigieren zu wollen. Man wird durchaus sagen müssen: konnte die Kirche gewisser Dinge nicht Herr werden, konnte sie sich nicht von innen heraus reformieren, so war es besser, daß sie auf jede Gefahr hin gebrochen wurde; es gilt hier das Wort: was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne (oder

[1] Ich mache hier noch auf die Betrachtung aufmerksam, worin G. Körting in seinem Werke über die Anfänge der Renaissancelitteratur in Italien (1884, S. 170 ff.) die Wirkung der Renaissance auf das Volksleben kennzeichnet: „Indem die Renaissancekultur ihrem ganzen Wesen nach auf die höheren Stände beschränkt blieb, so hatte sie bei den Völkern, bei welchen sie zur Herrschaft gelangte, eine Zweiteilung der Nation zur Folge: die litterarisch gebildeten Klassen schieden sich scharf von den litterarisch nicht gebildeten. — — Aus dieser Spaltung in zwei auf verschiedener Kulturstufe stehenden Schichten ergaben sich die schwersten Nachteile, die bis in die Gegenwart hinein verderblich fortwirken und von deren Folgen noch die Zukunft arg bedroht sein dürfte. — — Seit der Renaissance hört die Litteratur auf ein Gesamtgut der Nation zu sein, was sie in hohem Grade während des Mittelalters gewesen war. Seitdem bildete sich auch eine eigene Litteratur- und Büchersprache aus, welche, wie die Litteratur selbst, ein Prärogativ der höheren Stände blieb. Die Folge war, daß die unteren Stände litteraturlos wurden. — Wäre wenigstens die mündliche Überlieferung und der Volksgesang fortgepflanzt worden! Aber, und das war das Schlimmste, das Volk begann seiner alten Dichtung sich zu schämen, weil die Gebildeten sich von ihr als einer bäuerischen und plumpen mit vornehmem Ekel abwendeten; und so verwilderte und verdarb das alte Volkslied. So ward auch ein Bruch mit der nationalen Vergangenheit herbeigeführt, wie er unheilvoller und unheilbarer nicht gedacht werden kann, ein Bruch, der nicht bloß in der Litteratur sehr entwickelungsfähige nationale Dichtungsgattungen (so das volkstümliche Drama) ertötet, sondern auch im politischen und sozialen Leben zerrüttend und zerstörend gewirkt hat."

behielte), und nähme doch Schaden an seiner Seele? Und wer wollte die Reformation aus dem Leben unseres Volkes ausstreichen? Hat sie ihm bittere Leiden und Nöte gebracht, so hat sie ihm doch auch einen Sinn für den Ernst der Wahrheitsforschung und die Innerlichkeit des religiösen Lebens gebracht, der mehr ist als die formale Einheit des Glaubens und das Ausruhen in der unfehlbaren Autorität der Kirche.

Und ebenso wenig kann man im Ernst wünschen, Humanismus und Renaissance gleichsam nachträglich aus dem deutschen Geistesleben zu eliminieren. Deutschland konnte sich natürlich von der europäischen Kulturbewegung nicht ausschließen, Isolierung wäre Versumpfung gewesen. Aber, schwerer als den lateinischen Völkern ist es dem deutschen geworden, aus der Hingebung an das Fremde sich selber wieder zu gewinnen und das in jener Schule Gelernte für sein eigenes geistiges Leben zu verwerten. Wenn unter den großen Völkern Europas das deutsche in der modernen Kulturentwickelung am letzten die Stellung eines ebenbürtigen erreicht hat, wenn das goldene Zeitalter der deutschen Litteratur um ein oder mehrere Jahrhunderte später, als das der französischen, englischen, italienischen eingetreten ist, so sind zwar die Ursachen dieser Verspätung vielleicht zuletzt in dem lange vorbereiteten Untergang des deutschen Staatswesens und in den großen merkantilen Verschiebungen des 16. Jahrhunderts zu suchen, doch hat die Renaissance in dem gleichen Sinne gewirkt. Man kann dieselbe als eine notwendige Durchgangsstufe in unserer Bildung ansehen, die aber zunächst als eine empfindliche Störung der Entwickelung des Eigenlebens sich darstellt. Eine eigene deutsche Litteratur beginnt erst mit der entschlossenen Abwerfung des Joches der lateinischen Imitation, welches das deutsche Volk im 16. Jahrhundert auf sich genommen hatte. Klopstock und Herder, Goethe und Schiller sind, was sie sind, nicht durch das tiefere Verständnis oder gar geschicktere Nachahmung des Altertums, wie hin und wieder, aller historischen Wahrheit zum Trotz, behauptet wird, sondern dadurch, daß sie wieder eigene Gefühle und Gedanken des deutschen Gemüts in eigener Form und Sprache ausdrückten. Durch das Zurückgehen ins eigene Innere ging ihnen dann auch der Sinn für das Altertum auf und sie verstanden es, wie es Imitatoren nie verstehen konnten. Auch hierüber hat Goethe ein gutes Wort: „Über Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. Die Deutschen können über Litteratur erst urteilen, seitdem sie selbst eine Litteratur haben“ (Sprüche in Prosa, herausgeg. von Löper, No. 677).

Drittes Buch.

Das Zeitalter der französisch-höfischen Bildung. Beginnende Modernisierung der Universitäten und Schulen.

1600 (1648) — 1740.

Ratio vicit, vetustas cessit.
RATICHIUS.
Compendiose, jucunde, solide.
COMENIUS.
In verbis claritatem, in rebus usum.
LEIBNIZ.

Erstes Kapitel.

Beginnendes Erwachen des modernen Geistes. Reaktion gegen den humanistischen Schulbetrieb im Übergangszeitalter (1600—1648).

In den beiden ersten Büchern ist die Gestaltung des gelehrten Unterrichtswesens dargelegt worden, die es im Verlaufe des 16. Jahrhunderts unter dem beherrschenden Einfluß des Humanismus und der Reformation annahm. Beinahe zwei Jahrhunderte blieb es im Ganzen unverändert im Rahmen dieser Verfassung bestehen. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts beginnt eine innere Umbildung; neue geistige Strömungen, der aus den neuen Wissenschaften und der neuen Philosophie hervorwachsende Rationalismus, der in die Aufklärung mündet, dann seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Neuhumanismus machten ihren Einfluß geltend; zuerst erreichte er die protestantischen Universitäten, sodann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch die Gelehrtenschulen. Die durchgreifende Neugestaltung des gesamten gelehrten Unterrichts in den protestantischen und in den katholischen Ländern hat sich dann in dem Zeitalter der großen Revolution vollzogen, die am Anfang des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland zu einer Umwandlung aller öffentlichen Verhältnisse und Einrichtungen führte.

Will man den Unterschied des heutigen Gymnasiums von der Gelehrtenschule des 16. Jahrhunderts mit einer Formel ausdrücken, so kann man sagen: in dieser beruhte die Bildung auf zwei Stücken: dem Christentum und dem Altertum; das neue Gymnasium hat zwei weitere Stücke aufgenommen: die Realien und das Nationale. Dort war Festigkeit im Bekenntnis und in der Gelehrtensprache das Schulziel; hier sind, nicht ohne jene ersten Ziele allmählich zurückzudrängen, Mathematik und Naturwissenschaften, Geschichte und Geographie, die nationale Sprache und Litteratur hinzugekommen. Die Ausbildung dieser neuen Elemente, die Schöpfung der nationalen Poesie,

der modernen Wissenschaften und der auf ihnen ruhenden modernen Philosophie macht den eigentlichen Inhalt des geistigen Lebens der abendländischen Völker in den beiden nächsten Jahrhunderten aus.

Es ist nun im Folgenden zu beschreiben, wie diese neuen Elemente, nachdem sie in der großen Welt ihre Berechtigung erkämpft hatten, zuerst in die pädagogische Litteratur eindrangen, wo sie dem Bestehenden mit bitterer Kritik und mit enthusiastischer Verkündigung von Reformen entgegentraten, und wie sie endlich auch in die Unterrichtsanstalten, die Universitäten und Schulen, sich Eingang verschafften. Das Verhältnis der vier Elemente zu einander, die Spannung und Ausgleichung zwischen ihnen, bildet seit dem 17. Jahrhundert das eigentliche Thema der Geschichte des gelehrten Unterrichts im Abendlande.

Bei der großen Neugestaltung des Schulwesens im 16. Jahrhundert hatte der Humanismus, wenn auch ein durch das Bekenntnis gemäßigter und gezähmter Humanismus, das entscheidende Wort gesprochen; Ziel und Mittel des Schulbetriebs entsprachen im Ganzen seinen Forderungen. Von zwei Seiten beginnt sich mit dem 17. Jahrhundert die Opposition zu regen, von Seiten derer, welche die Herrschaft des Altertums zu Gunsten des Christentums beschränken wollen, und von Seiten derer, die dem sich regenden Eigenleben der modernen Völker auch auf die Schule Einfluß zu verschaffen wünschen. Es sind die beiden Richtungen, die bis auf diesen Tag dem Klassizismus die Alleinherrschaft in der Schule streitig machen, die christlich-kirchliche und die modern-nationale und realistische.

Was die erste Richtung anlangt, so hatte die protestantische Theologie von Luther als einen erblichen Grundzug ihres Wesens den Gegensatz gegen die rationalistisch-naturalistische Lebensanschauung. Die absolute Geringschätzung der Werke und die absolute Verwerfung des Urteils der Vernunft in Sachen des Glaubens sind die zusammengehörigen Äußerungen des lutherischen Supranaturalismus und Antirationalismus. Wenn Amsdorf erklärt, daß gute Werke schädlich zur Seligkeit seien, oder D. Hofmann in Helmstedt, daß nach dem Satan die Kirche einen ärgeren Feind nicht gehabt habe, als die Vernunft und die Weisheit des Fleisches, so konnten beide auch hierfür sich auf Luther berufen. Andererseits konnte freilich die Reformation ihren Ursprung nicht verleugnen. Ihre Theologie war entstanden als Versuch, den Abfall von der Kirche durch Wissenschaft zu rechtfertigen, d. h. durch verbesserte philologische Auslegung und durch kritisches Geschichtsstudium zu zeigen, daß sie das echte und ursprüngliche Christentum habe. Der Humanist Melanchthon hat die erste protestantische Dogmatik geschrieben.

Zu Lebzeiten der Reformatoren war dieser Gegensatz zwar auch empfunden worden, doch wurde er durch die persönlichen Beziehungen und durch den äußeren Druck, den gemeinschaftliche Feinde übten, verhindert, in offenen Krieg auszubrechen. Seit LUTHERS Tode wurde das Verhältnis gespannter. Seine Nachfolger, die nicht den wunderbaren Instinkt für das Mögliche besaßen, der LUTHER bei allen seinen Schritten leitete, begannen die prinzipiellen Konsequenzen zu ziehen und bildeten so allmählich jene intransigente lutherische Theologie aus, deren grundlegende Sätze in der Konkordienformel (1580) festgestellt wurden. Die andere Richtung blieb zwar nicht unvertreten, ihr gehörte vor allem die Universität des braunschweig-wolfenbüttelschen Hauses zu Helmstedt und ihr großer Theologe CALIXTUS an.[1] Doch war das Übergewicht in diesem Zeitalter unzweifelhaft auf Seite der streng lutherischen Theologen, vor allem beherrschten sie in Sachsen die Universitäten und die Kirche. Wittenberg, Tübingen, Gießen waren Hauptburgen des strengen Luthertums.

Soweit die lutherische Orthodoxie auf Universitäten und Schulen herrschte, traten die humanistischen und philosophischen Studien in den Hintergrund, sie mußten sich wenigstens gefallen lassen, nur als dienende Werkzeuge für die Theologie Geltung oder Duldung zu haben. Allerdings war diese Orthodoxie nicht in dem Sinne antirationalistisch, daß sie, wie tief religiöse Naturen, vor dem Vernunftgebrauch in göttlichen Dingen überhaupt Scheu getragen hätte; jede Dogmatik ist natürlich wenigstens der Form nach rationalistisch. Aber die Vernunft sollte nirgends die materielle Entscheidung haben; diese blieb, auch in historischen und natürlichen Dingen, bei der Schrift und ihren theologischen Interpreten. Eigentlich wissenschaftliche Interessen waren darnach mit dieser Theologie allerdings unverträglich. Es ist bekannt, wie KEPLER von den heimischen württembergischen Theologen sein Fürwitz verwiesen wurde. — Ebenso stand es mit den klassischen Studien. Die Sprachen überhaupt für überflüssig zu erklären, konnte einer protestantischen Theologie natürlich nicht einfallen. Aber daß sie nicht um der heidnischen Weisheit willen, wie doch auch MELANCHTHON und seine Schüler noch gemeint hatten, getrieben werden sollten, das behaupteten die neuen Theologen allerdings. Der Zweck des Unterrichts in den Sprachen geht ihnen darin auf, dem Schüler Fertigkeit im Gebrauch der allgemeinen Gelehrtensprache und die Fähigkeit, die Schrift im Original zu lesen, zu geben.

[1] In den litterarischen Kämpfen, welche zu Helmstedt zwischen den beiden Parteien ausgefochten wurden, ist (nach HENKE, Calixtus, I, 69) für die Melanchthonsche Richtung zuerst der Name *Rationistae, Ratiocinistae* von den Gegnern aufgebracht worden.

Die eigentlich theoretischen Interessen lagen hiernach für die herrschende Richtung ganz und gar auf dem Gebiet der Theologie. Der Verstand fand, wie im Mittelalter, Beschäftigung und Befriedigung in der Ausbildung und Verteidigung einer scholastischen Theologie. Über das Verhältnis der zwei Naturen in Christo, über seine Allgegenwart auch dem Leibe nach, über das Verhältnis von göttlicher Gnade und menschlichem Willen u. s. w. wurde jetzt mit nicht minderem Ernst und Scharfsinn, und mit noch mehr Härte und Rechthaberei gestritten, als früher über die Frage der unbefleckten Empfängnis.

Noch weniger als für die orthodoxen Theologen waren begreiflicher Weise die klassischen Studien für fromme Gemüter, die ohne starken intellektuellen Trieb und ohne geistliche Regierungssucht, die Erbauung mehr als die Wissenschaft und das innere Leben in Gott höher als die richtige Dogmatik achteten. Wenn diese auch, wie etwa Joh. Arndt, von den Orthodoxen angefeindet wurden, so geschah das doch keineswegs um etwaiger rationalistisch-liberalistischer Neigungen willen; eher könnte man sagen, daß ihnen die Orthodoxie, welche durch dogmatische Wissenschaft den Verstand zwingen wollte, doch noch allzu rationalistisch war.[1]

Ein ganz anderes Verhältnis zu den humanistischen Studien und den weltlichen Wissenschaften hat die andere Richtung, die modern-nationale. Sie steht an sich nicht in feindseligem Gegensatz zum Humanismus, sie ist vielmehr aus ihm hervorgewachsen; aber eben damit hat sie die Tendenz, ihn, wie der Keim das Saatkorn, zu zerstören.

[1] Einige Urteile von Theologen über die „heidnischen" Gelehrtenschulen bei Henke, II, 1, 111 ff. Statius Büscher, Prediger in Hannover, schrieb einen „christlichen und notwendigen Unterricht, wie die Studia sollen angerichtet werden" (Rinteln 1625), gegen die Helmstedter. „Warum," heißt es darin, „sollte ein Knabe nicht sowohl einen griechischen Vers schreiben lernen aus dem *Nonno* oder einen lateinischen aus dem *Buchanano, Eobano* und dergleichen als aus dem *Homero, Virgilio, Ovidio, Horatio?* Es wäre dann Sache, daß man dieses für kein gutes *carmen* wollte halten, wo nicht heidnische Götzen, Apollo, Mercurius, Jupiter und dergleichen Teufel sich mehr darin hören und sehen ließen." Wie kann man es verantworten, einem Knaben, der noch nicht Gutes und Böses aus Gottes Wort zu unterscheiden gelernt hat, der Heiden Bücher in die Hand zu geben? Ist es doch gar schwer zu erkennen, was bei den heidnischen Skribenten dem Christentum entgegen ist, „dieweil das Gift so heimlich darin verborgen steckt, und oftmals einen Schein herrlicher Tugenden von sich giebt; und wenn darin sonst nichts Böses vorhanden wäre, so ist doch das hochschädlichste Gift des Ehrgeizes durch und durch mit untergeschüttet, sie sind so gar damit allenthalben durchmachet, wie Lutherus sagt, daß es ganz fährlich für ungeübte Christen darin lesen". Vgl. Tholuck, I, 180 ff. Vogt, Ratichius, III, 111 ff.

Die Renaissancelitteratur in den modernen Sprachen hat überall die Renaissancelitteratur in den alten Sprachen verdrängt. Seitdem der Geschmack an italienischen, spanischen, französischen, englischen Versen, die freilich nach dem Muster der alten gemacht waren, aufkam, hörte die Nachfrage nach neulateinischer und neugriechischer Poesie auf, und mit der Nachfrage schwand allmählich auch die Produktion. Die romanischen Völker gingen in der Hervorbringung einer Kunstpoesie in der eigenen Sprache voran, sei es weil sie den alten Vorsprung in der Kulturentwickelung voraus hatten, oder weil der Übergang vom Lateinischen zu der modernen Volkssprache hier leichter war. Die Renaissancelitteratur in deutscher Sprache bringt es im 17. Jahrhundert erst zu kleinen Anfängen.

Ein gewisser litterarischer Aufschwung ist allerdings auch in Deutschland am Anfang des 17. Jahrhunderts unverkennbar; der Meßkatalog weist, wie die Übersicht unter den Beilagen zeigt, eine bedeutende Steigerung des Bücherkonsums auf, er beträgt das Doppelte gegen das letzte Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts; die Höhe des Jahrzehnts 1611 bis 1620 wurde, nach der Verwüstung Deutschlands durch den furchtbaren Krieg, erst in den Jahren 1771—1780 wieder erreicht. Der litterarische Verkehr mit den romanischen Völkern war ein lebhafter; Übersetzungen aus dem Spanischen, Italienischen und Französischen machten die Erzeugnisse der neuen Poesie zugänglich. Die Beziehungen zu den Italienern und Spaniern wurden besonders durch den katholischen Süden, die Beziehungen zu Frankreich, den Niederlanden und England durch den protestantischen Norden vermittelt. Die Höfe des reformierten Bekenntnisses, besonders Heidelberg und Kassel, standen schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in intimen politischen Beziehungen zu Frankreich; die Fürsten nahmen französischen Sold und sprachen französische Sprache, sie schickten ihre Kinder und ihren Adel auf die französischen Universitäten, von wo sie nicht bloß römische Rechtswissenschaft, sondern auch französische Bildung und Sitten heimbrachten. Landgraf Moritz war der erste deutsche Fürst, der in seiner Residenz eine höfisch-moderne Bildungsanstalt errichtete, das *collegium adelphicum Mauritianum* zu Kassel 1618, von dem später noch die Rede sein wird. So wurde die höfische Welt der gelehrt-lateinischen Bildung, die im 16. Jahrhundert noch die einzige gewesen war, allmählich entfremdet und der Übergang zu der militärisch-französischen vorbereitet.[1]

[1] Vergl. hierzu und zu dem Folgenden Scherers deutsche Litteraturgeschichte, S 315ff., und Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft.

Die Teilnahme am Fremden begann endlich den Wetteifer zu erregen. Wie man einst zur Zeit der humanistischen Bewegung eifersüchtig auf die Italiener es diesen an klassischer Bildung hatte gleich thun wollen, so fing man jetzt an auf dem Gebiet der nationalen Litteratur zu wetteifern. Am Stuttgarter Hof dichtete um 1617 R. Weckherlin, in Heidelberg lebte W. Zincgref, in Frankfurt a. O. ließ 1618 ein junger Schlesier, der nachmals berühmte Martin Opitz, eine Rede *Aristarchus, sive de contemptu linguae teutonicae* drucken, worin er mit leidenschaftlicher Eloquenz gegen die Selbstentfremdung des deutschen Volkes eifert: „Wir unternehmen gefahrvolle und kostbare Reisen ins Ausland und ringen mit allen Kräften darnach, uns und dem Vaterlande nicht mehr ähnlich zu scheinen. Während wir mit maßloser Begier die fremde Sprache erlernen, bringen wir die unsrige in Verachtung. Eher sollten wir streben, gleich wie wir von Franzosen und Italienern Geist und Eleganz erborgen, auch unsere Sprache nach ihrem Vorbilde zu glätten und auszubilden; aber wir schämen uns unseres Vaterlandes und trachten darnach, daß wir nichts weniger als die deutsche Sprache zu verstehen scheinen. Aus dieser Quelle strömt das Verderben auf Vaterland und Volk, wir verachten uns selbst und werden deshalb verachtet. So verändert sich die reinste und vor fremdem Schmutz bisher bewahrte Sprache und artet in einen wunderlichen Jargon aus. Man sollte meinen, unsere Sprache sei eine Schlammgrube geworden, in welche der Schmutz der übrigen zusammenflösse. Es ist fast kein Satz, keine Wortverbindung, die nicht nach dem Ausländischen schmeckt“ (Barthold, 87). So schilt Opitz mit humanistischer Eloquenz die humanistische Gewöhnung, das Heimische zu verachten. Es ist humanistischer Patriotismus, nicht volkstümliche deutsche Empfindung, die aus ihm spricht. Opitz wurde der Gesetzgeber der Renaissancepoesie in deutscher Sprache; 1624 erschien sein Buch von der deutschen Poeterei zum erstenmal. Die Poesie, welche er lehrt, gleicht nach Form und Stoff ganz der humanistischen Poesie, nur daß sie in deutscher, statt in lateinischer Sprache redet.

Im Jahre 1617 wurde bei einer Zusammenkunft anhaltischer und weimarischer Fürsten die fruchtbringende Gesellschaft gestiftet. Ihr eigentlicher Gründer und vieljähriges Haupt war Fürst Ludwig von Anhalt. Das Vorbild war die florentinische *Academia della crusca*, deren Mitglied der Fürst bei längerem Aufenthalt in Italien geworden war. Als ihren vornehmsten Zweck bezeichnet der spätere Bericht des Gründers: gute und reine deutsche Rede zu erhalten, als welche an alten schönen und zierlichen Reden, an eigentlichen und wohl bedeutlichen Worten, so jede Sache besser als die fremden zu verstehen geben

könnten, einen Überfluß vor anderen besitze (Barthold, 105). Die Gesellschaft bestand ein halbes Jahrhundert lang; es gehörten ihr eine lange Reihe von Fürsten, Adligen und Gelehrten an; die Rücksicht auf Stand und religiöses Bekenntnis war ausgeschlossen. Theologen haben der Gesellschaft gar nicht angehört. Als ein eifriger Calvinist, mit Betonung dieser Eigenschaft, aufgenommen zu werden wünschte, erwiderte Ludwig: die Gesellschaft halte nicht auf die „rottischen" Namen.

Verwandt mit diesen auf die Hervorbringung einer modernen Litteratur gerichteten Bestrebungen sind die in diesem Zeitalter ebenfalls im Aufsteigen begriffenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien, wodurch die wissenschaftliche Emanzipation der Neuzeit vom Altertum angebahnt wurde. Wenngleich Deutschland auch hierin nicht an der Spitze ging, so hatte es doch bedeutende Vertreter dieser Studien aufzuweisen, es genügt Joh. Kepler (1571—1630) und Joachim Jungius (1587—1657) zu nennen. Erwähnenswert scheint der Versuch, den Jungius machte, als Professor der Mathematik zu Rostock im Jahre 1619 eine naturforschende Gesellschaft zu begründen mit dem Zweck, „die Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung zu erforschen und alle Künste und Wissenschaften, welche sich auf die Vernunft und die Erfahrung stützen, von der Sophistik zu befreien, zu einer demonstrativen Gewißhheit zurückzuführen, durch eine richtige Unterweisung fortzupflanzen, endlich durch glückliche Erfindungen zu vermehren". Die Gesellschaft, die übrigens auch einem italienischen Vorbild, der zu Rom 1603 gestifteten *Academia dei Lyncei* nachgebildet ist, hat nach Guhrauer (Jungius, S. 71) eine Reihe von Jahren bestanden; ihre merkwürdigen Gesetze sind ebendort mitgeteilt. Jungius' Streben ging überall dahin, die scholastische Philosophie, die an den protestantischen wie an den katholischen Universitäten thatsächlich nie aufgehört hatte den Unterricht zu beherrschen, abzustellen und in dem Sinne Bacons und Galileis induktive Forschung zu treiben und zu lehren. In dieser Absicht ist seine Rede beim Antritt des Rektorats des Hamburger Gymnasiums im Jahre 1629 über den propädeutischen Nutzen der Mathematik bemerkenswert (Guhrauer, 97ff.).

Mit dem Humanismus als herrschender Bildungsform ging es seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts allmählich zu Ende. Die Männer, welche noch von den Strahlen der zum Untergang neigenden humanistischen Sonne waren beschienen worden, starben um den Anfang des neuen Jahrhunderts aus: in Rostock Posselius (1591) und D. Chytraeus (1600), in Helmstedt Caselius (1613), in Wittenberg Rhodomanus (1606) und Taubmannus (1613), in Leipzig Dresserus (1607), in Heidelberg Sylburgius (1596), Melissus (1602), in Tübingen Frischlin (1590)

und Crusius (1607). Sie hatten keine Nachfolger. Es wurden zwar noch lange lateinische und griechische Verse und Reden gemacht, sie gelangen wohl auch einzelnen vortrefflich, wie dem bayerischen Jesuiten Jac. Balde (1603—1668); aber ihre eigentliche Zeit war vorüber, es waren Schulübungen, die in der großen Welt keine Geltung mehr hatten. Man verlangte nicht mehr weder lateinische Hofpoeten und Oratoren, noch elegante Humanisten als Prinzenerzieher. Ein Symptom davon ist auch, daß die Antikisierung der Namen aufhörte, man hängt höchstens noch die lateinische Endung zum Behuf der Flexion an, aber giebt sich nicht mehr die Mühe, aus einem Schurtzfleisch, Morhof, Kortholt u. s. f. einen wohlklingenden Griechen oder Römer zu machen. Die Welt war nüchtern geworden, das Maskenkostüm paßte nicht mehr zum Grauen des neuen Tags.

Die Beschäftigung mit dem Altertum hörte allerdings nicht auf; aber sie nahm einen neuen Charakter an. Das Altertum wurde zur Raritätenkammer, woraus man sich nach Gelegenheit dies oder jenes zur Betrachtung in einer Dissertation oder einem Programm hervorholte, sei es aus der litterarischen, oder aus der politisch-historischen Welt, oder aus dem täglichen Leben. Die Münz- und Antiquitätenkabinete kamen in Mode. Man näherte sich dem Zeitalter der Observationen und Thesauren, der Gronovius (1611—1671) und Graevius (1632—1703), der Conring (1606—1681) und Schurtzfleisch (1641 bis 1708), der Morhof (1639—1691) und Fabritius (1668—1738). Das Altertum wurde Museumsobjekt.

Die Veränderung in dem geistigen Leben des deutschen Volkes spiegelt sich in den pädagogischen Reformbestrebungen, die seit dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts lebhaftes Interesse in weiten Kreisen erregten. Sie knüpfen sich vorzugsweise an zwei Namen, den des Holsteiners Wolfgang Ratichius (1571—1635) und den des Mähren Joh. Amos Comenius (1592—1671).[1]

Im Jahre 1612 übergab Ratichius (oder Ratke, der Name ist in der Schreibart Rathgen, Ratjen in Holstein häufig; Ratich ist eine

[1] Es kann hier, wo es sich um die Geschichte des gelehrten Unterrichtswesens, nicht der pädagogischen Theorien, handelt, über Leben, Schriften und Ansichten dieser beiden Männer natürlich nicht ausführlich berichtet werden. Ich kann den Leser hierfür jetzt auf die sehr eingehende Darstellung in Schmids Geschichte der Erziehung (III, 2) von A. Israel und J. Brügel verweisen. Über Ratichius handelt sehr gründlich auch G. Vogt in den Programmen des Fridericianums zu Kassel von 1876—1882.

scheußliche Verstümmelung der Latinisierung) dem deutschen Reich auf dem Wahltag zu Frankfurt ein Memorial folgenden Inhalts:

„Wolfgang Ratichius weiß mit göttlicher Hilfe zu Dienst und Wohlfahrt der ganzen Christenheit Anleitung zu geben:

1. Wie die ebräische, griechische, lateinische und andere Sprachen mehr in gar kurzer Zeit, so wohl bei Alten und Jungen, leichtlich zu lernen und fortzupflanzen sei.

2. Wie nicht allein in hochdeutschen, sondern auch in allen andern Sprachen eine Schule anzurichten, darinnen alle Künste und Fakultäten ausführlich können gelehrt und propagiert werden.

3. Wie im ganzen Reich eine einträchtige Sprache, eine einträchtige Regierung und endlich auch eine einträchtige Religion bequemlich einzuführen und friedlich zu erhalten sei.“

Dieses merkwürdige Schriftstück, von einigen erläuternden Ausführungen begleitet, wanderte nicht, wie einem Anerbieten ähnlichen Inhalts heutzutage ohne Zweifel widerfahren würde, in den Papierkorb des deutschen Reiches, sondern rief ein überaus lebhaftes Interesse bei den versammelten Fürsten und Städten hervor. Ratichius und seine Reformprojekte beschäftigten das folgende Vierteljahrhundert unausgesetzt deutsche Regierungen und Universitäten. Fürsten und Fürstinnen des anhaltischen und herzoglich sächsischen, des hessischen und pfälzischen, des schwarzburgischen und waldeckschen Hauses nahmen persönlich lebhaften Anteil an seiner Sache und brachten ihr zum Teil erhebliche Geldopfer. Die bedeutendsten Städte, Frankfurt, Augsburg, Magdeburg, interessierten sich für die neu erfundene Lehrmethode und wünschten, allerdings ohne Kosten, davon zu profitieren. Eine große Menge von Gutachten wurden von Professoren und Rektoren, unter welchen der Mathematiker Jungius und der Gräcist Helvicus, beide Gießener Professoren, sowie Hoeschelius, ebenfalls ein bekannter Gräcist, Rektor zu St. Anna in Augsburg, gefordert und zu Gunsten der Didaktik abgegeben. Die genannten Männer gaben sich sogar bei dem Ratichius in die Lehre, um die Didaktik zu lernen. Die ausgebreitete und anhaltende Bewegung ist ein unzweideutiger Beweis, wenn auch noch nicht für den Wert des Ratichius'schen Unternehmens, so doch dafür, daß der Glaube an den alten Schulbetrieb in den weitesten Kreisen erschüttert war.

Auf die umfassenden und hochfliegenden Pläne des enthusiastischen Didacticus, dem übrigens ein nicht ganz kleiner Anflug von Charlatanerie, wie so manchen pädagogischen Weltverbesserern, anhaftet, kann hier nicht näher eingegangen werden. Sie beschränken sich übrigens keineswegs auf die Reform des Unterrichts, sondern haben eine Reform

aller Wissenschaften, ihre definitive Abschließung in systematischen Lehrbüchern und dadurch zuletzt eine Wiederherstellung des ganzen gemeinen Wesens zum Ziel. Derselbe Traum, den COMENIUS, LEIBNIZ, BASEDOW träumten, ist schon von RATICHIUS geträumt worden. Auch für das Detail seiner von ihm als Universalmittel angepriesenen und geheim gehaltenen Unterrichtskunst ist hier kein Raum. Was den Sprachunterricht angeht, so treten zwei Grundprinzipien hervor: 1. nicht mit der Grammatik, sondern mit der Sprache selbst (dem Autor, für Latein Terenz, für Hebräisch und Griechisch die heil. Schrift) beginnen erst die Sache, dann die Regel. 2. Erste Unterrichtssprache ist die Muttersprache, auch in dem Sinn, daß an ihr die Grammatik zuerst eingeübt werden muß, darnach an den fremden Sprachen. Auch das Stichwort aller späteren pädagogischen Revolutionäre fehlt dem RATICHIUS nicht: das sei der natürliche Weg der Sprachenerlernung, welchen zu gehen die Vernunft, trotz der hergebrachten Schulpraxis, rate. *Ratio vicit, vetustas cessit,* steht als Motto auf den „zur Lehrart" gehörigen Lehrbüchern.[1]

Noch deute ich die Beziehung dieser Bestrebungen zu den beiden im Vorigen charakterisierten Richtungen der Zeit an, der christlichen und der modern-nationalen. Seine Freunde und Gönner fand RATICHIUS einerseits unter den lutherischen Theologen, welche an dem heidnischen Unterricht der Jugend aus den griechischen und lateinischen Poeten und Philosophen Anstoß nahmen, andererseits in den fürstlichen Häusern, welche den Bemühungen um die Ausbildung einer deutschen Sprache und Litteratur am nächsten standen, Anhalt und Weimar. Fürst Ludwig von Anhalt, der Begründer der fruchtbringenden Gesellschaft, ermöglichte nicht nur durch äußere Mittel den Versuch

[1] Nur das bemerke ich noch, daß das Wesentliche dieser Methode nicht eine neue Erfindung ist. Die mündliche oder schriftliche Interlinearversion, die Wiedergabe eines Textes Wort um Wort, ist wohl die Form des Unterrichts in einer Buchsprache, auf die der gesunde Menschenverstand überall von selbst zuerst verfallen wird. Sie war und ist noch altherkömmlich bei den Juden, wo die hebräische Sprache vom frühesten Knabenalter ab in dieser Weise gelehrt wird, daß der Lehrer die Schüler einen Vers lesen läßt, ihn dann Wort für Wort übersetzt und sie nun so lange taktmäßig nachsprechen und wiederholen läßt, bis es sicher geht. So wird in einem Jahre eine Anzahl Kapitel durchgebracht, und die Sprache ohne alle Analyse durch eine Art mechanischer Gewohnheit gelernt. S. MAGER, Die genetische Methode, S. 67 ff., wo man eine historische Übersicht über die Methode des Sprachlernens überhaupt findet. Das Werk von GÜDEMANN, Quellenschriften zur Geschichte des Unterrichts und der Erziehung bei den Juden (1891), giebt über die Methode des Sprachunterrichts wenig Auskunft.

der Verwirklichung der RATICHIUS'schen Pläne in Köthen, sondern beteiligte sich auch durch persönliche Arbeit an dem Werk. Die Verdeutschung der Wissenschaften steht schon auf dem ursprünglichen Programm des RATICHIUS vom Jahre 1612. Es heißt in den Erläuterungen (VOGT, I, 10): „Hier stehet nun ferner zu bedenken, wie die Künste und Fakultäten an keine Sprachen und hiergegen die Sprachen an keine Künste oder Fakultäten gebunden. So haben auch die lieben Deutschen jetziger Zeit, Gott sei gelobt, nicht allein das Licht der Natur, sondern auch des Evangelii, und die wahre Erkenntnis Gottes: dazu mangelts auch nicht an Büchern und gelehrten Leuten und kann deshalb eine vollkommene Schule in hochdeutscher Sprache sehr wohl angerichtet werden, wodurch die deutsche Sprache und Nation merklich zu bessern und zu erheben stehet. Kann doch ein Philosoph in griechischer und lateinischer Sprache seine Philosophie lehren und verteidigen, was soll ihm dann mangeln, solches in hochdeutscher Sprache zu thun, wenn nur die *vocabula artium* in derselben erfunden, die Künste ordentlicher Weise darin beschrieben und in Gebrauch sind. Es können auch die Rechtsgelehrten in allen Ständen in deutscher Sprache sehr wohl erkennen, was Recht ist, auch in derselbigen ein *corpus juris,* welches Gottes Wort konform, verfertigen, darin alle Ungerechtigkeit abgeschafft, auf das allein die Gerechtigkeit im Reich gepfleget und erhalten werde. Desgleichen kann ein *medicus* den Leib wohl auf gut Deutsch kurieren und versorgen, geschieht es doch nicht auf Griechisch oder Arabisch, in welchen Sprachen der meiste Teil unerfahren." In den deutschen Büchern zur *Didactica* ist die Verdeutschung der *termini* streng durchgeführt; *nomen* heißt Nennwort, *pronomen* Vornennwort, *verbum* Sprachwort, Metaphysik Wesenkündigung, Logik Verstandlehre u. s. f. Die Gießener Referenten und Mitarbeiter am Werk, JUNGIUS und HELVICUS, sprechen ganz dieselbe Anschauung aus.

Allerdings war es nicht des RATICHIUS Meinung, die alten Sprachen abzuschaffen; im Gegenteil, er hoffte durch die neue Lehrart ihre Kenntnis so allgemein zu machen, daß jedermann die heil. Schrift in den Ursprachen zu lesen im Stande sei. Er fährt in den eben citierten Erläuterungen fort: „Die Theologen werden sich auch nicht viel zu zanken haben, wenn Gottes Wort allein aus Gottes Wort und nicht aus menschlicher Opinion, wie jetzt die verkehrte Welt den gottlosen und verfluchten Gebrauch hat, gelernt wird; denn wenn Alt und Jung, Frauen und Kinder selber mit Gott reden, die heil. Schrift in ebräischer und griechischer Sprache lesen und verstehen, so wird niemand leichtlich zu verführen sein; ja wenn nur die Streitschriften und Glossen

über die Bibel aufgehoben, alsdann kann die uralte katholische und apostolische Lehre rein und allein im ganzen Reich unverfälscht bleiben und friedlich erhalten werden.“ Unter dieser katholischen Lehre ist aber nicht, wie man etwa erwarten möchte, ein konfessionsloses Christentum, sondern vielmehr das unverfälschte Luthertum zu verstehen. Er sagt, in später abgegebener Erklärung: „Wie eine einträchtige Religion zu gewarten, hat es nicht diese abscheuliche und unchristliche Meinung, als wollte ich die widerwärtigen Religionen vereinigen und vergleichen, wie vordem mit dem Interimsbuche versucht, sondern daß ich Mittel an die Hand geben wolle, kraft deren den Papisten, Calvinisten, Schwenkfeldern oder wie sie und andere Ketzer Namen haben mögen, Abbruch geschehen und also die reine, wahre, apostolische und lutherische Lehre könne eingeführt, fortgebracht und erhalten werden.“

Man sieht, die Sprachen sollen durchaus dem wahren Christentum und ganz und gar nicht dem humanistischen Heidentum dienen; wie er denn auch ausdrücklich die hohen Schulen von dem „ehrgeizigen und zanksüchtigen Heiden Aristoteles“ befreien will, was auch die Meinung des Magdeburger Rats von seinem Vorhaben war: daß er die Schulen von jener verkehrten Richtung zurückbringen wolle, welche die Schüler „an die heidnischen *traditiones* und Profanitäten so stark alligiere und binde, auch darin so weit vertiefe und verwickle, daß sie aus dem Christentum ein Wort- und Schulgezänk machten“.

Vielleicht kann man die Summe der Bestrebungen des Ratichius so formulieren: er will den langen und gefährlichen Umweg, welchen seit der humanistischen Reform der gelehrte Unterricht nimmt, indem er die Jugend durch die Schule der alten römischen und griechischen Schriftsteller zur Eloquenz und Erkenntnis führt, abschneiden und geradeswegs durch kurze, methodisch abgefaßte Anleitungen zur Fertigkeit in den Sprachen und sodann ebenso geradeswegs zu den ebenfalls methodisch abgefaßten Wissenschaften von weltlichen und heiligen Dingen führen. — Man könnte auch sagen, es ist ein Versuch, auf den mittelalterlichen Weg des gelehrten Unterrichts durch Kompendien zurückzukommen. Das Ziel, die wissenschaftliche Erkenntnis erscheint am Anfang der Schullaufbahn so nahe, wie dem Wanderer ein Berggipfel, von dem er durch einen verdeckten Thaleinschnitt getrennt ist. Diesen Einschnitt bilden die alten Sprachen. Die humanistische Gelehrtenschule führt durch ihn in mehr als zehnjähriger mühevoller Wanderung hindurch, und mancher bleibt in dem Gestrüpp heidnischer Poesie und Eloquenz hangen. Kann man ihn nicht überbrücken? Der Versuch, eine solche Brücke zu konstruieren, ist während der nächsten anderthalb Jahrhunderte das unausgesetzte Bemühen der Reformpädagogen.

Seit Basedows Versuch scheint die Sache aufgegeben zu sein und man pflegt sich nunmehr darüber zu trösten: es sei gut, daß er nicht gelungen sei, die lange Wanderung kräftige die Glieder der Jugend, daß sie alsdann mit größerer Aussicht auf Erfolg an die Besteigung des Gipfels der wissenschaftlichen Erkenntnis sich wage.

Dieselben beiden Gesichtspunkte, welche in den Reformbestrebungen des Ratichius uns entgegentreten, finden sich auch bei Comenius, der übrigens ein viel tieferer, größerer und freierer Geist als jener war. Auch er will die Christenkinder von der heidnischen Schulherrschaft befreien, und ebenso der deutschen Sprache in Unterricht und Wissenschaft ihr Recht verschaffen; endlich will er, und das ist freilich praktisch der nächste und wichtigste Zweck, dem ein großer Teil seiner litterarischen Arbeit gewidmet ist, die Erlernung der unentbehrlichen alten Sprachen durch einen methodischen Kompendienlehrgang abkürzen.

Mit der ihm eigentümlichen wirksamen und leidenschaftlichen Beredsamkeit spricht er sich in dem 25. Kapitel seines pädagogischen Hauptwerks, der *Didactica magna*, einem an tiefen und fruchtbaren Gedanken reichen Werk, über den ersten Punkt aus. Ich setze die Hauptstellen her; die Unerträglichkeit der heidnischen Lehrer in den christlichen Schulen, so oft dies Kapitel in der pädagogischen Litteratur wiederkehrt, ist vielleicht von niemand lebhafter empfunden und stärker ausgedrückt worden, als von dem Prediger und letzten Bischof der Mährischen Brüder.[1] „Wollen wir wirklich christliche Schulen haben, dann müssen wir die heidnischen Lehrer abthun. Ich kann um der Ehre Gottes und des Heils der Menschen willen hiervon ohne Eifer nicht reden. Die Hauptschulen der Christen bekennen nur dem Namen nach Christum, in Wahrheit sind die Terenz, Plautus, Cicero, Ovid, Catull, Tibull, Venus und die Musen ihr Schatz und ihre Liebe. Daher kommt es, daß wir auf die Welt uns besser als auf Christum verstehen und Christen mitten in der Christenheit kaum zu finden sind. Unsere größten Gelehrten, selbst unter den Theologen, den Verwaltern der göttlichen Weisheit, haben die Larve von Christus, Blut und Geist von Aristoteles und dem übrigen heidnischen Schwarm." Er weist dann aus vielen Schriftstellen alten und neuen Testaments nach, wie wenig dieses Verhalten nach Gottes Willen sei, der seinem Volke überall verboten habe, auf die Wege der Heiden zu sehen, dagegen auf sein Wort zu hören immer und immer wieder gefordert habe. Er appelliert an

[1] *Comenii Opera didactica omnia* (Amsterdam 1657, von ihm selbst besorgt), I, 147 ff.

das Ehrgefühl der Christen: „Unsere Herrlichkeit, als der Kinder Gottes, als des königlichen Priestertums und Erben des Reichs, läßt es nicht zu, daß wir uns und unsere Kinder so wegwerfen und prostituieren, daß wir uns mit den gottlosen Heiden also gemein machen. Würde auch ein König seinen Kindern elende Parasiten und Possenreißer zu Erziehern geben? sondern ernste und weise und fromme Männer. Und wir schämen uns nicht, den Kindern des Königs der Könige, den Brüdern Christi, den Erben der Seligkeit, den Possendichter Plautus, den Unzuchtpoeten Catull, den unreinen Ovid, den Spötter Lucian, den schmutzigen Martial zu Lehrern zu geben?“ So haben wir den heidnischen Götzendienst in die Schulen eingeführt. Oder sind die Bücher keine Götzenbilder? Schlimmer sind sie als Götzenbilder. Denn diese waren Werke der Hände, jene sind Werke des Geistes. Bestachen die Bilder durch den Glanz des Goldes und Silbers die Augen, so verblenden die Bücher durch den Schein einer fleischlichen Weisheit den Geist. Wer hat den Kaiser Julian, wer den Papst Leo X. verführt, daß er die Geschichte von Christus für eine Fabel hielt? durch welchen Geist getrieben mahnte Bembus den Sadoletus von der Lesung der Bibel ab, da solche kindische Possen für einen so großen Mann nichts seien? Was ist es, das heutzutage so viele italienische und andere Denker in den Atheismus stürzt? Daß es doch selbst in der gereinigten Kirche Christi nicht solche gebe, welche durch den todbringenden Geruch des Cicero, Plautus, Ovid von der Schrift sich abziehen lassen. „Lasset uns nicht ferner das Bild Dagons neben die Lade des Bundes stellen; lasset uns nicht mehr die Weisheit von oben mit der irdischen, tierischen und teuflischen vermischen und den Zorn Gottes über unsere Kinder bringen.“

„Man wird sagen: es sei viel Weisheit in den Büchern der Philosophen, Redner und Poeten. Ich antworte: Finsternis verdienen, welche vom Licht die Augen abwenden. Den Nachtvögeln kommt der erste Dämmerschein als heller Mittag vor; aber anders urteilen die Tiere des Tags.“ Überall, in der Naturlehre wie in der Sittenlehre, ist die Schrift die klarste Leuchte. Die wahre Philosophie ist nichts anderes als die wahre Erkenntnis Gottes und seiner Werke, und diese kann überall nicht wahrer, als aus dem Munde Gottes vernommen werden.

„Aber um des Stils willen muß man Terenz, Plautus u. a. lesen. — Ich antworte: Sollen wir darum unsere Kinder in die Kneipen und Hurenhäuser führen, damit sie sprechen lernen? Oder führen etwa Terenz, Plautus, Catull, Ovid die Jugend nicht an solche Orte?“ — „Aber nicht alles in jenen Autoren ist von der Art. — Ich antworte: das Schlechte bleibt kleben.“ — „Du sagst: nicht alle sind schmutzig;

Cicero, Virgil, Horaz u. a. sind anständig und würdevoll. — Ich antworte: auch das sind blinde Heiden, die vom wahren Gott zu Göttern und Göttinnen den Sinn der Leser lenken. Gott aber hat seinem Volk gesagt: Gedenket nicht des Namens fremder Götter und lasset ihn nicht aus eurem Munde gehen" (Exod. 23, 13).

Aber in Wahrheit, ist allein bei jenen Heiden Eleganz der Sprache? Der vollkommenste Redner ist, der die Rede geschaffen hat, der Geist Gottes, dessen Worte süßer sind als Honig, durchbohrender als ein zweischneidig Schwert. Sind allein bei den Heiden merkwürdige Geschichten? Die Bibel ist voll von viel merkwürdigeren und wahren. Sind allein bei ihnen Tropen, Figuren, Allegorien etc. zu finden? Nirgend mehr und schönere als bei uns. Nur ein Mann mit Triefaugen kann den Olymp, Helicon, Parnassus schöner finden als den Sinai, Zion, Hermon, Tabor und Ölberg. — Doch geben wir zu, daß auch bei den Heiden für uns brauchbare Phrasen, Sprichwörter, Sentenzen sich finden, sollen wir deshalb unsere Söhne zu ihnen schicken? Warum plündern wir nicht lieber die Ägypter und ziehen ihnen ihren Schmuck aus? Gott hat es erlaubt, ja geboten. — Höchstens mag ein Schriftsteller wie Seneca, Epictetus, Plato und ähnliche Lehrer der Tugend und Ehrbarkeit zugelassen werden; aber auch nicht, bevor die Gemüter im Christentum befestigt sind. Und zuvor soll man jene reinigen, indem man die Namen der Götter und was sonst an den Aberglauben erinnert, entfernt.

Er schließt mit dem Worte Jesu: Alle Pflanzen, die mein himmlischer Vater nicht gepflanzet, werden ausgereutet (Matth. 15, 13).

Und ebenso wenig, als in Hinsicht der sittlich-religiösen Erziehung, genügen die humanistischen Schulen den Forderungen des Comenius in Hinsicht auf die wissenschaftliche und intellektuelle Bildung. Er klagt in dem 18. Kapitel der Didaktik, welches von der Solidität im Unterricht handelt, als die *aberratio enormis* desselben an. „Sie haben die *ingenia* nicht, wie die jungen Bäumchen, aus der eigenen Wurzel wachsen lassen, sondern sie gelehrt, Zweiglein überallher abpflücken und sich damit behangen und nach Art der Aesopischen Krähe mit fremden Federn sich schmücken. Sie haben nicht den Quell der Einsicht, der in den Kindern verborgen ist, ans Licht zu führen, sondern mit den Wasserbächen anderer sie zu begießen sich bemüht, sie haben nicht die Dinge gezeigt, wie sie an sich sind, sondern was über dieses und jenes dieser und jener und ein dritter und zehnter meine und sage, so daß für den Gipfel der Erudition gegolten hat, vieler Menschen Meinungen über viele Dinge zu wissen. So ist es geschehen, daß die meisten nichts trieben, als sich durch die Autoren durchzublättern,

Phrasen, Sentenzen, Opinionen abpflückend, und Wissenschaft wie einen Rock aus tausend Lappen zusammenflickend. Ihnen gilt das Wort des Horaz: o Imitatoren, Sklavenvieh! Wahrlich Sklavenvieh, das nichts kann als Packträger fremder Dinge sein.“

Aber nicht einmal die Sprache haben sie gelernt. Ein Küchenjunge oder Troßbube lernt in der Kneipe oder im Lager eine, ja zwei und drei ihm völlig fremde Sprachen, eher als ein Schüler unserer Gelehrtenschulen in voller Muße und mit größter Anstrengung das einzige Latein. Jene schwatzen nach ein paar Monaten munter ihre Sachen, dieser kann kaum nach 15 oder 20 Jahren mit Hilfe von Grammatik und Wörterbuch ein wenig Latein stottern (*Didact. m. c.* 11).

Aus diesen labyrinthischen Wegen will Comenius die Jugend und die Schulen herausführen. Vor allem hat er sich die Erfindung eines geraden und kurzen Weges zur Latinität angelegen sein lassen. Eine ganze Reihe von Schulbüchern, die *Janua linguarum reserata*, das *Vestibulum*, der *Orbis pictus* dienen in erster Linie diesem Zweck; sie geben dem Schüler Form und Material der Sprache mit einander; sie wollen ihm ersparen, mit unermeßlicher Mühe aus den Autoren die Sprache selbst zusammenzutragen, damit, heißt es in der Vorrede zu der Gesamtausgabe, „die Erlernung dieser Sprachen nicht so viel Schweiß und Mühe koste und die Jugend eher zu den Sachen, in deren Erkenntnis die Weisheit besteht, komme und in der Folge besser für die Aufgaben des Lebens vorbereitet werden könne.“

Auf das Detail der didaktischen Absichten und Versuche des Comenius gehe ich nicht ein, ich verweise auf Raumer und Schmid. In den pädagogischen Grundanschauungen berührt er sich überall mit Ratichius, von dem er die erste Anregung empfangen zu haben selbst bekennt. Wie dieser, will er den Unterricht nicht mit der Grammatik, sondern mit der Sprache selbst beginnen; wie dieser, will er den Unterricht in der Muttersprache dem fremdsprachlichen Unterricht vorausschicken; wie dieser, beschäftigt er sich lebhaft mit der Idee methodisch entworfener Kompendien oder Encyklopädien der Wissenschaften (*pansophia); wie* dieser, sucht er den Weg der Natur in der Entwickelung des Intellekts, um ihm im Unterricht zu folgen; die Analogie des Pflanzenwachstums ist ihm oft Führerin in seinen allgemeinen didaktischen Betrachtungen. Stärker als Ratichius betont er die Notwendigkeit, Wort- und Sachunterricht parallel gehen zu lassen; der *orbis pictus*, welcher wenigstens Abbildungen der Dinge zu ihren lateinischen Benennungen giebt, ist ein Versuch, die Forderung zu erfüllen. Comenius hatte Einflüsse von den neuen naturwissenschaftlich-philosophischen Anschauungen Campanellas und Bacons erfahren. Was diese mit

stärkstem Nachdruck aussprechen, daß es in den Wissenschaften keine Entscheidung durch Autorität, auch nicht die der Alten, sondern nur durch Vernunft und Erfahrung gebe, das ist die Grundanschauung auch des Comenius; er folgert daraus für den Unterricht, daß seine eigentliche letzte Aufgabe überall keine andere sein könne, als hierzu geschickt machen. Als Gesetze der Solidität des Unterrichts formuliert er folgende drei: 1. *Omnia e principiis rerum immotis deriventur.* 2. *Nihil doceatur per autoritatem nudam, omnia per demonstrationem sensualem et rationalem.* 3. *Nihil methodo analytica sola, synthetica potius omnia* (I, 91).

Noch mag das Ideal eines Unterrichtswesens und Studienkursus, wie es Comenius mit einigen Strichen zeichnet, Erwähnung finden. Er teilt die Jugend in vier Sexennien. Das erste gehört dem Haus und der Mutter, das zweite der öffentlichen deutschen Schule, welche jede Gemeinde haben und durch welche jedes Kind gehen muß, das dritte der Lateinschule (Gymnasium), welche in jeder Stadt, das vierte der Akademie, welche in jedem Land sein muß, und endlich den Reisen. Das Gymnasium lehrt die Sprachen und die Künste: Lateinisch bis zur Fertigkeit der Rede, Griechisch und Hebräisch bis zur Fähigkeit, in diesen Sprachen Geschriebenes zu lesen (I, 164).

Comenius, durch die siegreiche katholische Reaktion aus seinem Vaterlande vertrieben (1627), war seitdem heimatlos; aber überall, wohin ihn sein Geschick führte, fand er für seine Schulreform Teilnahme und zuweilen auch Unterstützung: in Polen und Ungarn, in Schweden und England, bei Privaten und Regierungen. Die letzten Jahre seines Lebens hielt er sich in Amsterdam auf; er hat der Stadt, die er das Auge der Welt nennt, die Gesamtausgabe seiner Werke gewidmet. —

Die beiden Männer, von denen im Vorhergehenden gehandelt worden ist, haben natürlich nicht die pädagogischen Reformbestrebungen erst in die Welt gebracht; sie haben nur die vorhandenen Stimmungen und Mißstimmungen am stärksten empfunden und ausgedrückt und die ihrer Zeit einleuchtendsten Heilmittel vorgeschlagen. Dadurch hat sich die ganze Bewegung an ihren Namen geknüpft. Der genaueren Nachforschung würde es sicher gelingen, eine ganze Anzahl von Männern zusammenzubringen, die sich gleichzeitig und zum Teil schon vor ihnen mit ähnlichen Gedanken und Plänen beschäftigt haben. Ich will wenigstens einen erwähnen, Eilhard Lubinus, Professor der Poesie, später der Theologie zu Rostock (1565—1621). Im Jahre 1614 erschien in neuer Auflage sein *Novum Testamentum Graeco-Latino-Germanicum;* es ist ein Schulbuch zur Erlernung der beiden Sprachen: unter dem griechischen Text steht eine lateinische und darunter wieder eine deutsche

Interlinearversion. In der *Epistola praeliminaris, qua consilium de Latina lingua compendiose a pueris addiscenda exponitur* (an Herzog Philipp von Pommern), wird ausgeführt: es habe den Verfasser schon lange beunruhigt, wie ein Knabe eine neuere Sprache, die polnische oder französische, so schwer sie unserer Zunge falle, doch in kurzer Zeit und ohne große Mühe lerne, dagegen in den alten Sprachen trotz jahrelangen Unterrichts und grausamer Plage des Lehrers und Schülers es kaum dahin bringe, ein wenig Latein zu stammeln. Die Sache könne nur an der Methode liegen; er glaube den Fehler darin gefunden zu haben, daß man die Sprache aus der Grammatik lehren wolle, statt, wie man neuere Sprachen lerne, durch den Gebrauch; auch das sei ein Fehler, daß man mit Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, statt mit der umgekehrten Übung beginne. Schon vor 20 Jahren habe er um dem abzuhelfen einen Plautus mit Interlinearversion herausgegeben und andere Unterrichtsbücher verfaßt. — Man sieht, Lubinus ist ganz auf demselben Wege, auf dem später Ratichius wandelt. Auch die Idee, Bilder zum Sprachunterricht herbeizuziehen, welche von Comenius später ausgeführt worden ist, findet sich schon bei Lubinus. — Ob übrigens dem Ratichius, der in Rostock studierte, die Versuche des Lubinus nicht doch eine Anregung gegeben haben, obwohl er es in Abrede stellt? (Vogt, I, 5).

Unter den jüngeren reformpädagogischen Schriftstellern, welche jenen Führern folgen, mag J. Balthasar Schupp, ein Schwiegersohn des Gießener Helvicus, zuletzt Prediger in Hamburg (1610—1661) erwähnt sein; er bildet einen Übergang zu dem folgenden Zeitalter, er wird schon von den Ideen bewegt, denen wir bei Leibniz in ihrer vollen Entwickelung wieder begegnen werden.[1] Die Universitätsgelehrsamkeit wird von ihm nicht hoch geschätzt, er stellt sie oft als Schulfuchserei der Bildung durch das Leben gegenüber, wie sie besonders an den Höfen gewonnen werde. „Wer nicht ein wenig bei Hofe gewesen, der kennet die Welt nicht recht; ein vornehmer fürstlicher oder gräflicher Hof ist eine Schule, darinnen man große Tugenden und große Laster lernen kann. Und wenn auch große Herren nicht studieret haben, so hat ihnen doch die Natur gemeiniglich etwas sonderliches mitgeteilt, und die Natur thut mehr als die Kunst“ (Hentschel, 51). Er schätzt die mathematisch-physikalischen Studien und denkt an ihre praktische Verwertung: „Wenn ich Karls d. Gr. Reichtum hätte, wollte ich dem *Mathematico* 3000 Reichsthaler geben, damit er diese *scientias*

[1] Über ihn C. Hentschel im Progr. der Realschule zu Döbeln, 1876. Th. Bischoff, J. B. Schupp, in der Beilage zum Jahresbericht des Nürnberger Realgymn., 1889.

also excoliere in deutscher Sprache, daß alle Handwerksleute dieselbe lernen und ihre Handwerke dadurch perfektionieren könnten. Dem *physico* wollte ich auch 3000 Thaler geben, daß er gedächte, ich will die Physik also excolieren, daß die Bauern mehr von mir lernen können, als die Gelehrten aus des Aristotelis Physik bisher gelernt haben" (48). Auch das *perpetuum mobile* macht ihm zu schaffen. Auf die lateinische Eloquenz giebt er wenig: „Wem unter den Deutschen nützt die lateinische Redefertigkeit, wenn er nicht im Schulstaub leben und sterben will?" Der Theolog, der Rechtsgelehrte bedürfen allerdings der Beredsamkeit, aber immer der deutschen. „Wenn ich meine verlorne Zeit einbringen und noch einmal *professor eloquentiae* auf einer Universität werden könnte (er war es zu Marburg gewesen), so wollte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeführt würde in ihrer Muttersprache: denn in ihrer Muttersprache könnten sie leichter zur *perfection* gebracht werden, als in einer fremden Sprache." Doch hat Schupp auch eine Methode zur Erlernung der lateinischen Sprache erfunden.[1] —

Faßt man die Bestrebungen aller dieser Männer in Formeln, so treten als gemeinsame Punkte etwa folgende vier hervor:

1. Nicht bloß die Sprachen, sondern auch die Sachen! Die Schule soll nicht bloß Latein lehren, sondern zum Sachwissen führen, in Mathematik und Naturwissenschaft, in Geschichte und Erdkunde.

[1] Wie Schupp als Vorläufer Leibnizens, so kann Joh. Val. Andreae (1586 bis 1654), ein württembergischer Theologe, befreundet mit Joh. Arnd, als Vorläufer Franckes in seinen pädagogischen Bestrebungen angesehen werden. Über ihn Hüllemann, Progr. der Leipziger Thomasschule, 1884, und ausführlicher Schmid, Gesch. der Erziehung, III, 2, 147. Ebendort wird auch über einen andern pädagogischen Reformer der Zeit, Joh. Heinr. Alsted (1588—1638), gehandelt, den Comenius in Herborn gehört hat. Ein jüngerer Zeitgenosse des Comenius ist Johann Raue (über ihn Wohlrab im Progr. Dresden-Neustadt 1886). Raue (1610—1679), ein geborener Berliner, Professor der Eloquenz und Historie zu Erfurt, Rostock, an der dänischen Ritterakademie zu Sorö, und endlich zu Danzig, warf sich, von Comenius angeregt, mit Eifer auf die Studienreform, für die er zuerst in Kursachsen, dann in den thüringischen Gebieten Propaganda machte. 1654 kehrte er nach Brandenburg zurück und wurde in diesem Jahre vom großen Kurfürsten zum „General-Inspektor aller Schulen unserer Chur-Mark" und zum Professor an der eben nach Berlin verlegten Landesschule (Joachimsthal) ernannt. Von seiner Thätigkeit in diesen Stellungen wird freilich wenig gehört. 1659 wurde er zum Vorsteher der neu errichteten Bibliothek zu Berlin ernannt. Seine didaktischen Prinzipien entfernen sich nicht weit von Comenius; Ziel alles Unterrichts ist *cognitio rerum,* der Weg dazu die Anschauung. In Danzig war Joh. Buno Raues Kollege, derselbe, der in zahlreichen Lehrbüchern die Veranschaulichung als mnemotechnisches Hilfsmittel verwendet hat; besonders seine historischen Lehrbücher sind vielfach gebraucht worden.

2. Die Sprachen recht lehren! Nicht die Sprache aus der Grammatik, sondern die Grammatik an und aus der Sprache.

3. Die deutsche Sprache treiben! Sie ist die Sprache, welche die Kinder mitbringen, also die erste Unterrichtssprache, und die Sprache, in der Besinnung auf die grammatischen Kategorien zuerst stattfinden kann. Auch ist sie die Sprache, die der Theolog und Jurist im praktischen Leben als Redner und Schriftsteller braucht; daher ist Übung in der deutschen Rede notwendig.

4. Des Zwangs und des Prügelns ledig werden! Der Weg dazu ist: durch vernünftige Wahl der Unterrichtsgegenstände und durch vernünftige Methode das Lernen erleichtern und das Interesse gewinnen.

Die Reformbestrebungen sind an der Wirklichkeit nicht ganz spurlos vorübergegangen. Eine Reihe von mitteldeutschen Schulordnungen lassen ihren Einfluß erkennen. Zwar der Versuch Ludwigs von Anhalt, die Pläne des Ratichius in einer zu Köthen dafür gegründeten Schulanstalt zu verwirklichen, scheiterte und trug dem Didacticus nicht den erwarteten Dank und Ruhm, sondern Schimpf und Gefängnis ein. Auch das Vorkommen Ratichius'scher Grundsätze in der landgräflich hessischen Schulordnung vom Jahre 1618 dürfte nicht auf tiefergehenden Einfluß schließen lassen. Dagegen scheinen in den sächsischen Herzogtümern die von ihm ausgegangenen Anregungen fruchtbarer gewesen zu sein, sowohl in den gelehrten Schulen, als in den deutschen, in deren Organisierung jene Ländchen vorangingen. Für Weimar wurde 1619 durch den Superintendenten Kromayer eine an Ratichius' Gedanken sich anschließende Schulordnung gegeben; in ihr ist auch zum erstenmal das Prinzip des staatlichen Schulzwangs ausgesprochen. Mit dem lateinischen Unterricht beschäftigt sie sich, weil auch in einigen Dörfern Unterricht in der lateinischen Grammatik gegeben werde; sie folgt hier in der Methode durchaus dem Ratichius (Vormbaum, II, 257). In den 40er Jahren folgten Herzog Ernsts des Frommen von Gotha gleichgerichtete und wirksamere Bemühungen. Sein Berater war S. Evenius, der des Ratichius Methode schätzte; auf dessen Veranlassung wurde A. Reyher als Rektor an das Gothaer Gymnasium berufen. Reyher hat sich mit der Verbesserung der Unterrichtsmethode viel Mühe gegeben, von ihm ist der berühmte Gothaische Schulmethodus entworfen, der die erste ausführliche Ordnung des Volksschulunterrichts giebt (Vormbaum, II, 295ff.). Reyhers Verwaltung des Gymnasiums, in dessen Unterricht er des Comenius lateinische Elementarbücher einführte, wird als eine vortreffliche und glückliche bezeichnet (Schulze, 124ff.;

über Reyhers Leben Heine, Progr. Holzminden 1882). Auch in anderen Schulordnungen des 17. Jahrhunderts kommen die lateinischen Schulbücher des Comenius nicht selten vor, so in der hessischen (1656), hanauischen (1658) und der Erzstift-magdeburgischen (1658), welch letztere ganz voll ist von den Grundsätzen und Anschauungen des Comenius. Auch in den Lehrplänen mancher Städte, Güstrow, Soest, Mörs, Nürnberg, Baireuth, Eisleben, Görlitz, Danzig u. a. werden Schriften des Comenius erwähnt.

Man wird sich aber hierdurch nicht darüber täuschen lassen, daß im ganzen und großen wenig geschah; es wurden vielfach neue Schulordnungen verfaßt, aber zu einer umfassenden Verbesserung des Schulwesens kam es nirgends. Zur Schulreform gehören zwei Dinge, tüchtige Lehrer und Geld. An beiden fehlte es. Hierüber sind alle Reformer und alle Schulordnungen der Zeit einig: das große Übel, an dem die Schulen kranken, ist die überaus kümmerliche Lage des Lehrerstandes; die Folge ist, daß kein tüchtiger Mann in der Schule bleiben will. Die Besoldungen, sagt B. Schupp, seien im besten Falle die alten geblieben, aber die Preise seien aufs zwei- und dreifache gestiegen. „Daß sich heute kein generoses und tugendreiches *ingenium* zum Schulwesen will gebrauchen lassen, rühret daher, daß man den Schulbedienten Zeisigenfutter giebt, aber Eselsarbeit auferlegt“ (Bischoff, 69). Überaus deutlich spricht über diesen Punkt die braunschweigische Schulordnung von 1651 (bei Vormbaum, II, 407). Der Mangel der Schule komme vor allem daher, daß man sehr wenig rechtschaffen qualifizierte Lehrer habe und daß diese nicht bei der Schule bleiben wollten; und das komme wieder daher: erstens „daß die *praeceptores* so viel zu ihrem Sold sich nicht zu erfreuen gehabt, davon sie notdürftiges Essen und Trinken, zu geschweigen Kleider und andere unentbehrliche Notdurft nehmen könnten“; zweitens „daß sie keine Ehre, sondern hingegen lauter Verachtung und Beschimpfung in bürgerlichen Konversationen und Zusammenkünften zu erwarten gehabt“. „Gerät es zu ehrbaren Zusammenkünften, Gelagen, Prozessionen, auf Hochzeiten, Kindtaufen, da ist niemand auch unter den gemeinen Bürgern, welcher den Präzeptoren zu weichen oder die Oberstelle zu lassen gemeinet, sondern es muß sich der arme Präzeptor, ob er schon Rektor, Konrektor oder Subrektor ist, welchem die ganze Stadt die Seelen ihrer Kinder anvertraut, von Handwerksleuten, Schustern, Schneidern, Bäckern, Brauern, Kramern, ja auch denen, so wohl gar nichts zum gemeinen Besten thun, sondern entweder von Finanz und Wucher oder von demjenigen leben, was ihnen ihre Vorfahren hinterlegt, *fruges consumere natis*, hinunterstoßen und verachten lassen.“ Dem Kuh- und Schweinehirten werde überall

gebührlich gelohnt, damit das unvernünftige Vieh wohl in acht genommen werde, dagegen lässet sich, welches nicht genug mit Thränen zu beklagen ist, kein Mensch finden, welcher ernstlich darauf gedächte, zu geschweigen jährlich oder monatlich ein gewisses hergeben wollte zur Unterhaltung des Präzeptors.

Diese Verhältnisse sind das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch im wesentlichen überall die gleichen geblieben: für Lehrer und Schulen waren keine Mittel vorhanden. Die Einkünfte des Fürsten verzehrten der Hof und das Heer, so daß auch da, wo guter Wille vorhanden war, nicht viel geschah, und was geschah, kam noch eher den deutschen Volksschulen auf dem Lande, als den lateinischen Stadtschulen zu gute. Die Städte aber, durchweg selbst arm und kümmerlich vegetierend, hatten ebenso wenig Mittel für die Verbesserung der Schulen übrig. Vielfach fehlte es hier auch an Einsicht in die Wichtigkeit der Sache; ein träger, spießbürgerlicher Konservatismus ließ es am liebsten in allen Stücken beim alten und erwehrte sich durch passiven Widerstand der von eifrigen Lehrern erstrebten oder von oben gebotenen Neuerungen.

Und damit ist ein zweites großes Hemmnis der Schulreform berührt: der Mangel an einheitlicher Organisation und einheitlichem Schulregiment. Nur die Landesschulen standen unmittelbar unter staatlicher Verwaltung, die Stadtschulen standen unter dem Rat. Zwar erließ die Landesregierung allgemeine Schulordnungen, es fanden wohl auch Visitationen der Schulen im landesherrlichen Auftrag statt; aber es gab kein Mittel, widerwillige Städte zu zwingen. Und wieder, auch der einzelnen Schule fehlte es an einheitlicher Organisation. Bei dem herrschenden Klassensystem war im Grunde jeder Lehrer in seiner Klasse Alleinherrscher; wenn er nicht mochte, kümmerte er sich überhaupt gar nicht darum, was in der Klasse über oder unter ihm getrieben wurde. Da das Schulgeld dem einzelnen Lehrer von den Schülern seiner Klasse gezahlt wurde, so gab es nicht selten ärgerlichste Verhältnisse zwischen den Kollegen. Auch diesen Punkt berührt die eben erwähnte Schulordnung: ob schon der eine und andere Präzeptor es ihm mit der Institution einen rechten Ernst sein lasse, so bringe das keinen rechten Nutz, da so viel Schulen (Klassen), so viel Arten des Unterrichts sich fänden; wenn dann die Jugend aus einer niederen Schule (Klasse) in die andere sich begäbe, müsse sie nicht nur von neuem zu lernen anfangen, sondern was sie vorher gelernt, mit großem Verlust der Zeit wieder abgewöhnen und ablernen. —

War unter solchen Umständen eine große und durchgreifende Reform des Schulwesens im 17. Jahrhundert von vornherein unmöglich,

so vollzogen sich doch allmählich kleine Verschiebungen im Unterrichtsbetrieb. Man kann sie unter folgende Gesichtspunkte bringen.

1. Die lateinische Sprache blieb die eigentliche Substanz des Unterrichts; Eloquenz, mündliche und schriftliche Herrschaft über die Gelehrtensprache, war noch das erste und wichtigste Schulziel. Doch nahm mit der zunehmenden Entfernung von der Renaissance, mit der abnehmenden Geltung der neulateinischen Litteratur in der großen Welt, allmählich die Schätzung der Klassizität des Ausdrucks ab; man lernte sich mit dem Latein der philosophischen und theologischen Lehrbücher begnügen. Auch die Lektüre der lateinischen Klassiker wird allmählich zurückgegangen sein.

2. Die griechische Sprache, die schon im 16. Jahrhundert mit großem Abstand der lateinischen folgte, blieb in diesem Zeitalter noch mehr zurück. Der Betrieb schränkte sich noch enger auf die für den Theologen erforderliche Kenntnis der Sprache ein. Als Schulautoren kommen am Anfang noch, außer den Spruchsammlungen, Homer und Demosthenes vor; aber daneben werden Schriften christlichen Inhalts häufiger gebraucht, die kurpfälzische Schulordnung von 1615 z. B. nennt neben jenen Nonnus und Basilius. Mehr und mehr wurde das N. T. das Hauptunterrichtsbuch. Der Rückgang der griechischen Studien wird auch im Universitätsunterricht sichtbar. Die Benutzung der griechischen Texte des Aristoteles wurde seltener. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird aus Wittenberg und Leipzig darüber geklagt, daß die Kompendien das Quellenstudium des Aristoteles verdrängt hätten.[1] Ebenso trat in der theologischen Fakultät die Exegese, die Schrift, hinter die Dogmatik wieder mehr und mehr zurück, so daß endlich gegen Ende des 17. Jahrhunderts erstere an manchen Universitäten fast ganz fehlte (Tholuck, I, 104 ff.). Die Scholastik zog auch hier wieder ein.

Ein sehr sicheres Anzeichen für das Zurückgehen des Griechischen im gelehrten Unterricht ist auch der Umstand, daß die Herausgabe griechischer Autoren allmählich fast ganz aufhörte; die Zeit zwischen

[1] Polykarpus Lyser spricht um 1590 seine Verwunderung darüber aus, daß auf der Wittenberger Universität, die doch für die Mutteranstalt der übrigen deutschen Akademien gehalten werde, nur über moderne Kompendien der Philosophie Vorlesungen gehalten, dagegen die Schriften des Aristoteles selbst gänzlich vernachlässigt würden. Er sei überzeugt, daß Melanchthon seine Kompendien bloß für die Anfänger geschrieben, keineswegs aber die Absicht gehabt habe, die aristotelischen Schriften selbst der akademischen Jugend aus der Hand zu nehmen (Brucker, *Hist. philosoph.*, IV, 248). Ähnliche Klagen aus Leipzig, aus der Zeit des Lebensendes des Camerarius, findet man in den Schriften eines oppositionellen Magisters bei Thomasius, Annalen der Univers. Leipzig und Wittenberg (Halle 1717), S. 146.

dem Ende des 16. und dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts stellt sich in dieser Absicht als eine große Lücke dar. Aus dem Handbuch der klassischen Litteratur von Schweiger habe ich folgende Daten zusammengestellt. Es erschienen in Deutschland (die deutsche Schweiz eingeschlossen, die Niederlande ausgeschlossen) von 1525—1606 16 Gesamtausgaben des Homer, von da bis zur Ernestischen Ausgabe 1759 nur noch eine; von Hesiod zehn Ausgaben von 1542—1598, dann eine bis 1730; von Demosthenes fünf Ausgaben von 1532—1604, dann keine bis zur Reiskeschen 1770; von Isokrates 16 Ausgaben von 1533—1613, dann keine bis 1803; von Sophokles acht Ausgaben von 1534—1608, dann keine bis 1786; von Euripides sechs Ausgaben von 1537—1599, dann keine bis 1778; vom Pindar fünf Ausgaben von 1526—1616, dann keine bis zur Heyneschen 1773; von Lucian sechs Ausgaben von 1526—1619, dann keine bis 1777; von Plato zwei Ausgaben von 1556—1602, dann keine bis zur Bipontina 1781; vom Aristoteles vier Ausgaben von 1531—1587, dann keine bis zur Bipontina 1791; von Euklid sieben Ausgaben von 1533—1577, dann keine bis 1824; von Herodot drei Ausgaben von 1541—1608, dann keine bis 1778; vom Thukydides zwei Ausgaben von 1540—1594, dann keine bis 1784; vom Xenophon acht Ausgaben von 1540—1596, dann keine bis 1763; vom Herodian elf Ausgaben von 1530—1662, dann keine bis 1782; vom Aesop 17 Ausgaben von 1518—1610, dann bis 1734 eine, von da bis 1800 14; von den *carmina* des Pythagoras und Phokylides elf Ausgaben von 1539—1622, dann keine bis 1720; von Epiktets Handbüchlein sieben Ausgaben von 1529—1595, dann keine bis 1756.

Als ein symptomatisches Vorkommnis mag auch das Folgende hier Erwähnung finden. In den dreißiger Jahren brach ein Streit über die Graecität des neuen Testaments aus. Die nächste Veranlassung dazu gab der Rektor des Hamburger Johanneums, Joachim Jungius. Er verlangte, daß neben dem N. T. auf der Schule auch ein Profanschriftsteller gelesen werde, weil das N. T. nicht reines Griechisch enthalte. Andere Lehrer waren dagegen. Die Frage wurde bei einer Disputation verhandelt. Die These: *an N. T. barbarismis scateat?* sei eine Frage, welche nicht zur Theologie, sondern zur Grammatik gehöre, gab weiteren Kreisen Anstoß. Die Hamburger Geistlichkeit erblickte darin ein Ärgernis, der christlichen Gemeinde und besonders der Jugend gegeben; sie censierte den Urheber von den Kanzeln und forderte den Rat zum Einschreiten auf. Auf des Jungius' Verteidigung: er werfe dem N. T. nicht Barbarismen vor, sondern behaupte nur, daß seine Sprache nicht rein Griechisch sei, wendete sich das Ministerium an die Wittenberger theo-

logische und philosophische Fakultät um ein Gutachten. Es fiel folgendermaßen aus: „Daß *Soloecismi*, *Barbarismi* und nicht recht Griechisch in der heil. Aposteln Reden und Schriften zu finden, ist dem heil. Geist, der durch sie geredet und geschrieben, zu nahe gegriffen und wer die heil. Schrift einiger *Barbarismi* bezüchtiget, wie man heutiges Tages den Barbarismus zu beschreiben pfleget, der begehet nicht eine geringe Gotteslästerung“ (Guhrauer, Jungius, 112 ff.). Der Streit zwischen Puristen, welche die reine Graecität des N. T.s behaupteten, und Hellenisten, welche sie leugneten, zog sich ins 18. Jahrhundert hinein, bis allmählich die erste Partei ausstarb (Winer, Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms, S. 13 ff.).

3. Der Raum, der durch die Zurückdrängung des Griechischen und Lateinischen gewonnen wurde, kam in erster Linie dem theologischen und philosophischen Unterricht, daneben allmählich auch der Mathematik und Physik, der Geschichte und Geographie zu gute. An die Stelle der Katechismen des 16. Jahrhunderts traten ausführlichere dogmatische Kompendien als Lehrbücher; in den Ländern des lutherischen Bekenntnisses gewann das von dem Wittenberger Professor L. Hutterus, dem großen Feind des Calvinismus, im Auftrag der kursächsischen Regierung für die Fürstenschulen abgefaßte *Compendium locorum theologicorum* (zuerst 1610 zu Wittenberg) auf lange Zeit das größte Ansehen und die ausgedehnteste Verbreitung. Dem theologischen Unterricht diente der philosophische als Vorbereitung. Logik und Metaphysik wurden auf den Universitäten wieder mit einem Eifer gelehrt und gelernt, als ob das Mittelalter selbst zurückgekommen wäre; mit den Vorlesungen kehrten auch die Disputationen wieder, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts durch Poesie und Eloquenz waren beschränkt oder verdrängt worden. Der Vorgang der Universitäten wirkte auch auf die Schulen, zumal da eine feste Grenze im Unterrichtsbetrieb überhaupt nicht vorhanden war. In den sogenannten akademischen Gymnasien wurden theologische und philosophische Vorlesungen und Disputationen gehalten, wie auf den Universitäten. Von dem oben erwähnten A. Reyher, der, ehe er nach Gotha gerufen wurde, Rektor des Gymnasiums zu Schleusingen war, das zu einer akademischen Lehranstalt sich zu erheben wenigstens trachtete, wird berichtet, daß er in den Jahren seines dortigen Rektorats von 1633—1637 mindestens 41 öffentliche Disputationen gehalten habe, in denen bald Ethik, Ökonomik, Politik und Geschichte, bald Metaphysik, Pneumatik, Physik, Arithmetik, Geometrie, Geodäsie, Statik, Architektonik, Sphärik, Theorik, Astronomie, Komputus, Musik und Optik (mit der Sache kehren auch die mittelalterlichen Namen wieder) behandelt wurde. In denselben

Jahren hielt außerdem der Konrektor noch zehn Disputationen *de rhetorica, de affectionibus troporum* etc. Zu den Disputationen, bei denen Schüler opponierten und respondierten, kamen auch die benachbarten Pfarrer und Schulmeister, sowie etwaige fremde Gelehrte.[1]

[1] G. Weicker, Geschichte des Gymnasiums zu Schleusingen (Meiningen, 1877). Die Heranziehung der Geistlichen zu den Disputationen wird auch sonst erwähnt, z. B. in Ellendts Geschichte des Gymnasiums zu Eisleben, wo über den Unterricht in diesem Zeitraum überhaupt ausführlich gehandelt ist. Im Grauen Kloster zu Berlin kamen die Disputationen über philosophische und theologische Materien unter dem Rektorat G. Gutkes (1618—1634), eines Schülers der Wittenberger Universität, in Aufnahme; er nennt sie *delicium meum et laboris levamen* (Heidemann, 141). Als Gegenstände einer Disputation im Jahre 1654 werden die Fragen angeführt: *An accidens possit esse sine subjecto? An gloriosa corpora* (die verklärten Leiber) *penetrare possint non gloriosa?* Man sieht, wir sind ganz im Mittelalter. Der Göttinger Pädagogiarch Fabricius verfaßte einen *Thesaurus philosophicus* (1624), der in 373 Tabellen das Ganze der Philosophie darstellt: Logik, Grammatik, Rhetorik, Poetik, Disputierkunst, Analysis, Genesis, Metaphysik, Physik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Optik, Astronomie, Geographie, Ethik, Politik, Ökonomik, Historie, *quem et ipsum,* so berichtet er schon im Jahre 1624, *divini spiritus auxilio, habitis disputationibus* 136, *feliciter absolvimus* (Pannenborg, Gött. Progr. 1886, S. 24). Über ähnliche Übungen an dem Stettiner Pädagogium s. Wehrmann, S. 70: sie begannen unter dem Rektor Butelius (1602—1606) hervorzutreten, es sind von ihm gedruckte Programme für 48 Disputationen aus vier Jahren erhalten; sein Nachfolger veranstaltete in dem einen Wintersemester 1606/7 20 Disputationen; den Höhepunkt erreichte dieser Betrieb aber erst unter dem Rektor Micraelius, der z. B. 1658 20 Disputationen aus Ciceros Offizien halten ließ. Die Programme, mit Thesen und Korollarien, wurden von den Lehrern verfaßt und auf Kosten der Schüler gedruckt, die sie als Respondenten zu verteidigen hatten. Daneben fanden zahlreiche Deklamationen statt, auch in der Form von Gegenreden, wieder mit großer Inanspruchnahme von Papier und Druckerschwärze. — Über den gleichen Betrieb an einer süddeutschen Schule, zu Durlach, s. Vierordt, S. 65ff. — Noch mag eine Probe der logischen Behandlung der Schriftsteller aus der 1648 gedruckten *Praxis logica* des Geraer Rektors Mitternacht, eines Schulmannes von großem Ruf, hier Platz finden. Horaz' *carm.* II, 16 wird durchgegangen. *Ad vocem Luna* (in Vers 3) heißt es: *Quid proprie notet Luna, liquidissimum est. Per metonymiam ponitur pro nocte, cui praeest. Est autem individuum* (II, 2), *quamquam non ignoramus, esse qui statuant non videri absurdum, si vel maxume Lunam et Solem speciebus adnumeremus. Etsi enim una saltem sit Luna numero, non tamen simpliciter repugnat, esse posse plures. Estque Luna substantia* (III, 5) *et quidem prima* (III, 7), *quia neque in subjecto est, neque de subjecto dicitur. Inde nihil ipsi est contrarium* (III, 10), *neque recipit magis aut minus, etiamsi quoad lumen crescat atque deficiat. Disparatum est Luna respectu Solis et aliarum stellarum* (IV, 10). *Posterius quid est coelo Luna, et quidem tempore. Coelum enim secundo, Luna vero quarto die creata. Simul est cum Sole, cum quo tamen dignitate non est simul* (IV, 12). Die Ziffern verweisen auf Mitternachts *Medulla manualis logici Scharfiani* (Büttner, Progr. Gera 1888).

Die letzten Humanisten urteilten hart über diese Bemühungen. In einer Rede vom Jahre 1619 (Henke, I, 285) leitet Calixtus den Anfang des Verderbens von diesem verfrühten Betrieb der Philosophie und Theologie ab. Statt auf den Schulen aus den Klassikern Latein und Griechisch zu treiben, „läßt man die Knaben zu den höheren und realen Wissenschaften übergehen oder vielmehr überspringen. Und da bilden sich dann solche Schulmeister was rechtes ein, wenn sie lehren, was sie selbst nicht wissen und die Schüler nicht verstehen; die guten Autoren, welche die Vorzeit als Lehrer der Bildung und Rede anerkannte, nehmen sie der Jugend aus der Hand; dafür geben sie ihnen ihre eigenen Kompendien und disserieren nun mit den Knaben über die *materia prima,* über das *principium individuationis,* über die Prädestination und den Antichrist. Das scheinen ihnen große und wichtige Dinge zu sein, dagegen klein und verächtlich die Arbeit, welche auf die Übung in der schönen Litteratur und den Sprachen verwendet wird.“

In einer kurz vorher (1605) gehaltenen Rede beklagt Caselius den Untergang der schönen Wissenschaften und prophezeit die Barbarei: die griechische Sprache, welche zu lernen die Jugend vor 100 Jahren vor Begierde gebrannt habe, finde jetzt selbst auf den Universitäten kaum noch einige Sorge; auf einigen werde sie gar nicht getrieben, auf anderen ihre Lehrer vor allen vernachlässigt. Ja selbst gegen die lateinische Sprache werde man gleichgültiger. Zwar etwas Latein reden oder stammeln lernten viele, ausreichend für den gemeinen Gebrauch; aber sobald es sich um größere Dinge handle, fehle es ihnen, wie an Gedanken, so an Worten, und gar einen alten lateinischen Autor zu verstehen oder zu erklären, seien sie gar nicht fähig. Ja, es gebe sogar Leute, welche die klassischen Autoren als unsittliche Heiden schmähten. Sollte diese Ansicht sich durchsetzen, dann werde die Barbarei hereinbrechen, Tugend und gute Sitten zu Grunde gehen, von großen Thaten und Verdiensten um das Vaterland nicht mehr die Rede sein. Auch die Frömmigkeit werde untergehen und der Aberglaube mit allen seinen Greueln und Verbrechen und der scheußlichsten Barbarei allein übrig bleiben.[1]

Caselius war einer der letzten Humanisten; er hatte seine Bildung noch in der Schule Melanchthons empfangen, in Italien vollendet; dann war er erst am mecklenburgischen, hierauf am braunschweigischen Hof Prinzenerzieher gewesen. Diese Zeit war dahin, Caselius hatte

[1] *Cohortatio ad Latinum sermonem paullo adcuratius discendum,* abgedruckt bei Burckhardt, *De fatis lat. lingu.* I, 576 ff. Ähnliche Klagen von Jos. Scaliger aus Leyden in einem Briefe an Caselius bei Henke, Calixtus, S. 217.

sie überlebt und empfand mit Bitterkeit, daß das neue Jahrhundert seine Verdienste und Künste nicht mehr nach Gebühr schätzte.

Zwischen den Ausläufern des 16. Jahrhunderts und dem Beginn einer neuen Zeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts liegt die furchtbare Zeit des 30jährigen Krieges, der in Deutschland alle Kultur niedertrat und das Land um mehr als ein Jahrhundert zurückwarf. Ich verzichte darauf, das Zerstörungswerk, das dieser Krieg auch an den Universitäten und Schulen übte, im einzelnen zu verfolgen. Ebenso verzichte ich darauf, Schauerbilder aus dem Universitätsleben, wie sie Meyfart und andere Sittenrichter der Zeit bieten, hier nochmals zur Schau zu stellen, oder die Geschichte des Aufkommens und der Unterdrückung des Pennalismus hier auszuführen. Wen es gelüstet, in die furchtbare Verwilderung der Sitten und des Geschmacks, die im Gefolge des Kriegs über Deutschland und im besonderen auch über die akademische Welt kam, einen Blick zu thun, der versäume nicht, auch eine Schilderung von E. G. Happel, Der akademische Roman (Ulm 1690) zur Hand zu nehmen. Daß nur 100 Jahre später bei diesem selben Volk ein Goethe möglich war, ist ein erstaunliches Zeichen für die Lebenskraft des deutschen Volks.

Zweites Kapitel.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. und das höfisch-moderne Bildungsideal.

Mit dem westfälischen Frieden beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte Deutschlands. Es ist ein neuer Anfang, zwar nicht in dem Sinne, daß große neue Ideen, wie beim Beginn des 16. Jahrhunderts, auf den Plan treten, wohl aber in dem Sinne, daß nach der furchtbarsten Verwüstung, die vielleicht jemals ein großes Land erlitten hat, mit der allmählichen Wiederanpflanzung der Kultur begonnen wird.

Für Form und Gehalt der Kultur des neuen Zeitalters ist es von entscheidender Bedeutung, daß ihr Träger die höfische Welt, der neue Herrenstand des hohen und niederen Adels ist. Es hat sich seit dem Ausgang des Mittelalters eine ungeheure Wandlung in der Gesellschaft vollzogen. Am Anfang des 16. Jahrhunderts hatten die Städte und das Bürgertum die führende Stellung gehabt, Humanismus und Reformation hatten hier ihre stärksten Wurzeln. Aber sie hatten sich

nicht als politische Macht zu konstituieren vermocht; seit der Mitte des 16. Jahrhunderts waren sie auch im ökonomisch-sozialen Niedergang; der große Krieg drückte sie endlich zur Unbedeutendheit herab. Als herrschender Stand steht in den auf den Krieg folgenden anderthalb Jahrhunderten der Adel da; der hohe Adel erreichte im westfälischen Frieden die förmliche Anerkennung der Souveränität; der niedere Adel büßte bei dem Übergang aus dem alten Feudalstaat in den modernen Fürstenstaat zwar seine ständischen Rechte vielfach ein, doch brachte er, als Hof- und Dienstadel im Besitz aller höheren Stellen in der nun sich entwickelnden Militär- und Civilverwaltung, an Reichtum, Einfluß und Ansehen den Verlust hundertfältig ein. An Stelle des heruntergekommenen und verarmten Rittertums am Ende des 15. Jahrhunderts haben wir am Ende des 17. Jahrhunderts einen ökonomisch wohl situierten Landadel, der eben zum landwirtschaftlichen Großbetrieb übergeht, und zugleich als Umgebung des Fürsten im Mitbesitz der neuen, ungemein gesteigerten Staatsgewalt ist. Bürger und Bauern sind zur Masse herabgedrückt, ihr Beruf ist: Steuern zahlen, Frondienste leisten und das Menschenmaterial für die stehenden Heere liefern. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist, um das gleich zu bemerken, das Bürgertum aufs Neue im Aufsteigen; und im 19. Jahrhundert erreicht es wieder das Übergewicht. Gleichzeitig wird die adlig-höfische Bildung durch die gelehrt-bürgerliche des Neuhumanismus zurückgedrängt; wie denn Wandlungen in den Bildungsidealen jederzeit auf soziale Wandlungen zurückweisen.

Ein sehr charakteristisches Anzeichen für das Aufsteigen des Adels ist der gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufkommende Brauch, hervorragende Bürgerliche, besonders Beamte und Gelehrte, später auch Finanzmänner, zu adeln. Die so Ausgezeichneten werden dadurch aus der Masse herausgenommen und in die Gemeinschaft des regierenden Standes erhoben. Im 16. Jahrhundert wäre die Adligmachung eines Gelehrten noch absurd gewesen, man stelle sich vor: Freiherr von Melanchthon oder Ritter von Luther! Aber Freiherr von Leibniz oder von Wolff, das klingt den Zeitgenossen ganz vernünftig, sie vergessen nie den Zusatz zum Namen, wenn sie von ihnen reden; es ist, als fühlten sie sich mit geehrt, daß einer von ihnen zu solcher Höhe emporgestiegen ist. Daß aber die thatsächliche Stellung und Geltung des simpeln Dr. Luther oder Mag. Philippus bei seinem Landesherrn und beim deutschen Volk eine sehr viel größere war, als diejenige des Freiherrn von Leibniz am Hof zu Hannover, daran wird niemand zweifeln. Man stelle sich vor, ein Hofprediger hätte um 1700 zu dem regierenden Herrn zu reden sich herausgenommen, wie Luther zu und

von Fürsten und großen Hansen redet! In den Humanisten und Reformatoren war noch etwas von dem Selbstgefühl des alten ersten Standes.

Auch das ist ein charakteristisches Zeichen der Wandlung, daß die Gelehrten in der äußeren Erscheinung dem Hofmann es nachthun. Im 16. Jahrhundert trug der Universitätsprofessor durchweg noch, wie im Mittelalter, die klerikale Tracht; in der zweiten Hälfte des 17. legte er höfische Tracht an: natürlich, es ist die einzige, die Auszeichnung verleiht, die klerikale überläßt er Theologen und Schulmeistern. — Auch der Student streckt sich nach diesem Ziel: aus dem alten Scholaren in klerikaler Tracht ist im 17. Jahrhundert der kavaliermäßig gekleidete und auftretende Student geworden; Stiefel und Sporen, Koller und Degen, Federn und Abzeichen kennzeichnen den nach höheren Dingen strebenden. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erscheint das Tragen des Degens und der zugehörigen Kleidung als allgemeine Standespflicht des Studenten. Natürlich gehören auch kavaliermäßige Neigungen dazu, vor allem Liebschaften und Ehrenhändel. Duelle und Duellmandate beginnen seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts.[1]

Es ist selbstverständlich, daß in diesem Zeitalter aller Fortschritt von den Höfen ausgeht. Die fürstlichen Residenzen, Berlin, Dresden, Hannover, Braunschweig, Kassel, Heidelberg, Stuttgart, München, Wien, sind die Mittelpunkte der Kulturbewegung; die alten Bürgerstädte, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Köln, Erfurt, Lübeck u. s. w. werden zu stillen Landstädten. Von bedeutenden Fürsten gehen Impulse zu Fortschritten auf jedem Gebiet aus, ich erinnere an Männer wie Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Ernst den Frommen von Gotha, August den Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel, Joh. Friedrich von Hannover, Karl Ludwig von der Pfalz, Joh. Philipp von Mainz und Würzburg. Wir finden sie bemüht, ihrem Lande zuerst und vor allem Rechtssicherheit und geordnete Verwaltung, die ersten Bedingungen jedes Kulturfortschritts, zu geben; sodann lassen sie sich angelegen sein, die materielle Wohlfahrt, Handel und Gewerbfleiß zu heben; endlich liegt ihnen an, auch Kunst und Wissenschaft in ihrem Lande anzupflanzen: ist die Macht des Hauses und der Glanz des Hofes der nächste Gesichtspunkt, so kommt die Sache doch auch dem Lande zu gute. Im ganzen darf man sagen: von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution marschiert in Deutschland das Fürstentum an der Spitze der Kulturbewegung. So viel persönliche Unzugänglichkeit, so viel Größenwahn und kraftvergeudende Staat- und Souveränität-

[1] Michaelis, Räsonnement, I, 15. Siehe über diese Dinge auch Keil, Gesch. des Jenaischen Studentenlebens.

spielerei, so viel hohle Prunksucht und nichtswürdige Mätressenwirtschaft mit unterläuft und durch Vergeudung der Mittel des Landes die ökonomische und kulturelle Entwickelung hemmt, so hat das Fürstentum im ganzen doch seine Aufgabe: dem deutschen Volk den Anschluß an die Kulturbewegung des fortgeschritteneren Westens zu vermitteln, gelöst.

Es ist der moderne Staat mit seiner Vollgewalt über das Leben seiner Bürger, der in der Gestalt der fürstlichen Souveränität sich zuerst ankündigt. Ein stehendes Heer ist das Rückgrat der neuen Staatsgewalt, die Kameral- und Steuerverwaltung hat die äußeren Mittel zu schaffen; damit entsteht die auf die Hebung des Wohlstandes gerichtete Politik: die Macht des Fürsten ruht auf der Leistungsfähigkeit der Unterthanen. Hiermit hängt wieder zusammen die Förderung des Schulwesens und der Wissenschaft: Wissen ist Macht, der Satz Bacons ist die Grundlage der Schulpolitik des modernen Staats. Besonders gilt das von der neuen Wissenschaft, der die Zeit überall das lebhafteste Interesse zuwendet, der experimentellen Naturwissenschaft und ihrer Gehilfin, der Mathematik. Die Mutter der Erfindungen, wird sie die Grundlage der Naturbeherrschung. Sie hat nicht bloß theoretische Bedeutung, wie die alte philosophische Physik, sondern sie hat ein sehr praktisches Interesse, das als kameralistisches den Staat unmittelbar angeht. Auch die neuen Künste des Kriegs beruhen auf Mathematik und Naturwissenschaft. So drängt sich von allen Seiten her dem modernen Staat die Fürsorge für den Unterricht in den Wissenschaften auf, er bedarf ihrer für seine Militär- und Civilbeamten. Aber er bedarf auch des allgemeinen Unterrichts: er kann die Unterthanen, deren persönliche und ökonomische Leistungsfähigkeit er schon im Interesse der Steigerung der eigenen Machtmittel heben will, nicht erreichen und fassen, wenn sie nicht so viel Schulbildung haben, um Verordnung und Belehrung aufnehmen zu können. Daher die jetzt überall beginnende Fürsorge der Obrigkeit für die Volksschule. Es beginnt das Zeitalter des staatlichen Schulzwangs. In wirksamer Weise hat sich wohl zuerst Herzog Ernst der Fromme von Gotha der Sache angenommen. Sein Schulmethodus (bei Vormbaum, II, 295 ff.), der 1642 zum erstenmal gedruckt wurde, bezeichnet einen wichtigen Grenzstein in der Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Die Pflanzung und Erhaltung christlicher Lehre und Zucht ist der eine, die Anpflanzung nützlicher Fertigkeiten und notwendiger Erkenntnis von natürlichen und politischen Dingen ist der andere Gesichtspunkt, den der fürstliche Oberschulmeister des Landes im Auge hat. — Die kleinen mitteldeutschen Fürstentümer schlossen sich alsbald dem Vorgang an;

die größeren nord- und süddeutschen Territorien folgten allmählich im Verlaufe des 18. Jahrhunderts. Für Preußen ist die Regierung Friedrich Wilhelms I. eine Zeit bedeutender Thätigkeit.

Die Masse der Bevölkerung ließ diese Bestrebungen passiv über sich ergehen. Sache des Fürsten ist das Gebieten, Sache des Unterthanen das Gehorchen, das ist die politische Anschauung dieses Zeitalters. Der Fürst, der jetzt beide Schwerter, nach alter Redeweise, in der Hand hält, das weltliche und das geistliche, ist die leitende Vernunft des Landes, die Bevölkerung der ausführende Körper. Alle Lebensbethätigung erwartet von ihm den Anstoß oder steht doch unter seiner Kontrolle. Sehr bestimmt spricht Herzog August der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel am Eingang seiner Schulordnung vom Jahre 1651 dies Prinzip aus: „Nun diktieret die Vernunft selbst, daß zu Erhaltung solches hochnützlichen Zwecks, aller Menschen zeitlicher und ewiger Glückseligkeit, zweierlei Hauptmittel verordnet: Erstlich daß die Jugend fleißig, mit großer Behutsamkeit und ziemlicher Strenge erzogen, vom Bösen abgehalten und hingegen zu allem Guten gewöhnet; zum andern daß denjenigen, so ihre Jahre erreichet und nun mehr vollständige *cives rei publicae* geworden sind, keineswegs vergönnet werde, ihres eigenen Willens und Gefallens zu leben, sondern daß auch dieselben durch obbemelte *media* (Belohnungen und gebührliche Zwangsmittel) gehalten werden, allen Wandel, Thun und Lassen dergestallt im ganzen Leben anzustellen, wie es die von Gott zu dem End verordnete Obrigkeit nach der Richtschnur göttlichen Worts und der Ehrbarkeit gebeut“ (Vormbaum, II, 207).

Man sieht, die weltliche Obrigkeit hat die geistliche Gewalt, der Staat hat die Kirche ganz in sich aufgenommen: er regiert das ganze Leben. Sein erster und wesentlicher Gesichtspunkt aber ist: diesseitige Wohlfahrt. Die jenseitige Glückseligkeit steht zwar auch auf dem Plan, aber sie tritt in die zweite Linie. Damit verlieren die Dinge, woran sie hängt, der richtige Glaube und der richtige Kult, an Wichtigkeit.

So entspricht dem Umschwung in der sozialen und politischen Welt ein Umschwung in der geistigen und wissenschaftlichen Welt. Die Theologie, die Wissenschaft des alten ersten Standes, sinkt mit diesem im Ansehen. Mehr und mehr wird sie auf der einen Seite von der Naturwissenschaft, der Wissenschaft von der diesseitigen Welt, auf der andern Seite von den neuen Staatswissenschaften, der Wissenschaft des neuen ersten Standes, zurückgedrängt. Den Theologen entgleitet die Führung im geistigen Leben. Theologische Kontroversen, die im 16. Jahrhundert die Höfe in leidenschaftliche Aufregung versetzten,

begegnen jetzt sehr kühler Aufnahme, meist werden sie mit der Anweisung, Frieden zu halten, abgefertigt; allzu eifrigen Verteidigern ihrer Ansichten wird wohl auch mit ernsteren Mitteln beigebracht, daß Serenissimus das Ketzermachen nicht liebe, man denke an den großen Kurfürsten und Paul Gerhard. Der Herrenstand, den Angelegenheiten dieser Welt zugewendet, ist der Natur der Dinge nach nicht eben geneigt, gelehrten Kontroversen große Bedeutung beizumessen, mögen Schulfüchse darüber streiten. Auch theologische Streitfragen machen davon keine Ausnahmen; und sie werden ärgerlich, wenn sie politischen Interessen zuwider laufen. Dazu kommt, daß mit zunehmender Bildung in diesen Kreisen sich leicht eine Neigung zum Spiel mit skeptischen und profanen Ansichten einstellt; sie hat ihren Boden in einem Leben, das dem Druck der Arbeit und Sorge entnommen ist und dem Spiel und Scherz sich hingiebt; man denke an Montaigne und Heinrich IV. Auch in den höfischen Kreisen Deutschlands tritt mindestens eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die konfessionellen Unterschiede seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überall hervor; hielt doch Karl Ludwig von der Pfalz es für möglich, den Juden Spinoza, von dem er freilich wohl wenig wußte, als Lehrer der Philosophie an seine Universität zu berufen. Glücklicherweise war der Philosoph besonnener als der Kurfürst und so wurde beiden eine große Enttäuschung erspart. Der Lutheraner Leibniz stand im Dienst des Erzbischofs von Mainz und des Konvertiten Boineburg, dann des Konvertiten Johann Friedrich von Hannover. Aus der politischen Gleichgültigkeit gegen die theologischen Unterschiede der Konfessionen gingen die Bestrebungen, die auf die Reunion der Kirchen gerichtet waren, hervor und an politischen Gründen scheiterten sie. Von Leibniz, der auch hierbei die Hand im Spiele hatte, wird erwähnt, daß er als junger Mann sich rühmte ein Gebet erfunden zu haben, das nicht nur jeder Christ, sondern auch ein Jude und Muhammedaner beten könne (Guhrauer, Leibniz, I, 18). Wie übrigens in bürgerlichen Kreisen über solche Weitherzigkeit damals noch gedacht wurde, kann man aus den ängstlich besorgten Briefen der Leibnizschen Geschwister an den politischen und höfischen Bruder ersehen (Werke, herausg. von Klopp, III, xii ff.).

Als die anerkannten Führer im geistigen Leben traten an die Stelle der Hoftheologen mehr und mehr die Männer, die das natürliche Weltbild und die philosophische Weltanschauung neu gestaltet haben. Das 18. Jahrhundert erblickt die Väter seines Denkens und Glaubens in Kopernicus und Kepler, in Galilei und Descartes, in Harvey und Boyle, in Newton und Huyghens, in Bacon und Hobbes. In

Deutschland sind unter den ersten Trägern der neuen Anschauungsweise LEIBNIZ und PUFENDORFF als Führer zu nennen; jener pflanzte die neue theoretische Philosophie, dieser die moderne Staatswissenschaft auf deutschem Boden an. Unter den Pflegern der jungen Anpflanzung ragen CHR. THOMASIUS und CHR. WOLFF hervor. Man vergleiche, um des Umschwungs der Zeiten inne zu werden, die Stellung, die KOPERNICUS und KEPLER unter ihren Zeitgenossen einnahmen, mit der, die NEWTON, LEIBNIZ, PUFENDORFF, WOLFF inne hatten: jene unbekannt oder verfolgt, diese die vielbewunderten und vielgepriesenen großen Leuchten in der wissenschaftlichen Welt. Neben ihnen erscheinen die Hofprediger des 17. und 18. Jahrhunderts, die Nachfolger der AMSDORF, FLACIUS, CHEMNITIUS und wie die Berühmtheiten des 16. Jahrhunderts heißen, als gar kleine Lichter.

Im Zusammenhang mit der Wandlung in der äußeren Stellung der Theologie steht eine in demselben Zeitalter sich vollziehende innere Wandlung: das Aufkommen des Pietismus. Innere Abwendung von der gelehrten Theologie, von den Systemen der orthodoxen Dogmatik, Hinwendung zum Erbaulichen, zum praktischen Christentum, das sind die herrschenden Züge der neuen Richtung, die seit dem letzten Viertel des 17. Jahrhunderts im Vordringen ist. Nicht um eine neue, von der alten abweichende Lehre handelt es sich dabei, sondern um eine andere Wertung der Lehre: das Christentum ist nicht bloß und nicht wesentlich Lehrsystem, sondern vielmehr Prinzip eines neuen Lebens; die Lebenserneuerung ist wichtiger als die Korrektheit in allen Punkten der Lehre. Begreiflich, daß die alte auf den Universitäten herrschende Schultheologie darin einen Angriff auf ihre Existenz erkannte und den Pietismus als Heterodoxie, als Indifferentismus brandmarkte: wozu hätte sie dann über hundert Jahre lang um die Reinheit der Lehre gekämpft? Ja, wozu wäre LUTHER gewesen, dem die reine Lehre über alles ging? Wogegen freilich der Pietismus auf den LUTHER von 1520, den großen Feind der Schultheologie, den gewaltigen Prediger der *fides* gegen das autorisierte *credo* sich berufen konnte. Und bei den weltlichen Gewalten fand die neue religiöse Richtung bald Freunde und Gönner. Es kamen ihr hier entgegen einerseits die wachsende Abneigung gegen die Streittheologie und die zunehmende Gleichgültigkeit gegen die dogmatische Fassung der Lehre, andererseits die Richtung auf das Praktische, auf Verbesserung der Erziehung und der Sitten. Es geht ein tiefes Gefühl durch die Zeit, daß die Reformation auf ein falsches Geleise gekommen ist, daß es sich im Grunde doch nicht darum gehandelt habe, aus dem Wort Gottes ein neues theologisches Lehrgebäude zu errichten, sondern Christi Lehre im Leben wirksam zu machen.

So arbeiteten weltliche und geistliche, wissenschaftliche und gefühlsmäßige Antriebe zusammen, der Herrschaft der alten Schultheologie ein Ende zu machen.

Auch das andere Element, auf dem die geistige Welt des 16. Jahrhunderts ruht, das A l t e r t u m oder der k l a s s i s c h e H u m a n i s m u s, verliert an Geltung. Auch ihm wirken die beiden führenden Tendenzen der Zeit, die rationalistisch-kulturelle Richtung der höfischen Welt und die pietistische Richtung der kirchlich-religiösen Kreise entgegen. Der Pietismus, der überhaupt nicht zur Hochschätzung des Wissens und der Bildung neigt, darin dem Urchristentum sich verwandt fühlend, ist der klassischen, der heidnisch-humanistischen Bildung der Renaissance, ihrer Selbstgerechtigkeit, ihrem Hochmut, ihrer diesseitigen Weltlichkeit, mit seinem innersten Wesen entgegengesetzt. Die rationalistisch-kulturelle Richtung ist an sich zwar der Welt- und Lebensanschauung des klassischen Altertums verwandt. Aber dem überlieferten humanistischen Schulbetrieb wird sie noch mehr als der Pietismus gefährlich, sie ist geneigt, ihn für veraltet und überflüssig anzusehen: wir können vom Altertum nichts mehr lernen, wir sind ihnen in den Wissenschaften überlegen. Vor allem gilt das von der Mathematik und Naturwissenschaft; hierin haben wir unzweifelhaft die Griechen überholt; damit aber haben wir sie auf dem grundlegenden Gebiet der Philosophie überholt. Wir können von ihnen überhaupt nichts Wesentliches lernen. Dem Mittelalter mochte Aristoteles ein tauglicher Lehrer sein, uns kann er es nicht mehr sein.

Schon Fr. Bacon spricht, vielleicht ein wenig verfrüht, diese Anschauung überall auf das lebhafteste aus. Unserer Zeit, meint er (Nov. Org. I, 84), kommt das höhere Alter zu, nicht den sogenannten Alten; und wie wir größere Einsicht in menschliche Angelegenheiten und ein reiferes Urteil von einem älteren Mann als vom Jüngling erwarten, um der Erfahrung und der Mannigfaltigkeit und Fülle der Dinge willen, die jener sah und hörte und dachte, so muß man auch billig von unserer Zeit mehr als von den Alten erwarten. Und wäre es nicht schimpflich, wenn wir, die wir durch Schiffahrt und Reisen unsere Kenntnis der äußeren Welt so sehr erweitert haben, in der intellektuellen Welt uns in den engen Schranken der antiken Vorstellungen festhalten ließen? — Die ganze Physik des Aristoteles will Bacon nicht einmal für einen Anfang der wahren Naturwissenschaft gelten lassen: sie tauge zum Disputieren, aber nicht, was das Kennzeichen der wirklichen Erkenntnis sei, zur Beherrschung der Dinge.

Mehr berechtigt als bei Bacon ist das Selbstgefühl, womit Descartes es ablehnt ein Schüler der Alten zu sein. Er hatte sich bekanntlich in

den letzten Jahren seines Lebens überreden lassen, zu dem litterarisch-wissenschaftlichen Hofstaat zu gehören, den die Königin Christine von Schweden um sich versammelte. Dazu gehörte auch der Philologe Isaac Vossius. Als die Königin von diesem sich im Griechischen Unterricht geben ließ, bemerkte Descartes: „Ich bin erstaunt, daß Eure Majestät an diesen Sächelchen Gefallen findet; ich bin als kleiner Knabe in der Schule auch damit vollgestopft worden, aber seitdem ich zu meinen vernünftigen Jahren gekommen bin, hab ich glücklicherweise das alles vergessen.“ Griechisch und Lateinisch zu verstehen, meint er ein andermal, sei für einen gebildeten Mann nicht mehr Pflicht als Schweizerdeutsch oder Niederbretonisch, und die Geschichte des deutschen oder römischen Reichs gehe ihn nicht mehr an, als die des kleinsten Ländchens in Europa. Auf ein Skelet zeigend, sagt er: das sind meine Bücher.[1] Das ganze Selbstgefühl des modernen, mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschers spricht aus diesen Worten. Er verachtet die Bücher, denn er glaubt die Dinge selbst aus der Vernunft zu erkennen; er verachtet die Historien, denn er sucht das Allgemeine und das Gesetz; er verachtet die Alten, denn sie hatten noch keine Wissenschaft. — Wie Bacon, so erwartet auch Descartes von der neuen Wissenschaft die größten praktischen Erfolge; in dem letzten Abschnitt seines wissenschaftlichen Programms, des Diskurses von der Methode, entwickelt er, wie jener in der *Nova Atlantis*, in einigen Zügen ein Zukunftsbild der vollkommenen Kultur: der Mensch, durch Naturwissenschaft Herr der Elemente und der Kräfte, durch Medizin im Besitz der vollkommenen Gesundheit, vielleicht der Altersschwäche selbst sich erwehrend, erreicht durch Erziehung und Einsicht auch die vollkommene Tugend und die vollkommene Glückseligkeit.

Man sieht, das Selbstbewußtsein der Menschheit hat eine völlige Umkehrung erfahren. Bisher war der Blick rückwärts gerichtet. Das Mittelalter hat die Propheten und Apostel, die großen Heiligen und Lehrer in ferner Vergangenheit erblickt und mit demütiger Ehrfurcht zu den Unerreichbaren hinaufgesehen. Den humanistischen Poeten und Oratoren fehlte es zwar keineswegs an zuversichtlichem Selbstgefühl, aber den Alten sich gleichzustellen war im Ernst doch kaum irgend einem eingefallen: sie blieben die ewigen und unübertrefflichen Muster. Dieses Epigonengefühl begann jetzt einer anderen Lebensstimmung zu weichen: nicht hinter ihnen, so fühlten Bacon und Descartes und mit ihnen die folgenden Geschlechter, sondern vor ihnen liege das

[1] Rigault, *Histoire de la querelle des anciens et des modernes*, p. 52 ff.; woselbst eine Reihe ähnlicher Urteile von Cartesianern.

Vollkommene, und sie selbst seien berufen, zu ihm hin zu führen. Das ganze 18. Jahrhundert ist durchdrungen von dem freudigen Bewußtsein des eigenen Vermögens, von dem Stolz auf das Erreichte, von enthusiastischer Hoffnung auf das Zukünftige. Es ehrt die Alten, aber nicht als die Vollender, sondern als die Anfänger; er will sie nicht mehr nachahmen, sondern übertreffen.

Die Berliner Akademie stellte für das Jahr 1797 die Preisfrage: Welche Vorteile das gegenwärtige Zeitalter aus der Kenntnis und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bei den Alten ziehen könne? In der einen der beiden gekrönten Arbeiten, von D. Jenisch, einem Schüler Kants, heißt es (S. 83): „das Ansehen der Alten, besonders in allem was Wissenschaft betrifft, sinkt und sinkt für immer — zum Heil der Wahrheit und der Kultur! Denn mit mutigeren Schritten eilt nun das vorurteilfreie Genie dem glorreichen Ziel der Wahrheit entgegen. Die Kepler, Newton, Boyle, Leibniz strahlen am Horizont Europas herauf und der Glanz der Namen Plato, Aristoteles, Epikur, Plinius, Seneca und vieler anderer erlischt vor ihnen, wie Mond und Morgenstern vor der Schöpferin des Tages". — Übrigens hindert diese Ansicht Jenisch so wenig als den Verfasser der anderen Preisschrift, den Marburger Tiedemann, die Frage nach den Vorteilen der Kenntnis der Alten positiv zu beantworten, wobei jener die schöne, dieser die wissenschaftliche Litteratur hervorhebt.

Diese Stimmung gegen das Altertum fand neue Nahrung in der politischen und litterarischen Entwickelung. Das französische Volk übernahm hierin die Führung. Der Staat, in der Hand eines starken Königtums zusammengefaßt, entwickelte sich hier zu einer Größe militärischer und ökonomischer Macht, zu einer Festigkeit des Baues, einer Sicherheit der Regierung und Verwaltung, einer überschwänglichen Herrlichkeit der äußeren Erscheinung, daß dagegen die Stadtstaaten und Bünde der Alten als unentwickelte politische Bildungen erschienen. Gleichzeitig erreichte die französische Sprache ihre vollendete Ausbildung; es entstand eine reiche Litteratur mit feinster und sorglich gehüteter Formentwickelung. So schien das Altertum auch in dieser Hinsicht, wenn nicht übertroffen, so doch von einer ebenbürtigen modernen Kultur erreicht.

La belle antiquité fut toujours vénérable,
Mais je ne crus jamais qu'elle fut adorable.
Je vois les Anciens, sans plier les genoux,
Ils sont grands, il est vrai, mais hommes, comme nous.
Et l'on peut comparer, sans craindre d'être injuste,
Le Siècle de Louis au beau Siècle d'Auguste.

So Perrault, der Sänger des *Siècle de Louis le Grand,* der Verfasser der *Parallèle des Anciens et des Modernes.*

Für die humanistische Poesie war hier kein Raum mehr. Jean le Clerc, der als Herausgeber der *Bibliothèque universelle* viele Jahre lang von Amsterdam aus die litterarische Welt richtete, sprach der neulateinischen und neugriechischen Poesie das Urteil: Viele Moderne, die lateinische oder griechische Verse gemacht haben, gleichen den Alten, wie Affen den Menschen; sie treffen ihre Fehler, aber nicht ihre Tugenden. Anstatt bedeutender und erhabener Gedanken bieten sie platte und kriechende; anstatt eines reinen und gedrängten Stils sind ihre Verse voll verdächtiger Wendungen und langweiliger Wiederholungen, voll synonymer Ausdrücke, welche von den Alten entlehnt, aber am verkehrten Ort angebracht sind. Die alten Dichter würden diese Verse lächerlich finden und nicht begreifen, daß es Leute giebt, welche damit ihre Zeit verderben. Die modernen Poeten sind elende Nachahmer, ohne Originalität, sie sind Dichter nur durch Routine und Imitation. Um sich von diesem Knechtsgeist der Nachahmung zu befreien, muß man in seiner eigenen Sprache schreiben. Dann denkt man nicht an die Ausdrücke und Sentenzen der Alten, sondern, da man voll ist von modernen Wörtern und Ideen, die man völlig in der Gewalt hat, wird man selbst Original.[1]

Die politische Übermacht Frankreichs und das Übergewicht seiner geistig-litterarischen Bildung war während des auf den westfälischen Frieden folgenden Jahrhunderts so groß, daß das zersplitterte, zerrissene, niedergetretene Deutschland in vollständige Abhängigkeit geriet. Die vornehme Welt bezog während dieses Zeitalters ihre Bildung aus Frankreich, und die gelehrte und bürgerliche Welt war bemüht, so gut es ging, zu folgen. Die französische Sprache wurde die Sprache des Staats und der Gesellschaft; französische Litteratur und Kunst, französische Sitten und Anschauungen gewannen in der vornehmen Welt ausschließliche Geltung; auch die französische Staatseinrichtung und Hofhaltung, Civil- und Militärverwaltung wurden treulich kopiert. Ein

[1] Es ist charakteristisch für die Kulturlage Deutschlands, daß es hier noch Leute gab, die durch solche Sprache empört wurden. Lizelius, dessen *Historia Poetarum Graecorum Germaniae* (1730, Proleg. p. 4) ich diese Stelle aus Le Clercs *Parrhasiana ou Pensées diverses sur des matières de critique etc.* tom. I, p. 4 ff. (Amsterdam 1701) entnehme, meint, das Urteil sei sehr ungerecht: *priscos Poetas, si e mortuis ad nos redirent, multos e modernis ceu fratres et in antiqua Graecia ceu Latio natos agnituros esse valde persuasus sum, quemadmodum etiam credo eosdem multorum Graecos et Latinos versus derisuros esse.* Er verweist dazu auf eine eigene Schrift von dem berühmten Kieler Kortholt, worin dieser den *Clericus* zurechtgewiesen.

Heer von deutschen Reisenden zog jährlich nach Paris, dort die Sprache und die Wissenschaften, die Künste und die Konduite zu lernen. Dafür kam ein Heer von französischen Gesandten und Residenten, Prinzenerziehern und Gouverneurs, Tanz- und Fecht-, Sprach- und Stallmeistern, Köchen und Bekleidungskünstlern nach Deutschland, und bediente und beherrschte hier den hohen Adel und das verehrliche Publikum. Fürsten und Adel, Diplomaten und Gelehrte, wie Boineburg und Conring, nahmen von Ludwig XIV. Pensionen und dienten seinem Interesse. — So niederträchtig der bewußte Verrat der Interessen des eigenen Volkes bei Einzelnen, so ungeschickt und tölpelhaft bei Vielen die Versuche sind, die französische Galanterie zu imitieren, so wäre es doch thöricht zu verkennen, daß die Aufnahme der französischen Bildung für das durch den Krieg verwilderte deutsche Volk, wenn nicht der einzige, so doch der nächste Weg zum Anschluß an die europäische Kulturbewegung war.

Auf diesem sozialen und geistigen Boden ist nun das neue Bildungsideal erwachsen, das seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Herrschaft gewinnt. Im 16. Jahrhundert war es der höchste Ehrgeiz eines jungen Mannes, ein vollkommener Gelehrter zu werden, die beiden alten Sprachen zu verstehen und untadelige lateinische Verse zu machen, auch für einen Prinzen gab es keine vornehmere Bildung. Dies alte Bildungsideal wurde jetzt durch ein neues gänzlich in den Schatten gestellt: das Ideal des vollkommenen Hofmannes. Ein solcher ist vor allem an der vollkommenen Herrschaft über die Sprache der neuen Bildung, die französische, erkennbar; in zweiter Linie steht die italienische, die am kaiserlichen Hof viel gilt; doch gereicht ihm auch die lateinische zum Nutzen und zur Zierde. Unter den Wissenschaften sind dem vollkommenen Hofmann, der als Militär- und Civilbedienter gleich verwendbar ist, vor allem Geschichte und Geographie, natürlich moderne, mit Genealogie und Heraldik, Statistik und Staatenkunde, wichtig. Daran schließen sich die Rechts- und Staatswissenschaften, mit Moral und Naturrecht, Politik und Reichshistorie. Endlich sind für ihn auch die mathematischen Wissenschaften mit ihren vornehmsten Anwendungen, z. B. in Architektur und Fortifikation, sowie die neue Physik und Mechanik, mit ihren Experimenten und Inventionen, von Bedeutung. Zu den Sprachen und Wissenschaften kommen sodann die eigentlichen Qualitäten des Kavaliers: Reiten, Fechten, Tanzen, Ballspielen, auch Jagen, Tranchieren, ferner Zeichnen, Malen, Musik. Und die Krönung der Bildung ist die *conduite*, die große Wissenschaft vom

Komplimentieren und Diskurieren, von Visiten und Antichambrieren, von Kleidern und Moden. Sie wird durch den Verkehr mit Leuten von Welt erworben, daher die Reise als das letzte große Mittel zur Vollendung der Bildung in dieser Zeit in besonderer Schätzung steht; Frankreich und die Niederlande, dann Italien und England sind das regelmäßige Ziel. Ein Mann, der alle diese Dinge besitzt, heißt ein *galanthomme;* er wird nun mit guten Aussichten auf Erfolg sein Glück bei Hofe suchen. Auf einen Gelehrten nach dem alten Zuschnitt blickt er mit souveräner Verachtung als auf einen altmodischen Pedanten oder Schulfuchs herab.

Das ist das Bildungsideal, dem während des folgenden Jahrhunderts die höfische Welt nachstrebt. Es ist zunächst der Adel, der sich darnach formt. Aber die bürgerliche Welt folgt dem tonangebenden Stande, wenigstens von ferne und mit sehnsüchtigem Verlangen. Es giebt für sie nichts Höheres, als sich zur Aufnahme in den Herrenstand zu qualifizieren, was seit dem Ende des 17. Jahrhunderts immer häufiger erreicht wird.

Selbstverständlich kann diese Bildung auf den alten Lateinschulen nicht gewonnen werden. Die vornehme Welt verläßt daher die alten in Mißachtung fallenden Schulen. An die Stelle tritt die Erziehung im Hause durch Hofmeister und Informatoren, sie gehören in diesem Zeitalter zu dem regelmäßigen Inventar eines großen Hauses, oder die neue Schule höfischer Bildung, die Ritterakademie, wovon im folgenden Kapitel zu handeln sein wird.[1]

[1] Vergl. hierzu den Aufsatz: Die Idealerziehung im Zeitalter der Perrücke, von G. Steinhausen in den Mitteil. der Gesellschaft für deutsche Erziehungsgeschichte, Jahrg. IV, S. 209 ff. Es ist hier vor allem die umfangreiche Hofmeisterlitteratur benutzt. Für eine etwas spätere Zeit bietet manches G. Stephan, Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts (1891). — Sehr klar treten die großen Wandlungen, die im Verlauf von 5 Jahrhunderten in der Erziehung des Herrenstandes stattgefunden haben, in Fr. Schmidts Geschichte der Erziehung der bayerischen Wittelsbacher dem Lehrer vor Augen. Im Mittelalter, um mit ein paar Umrißlinien die Sache zu skizzieren, giebt es zwei nebeneinander hergehende Formen der Erziehung des Herrenstandes: die ritterliche und die klerikale. Die letztere allein, die vielfach für jüngere Söhne gewählt wird, um sie für die geistlichen Wahlfürstentümer zu habilitieren, schließt schulmäßigen Unterricht ein; wogegen der Mann des Schwerts die klerikalen Künste geringschätzt und verschmäht. Im Zeitalter des Humanismus kommt eine erste weltlich-litterarische Bildung neben der klerikalen auf, nach ihr beginnt auch der Herrenstand die Hand auszustrecken, zuerst in Italien, dann auch in Deutschland. Im Reformationsjahrhundert stellt sich dazu das Bedürfnis theologischer und juristischer Kenntnisse für den Herrenstand ein. Alles dies nötigt ihn zur schulmäßigen Erwerbung der Elemente der Sprachen

Über das neue höfische Bildungsideal können wir uns, als aus authentischer Quelle, Belehrung von dem Manne holen, der es in Deutschland zuerst aufs vollkommenste verwirklicht hat: es ist Leibniz, der Hofphilosoph von Hannover und Berlin. Seine Bedeutung als Denker und Forscher hat patriotischer Eifer vielleicht hin und wieder überschätzen lassen. Er besaß ohne Zweifel eine glänzende Begabung, aber die Begierde, etwas damit und daraus zu machen, ließ sie nicht zu ruhiger Entwickelung und zu vollem Fruchttragen kommen. Er hat eine unermeßliche Kraft im Entwerfen von Plänen aller Art und in Versuchen, sie bei Fürsten und Herren anzubringen, verbraucht; unter allen mit ihm lebenden Menschen war er hierin ohne Zweifel der größte, vermutlich wird er auch von keinem der vor und nach ihm lebenden erreicht. Und freilich sind seine Pläne nicht leere Phantasmen, es sind überall Divinationen dessen, was kommen will. Darum ist Leibniz für eine Geschichte der deutschen Kultur von kaum zu überschätzender Bedeutung; die Bestrebungen des Jahrhunderts, an dessen Anfang er geboren ist, stellt er dar, wie in Deutschland kein zweiter.

Seine Pläne gehen auf nichts geringeres als die tiefgreifendste und umfassendste Reformierung der gesamten geistigen und wirtschaftlichen Kultur des deutschen Volkes oder vielmehr der ganzen Menschheit. Mit fieberhafter Eile wirft er immer neue Projekte aufs Papier, zur Organisierung der wissenschaftlichen Forschung durch Gesellschaften, zur Kodifizierung aller wissenschaftlichen und technischen Erfindungen in Encyklopädien, zur Erfindung eines einheitlichen Zeichensystems als Organ des internationalen wissenschaftlichen Verkehrs, zur Vereinigung der gespaltenen Religionsgemeinschaften, zur Organisation des Buchhandels, zur Reformation des Unterrichts, zur politischen Neukonstituierung Deutschlands und Europas, zur Bekehrung der Heiden, zur Ausführung technischer Erfindungen, zur Verbesserung des Bergbaues u. s. f. Es ist das Zeitalter der Utopien (ich erinnere an Morus, Baco,

und Wissenschaften; das Universitätsstudium wird zur Regel. Im 17. Jahrhundert bricht sodann das höfisch-französische Bildungsideal ein, es beherrscht seit dem westfälischen Frieden alle deutschen Höfe, die protestantischen wie die katholischen; an die Stelle der schulmäßigen Gelehrtenbildung auf Universitäten tritt nun die Erziehung durch Hofmeister, militärische und civile, und den Abschluß macht die Schule in der Armee und in der Verwaltung. Das 19. Jahrhundert bringt eine neue Wandlung: das bürgerliche deutsch-hellenistische Bildungsideal drängt das höfisch-französische zurück: die Könige Ludwig I. und Maximilian II. haben wieder von humanistischen Schulmeistern eine schulmäßig-gelehrte Bildung erhalten. Alle diese Dinge zeigt das genannte Werk am Münchener Hofe wie in einem Spiegelbild, nur daß es das 19. Jahrhundert und den neuen Umschwung nicht erreicht hat.

Campanella, Harrington), in welchem Leibniz lebt, aber ihm sind seine Entwürfe gar nicht Utopien, sondern die allerrealsten und allerernsthaftesten Dinge, er trägt sie vor mit der brennendsten Ungeduld, daß über dem Vortragen die Zeit vergeht und die anderen Nationen den Deutschen zuvorkommen. Alle diese Dinge könnte ein großer Fürst, der sich der Sache annähme, zu Wege bringen. Leibniz hat sein Leben lang nach diesem Fürsten gesucht, er hat seine Projekte beinahe allen mit ihm lebenden großen Herren brieflich oder persönlich vorgetragen. Zuletzt glaubte er ihn am Ende seines Lebens in Peter d. Gr. gefunden zu haben; er bietet ihm dringend seine Dienste an, „denn ich nicht von denen bin, die auf ihr Vaterland oder sonst eine gewisse Nation erpicht sein, sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts“ (Hülsen, Leibniz als Pädagog, Progr. Charlottenburg 1874, S. 28).

In allen den zahlreichen Entwürfen Leibnizens tritt als der herrschende Gesichtspunkt hervor: durch Verbesserung der Erkenntnis, durch Organisierung der wissenschaftlichen Forschung das Leben reicher, besser, glückseliger, vollkommener zu machen. Die Sozietäten, die als Träger der wissenschaftlichen Unternehmungen zu organisieren er sein Leben lang den Fürsten zugeredet hat, sollten von allen bisherigen dadurch sich unterscheiden, daß sie nicht auf *curiosa*, sondern auf *utilia*, nicht auf das Wissen um des Wissens, sondern um des Nutzens willen sich richteten. In den ältesten Entwürfen zur Errichtung einer Sozietät aus der Zeit um 1670 (Werke, Ausg. Klopp, I, 111 ff.) deduziert er geschichtsphilosophisch die Notwendigkeit dieser Richtung gerade bei der deutschen Nation. Die Deutschen hätten sich von jeher durch Erfindungen in den mechanischen Künsten vor allen Völkern hervorgethan; Niederländer und Engländer, Franzosen und Italiener seien hierin von jeher die Schüler der Deutschen gewesen; den Nürnberger und Augsburger Meistern werde fast alles, was man hierin besitze, verdankt. „Will ich derowegen den Italienern und Franzosen, Leoni X. und Francisco I., gern die *restaurationem cultiorum litterarum* gönnen, wenn sie nur gestehen, daß realste und unentbehrlichste Wissenschaften, wenige ausgenommen, erst von Deutschen kommen.“ „Der Italiener Künstler Werk hat fast einzig und allein in Formierung lebloser, stillstehender und nur wohl aussehender Dinge bestanden. Die Deutschen hingegen allezeit sich beflissen, bewegende Werke zu verfertigen, die nicht nur die Augen sättigten und großer Herren Kuriosität büßeten, sondern auch etwas verrichteten, die Natur der Kunst zu unterwerfen und menschliche Arbeit leichter zu machen.“

Derselbe Gesichtspunkt kehrt wieder in den Denkschriften, die er

als gereifter Mann im Jahre 1700 über die Errichtung der Berliner Sozietät dem Kurfürsten von Brandenburg vorlegte (Deutsche Schriften, herausgeg. von GUHRAUER, II, 267): „solche kurfürstliche Sozietät müßte nicht auf bloße Kuriosität oder Wissensbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London und Florenz geschehen: sondern man müßte gleich anfangs das Werk samt der Wissenschaft auf den Nutzen richten. Wäre demnach der Zweck, *theoriam cum praxi* zu vereinigen und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufakturen und Kommerzien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern.“ Ob alle Arbeit, welche die Gesellschaft während ihres nun fast 200jährigen Bestehens gethan hat, vor den Augen ihres intellektuellen Gründers Gnade finden würde?

Nochmals kehrt diese Betrachtung wieder in den Entwürfen, die er für Peter d. Gr. zur Bildung Rußlands machte. Vor allem fordert er hierzu die Einrichtung eines mit großen Vollmachten ausgestatteten Kollegiums, „das in des Czars Namen die Direktion der Studien, Künste und Wissenschaften im czarischen Reich haben soll, und worin verschiedene Nationen Platz finden mögen. Dieses Kollegium soll die Aufsicht haben über alle Schulen und Lehrende, Druckereien, das ganze Buchwesen und den Papierhandel, auch Arzneien und Apotheken, desgleichen die Salz- und andere Bergwerke, und endlich über die Inventionen und Manufakturen, und Introduktion neuer Kultur der Vegetabilien, neuer Fabriken und neu einzuführender Kommerzien“ (HÜLSEN, 29). Also ein Kollegium, das in seiner Hand die Leitung der gesamten Kulturbestrebungen des Staats, sowohl in der Organisierung der Forschung und der Studien, als in der Anleitung zu ihrer Anwendung in der Technik, vereinigen soll. Es ist BACONS *Collegium domus Salomonis* auf der *Nova Atlantis*, das uns hier wieder begegnet.

Wie alle Plänemacher, die es auf die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts abgesehen haben, beschäftigte sich LEIBNIZ auch mit der Reform der Erziehung. Schon dem 20jährigen ließ es keine Ruhe, zum Besten des Menschengeschlechts einen Entwurf zur Neugestaltung des höheren Unterrichts, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Bildung von Staatsbeamten, der Öffentlichkeit zu übergeben. Der Titel der Schrift, worin dies geschah, ist: *Nova methodus discendi docendique juris* (Werke, Ausg. DUTENS, IV, 3, 169—230). Sie hatte zugleich den Zweck, die Aufmerksamkeit des Kurfürsten Joh. Philipp von Mainz auf die brachliegende Kraft aufmerksam zu machen, welche z. B. bei der beabsichtigten Reform der Universität Erfurt gute Dienste leisten könnte.

Der erste Teil dieser Schrift, welcher *de ratione studiorum in universum* handelt, giebt den Entwurf eines Studienkursus, dessen Ziel die vollkommene Bildung eines zu allen Bedienungen geschickten Welt- und Hofmannes ist (§§ 40—44). Er teilt das Jugendalter in drei Abschnitte von je sechs Jahren. In dem ersten *sexennium* ist die Sprache zu lernen, die Muttersprache und die lateinische, diese wie jene *per usum:* man läßt den Hofmeister *(paedagogus)* mit den Kindern nur Latein sprechen. Vom sechsten Jahr ab schicke man den Knaben in die öffentliche Schule, das ist für seine Charakterbildung förderlich. Er lerne gewählt schreiben und sprechen, durch Unterricht und Übung; ferner Geschichte und Mathematik, mit Einschluß der Optik, Statik und Astronomie; sowie etwas aus der Naturgeschichte, wozu des Comenius *Orbis pictus (sed diligentius pingendus et coloribus convenientibus illustrandus)* dienlich. Vom 12.—18. Jahr besuche er die Akademie, eine liberalere Behandlung trete ein, er sei nicht wie unter Lehrern, sondern wie unter Freunden. Man zeige ihm die größeren Geheimnisse der Natur und der Kunst, sowie die Grundlagen der mechanischen Künste, damit er wenigstens mit dem Material, dem Handwerkszeug, den Hauptregeln und den Preisen bekannt sei; ferner mache man ihn mit den Handelsverhältnissen bekannt, damit er die Waren zu unterscheiden vermöge, die Preise und die Orte, woher man sie bezieht, kenne. Ferner mag er die Rudimente der Medizin und Pharmakologie lernen; ebenso die Elemente der Jurisprudenz und Theologie, die Gesetze seines Landes, und einigermaßen auch die der andern, „auf daß er desto besser reisen könne“. Er lerne Französisch und Italienisch, und damit er die heil. Schrift selbst verstehen könne, das notwendige Hebräisch und Griechisch. Er übe sich ferner fleißig in der Rede, lateinisch und deutsch. Bücherkenntnis wird ihm ziemlich und nützlich sein. Er verbringe diese Zeit nicht in der Schule, sondern auf der Akademie oder am Hof, wo man Gelegenheit hat, Bekanntschaften und Verbindungen mit bedeutenden Männern anzuknüpfen; so muß es machen, wer heutzutage es zu etwas bringen will. Gegenwärtig wird nicht leicht jemand von der Akademie ins Amt gerufen. Früher schrieb man an eine Universität und ließ sich von ihr einen tüchtigen jungen Mann empfehlen: jetzt muß man durch andere Künste sich emporbringen.

Dann vom 18. Jahr ab, oder dem 20., wenn er langsamer fortschreitet, schicke man ihn bis zur Beförderung auf Reisen. Er wird hier für seine Gesundheit sorgen, er wird beachten und notieren, welche Gelegenheiten er bei jedem Volk findet, was Speise und Trank, Häuser und Kleidung, Ackerbau und Handwerk anlangt; ebenso Gesetze und Gewohnheiten. Er wird sich um Verbindungen mit bedeutenden Männern

bemühen, zu denen Fremde leichter als Einheimische gelangen, besonders mit Staatssekretären und Ministern. Auch merkwürdige Geschichten, Kuriositäten der Natur und Kunst wird er genau notieren. Besonders wird er achtgeben, wenn ein Land in einer Manufaktur sich auszeichnet, daß er die Kunstgriffe herausangele. Das sind, so schließt er, einige Gedanken über den Studiengang, wie ich sie aus meinen alten Konzepten auf der Reise ohne Bücher in Eile hingeworfen habe. —

Man möchte sagen, es wäre nicht schade gewesen, wenn der jugendliche Verfasser seine alten Konzepte der Welt noch eine Weile vorenthalten hätte. Und doch, es wäre schade gewesen. In unvergleichlicher Naivität stellt sich in diesem Entwurf dar, wie einem jungen Kopf, der ganz mit den modernen Ideen erfüllt war, im Jahre 1667 die Zukunftserziehung des vollkommenen Menschen sich darstellte.

Bestimmtere praktische Vorschläge zu Unterrichtsanstalten, besonders für den deutschen Adel, macht er dann in den oben erwähnten, ersten jugendlichen, „bei fliegender Feder“ entworfenen Plänen zur Errichtung einer deutschen gelehrten Sozietät. Unter den vielen und mannigfachen Aufgaben der Gesellschaft wird als eine bezeichnet: die Verbesserung der Schulen. Es werden folgende Andeutungen dafür gegeben:

darein *compendia*, Richtigkeit und Ordnung einzuführen,

die Jugend nicht sowohl auf *poëticam, logicam et philosophiam scholasticam*, als auf *realia: historiam, mathematicam, geographiam* und *physicam veram, moralia* und *civilia studia* zu leiten,

ganze Kompagnien Reisender, wenn sie dazu tüchtig worden, miteinander auszuschicken und mit *probatis directoribus* zu versehen, dadurch Kosten zu ersparen, die Jugend vor *debauchen* zu präservieren, und doch dabei der Sozietät *affairen* zu thun,

zu Haus gute Sprach- und Exerzitienmeister zu halten,

ja rechte Ritterschulen aufzurichten und zu verlegen, damit man nicht solcher Dinge wegen, so man zu Haus haben könnte, sein halbes Patrimonium in der Fremde verzehren und mit seinem eigenen Verderben zu Verarmung des Vaterlandes kooperieren müsse,

Kunst- und Raritäten-, Schilderei- und Anatomiekammern, anders bestellte Apotheken, *hortos medicos*, Tiergärten, und also *theatrum naturae et artis*, um von allen Dingen lebendige *impressiones* und *connaissances* zu bekommen, anzurichten,

zu welchem Ende den vornehmen Herren, Adligen und sonderlich wohl bepfründeten Geistlichen, nach der Fremden Exempel, Appetit zur Kuriosität entweder zu machen oder, da er vorhanden, solche mit Lust und ohne Mühe auszuüben Gelegenheit zu geben, und mit

solchen *innoxiis,* ja *summe utilibus occupationibus* nicht allein Brutalität, Schwelgerei und Sünde zu verhüten, sondern auch zu verhindern, daß mancher aus Geiz oder Faulheit sein Talent und habende Mittel nicht vergrabe.

Bei Hülsen kann man nachsehen, wie Leibniz als Mentor des jungen Boineburg in Paris sein Ideal zu verwirklichen bemüht war, freilich auch, wie die Natur dieses jungen Mannes den Studien und Visiten, die ihm verordnet wurden, unbegreiflicherweise widerstrebte. Ebendort findet man das *Projet de l'éducation d'un Prince* mitgeteilt, welches Leibniz auf Anfrage eines fürstlichen Erziehers 1693 aufsetzte. Nach Bratuscheck (Die Erziehung Friedrichs des Großen, 1885) ist dieser Aufsatz der Königin Sophie Charlotte, der Freundin Leibnizens, in die Hände gekommen und von ihr der Instruktion von 1695 für die Erziehung des Kurprinzen, des späteren Königs Friedrich Wilhelm I. zu Grunde gelegt, derselben Instruktion, die der König nachmals mit eigenhändigen Korrekturen versah, es war im Jahre 1718, und als Vorschrift für die Erziehung seines Sohnes benutzte. Die Möglichkeit ist da. Andererseits ist Zusammenstimmung in den Grundanschauungen kein Beweis für Entlehnung; auf gleichem Boden wachsen gleiche Früchte.

Noch mache ich auf ein Blatt aufmerksam, das bei Hülsen und Leviseur (Leibniz' Beziehungen zur Pädagogik, Progr. des Leibniz-gymn. 1882) nicht benutzt ist; es findet sich, undatiert, in Fellers *Otium Hannoveranum* (S. 147—150) abgedruckt. Es behandelt die Frage: *Quaenam discenda ad usum vitae?* Ich lasse, da es eine bessere Vorrede zur Geschichte der pädagogischen Reformbestrebungen des 18. Jahrhunderts nicht giebt, den Hauptinhalt folgen: „Wenn es bloß eine Sprache in der Welt gäbe, so wäre das für das Menschengeschlecht der Gewinn von einem Drittel des Lebens, welches jetzt auf die Sprachen gewendet wird. Dazu giebt es viele andere Dinge, welche nicht um ihres wirklichen, sondern um des in der Meinung bestehenden Nutzens willen gelernt werden müssen, als da sind die positiven Gesetze und Zeremonien, der Stil der Höfe und ein großer Teil der philologischen Gelehrsamkeit, von deren Folianten kaum der hundertste Teil etwas für das Leben Brauchbares enthält. Auch die Geschichte hat außer der Ergötzung keinen Wert als den, daß mit ihrer Hilfe die Wahrheit der christlichen Religion bewiesen werden kann, was sonst nicht möglich wäre. Sonst genügte einem Mann, der für den Gebrauch des Lebens Großes leisten könnte, ein ungefährer Umriß der Universalgeschichte und einige merkwürdige Geschichten, die sich passend im Gespräch verwerten lassen, wohin auch Scherze und Witze gehören.

Dagegen ist die allergenaueste Kenntnis der richtigen Logik oder der Räsonnierkunst und ebenso die allergenaueste Kenntnis der Regeln des Gerechten und Nützlichen, ferner eine wirksame Beredsamkeit erforderlich. Doch das sind kleine Vorbedingungen. Hingegen ist es nun notwendig, die ganze Mathematik und Mechanik, ferner die ganze praktische Physik, soweit sie dem Gebrauch dient, auf das Allergenaueste zu verstehen. Dazu auch die Geographie. Von der Geometrie genügt weniges, denn zum Gebrauch des Lebens hilft es nicht viel, den Zirkel quadrieren können." Dagegen erscheint Kenntnis der Medizin und Naturgeschichte wünschenswert, womit die Völkerkunde und Statistik zusammenhängt, die wieder Grundlage der Politik ist; ohne sie ist es nicht möglich ein Staatsideal zu entwerfen. Dabei muß man auf die Fehler achtgeben, wie durch Störung des Verkehrs, durch Verabsäumung der Gelegenheiten des Ortes der Vorteil verloren geht. Ferner ist es wichtig, die Gemütsart und die Anschauungen sowohl der Massen und der einzelnen Stände, als auch der regierenden Herren und derer, die bei ihnen etwas vermögen, zu kennen.

So viel von Leibniz und seinen Gedanken über Erziehung und Bildung. Man sieht, seine Schätzung des humanistischen Schulbetriebs ist aufs äußerste herabgestimmt; und offenbar würde er über den Schulhumanismus des 19. nicht viel anders als über den des 16. Jahrhunderts geurteilt haben.

Neben Leibniz mag noch Veit Ludw. v. Seckendorf genannt sein. In seinem Werk über den deutschen Fürstenstaat (1656), das in höchst lehrreicher Weise das deutsche Staatswesen des 17. und 18. Jahrhunderts, jenes seltsame Mittelding zwischen privatrechtlicher Herrschaft und öffentlich-rechtlicher Regierung zur Anschauung bringt, giebt er auch (S. 74 ff.) eine kurze Anweisung zur Erziehung der Söhne und Töchter des Herrenstandes. Außer dem Notwendigen, Unterweisung in der Religion, Anleitung zur Tugend, ferner Lesen, Schreiben und Rechnen („denn es ein großer Übelstand ist, wenn hierin vornehme Leute ganz ungeübt sein"), empfiehlt er noch: Naturkunde („dadurch des Menschen Verstand in den Dingen, damit er täglich umgehet, erleuchtet, Aberglauben verhütet, seine Gesundheit befördert, und sein Gemüt zum Lobe Gottes ermuntert wird"), Landeskunde mit Historie, Haushaltskunde, Briefschreiben. Für solche aber, die zur Regierung erzogen werden, kommt hinzu: Latein („zum wenigsten so weit, daß sie es wohl verstehen und zur Notdurft ihre Meinung darin entdecken können, denn solche Sprache ist ihnen wegen stattlicher Bücher, die darin geschrieben, vieler Handlung, die im Reich mit fremden Nationen fürgehen, auf Reisen und im geistlichen Regiment unentbehrlich");

gründlichere Landeskunde und Geschichte, summarische Unterweisung dessen, was recht und billig ist, aus göttlichen, natürlichen und Landrechten, Kriegswissenschaft. Ferner, nach Gelegenheit der Fähigkeiten und Natur: „aus den mathematischen Wissenschaften, was zum Feldmessen, Baukunst, Festungsbau, auch zu vorteilhaftiger Mechanik und Handgriffen gehört"; Welt- und Reichsgeschichte mit Geographie und Chronologie; Politik, Beredsamkeit, Sprachen, „deren wir Wohlstandes und um der Benachbarten willen gebrauchen, als der französischen, italienischen, spanischen etc.", natürliche Wissenschaften, Logik. Mehr zu thun, besonders aus den philosophischen Wissenschaften und den Sprachen, könnte zwar nicht schaden, ihn auch gelehrt, ansehnlich und beliebt machen, aber es ist dabei dahin zu sehen, „daß dadurch das Notwendige nicht verabsäumet, auch der Gesundheit und Gemüts geschonet, und er dadurch nicht zu einem einsamen Leben und steten Bücherlesen von seiner Berufsarbeit abgeleitet werde". Endlich aber sind von Wichtigkeit noch die Leibesübungen und Exerzitien, als Tanzen, Reiten, Rennen, Fechten; sowie etliche Künste, etwas von der Musik, Malerei und Kunst zu reisen, und allerlei Ergezlichkeit im Spielen, Jagd, Beize, Fischen u. s. w.

Zum Schluß erwähne ich noch eines neuen Bildungsmittels, das in diesem Zeitalter aufkam: der gelehrten Zeitungen. Auch in Deutschland entstanden nach französischem Vorbild gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Organe der Mitteilung und Fortpflanzung der neuen weltmännischen Bildung die ersten Monatsschriften in deutscher Sprache. Eine der ersten giebt auf dem Titelblatt folgende verlockende Ankündigung des Inhalts: „Novellen aus der gelehrten und kuriösen Welt, darinnen die Quintessence mannigfaltiger Gelehrsamkeit, oder sonderbare Sachen in *Historia*, *Chronologia*, *Genealogia*, *Geographia*, *Notitia Rerum publ. et Astronomia, in Jure Naturali, Civili et Publico, in Theol.*, *Polit.*, *Moral.*, *Phys.*, *Medic.*, *Philosoph.*, *Philologicis*, *in Militar. et Civilibus* enthalten, viele alte und neue Bücher und Autores erzählet und beurteilet, auch nicht wenig Partikularitäten von hohen Standespersonen, Staats-, Kriegs- und gelehrten Leuten untermenget, viel Mängel und Gebrechen bei allerhand Ständen vorgestellet, gute Lehren erteilet, ingleichen Rat und Mittel zu vielen Wissenschaften an Handen gegeben werden; auch endlich artige Geschichten und lustige Scherze mit beigebracht und alles kürzlich abgehandelt wird, vermittelst öfterer Zusammenkunft einer kuriösen und gelehrten Gesellschaft ergangen und zu Erlangung einer galanten Erudition monatlich kommuniziert von G(ottfried) Z(enner) J. C. Frankfurt und Gotha, verlegts Aug. Boëtius." Von der Zeitschrift erschienen sechs Jahrgänge, 1692—97.

Der uns so befremdlich klingende Titel spiegelt getreulich die Hast und Begierde, mit welcher am Ende des 17. Jahrhunderts das deutsche Lesepublikum, der unfruchtbaren lateinischen Poesie und Eloquenz, ebenso wie der dürren Schulphilosophie und der theologischen Kontroverse überdrüssig, über die im Leben und in der Welt wichtigen Dinge sich zu orientieren suchte. Eine andere, die Monatsschrift des Chr. Thomasius von (1688—90), wird uns noch später begegnen.

Übrigens dient der Befriedigung desselben Bedürfnisses, dem die neuen Zeitschriften dienen wollen, auch ein anderes Studienmittel, das um diese Zeit auf dem Höhepunkt seines Ansehens steht: das ist die akademische Reise, die der Vollendung des Universitätsstudiums folgt. Vielseitige Berührung mit Welt und Menschen, um zu erfahren, wie man anderswo denkt und lebt, welche Bücher man liest und welche Meinungen man von gelehrten Sachen hegt, das ist der Gewinn, den man sich davon verspricht. Die Lebensbeschreibung des Göttinger Chr. A. Heumanns (von Cassius, 1768) enthält einen Auszug aus dem Tagebuch, das Heumann auf einer Reise im Jahre 1705 durch das westliche Deutschland und die Niederlande führte; es tritt darin sehr deutlich der Betrieb des gelehrten Interviewers hervor: die Städte werden besucht, vor allem die Universitätsstädte und in ihnen alles, was in der gelehrten Welt einen Namen hat; es werden die Urteile über Menschen, Bücher, Meinungen notiert, ebenso werden die Büchersammlungen fleißig aufgesucht, rare Bücher notiert und auch wohl excerpiert. Auf Breite der Erudition ist der Sinn gerichtet; die Vertiefung tritt dagegen zurück.

Drittes Kapitel.

Die Ritterakademien.

In den Ritterakademien, die in der zweiten Hälfte des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts in größerer Zahl entstanden, hat das im vorigen Kapitel skizzierte Bildungsideal die ihm gemäßen Erziehungsanstalten hervorgebracht. Es sind Anstalten, in denen der neue Herrenstand seine Söhne, die bestimmt sind, an den Höfen ihr Glück zu machen und in die Militär- und Civilbedienungen des neuen Staats einzutreten, für ihren Beruf ausbilden läßt.

Im 16. Jahrhundert finden wir auch die Söhne des Adels in den Lateinschulen: so in den Fürstenschulen, wo ihm eine Anzahl von Stellen vorbehalten ist, so in den Schulen Sturms und Trotzendorfs.

Nach den Wandlungen in der großen Welt wird dies als unangemessen empfunden: ist es nicht absurd, die Söhne des regierenden Standes in die alten Schulklöster zu stecken und sie hier neben armen Bürger- und Bauernknaben unter der Rute aufwachsen zu lassen? Das paßt nicht für Leute, die durch ihre Geburt zum Regieren bestimmt sind. Und wozu ihnen die lateinische Poesie oder die Fechterkünste der Dialektik beibringen? Bei Hofe liest man keine lateinischen Verse mehr und die alten Disputationen erscheinen der neuen Bildung als lächerliche Alfanzereien. Durch das ganze 17. Jahrhundert gehen die Klagen darüber, daß es an geeigneten Bildungsanstalten für junge Leute von Stande fehle, daß das, was sie brauchten, auf den Schulen und Universitäten nicht zu lernen sei, und dagegen, was hier gelernt werde, im Leben nicht zu brauchen sei. Manche dahinzielende Äußerungen von Zeitgenossen findet man schon in einer Art Universitätshodegetik, die 1621 unter dem Titel: *Gymnasma de exercitiis academicorum* zu Straßburg ohne Namen erschien; ihr Verfasser ist G. Gumpelzheimer, wie aus der von Moscherosch 1651 besorgten neuen Ausgabe des Buchs hervorgeht.

Sehr lebhaft spricht der schon öfter erwähnte J. B. Schupp, der sich selbst an den Höfen und in der großen Welt viel bewegt hatte und für das pedantische Gelehrtentum der Universitäten voll Mißachtung war, über die Unangemessenheit der weltabgewendeten, „schulfüchsigen“ Erziehung für junge Leute von Stande. „Was großer Herren Kinder für ein sonderliches Unglück haben, daß sie gemeiniglich Pedanten zu Präzeptoren bekommen, welche sie lehren subtile Garne stricken, welche zu nichts anderem nützlich sind, als daß man lateinische Hasen und Schulfüchse damit fange. Ich sehe, daß der großen Herren Kinder nicht recht auferzogen werden, sondern wachsen auf entweder im Frauenzimmer, *inter adulationes et delicias muliebres,* oder unter einem Haufen Schulfüchse, welche sie anführen, als ob sie auch notwendig müßten *magistri* werden und ihr Land und Leute mit der Metaphysik regieren.“ Schupp empfiehlt die Gründung von Ritterakademien, in welchen die adlige Jugend „nicht schulfüchsisch, sondern königlich und fürstlich und ihrem Stande gemäß auferzogen werde, sowohl in der wahren Gottesfurcht als auch in allerhand guten Künsten, Sprachen und ritterlichen *exercitiis,* von Lehrern, welche Gott und die Welt kennen“ (Hentschel, S. 60). Ebenso legt V. L. v. Seckendorf in einem dem Kurfürsten von der Pfalz in Sachen einer zu gründenden Ritterakademie erstatteten Gutachten (1660) das gänzliche Ungenügen der bestehenden Unterrichtsanstalten für die Berufsbildung des regierenden Standes dar: sie genügten weder nach Seiten der Zucht noch des Unterrichts (Mone, Ztschr. für die Gesch. des Oberrheins, II, 135 ff.).

Hier mag auch eine Eingabe der kursächischen Ritterschaft beim Dresdener Hofe vom Jahre 1682 erwähnt sein, worin sie bittet, die adlige Jugend von der bürgerlichen auf den Fürstenschulen in der Art zu trennen, daß von den drei Schulen die Meißnische ausschließlich dem Adel, Grimma und Pforta dagegen ausschließlich den Bürgerlichen überwiesen würden. Es sei die höchste Notdurft, so heißt es in der Eingabe, daß die adlige Jugend eine andere Information und Traktament erhalte, als die bürgerliche. Zwar so viel das Fundament *in pietate et religione* und lateinischen *stylum* angehe, sei kein Unterschied; dagegen sei die gründliche und langwierige Unterweisung in der griechischen und hebräischen Sprache für die Bürgerlichen allerdings vonnöten, nicht aber für die Adligen. „Sondern vielmehr diese kostbare Zeit auf andere ihre Zwecke erreichende Dinge und *studia* anzuwenden sich befleißigen können; zu geschweigen, wie unter adligen und bürgerlichen Standes Jugend stätige Zänkereien, *Schalousien* und *Emulationes,* denen nicht zu steuern, sich ereignen; auch dahero jenen die Adligen um so viel mehr *in moribus* zurückgesetzet und durch den gleichen Zwang dergestalt schüchtern gemacht werden, daß nachgehends kontinuierlich etwas davon ihnen anhänget und nicht zu korrigieren ist“ (Flathe, 483 ff.). Die Städte protestierten und die Regierung ging auf die Forderung der Ritterschaft nicht ein.

Blieb die Forderung des sächsischen Adels unerfüllt, so war in anderen Territorien mit dem Angebot einer besonderen Information für die adelige Jugend längst ein Anfang gemacht. Eine der ersten adeligen Bildungsanstalten ist das schon 1589 zu Tübingen begründete *Collegium illustre.* Hatte Herzog Christoph Stipendien für einige Landeskinder von Adel zum Studium an der Universität und zu Reisen ins Ausland verordnet, so errichtete sein Nachfolger dafür das genannte Kollegium: es war nicht bloß dem Landesadel, sondern dem ganzen deutschen Herrenstand bestimmt. 1606 zählte man darin neun Fürsten, fünf Grafen und 51 Edelleute. Die Anstalt war in Hinsicht aller äußeren Verhältnisse selbständig, in Hinsicht des wissenschaftlichen Unterrichts jedoch mit der Universität in der Art vereinigt, daß die Kollegiaten auch die Universitätsvorlesungen besuchten, und andererseits Professoren der Universität im Kollegium lehrten. Als den Kollegiaten wichtige Disziplinen werden römisches Recht, Staats- und Lehnrecht, Politik, Geschichte und neuere Sprachen genannt. Großen Spielraum nehmen auch die ritterlichen Übungen ein.[1]

[1] Klüpfel, 103 ff. Statuten vom Jahre 1609 bei Sattler, Geschichte Württembergs, VI, Beil. 6. — Hautz (Heidelberger Univers., II, 109) erwähnt

Etwas ausführlicher gehe ich auf die Anstalt ein, die Landgraf Moritz von Hessen (reg. 1592—1627) unter dem Namen *Collegium Mauritianum* am Hof zu Kassel 1599 errichtete und 1618 neu konstituierte. Die Aufgabe, die das *Mauritianum* erfüllen sollte, war die: den deutschen und zunächst den hessischen Adel aus der Rohheit seines in Jagd und Völlerei zugebrachten Lebens herauszureißen und ihn der feineren Sitte und Bildung, wodurch der französische Adel sich auszeichnete, zuzuführen. Moritz selbst war einer der gebildetsten Fürsten seiner Zeit; er beherrschte die alten und neuen Sprachen; besonders in der lateinischen und französischen bewegte er sich mit voller Freiheit, von den Zeitgenossen wurde er als lateinischer Poet gepriesen; auch der fruchtbringenden Gesellschaft gehörte er an. Im Jahre 1601 hatte er am Hofe des gleichgesinnten Kurfürsten von der Pfalz einen Orden der Temperanz für deutsche Fürsten und Herren gestiftet, der in einer Geschichte der deutschen Bildungsbestrebungen Erwähnung verdient. In dem ersten Artikel des merkwürdigen Statuts (bei Rommel, Neuere Gesch. von Hessen, II, 357 ff., abgedruckt), verpflichten sich die Mitglieder des Ordens, zunächst auf ein Jahr vom Tage der Unterschrift an gerechnet, sich „alles Vollsaufens, in was Getränk auch das sein möchte, zu enthalten“. Der zweite Artikel normiert das erlaubte Maß auf „sieben Ordensbecher Wein auf eine Mahlzeit“, und der dritte fügt die Bestimmung hinzu, daß die Mitglieder nicht mehr als zwei Mahlzeiten innerhalb 24 Stunden mit Trunk nehmen wollen; „da aber ja einer zur (Morgen-)Suppe Wein trinken müßte oder wollte, sol er doch schuldig sein, dasjenige so er an Wein getrunken, von den sieben Morgenmahlzeitsbechern abzukürzen, also und dergestalt, daß nach verrichter Morgenmahlzeit die sieben Becher nicht überschritten seien“. Man sieht, der Frühschoppen beschäftigt schon im 17. Jahrhundert einen um die geistige Gesundheit des deutschen Volkes besorgten Fürsten. In der That, die Ablegung der Gewohnheit des viehischen Saufens, welche die deutschen Höfe im 16. Jahrhundert schändete, war die erste Bedingung der Annahme feinerer Bildung und Sitte.

Das Ritterkollegium wurde 1618 durch ein „Fürstliches Ausschreiben, wie es mit unserm zur Beförderung der studierenden Rittermäßigen Jugend in Künsten und Sprachen, sodann zur anführung in allen Ritterlichen Thugenden und übungen in Unserer Haubtstadt und Vestung Cassell angeordnetem Newen *Illustri Collegio* gehalten werden

der Stiftung einer Ritterschule für den kurpfälzischen Adel im Stift Seltz, 1575: 20 Stipendiaten und 60 Pensionäre sollten darin gehalten werden. Doch ging die Stiftung bald wieder ein; der Adel wurde mit 10 Stellen im Heidelberger Kollegium entschädigt.

soll“ öffentlich angekündigt.[1] Der Unterricht, heißt es, soll nicht die Fakultätswissenschaften umfassen, sondern sich „in den Schranken eines wol bestellten Gymnasii halten und also im nächsten Grad und gleichsam der ersten Staffel einer rechtschaffenen hohen Schul oder Universität bestehen und es bei der philosophischen Institution und Unterricht in freien Künsten und deren nutzbarlichem Brauch bewenden“. Doch mögen denen, die schon einen Vorsprung im Studieren haben, vier *lectiones publicae* vorgetragen werden: 1. soll durch einen gelehrten Theologum eine *synopsis* der wahren christlichen Religion in wöchentlich vier Stunden in einem Jahr beendet, auch alle Monat einmal disputiert werden; 2. soll ein *professor ethices et politices* bestellt werden, welcher eine gewisse *Ethicam methodice conscriptam* in einem Jahr zu Ende bringen, im folgenden aber ein *Compendium Politices et Oeconomices* aus dem Aristoteles oder einem andern guten Autor proponieren und alle Monat eine *Disputationem Ethicam* halten soll; 3. soll ein *professor physices* auf dieselbe Weise jedes Jahr *lectionem compendii Physici* und 4. ein *professor logices Dialecticam* und *Rhetoricam* mit monatlichen Disputationen und Deklamationen absolvieren.

Den eigentlichen Schulunterricht sollen vier *professores linguarum* geben, zwei für die lateinische, einer für die griechische, einer für die fremden aus der lateinischen entstandenen Sprachen, Französisch, Italienisch, Spanisch. Der Unterricht soll dergestalt gegeben werden, „daß die Jugend in jeder Sprach ganz schleunig hindurch geführet werden möge, alles nach Art und Unterricht der in unseren Landen unlängst publicirten Schulordnung, und stellen wir in keinen Zweifel, es werde die Institution der lateinischen Sprache durch die vier *Classes* in zweien Jahren ziemlicher Maaßen erfolgen, der *discipulus* auch, so er nur etwas tiefsinnig ist und Fleiß ankehren will, sich in gedachter Zeit, wo nicht ehe, durch die vier *Classes* hindurcharbeiten können. So wird man auch, wenn die *Discipuli* die lateinische Sprache erst gefasset haben, zu dem Zweck in der griechischen und ausländischen Sprachen noch in weit geringerer Zeit gelangen“. — Die *studia astronomica* und *mathematica,* als welche „feinen, freudigen und tapferen Gemüthern nicht allein sehr anmuthig und ergetzlich sind, sondern auch rittermäßigen Personen, so sich mit der Zeit in Kriegssachen üben und gebrauchen lassen wollen, merkliche große Anleitung und Urteil in Belagerungen befestigter Plätze, wie auch Anrichtung und Beschützung derselben, so wie zur Anstellung rechtschaffener Schlacht- und anderer Ordnungen gewähren“, sollen ebenfalls mit Fleiß getrieben

[1] Sammlung hessischer Landesordnungen I, 601 ff. (Kassel 1767).

werden. Doch werden nicht besondere Professoren dafür bestellt; sondern zwei der obigen acht Professoren sollen diese Lektionen, wie auch die Historien vortragen.

„Dieweil aber zu notwendiger Zier und Wolstand rittermäßiger Personen nicht allein *studia litteraria* erfordert werden, sondern dieselben auch daneben in allerhand löblichen *exercitiis*, so heutiges Tages sonderlich beim Hofwesen und dessen Conversation fast notwendig, angeführet werden müssen; überdies auch die Abwechslung und Veränderung der Studien und anderer Ergötzlichkeiten feine wackere *ingenia* zur Verrichtung ihres Obliegens um so viel lustiger und unverdrossener macht: so haben wir bei unserem Adelichen *Collegio* auch gebührliche Anordnung verschaffet, daß die angehende Jugend mit und beneben den Studiis, als dem Hauptwerk, zugleich auch allerhand gute Exercitia beides des Leibes und Gemüths, mit Reiten, Ritterspielen, Fechten, Tanzen, Roßspringen, Ballspielen, Übung der Waffen und Kriegsordnung, auch allerhand Instrumental- und Vocalmusik, kunstbaren Anschlägen sowohl zum Krieg als sonsten zu den Gebäuden, Abrissen und Malerei dienlich, haben und treiben kann und soll“. Hierfür sind vier Personen, ein Bereiter, ein Fechter, ein Tanzmeister, ein Roßspringer und ein wohlgeübter Kriegsmann bestellt. — Vorsteher der Anstalt sind ein Adeliger und ein Gelehrter: jener Oberhofmeister, dieser Dekan oder Senior genannt.

Auch diese Bildungsanstalt verschlang, wie so viele andere, der Krieg.[1]

Mit dem Ende des Kriegs beginnt dann die eigentliche Periode der Ritterakademien. Der Charakter dieser Anstalten ist durch das über das Mauritianum Mitgeteilte hinlänglich gekennzeichnet. Bei den einzelnen und ihren Schicksalen und Eigentümlichkeiten zu verweilen, ist keine Ursache; ich begnüge mich sie namhaft zu machen, so weit sie mir vorgekommen sind.[2]

In den welfischen Ländern wurde die alte Benediktinerabtei St. Michaelis zu Lüneburg 1655 als Ritterakademie eingerichtet; eine ebensolche wurde am Hof zu Wolfenbüttel mit Unterstützung der

[1] Erwähnt werden mag hier, daß Wallenstein zu Gitschin eine Ritterschule auf seine Kosten unterhielt: zwölf Edelknaben erhielten darin Unterricht in den Wissenschaften und Sprachen und in den ritterlichen Künsten; in jenen waren Jesuiten vom Gymnasium Lehrer. Der Feldherr kümmerte sich mitten im Krieg um die kleinsten Angelegenheiten der Schule, aus allen Feldlagern erließ er Anordnungen in Sachen derselben, wie man in einem Artikel der Österreich. Milit.-Zeitschrift, III, 35 ff. nachsehen mag.

[2] Eine Übersicht über diese Anstalten giebt auch ein Artikel von E. Köpke in der Encyklopädie, VII, 171—203.

Landschaft 1687 gegründet. Auch im Brandenburgischen entstanden miteinander eine stiftische und eine königliche Ritterakademie, jene wurde vom Domkapitel zu Brandenburg 1704, diese zu Berlin 1705 errichtet. Zu Kassel lebte die eingegangene Ritterschule, doch mit etwas verändertem Charakter, als *Collegium Carolinum* 1709 wieder auf. Zu Kolberg in Pommern war schon 1653 eine militärische Bildungsanstalt für den pommerschen Adel errichtet worden. In Sachsen ist es auffallender Weise zur Gründung einer eigentlichen Ritterakademie gar nicht gekommen, vermutlich deshalb nicht, weil der Adel in den Fürstenschulen eine erhebliche Anzahl Stellen hatte. Ein gräflich Vitzthumsches Geschlechtsgymnasium, für welches schon 1638 eine testamentarische Dotation ausgeworfen wurde, kam erst im 19. Jahrhundert unter gänzlich veränderten Umständen zur Ausführung (Hentschel, Schupp, 61); dagegen wurde 1725 eine Kadettenanstalt in Dresden errichtet. In den thüringischen Herzogtümern wurde eine Ritterakademie zu Hildburghausen 1714 gegründet; das großartig begonnene Unternehmen bestand jedoch bei bald eintretendem Mangel an Mitteln nur wenige Jahre (bis 1729). In Erlangen entstand durch Privatstiftung 1699 eine Ritterakademie, sie bestand mit Unterstützung der Markgrafen von Baireuth, bis sie 1743 in die Universität umgewandelt wurde (Engelhardt, Gesch. der Univ. Erlangen). In Bayern wurde Kloster Ettal 1711 zu einer Ritterakademie eingerichtet (Encykl. II, 1083). Die niederösterreichischen Landstände gründeten zu Wien 1682 eine Ritterakademie, die übrigens von der alten 1560 gestifteten, später von Jesuiten geleiteten Landschaftsschule abstammt; als ihre Bestimmung wird angegeben zum Dienst *tam in functionibus publicis quam militaribus* tauglich zu machen. Die Professoren sollen katholisch und nicht Franzosen sein; der kaiserliche Hof suchte überhaupt, im Gegensatz zu den protestantischen Höfen, der französischen Sprache und Bildung nach Möglichkeit sich zu erwehren. 1746 errichtete die Kaiserin das *Collegium Theresianum* zu Wien für den Adel der ganzen, dem Einheitsstaat mehr und mehr zustrebenden österreichischen Monarchie.[1] Zu Liegnitz hatte Joseph I. im Jahre 1708 eine ältere landesherrliche Stiftung zu Kirchen- und Schulzwecken unter dem Beirat der Jesuiten zu einer Ritterakademie für den schlesischen Adel umgeformt. Ein adeliger Direktor, drei Professoren *(juris, historiarum, mathematices)*, ein französischer Sprachmeister, ein Bereiter, ein Fecht- und ein Tanzmeister machen den Lehrkörper, zwölf Fundatisten und

[1] Geusau, Geschichte der Stiftungen zu Wien. Eine Gesch. des Theresianums in dem Progr. des jetzigen Gymn. Theres. von 1872.

außerdem zahlende Pensionäre die Schülerschaft aus, die in der Regel wenig über 20 stark war.[1] Noch mögen hier zwei Anstalten erwähnt sein, die, mit Ritterakademien verwandt, doch mehr den Charakter einer dem neuen Fürstenstaat und seinen Bedürfnissen angepaßten modernen Hochschule haben: das *Collegium Carolinum*, von Herzog Karl im Jahre 1745 zu Braunschweig, und die von Herzog Karl Eugen von Württemberg 1778 errichtete hohe Karlsschule. Ich komme später darauf zurück und bemerke hier nur noch, daß auch die neue Universität Halle aus einer Ritterakademie hervorgegangen ist. —

Die Aufgabe dieser neuen Unterrichtsanstalten ist: die Jugend des Herrenstandes in den höfischen Sitten und Künsten und in den ihrem Stande nötigen Wissenschaften und Sprachen auszubilden. In der Regel in einer fürstlichen Residenz errichtet, stehen sie zum Hofe in engster Beziehung. In den Einladungsschreiben pflegt der Verkehr bei Hofe in Aussicht gestellt zu werden. So zählt die Akademie zu Wolfenbüttel unter ihren Vorzügen auf: „daß die Akademisten *permission* haben, den fürstlichen Hof zu frequentieren, wie sie dann *ordinarie* gewisse Tage in der Woche bei Hofe kommen und denen angestellten *divertissementen*, Bällen und dergleichen mit beiwohnen und von der daselbst vorfallenden *honesten conversation* mit *profitiren* können“. Spezielle Fürsorge ist auch für die Erlernung des Antichambrierens getroffen: wenn ein Prinz in der Akademie ist, finden sie sich zeitig in dessen *Antichambre* oder dem Eßsaal ein, ihn zu Hofe oder in die Kirche zu begleiten (Vormbaum, II, 733, 736). Auch den ritterlichen Exerzitien kommt die Residenz zu gute: der fürstliche Marstall stellt Pferde und Reitbahn, und ebenso finden sich hier Bereiter, Tanzmeister u. s. f. von der ersten Qualität. Unter diesem Gesichtspunkt empfiehlt sich z. B. besonders die Akademie, welche im Jahre 1714 zur größeren *gloire* des neuen Hofes zu Hildburghausen errichtet wurde. „S. Hochfürstl. Durchlauchtigkeit halten zur Bahn etliche 20 der schönsten jungen, meist Spanischen, Englischen und Türkischen Pferde; der Herr Oberbereiter giebt selbst Lektion, zu dem geringen *pretium* von 3 Thlr. monatlich. Im Fechten und Tanzen haben S. Hochfürstl. Durchl. nach der eigenen Experienz in dergleichen *exercitiis* solche *maitres choisirt*, deren *capacité* und *dexterité in informatione* jeder gute Kenner wird approbiren müssen“ (Grobe, Progr. von Hildburghausen, 1879, S. 18).

Das andere Stück ist die Einführung in die modernen Sprachen und Wissenschaften. Die lateinische Sprache bleibt auf dem Lehr-

[1] Wendt, Progr. der Ritterakademie zu Liegnitz, 1893.

plan, sie ist noch jedem Mann in bedeutender Stellung selbst für den praktischen Gebrauch unentbehrlich. Dagegen treten für Griechisch und Hebräisch die neuen Sprachen ein, in erster Linie Französisch, daneben Italienisch, endlich auch Spanisch und Englisch. Französisch lehrt natürlich regelmäßig ein Franzose. Auch Übungen in der deutschen Sprache werden hin und wieder empfohlen, obwohl kaum wieder mit dem Nachdruck, wie in der Ordnung für das *Collegium Mauritianum* vom Jahre 1618; das deutsche Volk war inzwischen aus der Reihe der gebildeten Nationen, deren Sprache zu kennen Pflicht des vornehmen Mannes ist, so gut wie ausgeschieden.

Mit Nachdruck werden dagegen überall die modernen Wissenschaften als Gegenstände des Unterrichts genannt, auf der einen Seite Mathematik und Naturwissenschaften, auf der anderen Seite die neuen Staatswissenschaften, mit Geschichte, Genealogie, Staatenkunde, *cameralia* u. s. w. Das Interesse an den Naturwissenschaften war seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Kreisen der vornehmen Welt ein ungemein lebhaftes; man sieht es z. B. aus dem Briefwechsel von LEIBNIZ; er ist, wie die Briefwechsel DESCARTES' und SPINOZAS, erfüllt mit Mitteilungen und Anfragen über neue Erfindungen und Experimente. Allerdings war es meist nicht rein theoretische Teilnahme, sondern zugleich die Hoffnung auf überraschende Unterhaltung und auf Reichtum bringende Erfindungen, die im 17. und 18. Jahrhundert die Gunst der Fürsten und Herren diesen Forschungen zuführte. In diesem Sinn versprechen die Ritterakademien Gelegenheit zur Erlangung von Kenntnissen in der Physik und Chemie, der Anatomie und Botanik, zu welchem Behuf die fürstlichen Raritätenkammern und Gärten sich den Akademikern öffnen; so wird in der Hildburghausenschen Ankündigung besonders der Luftpumpe gedacht, „deren Gebrauch zum Nutzen der studierenden Jugend Ihro Durchl. mit besonderer *generosité* gnädigst erlaubet". Nicht minder wird die Mathematik mit Absicht auf ihre Anwendungen getrieben, besonders Feldmessen, Baukunst und Fortifikation: „die *auditores*", heißt es ebendort, „sollen durch reelle *demonstratio per experimenta* und *praxin* sofort den *usum* der Sache erlernen, Risse machen und den Übungen im freien Felde fleißig beiwohnen". Die Nützlichkeit und Notwendigkeit der politischen und historischen Studien einleuchtender zu machen, konnte, wenn es anders nötig gewesen sein sollte, die Lektüre der Zeitungen, die öfter erwähnt wird, dienlich sein. Endlich wird in der Regel auch zu einem Kursus in der Jurisprudenz und Theologie Gelegenheit geboten. Die Akademie soll den jungen Herren eben zugleich die Universität ersetzen. Man sehe die Lektionsverzeichnisse der Wolfenbütteler Akademie bei KOLDEWEY, II, 261ff.

Ebendort (S. 205) ist der Stundenplan der ersten Ordnung (vom Jahre 1687) mitgeteilt: Der Tag beginnt an den vier Wochentagen mit Reiten (2—3 Stunden, im Sommer um 5, im Winter um 7 Uhr). Hierauf folgen am Mont. und Donn. 10—12 *fundamenta pietatis* und *historia ecclesiastica;* Nachm. 2 Stunden Mathem., 2 Stunden Tanzen und Fechten. Dienst. und Freit. 10—12 fremde Sprachen, 3—5 *principia ethices et politices,* abwechselnd mit *jus privatum et publicum.* Mittw. und Sonn. fällt das Reiten aus, dafür *studium genealogicum cum historia et chronologia*, Nachm. wie Dienstags, dazu von 6—7 *les exercices du mousquet et de la pique.*

Die Zahl der Akademisten darf natürlich nicht groß sein. Zu Wolfenbüttel waren anfangs etwa 20, dann bis 40 in Aussicht genommen. Sie wohnen mit den Lehrern und Exerzitienmeistern in der Akademie. Der Preis für die Pension beträgt für den Adeligen (mit einem Diener) 300, für den Grafen (mit zwei Dienern) 500, für den Prinzen (mit drei Dienern) 600 Thlr. im Jahr. Hofmeister und Informatoren, die sie mitbringen, ebenso viel, falls sie in der Akademie wohnen. — Die Kosten der Anstalt waren sehr beträchtlich. Der jährliche Zuschuß, außer den Zahlungen der Akademisten, wird auf 7000 Thlr. veranschlagt, reichlich so viel, als eine Universität damals erforderte; auch die Stände wurden dazu mit der Hälfte herangezogen, „um durch weiteres *respective* gnädigstes und unterthänigstes Concert das *institutum* auf einen solchen Fuß zu setzen, daß man davon eines gedeihlichen *successes in perpetuum* sich würde versichern können". Die Hoffnung täuschte. Die Anstalt sank, nach kurzem Anlauf, zur Bedeutungslosigkeit und wurde von den Nachfolgern 1715 aufgehoben.

Das sind die Anstalten, die man im 17. und 18. Jahrhundert zur Erziehung und Unterweisung des Adels begründete. Daß ein Bedürfnis dafür vorhanden war, daran ist wohl nicht zu zweifeln; die alten Schulklöster mit ihrer lateinischen Eloquenz und griechischen und hebräischen Grammatik waren in der That keine geeigneten Schulen für den regierenden Stand. Andererseits scheint freilich nicht eine unter diesen Anstalten zu eigentlichem Gedeihen gelangt zu sein; sie kosteten viel und leisteten wenig. Es lag doch wesentlich daran, daß sie nicht für Schüler, sondern für junge Herren eingerichtet und zugeschnitten waren. Man sehe das trübselige Bild, das Wendt von der Liegnitzer Ritterakademie entworfen hat: die jungen Leute kommen in der Regel ohne gründliche Vorbildung, zum Teil so gut wie ganz ohne Schulkenntnisse auf die Anstalt; dagegen sind sie regelmäßig mit dem ganzen junkerlichen Hochmut ausgestattet, der das Lernen für eine armen Teufeln sehr nötige, dem Herrenstand aber sehr entbehrliche, ja ihn

herabdrückende Sache ansieht; und in dieser Verfassung teilen sie nun ihre Zeit zwischen Exerzitien, Kollegienhören und allerlei galanten Notwendigkeiten: man kann sich denken, was dabei für eine Bildung gedeiht. Vielleicht lagen die Dinge in Liegnitz besonders ungünstig; aber im ganzen werden Anstalten mit ähnlichem exklusiven Charakter überall ähnliche Mißstände hervorgerufen haben: Junkerdünkel und Wissenschaftsverachtung gedeihen gar leicht in einem jungen Hirn; kommt die Anstalt dem auch nur ein wenig entgegen, so werden sie bald üppig ins Kraut schießen. Mit der exemten Stellung des Adels in Staat und Gesellschaft ist auch die exemte Erziehung abgekommen, heute schickt der Adel seine Söhne wieder, wie im 16. Jahrhundert, in die allgemeine Gelehrtenschule, gewiß nicht zu ihrem Schaden.

Viertes Kapitel.

Die Universitäten unter dem Einfluß der höfisch-modernen Bildung und des Pietismus. Die neue Universität Halle. Thomasius. Francke. Wolf.

Die Bildungsbestrebungen der herrschenden Gesellschaftsklasse üben jederzeit einen bestimmenden Einfluß auf die der unteren Schichten; zu dem Reiz der Vornehmheit kommt die Nützlichkeit einer modischen Bildung: sie empfiehlt ihren Träger in den Augen der Herren, die Gunst und Stellen zu vergeben haben, sei es auch nur die eines Dorfpfarrers oder Hofmeisters. Nach diesem allgemeinen Gesetz finden wir auch in diesem Zeitalter die Universitäten und Schulen überall bemüht, sich nach dem Vorbild jener für den Herrenstand bestimmten Bildungsanstalten zu formen. Freilich war vom Begehren bis zur Durchführung ein weiter Weg.

Der gelehrte Unterricht und die litterarische Produktion der deutschen Universitäten standen vielleicht in keiner Periode ihres Bestehens in geringerem Ansehen, als in diesem Zeitalter. Die Männer des Fortschritts und der neuen höfischen Bildung sahen auf sie als auf überlebte Anstalten herab, deren Betrieb ihnen absurd und lächerlich vorkam. Was die Schulphilosophen vor 200 Jahren von den Humanisten erlitten hatten, das wurde jetzt von den Kindern einer neuen Zeit an den Nachkommen jener Humanisten gerächt. Leibniz, der seine litterarische und wissenschaftliche Bildung in der höfischen Gesellschaft und in der

Metropole der Galanterie, wie er Paris einmal nennt, vollendet hatte, spricht oft mit unverhohlener Geringschätzung von den Universitäten. Er nennt sie mönchische Anstalten, welche sich mit leeren Grillen beschäftigen; er habe sich immer gewundert, warum angesehene Männer, wenn sie als Schriftsteller auftreten, lieber Proben ihrer Gelehrsamkeit als ihrer Erfahrung und ihres Urteils geben wollten. Was ein klein wenig von den römischen und griechischen Formeln abweiche, das wagten sie kaum zu nennen, sie trauten sich nichts zu sagen, das sie nicht mit dem Namen irgend eines Dichters oder Redners decken könnten; Beispiele wählten sie nur aus der alten Geschichte. Die Folge sei, daß alle praktischen Männer solche Bücher für unnütz ansähen und verachteten. In einem Buch über Landwirtschaft oder Schreinerkunst sei oft mehr Wahres und Nützliches als in einer ganzen Bibliothek; aus einer Zeitungssammlung von zehn Jahren lerne man mehr, als aus hundert klassischen Autoren (Pfleiderer, Leibniz, 604 ff.).

In einem Briefe vom Jahre 1673 aus Paris erbietet er sich für den dänischen Premierminister Bücher, deren er hier eine Unmasse der besten finde, zu besorgen: die meisten Bibliotheken, fügt er hinzu, sind fast durchaus mit wenig brauchbaren Büchern angefüllt. „Sollte ich eine nach meiner Ansicht zusammenstellen, so ließe ich hauptsächlich nur zwei Arten hinein, erstens solche, die Erfindungen, Demonstrationen, Experimente, zweitens solche, welche politische und historische Dokumente hauptsächlich aus unserer Zeit und Beschreibungen der Staaten enthielten. Eine solche Bibliothek würde nicht viel kosten und unermeßlich instruktiv sein.“ Er selbst habe für 40 Thaler die Blüte der englischen Bücher aus London mitgebracht (Werke, herausgeg. von O. Klopp, III, 229).

Die Wertlosigkeit der wissenschaftlichen und besonders der philosophischen Litteratur der Deutschen scheint Leibnizen in Zusammenhang mit dem Festhalten an der lateinischen Sprache zu stehen: nur in lateinischer Sprache sei jene Spielerei mit leeren Wörtern möglich, die deutsche Sprache habe nur für rechtschaffene wirkliche Dinge Ausdrücke. Schon in einer seiner frühesten Schriften *(de stilo philosophico Nizolii,* § 12, *Opp. philos. ed.* Erdmann, p. 62) hat er darauf aufmerksam gemacht, daß die Entwickelung der modernen Philosophie bei den Franzosen und Engländern mit dem litterarischen Gebrauch der modernen Sprache in Wechselwirkung stehe. Er hat daher wiederholt für die Verwendung der deutschen Sprache in wissenschaftlicher Darstellung sich ausgesprochen, auch mit Verdeutschung der wissenschaftlichen *termini* hin und wieder sich Mühe gegeben; doch hat er für seine Person sich der Lage eines damaligen deutschen Schriftstellers, der von

der gebildeten oder der gelehrten Gesellschaft gelesen werden wollte, gefügt und durchweg französisch oder lateinisch geschrieben; nur in ein paar kleinen Abhandlungen hat er gezeigt, daß die deutsche Sprache zu einer reinen und durchsichtigen Darstellung nicht ganz unfähig geworden war. Übrigens hat er noch einen Grund gegen die Alleinherrschaft des Lateins: die Schulplackerei mit der Erlernung der Sprache bringe bei manchen einen unauslöschlichen Abscheu gegen Bücher und Lesen hervor, was die Ausbreitung der Bildung in die Kreise der Nichtgelehrten hemme.

Leibniz selbst hat sich von den Universitäten fern gehalten, er dachte zu groß von sich und seiner Aufgabe, als daß ihm die Stellung eines Professors hätte genügen können. Sein Ort war der Hof, von hier aus gelegentlich neben größeren Dingen auch eine Universitätsreform zu machen, hat er sich wiederholt, jedoch vergeblich, als Aufgabe gewünscht. So fern stand er dem gemeinen deutschen Professorentum, daß er weder in seinen Gedanken sich mit ihnen auseinandersetzte, sondern mit Descartes und Spinoza, mit Bayle und Locke, noch seine Schriften an sie richtete, sie sind an Fürsten und hohe Würdenträger adressiert.

Der Mann, der diese Anschauungen mitten in die Universitätswelt hineingetragen hat, ist Christian Thomasius, oder wie er sich auf seinen deutschen Schriften nennt, Thomas. Neun Jahre jünger als Leibniz, ist er wie dieser der Sohn eines Leipziger Professors, des Jacob Thomasius, der auch Leibnizens Lehrer war. Nachdem er zunächst auf der Leipziger Universität seine Studien gemacht hatte, ging er nach Frankfurt a. O., wo er unter Stryk seine juristischen Studien beendete. Wichtig für seine Bildung wurde der Einfluß von Pufendorff und Grotius; sie lehrten ihn die herkömmliche scholastisch-theologische Begründung des Rechts und der Moral mit der rationalen Begründung auf die Natur des Menschen zu vertauschen. Die Philosophie und Jurisprudenz der Universitäten erscheint ihm seitdem als antiquierte pedantische Scholastik. Er hat sein Leben lang daran gearbeitet, der vernunft- und zeitgemäßen, „ohnpedantischen“ Denk- und Lehrweise in die Wissenschaft und den Universitätsbetrieb Eingang zu schaffen. Der Kampf gegen Pedanterei und Schulfuchserei, gegen Vorurteil und Aberglaube aller Art ist sein Ruhm und seine Freude. Als Denker ist er nicht bedeutend; aber als rastloser Agitator hat er auf die Umgestaltung des deutschen Universitätswesens im Sinne der modernen Ideen einen sehr erheblichen Einfluß geübt: er ist der Mann, der wegweisend am Eingang des 18. Jahrhunderts steht.

Er begann seine Laufbahn als Privatdozent an der heimischen

Universität. Nachdem er schon mehrere Jahre durch ketzerischen Vortrag der Jurisprudenz und durch Disputationen über anstößige Thesen den alten Herren Ärgernis gegeben und sich einen Namen gemacht hatte, machte er das Maß voll durch eine Reihe von Schriften, die er in den Jahren 1687—1688 that. Im Herbst 1687 kündigte er in deutscher Sprache deutsche Vorlesungen über die Schrift eines spanischen Jesuiten über Lebensklugheit, in französischer Übersetzung, an: es waren die später von SCHOPENHAUER unter dem Titel „Handorakel der Weltklugheit" ins Deutsche übertragenen feinen und scharf geschliffenen Aphorismen des BALTASAR GRACIAN. Das deutsche Programm, womit er zu den Vorlesungen einlud, behandelt die Frage: „in welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?" Gleich nach diesem „unerhörten Greuel" reichte er den ersten Teil seiner Vernunftlehre, ebenfalls in deutscher Sprache, der Fakultät zur vorschriftsmäßigen Zensur ein. Nach einigen Monaten, so erzählt er in seiner Ausgabe des Testaments des M. v. OSSE (S. 252), erhielt er sie von dem Professor des „aristotelischen Orgelwerks" mit dem Bemerken zurück: man könne nach Beschluß der Fakultät keine Schrift zensieren, darinnen philosophische Materien in deutscher Sprache traktieret würden. Endlich begann er zu Anfang 1688 eine litterarische Monatsschrift erscheinen zu lassen, es ist die erste in deutscher Sprache: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen." Er adressierte sie mit einem Vorwort an die Herren TARTUFFE und BARBON, welche die heuchlerische Orthodoxie und die geistlose Pedanterie der deutschen Gelehrten vorstellen. Die Bosheit ist gut gemeint, aber die satirische Kraft ist nicht groß: mit der der Dunkelmännerbriefe ist sie nicht zu vergleichen. Als überlegener Aufklärer, der aus der Höhe seiner Vernünftigkeit auf die tief unter ihm noch im Schlamm des Mittelalters Watenden herabblickt, gießt THOMASIUS über die Kollegen die Schale seines nicht immer feinen oder scharfen Witzes und seiner immer platten Moralphilosophie aus. In der vierten Nummer ergötzt er sich an der „weitläuftigen Abbildung eines hochmütigen und verliebten Pedanten unter der Person des Aristoteles".

Bemerkenswert ist der Inhalt seines Programms von der Nachahmung der Franzosen; THOMASIUS stellt darin das neue, modern-höfische Bildungsideal, wie er es in die Universitätswelt einführen will, dem alten Gelehrtenideal gegenüber.[1] Er faßt am Schluß die Züge zu-

[1] Abgedruckt in den kleinen Schriften, Halle 1721. Neuerdings in den Festschriften zur Jubelfeier der Univ. Halle (1894) wieder herausgegeben von OPEL, mit ausführlicher Einleitung.

sammen: „*honnête* Gelehrsamkeit, *beauté d'esprit, un bon goût* und *galanterie*, wenn man alle diese Stücke zusammensetzt, wird endlich ein *parfait homme sage* oder ein vollkommener weiser Mann daraus entstehen, den man in der Welt zu klugen und wichtigen Dingen brauchen kann". Hierin sind uns nun die Franzosen ohne Zweifel voraus, und da der vernünftige Mann das Gute nimmt, wo er es findet, warum sollten wir von ihnen nicht lernen? Sie kultivieren die höfische Bildung und moderne Wissenschaft in ihrer eigenen Sprache, warum sollten wir es nicht auch thun? Griechisch und Lateinisch ist dazu wirklich nicht unentbehrlich. Wenn ein Fürst Französisch und Deutsch verstünde, vom Naturrecht und der Historie, von politischen, statistischen und kameralistischen Sachen einen guten Begriff hätte und von allem dem durch eine geschickte Rede nach dem Hof-stylo seine Gedanken eröffnen oder einen netten und artigen Brief verfertigen könnte, auch dasjenige, was zum Amt eines Fürsten gehört, auf sich und seine Unterthanen wohl zu applizieren wüßte, die gemeine Ruhe und Wohlfahrt zu befördern: so würde man einen solchen Herrn mit gutem Fug für einen gelehrten Fürsten passieren lassen müssen; und wo mir recht ist, so hat Plato auf einen solchen gezielet, wenn er gesaget: Daß alsdann die Republiquen höchst glückselig sein würden, wenn entweder die Fürsten philosophierten oder denen Philosophis die Regimentslast aufgebürdet würde. Daß wir dergleichen Proben nicht viel aufweisen können, liegt nicht an den Potentaten selbst, sondern an der Art selbige zu unterweisen. „Ich bin versichert, daß, wenn man einen jungen Herrn von 10—12 Jahren, der nur sein Teutsch und Französisch verstünde, anfinge täglich zwei bis drei Stunden von diesen Materien mit einem von Ernst und Scherz gemengten Discurs zu unterhalten und darneben mit guter Art disponirte, daß er noch ein paar Stunden mit Lust auf Lesung guter Historien, auf die Geographie und Genealogien anwendete, man würde ohne ihm einigen Ekel vor dem Studieren noch Verdruß für denen Gelehrten zu machen, ingleichen ohne Beschwerung des Gedächtnisses mit vielem Auswendiglernen und Marter des Verstandes, dasjenige zu glauben, was man nicht verstehet, welches zugleich denen Menschen einen haupt-verdrießlichen Eigensinn einflößet; ja endlich ohne Beibringung vieler nichtswürdigen Fragen, welche das Gehirn verwirren und keinen größeren Nutzen haben, als Ratten und Mäuse zu tödten, gleichsam spielend und als durch den angenehmsten Zeitvertreib noch vor dem 18. oder 20. Jahre dieses alles zuwege bringen können." Und auf eben dieselbe Art könnte man auch eine Privatperson zu den Geschäften und zur Gesellschaft erziehen: „wenn sie erstlich die Regeln gründlich zu räsonnieren wohl inne hätte, ihre

Gedanken füglich und ordentlich fürzubringen wüßte, von Anderer Schriften ein gut *judicium* fällen, auch den Ursprung ihrer irrigen Meinungen mit guter Art und Freundlichkeit darthun könnte; wenn sie die Redekunst so weit verstünde, daß sie einen wohl gesetzten Brief verfertigen und einen geschickten Discurs formiren könnte; wenn sie in den mathematischen Wissenschaften so weit bewandert wäre, daß sie von niemand in selbigen verrathen zu werden befürchten dürfte; wenn sie von denen Geschöpfen Gottes und deren natürlichen Eigenschaften vernünftig reden; wenn sie von der menschlichen Pflicht sowohl gegen Gott als Menschen in allen Ständen vernünftige Nachricht geben könnte", endlich noch in der Geschichte der menschlichen Meinungen sich umgethan hätte, „ich dächte, wer alles dieses prästierte, dürfte noch wohl sich unter die Gelehrten machen". Auf Universitäten und Schulen dürfte man dergleichen junge Leute nicht leicht finden; und doch wäre es durch vernünftigen Unterricht so leicht zu erreichen; selbst beim Frauenzimmer. „Ich getraue mir darzuthun, daß es viel leichter sei und mehr Succeß zu hoffen, ein Frauenzimmer von einem guten Verstande, welche kein Lateinisch verstehet, auch nichts oder wenig von der Gelehrsamkeit weiß, als eine auch mit gutem Verstande begabte Mannsperson, die aber daneben von Jugend auf sich mit dem Latein geplackt, zu unterrichten, weil durch die gewöhnliche Lehr-Art viel ungegründet und ohnnöthig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingepräget wird, welches hernachmals so fest klebet und merkliche Verhinderungen bringet, daß das Tüchtige und Gescheidte nicht haften will."

Diesem ersten deutschen Programm zu Vorlesungen in deutscher Sprache ließ er andere folgen, man findet sie ebenfalls in seinen kleinen Schriften gedruckt. Zu Ostern 1688 kündigte er zwei Kollegien über die christliche Sittenlehre und über das *jus publicum* mit einem *Discours* von den Mängeln der aristotelischen Ethik an; zum Herbst desselben Jahres ein *Disputatorium* über seine Logik, welche er demnächst unter dem Titel: *Introductio ad philosophiam aulicam* drucken ließ, mit einem *Discours* von den Mängeln der heutigen Akademien, absonderlich aber der Jurisprudenz. Endlich im Sommer 1689 eröffnete er der studierenden Jugend einen „Vorschlag, wie er einen jungen Menschen, der sich fürgesetzt, Gott und der Welt dermaleins in *vita civili* rechtschaffen zu dienen und als ein *honnête* und *galant homme* zu leben, binnen dreier Jahre Frist in der Philosophie und *singulis jurisprudentiae partibus* zu informieren gesonnen sei".

Der philosophische Kursus, welcher hier angeboten wird, hat nach der Ausführung im Programm folgende Gestalt: er beginnt mit der Logik,

einer Anleitung zu räsonnieren und der Säuberung des Kopfes von Präjudizien; es folgt die Historie, das Auge der Wissenschaften, sonderlich die Historie der Philosophie; sodann die wichtigste Disziplin, die praktische Philosophie mit ihren drei Teilen: Ethik, Politik, Ökonomik. Die Ethik giebt eine sehr praktische und detaillierte Anweisung zur Kunst zu leben; die Summe ist die Demonstration, „daß ein lasterhafter Mensch, als z. E. ein Müssiggänger, ein Hurer, ein Spieler, ein Säufer, denn diese vier Laster stehen einem jungen Menschen am meisten nach, das allerverdrießlichste Leben von der Welt führe, und daß ein tugendhafter Mann (durch welchen allerdings nicht einen mürrischen Pedanten, sondern einen vernünftigen und politen Mann verstehe) das allerlustigste Leben zu genießen allein fähig sei". Die Politik handelt nicht allein von Staatssachen, sondern lehrt auch ein politisches Verhalten im Privatverkehr mit Menschen, eine Disziplin, auf deren systematische Ausbildung auf Grund von Psychologie und Physiognomik Thomasius besonders stolz war. Ebenso lehrt die „Ökonomik" 1. wie man sich ein ehrlich Vermögen zuwege bringen, 2. wie man es konservieren und administrieren, 3. wie man sich in Ausgebung desselben verhalten solle", jedes dieser Stücke wird mit sehr detaillierten Überlegungen ausgeführt. Ein Anhang handelt vom *decorum* oder der Galanterie, welche besteht „in der Übereinstimmung des menschlichen Thuns und Lassens mit dem Thun und Lassen solcher Personen, die für etwas sonderliches in der menschlichen Gesellschaft ästimieret werden." — Vor dem Übergang zur Jurisprudenz werde hier dann noch eine kurze Anleitung zur Oratorie eingelegt werden, freilich etwas von dem, was sonst auf Akademien unter diesem Titel geboten würde, völlig Verschiedenes; besonders werde darin zur deutschen Redekunst angeführt werden.

Thomasius hat auch in Halle sein *Collegium styli* fortgesetzt, mit Lektionen und Übungen, um die Studenten zur „Deutlichkeit und Artigkeit" der Rede in deutscher Sprache zu führen, denn von den Schulen brächten sie nichts mit als etwas Latein. „Ich kann," so sagt er einmal in einem späteren Programm, „durch zwölfjährige Erfahrung bezeugen, daß die meisten unter meinem *Auditoribus*, auch diejenigen, die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, wenig oder gar kein Teutsch gekonnt, das ist, daß sie gar selten *capabel* gewesen, einen deutlichen artigen Brief zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen." Daher er hierzu Anleitung geben wolle, zuerst durch *praecepta* und *lectiones*, dann durch Übungen, indem die Zuhörer nach Belieben „einen Brief, eine Hochzeit- oder Leichenrede, oder was sonsten im bürgerlichen Leben, bei Antretung eines Amts oder bei Niederlegung

desselbigen, bei Bewerbung um eine Braut u. s. w. vorzugehen pfleget, oder eine kurze Erzählung aufsetzen. Wenn dieses einige Zeit lang geschehen, werde ich ihnen selbsten einen Aufsatz von unterschiedenen Materien, jedoch ohne einige Disposition geben, daraus zu wählen was ihnen anstehet. Ja es soll auch einem jeden freistehen, außer den vorgeschriebenen Materien eine andere zu erkiesen, wenn er sich nur nicht ertappen läßt, daß es dasjenige, was er präsentiert, aus andern geschrieben habe."

Soviel über die Anschauungen und Bestrebungen des Mannes, der das neue höfische Bildungsideal zuerst in das deutsche Universitätswesen hineintrug. Den rechten Boden aber für diese seine Bestrebungen fand er an der neugegründeten Universität zu Halle, als deren *plantator*, mit dem mittelalterlichen Ausdruck, man den THOMASIUS bezeichnen kann.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begann unter den deutschen Staaten einer hervorzutreten, der bisher namentlich in Hinsicht auf die geistige Kultur eine überaus bescheidene Rolle gespielt hatte: es ist der brandenburgisch-preußische. Wie in der politisch-militärischen Welt, so errang er auch in der geistigen Welt allmählich die Führerstellung. Eine Reihe von bedeutenden Regenten, alle mit der großen Herrscherkraft ausgestattet, das Wirkliche und Lebenskräftige von dem Abgestorbenen und nur noch scheinbar Lebenden zu unterscheiden, haben dem neuen Staat das Übergewicht und zuletzt die Hegemonie in Deutschland verschafft. Vor allem war es die furchtlose Anerkennung des Neuen und Zukunftsreichen in der geistigen Welt, wodurch der preußische Staat die hervorragendsten Kräfte, die Träger neuer Gedanken aus ganz Deutschland an sich zu ziehen wußte.

Der erste in der Reihe großer Fürsten war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Sein beweglicher Geist hatte auch für die Wissenschaften und Künste Sinn; die phantastischen Hoffnungen, womit die Zeit auf Naturbeherrschung durch Naturwissenschaft ausging, waren ihm nicht fremd. In theologischer Beziehung gehörte er der Richtung an, die sich von dem zugespitzten Konfessionalismus abwendete und einem mehr praktischen Christentum zuneigte; Friede zwischen den Konfessionen auf Grund der Anerkennung der Parität war das Ziel seiner Kirchenpolitik. Sie entsprach der Stellung der reformierten Dynastie im lutherischen Lande. Nach dem Kriege ließ er sich die Wiederherstellung der alten Landesuniversitäten zu Frankfurt und Königsberg angelegen sein. Ebenso wurde die brandenburgische Landesschule zu Joachimsthal, die der Krieg zerstört hatte, zu Berlin wieder aufgerichtet (1650, anfangs im Schloß), und zu Hamm in der

Grafschaft Mark ein *Gymnasium illustre,* mit drei Fakultätsprofessuren, auch Fecht-, Tanz- und Sprachmeistern, eröffnet (1657). Eine neue Universität für seine westlichen Länder begründete er zu Duisburg 1654. Sie war zeitweilig nicht ohne Bedeutung, namentlich dadurch, daß sie den Einfluß der fortgeschritteneren Bildung der Niederlande und Frankreichs vermitteln half. Ihr Philosoph und Theolog J. Clauberg war ein Anhänger der Cartesianischen Philosophie (Tholuck, II, 246ff.). In Frankfurt war der Physiker Placentius Cartesianer, und der Philosoph und Psycholog A. Wesenfeld ein Anhänger Bacons (Gumposch, Philos. Litteratur, S. 130), wie denn auch die Werke Bacons von einem märkischen Prediger herausgegeben und einem Sohne des großen Kurfürsten dediziert worden sind (1694). Als die Frankfurter Fakultät gegen die freiere Richtung zu Gunsten des rezipierten Aristotelismus einschritt, reskribierte der Kurfürst: er könne nicht absehen, „warum einem *philosopho* es nicht concedirt werden möchte, *pro et contra,* ungeachtet es des *Aristotelis placitis* zuwider laufe, zu mehrerer Erläuterung der philosophischen Wahrheit zu lehren und zu disputieren“.[1] Bemerkenswert ist noch, daß der Kurfürst den ersten großen Vertreter des Natur- oder Vernunftrechts in Deutschland, den von den Anhängern der Schulphilosophie so viel angefeindeten Samuel Pufendorff als Historiographen nach Berlin berief. Es ist der erste Gelehrte von universellem Ruf, der hier sein Leben beschlossen hat (1694). Auch die Begründung der großen Berliner Bibliothek ist das Werk des großen Kurfürsten.

Noch viel weiter aussehend erscheint ein Entwurf, der freilich auf dem Papier geblieben ist, aber doch einen Einblick in die Gedanken gestattet, die den Fürsten bewegten oder doch bei ihm Anklang fanden: es ist ein 1667 vom Kurfürsten unterzeichnetes Gründungspatent für eine internationale wissenschaftliche Zentralanstalt in der Mark Brandenburg, die zugleich eine universelle Hochschule sein soll. Die Liebhaber der Freiheit und der Wissenschaften aller Länder und aller christlichen Konfessionen werden in dem Patent eingeladen, sich an dem Sitz dieser Anstalt (Tangermünde wurde dafür in Aussicht genommen) anzusiedeln; sie werden dort Schutz, Ehre, wissenschaftlichen Verkehr und Förderung aller Art finden. Es werden einige hervorragende Gelehrte (*rarioris scientiae et politioris litteraturae*) angestellt werden, die täglich öffentliche Vorträge halten, nicht für die Jugend über elementare Dinge, sondern für höher Gebildete (*non erudiendae juventuti apta sed doctis*

[1] Varrentrapp, Der große Kurfürst und die Universitäten (1894, Straßburger Rektoratsrede).

auribus et optime cultis congrua animabus). Auch Juden und Arabern soll diese Anstalt nicht verschlossen sein, wenn sie durch Wissenschaft sich auszeichnen und ihre religiösen Ansichten für sich behalten.[1]

Der Entwurf zu dieser Gründung stammt von einem schwedischen Flüchtling, Benedict Skytte. Ein von ihm gemachter Anschlag zur Ausführung (ebenfalls bei Oelrichs mitgeteilt) bezeichnet die notwendigen Institute und Angestellten. Außer den notwendigen Repräsentations-, Gebrauchs- und Ökonomiegebäuden finden sich darunter eine Bibliothek, eine Druckerei für alle Sprachen, eine Apotheke, ein chemisches Laboratorium, ein physikalisch-technologisches Institut, ein Kranken- und Waisenhaus, ein zoologischer und botanischer Garten, ein Institut für Wasserkünste und Bäder, ein Haus für Maschinen und Feuerspritze, ein Museum (Raritätenkabinet), ferner Manufakturen, öffentliche Anlagen, Alleen, Säulengänge u. s. f.

Es ist kein Zweifel, daß dieser „erhabenste Palast des Universums" nach dem Vorbild jenes naturwissenschaftlich-technologischen Instituts gebaut ist, das Bacon als die Zentralanstalt seiner utopischen *Nova Atlantis* beschreibt. Es sind Gedanken, wie sie zu jener Zeit alle vorgeschrittensten Geister, man denke an Comenius und Leibniz, beschäftigten. Auch der große Kurfürst gehört zu ihnen. Freilich war er Realpolitiker genug, um auf die Vorstellungen seiner besonneneren Räte von dem Versuch einer Verwirklichung des phantastischen Planes abzustehen. Das Patent scheint nicht einmal veröffentlicht zu sein. In der That, man wird annehmen dürfen, daß die Sache nur zu einer

[1] Oelrichs, *Commentationes histor. litterariae*, 1751. S. auch Erman, *Sur le projet d'une ville savante dans le Brandenbourg* (1792). Das bei Oelrichs im Original mitgeteilte Plakat hat die Überschrift: *Fundatio novae universitatis Brandenburgicae Gentium Scientiarum Artium.* Die Einladungsformel, womit die merkwürdige Urkunde beginnt, hat folgenden Wortlaut: *Si qui sunt elegantiorum Musarum cultores, si qui sunt indagatores eximiarum scientiarum, nobiliorum artium periti, si qui sunt impediti Divinitatis cultu et usu sacrorum, si qui sunt asperae dominationis pertaesi, libertatis amantes, si qui sunt per ostracismum patria pulsi vel ob aliam quamcumque modo non inhonestam causam sedibus extorres, si qui sunt, qui in Societate Litteratorum et in erudita conversatione mundi ponunt delicias: sciant praedicti et omnes viri probi et honesti, cujus etiam sint nationis, honestae professionis et fidei, sciant sese in hac universitate reperturos Parnassum, Maecenatem, Scientiarum et Artium honorem, conscientiarum et omnium rerum decoram libertatem, solamen afflictis, exulantibus refugium et asylum, sodalitium bonarum mentium, cultioris et supra vulgus sapientis generis humani delicias.* Das Siegel des Instituts soll den Kurfürsten darstellen auf dem Thron, in der Rechten das Szepter, mit der Linken den Tempel der Weisheit berührend; Pallas und Minerva halten Lorberzweige über dem Haupt des Fürsten.

großen Enttäuschung geführt hätte. Die Mark war damals nicht das Land und Tangermünde nicht der Ort, um eine internationale Gelehrtenkolonie anzuziehen.

Die Regierung des Nachfolgers, des ersten preußischen Königs, blieb, was die Bildungspolitik anlangt, im wesentlichen in denselben Spuren; ihr Ziel war, den jungen aufstrebenden Staat in geistigen Dingen an der Spitze des Fortschritts zu erhalten. Draußen verketzerte Vertreter neuer Richtungen fanden in Brandenburg bereite Aufnahme. J. Ph. Spener, der von der sächsischen Theologie verketzerte Pietist, wurde 1691 als Probst nach Berlin berufen: nicht ein unmoderner Mann, er war vorher Prinzenhofmeister gewesen und ist nicht bloß Begründer der *collegia pietatis*, sondern auch ein geschätzter Bearbeiter der höfischsten aller Wissenschaften, der Heraldik. Nicht minder fand Gottfried Arnold, der Verfasser der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ (einer Darstellung, wo die Ketzer recht, und die Kirche unrecht hat), als er vor dem Haß der Orthodoxie aus dem Sächsischen weichen mußte, im Brandenburgischen Aufnahme; jenes Werk ist Friedrich I. gewidmet. Auf das bestimmteste gelangte endlich die Tendenz des neuen Staatswesens zum Ausdruck in der Begründung von zwei neuen wissenschaftlichen Anstalten, die in der Geschichte der geistigen Kultur Deutschlands eine wichtige Rolle gespielt haben: der Universität zu Halle (1694) und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin (1700). Die Namen von Thomasius und Leibniz, die unlösbar mit diesen beiden Anstalten verknüpft sind, bezeichnen ihre Richtung und Bedeutung. Nach dem Urteil Friedrichs des Großen haben unter allen deutschen Gelehrten diese beiden dem Fortschritte des menschlichen Geistes die größten Dienste erwiesen. In gewissem Sinne kann man sagen: was der große Kurfürst mit dem großen, aber übereilten Entwurf einer Zentralanstalt für wissenschaftliche Forschung und wissenschaftlichen Unterricht gewollt hatte, das ist durch die Hallische Universität und die Berliner Akademie, allerdings nicht in Form einer einheitlichen Anstalt, ins Werk gesetzt worden.

Halle ist die erste eigentlich moderne Universität.[1] Schon ihr Ursprung weist auf diesen Charakter hin. Sie ist als Ersatz für einen Hof und mit Benutzung von dessen Hinterlassenschaft begründet. Im

[1] Über die Vorgänge bei der Gründung berichtet ausführlich J. P. v. Ludewig, Historie der Hallischen Universität in *Cons. Hall. Jure Cons.* tom. II. am Eingang. Neben den älteren Geschichten der Hallischen Univ. von Förster und Hoffbauer jetzt das zum Jubiläum erschienene Werk von W. Schrader, Geschichte der Friedrichsuniv. zu Halle (2 Bde. 1894).

Jahre 1680 fiel das Erzstift Magdeburg an das Haus Brandenburg. Die in der bisherigen Residenz leer gewordenen Häuser und höfischen Institute, Reitbahn, Ballhaus, Fechtboden etc. mitsammt dem zugehörigen Personal gaben Veranlassung zur Begründung einer Ritterakademie; ein französischer Emigrant und ein deutscher Edelmann spielten dabei die Hauptrolle; außer in den ritterlichen Exerzitien wurde in den modernen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Im Jahre 1690 kam Thomasius nach Halle. In Leipzig hatte er es durch fortwährende Reibungen mit der am Alten hangenden Universität erreicht, die bestgehaßte Persönlichkeit zu sein. Als er auch dem Dresdener Hof Anstoß gab und man einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkte, wich er aus und wandte sich dem Nachbarlande zu, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er wurde alsbald zum brandenburgischen Geheimen Rat ernannt und ihm anheim gegeben, in Halle seine Vorlesungen zu eröffnen. Da diese eine beträchtliche Anzahl von Hörern anzogen, so wurde nun der Plan, dort eine Universität zu errichten (ein Plan, den schon der Kardinal Albrecht von Mainz gehabt, auch eine päpstliche Errichtungsbulle dafür erworben hatte, 1531) aufgenommen und ausgeführt. Es wirkte dabei besonders auch die Absicht mit, für die lutherischen Theologen des Landes, denen der Besuch der beiden sächsischen Universitäten untersagt war, eine zuverlässige einheimische Bildungsanstalt herzustellen, denn Frankfurt war seit dem Übertritt des regierenden Hauses reformiert. Zu den vorhandenen Kräften wurde eine kleine Anzahl auswärtiger berufen, darunter der berühmte Jurist Sam. Stryk von Wittenberg, die Theologen J. Breithaupt und A. H. Francke von Erfurt, der Philosoph J. Fr. Buddeus vom Koburger Gymnasium und der Philolog Chr. Cellarius aus dem Merseburger Rektorat. Der Wittenberger Philolog Schurzfleisch und der berühmte Altdorfer Physiker J. Chr. Sturm hatten abgelehnt. Dagegen wurden an Fr. Hoffmann und G. E. Stahl zwei bedeutende Mediziner und Naturforscher gewonnen. Als Direktor der Universität wurde V. L. v. Seckendorf berufen, doch starb er schon im Jahre 1692. Endlich wurde im Jahre 1694 die neue Universität, nachdem 1693 ein kaiserliches Privileg erworben worden, mit großem Pomp eingeweiht.

Das Lektionsverzeichnis auf das Jahr 1695 weist im ganzen 15 Lehrer auf: in der theologischen Fakultät 2, in der juristischen 5 (4 Ordinarien), in der medizinischen 2, in der philosophischen 7 (darunter Hoffmann, der auch in der medizinischen Fakultät eine Professur hatte). In der theologischen Fakultät liest Breithaupt exegetische, Anton dogmatische Vorlesungen. In der philosophischen liest Cellarius,

Eloqu. et Histor. P. P., über Philologie und Geschichte, Francke, *Gr. et Or. lingu. P. P.*, erklärt philologisch Bücher des alten und neuen Testaments, Hoffmann, *Philos. Natur. et Experimentalis* (1694 statt dessen *Cartesianae) P. P.*, liest über Experimentalphysik; Buddeus, *Philos. Mor. ac. Civ. P. P.*, über Politik und Naturrecht; J. Sperlette, *Philos. P. P.*, über sein System der Philosophie (erbietet sich auch die Cartesianische Philosophie zu lehren, sowie Geographie und französische Sprache vorzutragen); Ludewig, *Phil. Ration. P. P.*, liest über Logik (mit Disputationen) und Metaphysik, ferner über Geschichte, mit Genealogie, Heraldik und Geographie; endlich in *Poesi* erklärt er den Prudentius; Ostrowski, *Math. P. P. Extraord.*, liest über Mathematik.

Der Charakter der Universität während der ersten Dezennien ihres Bestehens wurde, wenn nicht bestimmt, so doch am schärfsten zum Ausdruck gebracht durch Thomasius und Francke. Die beiden kannten sich schon von Leipzig her; wie Thomasius von der juristischen, so war Francke von der dortigen theologischen Fakultät als revolutionäres Element ausgeschieden worden.[1] Sie begegneten sich, wie einst Luther und die Humanisten, in der Verachtung der Schulphilosophie samt scholastischer Theologie und Jurisprudenz; die Richtung auf das Praktische ist beiden eigen. Sie begegneten sich auch in der Abneigung gegen den humanistischen Schulbetrieb; mißtraute Francke den griechischen und römischen Klassikern als Heiden, so blickte Thomasius auf sie als auf einen überwundenen Standpunkt; beide waren bestrebt, die modernen Bildungselemente für den Jugendunterricht zu verwerten; wie in Franckes Pädagogium dies versucht wurde, davon wird noch später zu reden sein.

Freilich bestand zugleich zwischen diesen beiden Männern ein innerer Gegensatz von derselben Art, wie zwischen Luther und den Humanisten. Stand Francke den weltlichen Dingen, den profanen Wissenschaften, der ganzen französisch-höfischen Kulturbewegung mit Scheu gegenüber, so war dagegen Thomasius, so demütig-fromm er auch zuweilen redet, im Grunde seines Herzens durchaus weltlich gesinnt;

[1] Kramer, Franckes Leben, I, 46 ff. Vor allem wurde Francke durch den Erfolg seiner exegetischen Vorlesungen über die heiligen Schriften den alten Professoren, besonders Carpzow und Alberti, die auch Thomasius' und Pufendorffs erbitterte Gegner waren, unerträglich. „Seit die sogenannten Pietisten sich herfürgethan," heißt es in einem Bericht der Fakultät nach Dresden, „haben die *studiosi* keine andere *collegia*, weder *lectoria* noch *disputatoria* geachtet; ganze *collegia systematica in libros symbolicos* sind eingegangen. Redet man von *collegiis philosophicis, logicis, metaphysicis* u. dergl., so lächeln sie darüber, der Meinung, daß sie ihr Studieren leichter hinauszuführen wüßten."

der Pietismus war ihm recht als Bundesgenosse gegen die Orthodoxie, mit welcher er auf den Tod verfeindet war; er liebte es, ebenso wie HUTTEN, seinen Gegnern gegenüber sich gelegentlich nicht nur als den gebildeteren, sondern auch als den frömmeren Mann darzustellen. In Halle brach später der innere Gegensatz in offene Feindschaft aus. Sowohl die Lehre als das Leben des THOMASIUS gaben FRANCKEN Anstoß. Im Jahre 1702 sah FRANCKE durch sein Gewissen sich genötigt, die Frau des THOMASIUS um ihres Kleiderluxus willen von der Kommunion auszuschließen (KRAMER, II, 145 ff.). Dem THOMASIUS selbst hatte schon ein Leipziger Gegner vorgehalten, daß er zur Vorlesung und Disputation das Katheder im bunten Modekleid mit Degen und zierlichem goldenem Gehänge besteige.

Die Studentenschaft folgte den beiden repräsentativen Männern. Es ging bald unter den Gegnern ein Spruch um: du gehst nach Halle? du wirst als Atheist oder als Pietist zurückkehren *(Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus)*. Dem Juristen wird in Aussicht gestellt, als ungläubiger Weltmann, der nicht mehr an Hexen und Teufel, vielleicht auch noch an andere Dinge, glaubt, aus Halle zurückzukommen; dem Theologen droht der Pietismus oder gar der Enthusiasmus, der nicht minder der „gesunden Lehre“ feind und vor allem dem Kirchenregiment verhaßt ist: indem er sich auf innere Erleuchtung beruft, entzieht er sich der Kontrolle der Lehraufsicht. Aber die Entrüstung der Vertreter des Alten hielt den Lauf der Dinge nicht auf. Mitten zwischen den alten sächsischen Universitäten gelegen, machte sich die neue brandenburgische bald Raum. Während des ganzen 18. Jahrhunderts, seit der Mitte desselben in Konkurrenz mit der neuen hannöverisch-englischen Universität Göttingen, behauptete Halle die Führerschaft unter den deutschen Universitäten. Die Zahl der jährlichen Inskriptionen stieg schon im ersten Jahrzehnt auf 600. Bis 1724 waren 6032 Theologen und 8052 Juristen, dazu noch zwei Fürsten, 76 Grafen, 103 Freiherren und 1200 Adlige immatrikuliert worden (HOFFBAUER, 32). Aufklärung und Pietismus, philosophischer, politischer und zuletzt auch theologischer Rationalismus haben von Halle aus ihren Siegeslauf durch Deutschland angetreten.

THOMASIUS war für die Ausbreitung seiner Denkweise rastlos thätig. In Halle hinderte ihn nichts mehr, seine Gedanken in deutschen Lehrbüchern mitzuteilen. Gleich im Jahre 1691 erschien die *Philosophia aulica* deutsch als „Einleitung zu der Vernunftlehre, worinnen durch eine leichte und allen vernünftigen Menschen, waserlei Standes oder Geschlechts sie seien, verständliche Manier der Weg gezeigt wird, ohne die *Syllogistica* das Wahre, Wahrscheinliche und Falsche voneinander

zu entscheiden und neue Wahrheiten zu erfinden". Im folgenden Jahr erschien das zugehörige Lehrbuch der Moral unter dem Titel: „Von der Kunst vernünftig und tugendhaft zu lieben, als dem einzigen Mittel zu einem glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, oder Einleitung in die Sittenlehre." Die Schriften, deren „ohnpedantischer" Inhalt dem Titel völlig entspricht, wurden begierig gelesen, wie durch eine große Menge Auflagen bewiesen wird. So war THOMASIUS bestrebt, die Halleschen Studenten von dem „Laster der Pedanterei" zu befreien und moderne Bildung zu verbreiten. Das persönliche Beispiel unterstützte die litterarischen Bemühungen. Halle, so bezeugt er 1717 (in seiner Ausgabe von M. v. OSSES Testament, S. 215), „dürfe sich, obwohl von der Unhöflichkeit noch nicht gänzlich befreit, doch gratulieren an einem Ort angelegt zu sein, an welchem die Herren Räte bei der hochlöblichen Regierung als Männer von höflichen Sitten sowohl die Lehrer als die Studierenden durch ihr gutes Exempel antrieben zu folgen; und werden wir Professores auch nunmehro, nachdem die Regierung nach Magdeburg transferieret worden, uns angelegen sein lassen, den desfalls uns anvertrauten *studiosis* noch mit dergleichen Beispiel voranzugehen." Es folgt ein drei Quartseiten langer Exkurs über das Hutabnehmen, als welches, obwohl mit Maßen zu üben, zur Höflichkeit gehöre. So seltsam uns diese Bestrebungen anmuten, so hatten sie zu einer Zeit, wo die Universitäten eben aus dem Unwesen des Pennalismus aufzutauchen begannen, ihr gutes Recht. Durch die höfisch-französische Bildung ist die Barbarei des Saufens und Raufens, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der akademischen Welt ihren Höhepunkt erreicht hatte, allmählich zurückgedrängt worden. Auch in dieser Hinsicht geht die Universität Halle voran. Der Pennalismus hat hier überhaupt nicht erst Eingang gefunden.

Standen die Juristen in Halle unter solchen Einflüssen, so empfingen die Theologen ihre Bildung und Lebensrichtung durch FRANCKE. So groß die Spannung zwischen den Vertretern des Pietismus und des Rationalismus zeitweilig wurde — die große Explosion, wodurch ganz Deutschland in Aufregung gebracht wurde, die Vertreibung WOLFS durch den unter pietistischen Einflüssen handelnden König Friedrich Wilhelm, ist bekannt — so blieben sie doch durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die überkommene Schulgelehrsamkeit verbunden: wirken wollen beide, wirken auf dem kürzesten Wege, denn das Größte steht auf dem Spiel, die diesseitige und jenseitige Glückseligkeit des Menschengeschlechts. Hierfür tragen, das ist die gemeinsame Grundüberzeugung, lateinische Poesie und Kontroversentheologie beide nichts aus; worum es sich jetzt handelt, das ist die Reformation des ganzen Lebens, des

öffentlichen wie des privaten, durch die neuen Wissenschaften und durch ein praktisches Christentum.

Hierin ist der Pietismus mit dem Rationalismus ganz einstimmig. Er ist sehr fern von quietistischer Beschaulichkeit. Francke hat es nicht minder als Leibniz und Wolf auf die großartigste und allgemeinste Erneuerung und Umgestaltung aller Dinge abgesehen. Um dieselbe Zeit, als in Berlin Leibnizens Plan zu einer allgemeinen Verbesserung des menschlichen Wesens in der Akademie der Wissenschaften einen ersten Anfang zur Verwirklichung erhielt, entwarf Francke ein „Projekt zu einem *seminario universali,* in welchem man eine reale Verbesserung in allen Ständen in und außerhalb Deutschlands, ja in Europa und allen übrigen Teilen der Welt zu gewarten (1701, bei Kramer, II, 489); in den Waisenerziehungs-, Armenversorgungs- und Lehrerbildungsanstalten, die im Werden waren, sah er den Keim zu jenem Werk. Wie ernst es ihm mit der großen Idee einer „gründlichen realen Verbesserung des allgemeinen verderbten Zustandes, nicht allein in der evangelischen Kirche, sondern allenthalben in der Welt“ war, zeigen die wiederholten Bearbeitungen dieses Projektes. Die letzte, im Jahre 1711 für den Kronprinzen verfaßt, zählt neun Hauptanstalten als Teile dieser „Universaleinrichtung zum Nutzen der ganzen Christenheit“ auf, darunter als letztes das *Seminarium nationum,* eine Erziehungsanstalt für Ausländer, wie denn schon zwei tartarische Knaben ihre Erziehung in Halle erhalten hätten (ebend. 500).

Wer von solchen Ideen erfüllt ist, wird für die Quisquilien philologisch-kritisch-historischer Forschung oder die Quästionen scholastischer Systembildung wenig Geduld haben. Überall dringt Francke darauf, daß die Studierenden nicht bei unnötigen Schwierigkeiten sich aufhalten; er warnt vor dem *pruritus scientiae;* auf die innere Aneignung der Wahrheit kommt es an. Was der Student an Wissenschaft bedarf, das ist, außer der Kenntnis der symbolischen Schriften und der Kirchengeschichte, die genaue Kenntnis der beiden Grundsprachen, aber freilich nicht um zu philologischer Kritik, sondern um zu sicherem und vertieftem Verständnis befähigt zu sein; die Applikation ist die Hauptsache (Kramer, II, 393 ff.). A. Bengel, ein Gesinnungsgenosse Franckes, charakterisiert seine eigene Bibelforschung so: „meine ganze Manierlichkeit besteht darin, daß ich alle unnötigen Dinge, Worte, Umstände unterlasse. Ein *Scepticus biblicus* ist wie ein Reisender, der über keine Pfütze schreiten und über kein Gräslein setzen, sondern alles vorher eben gemacht und ausgefüllt haben will: wer wollte solchen für klug halten? Der Glaube hängt sich an alles an, was er kriegt und macht wacker fort, der Unglaube ist das Gegenteil davon“ (Bengels Leben von

Wächter, S. 6). Damit ist auch Franckes Stellung zur Forschung bezeichnet.

Neben Thomasius und Francke trat später ein etwas jüngerer Mann hervor, der Philosoph Christian Wolf. Zu Breslau 1679 geboren, wurde er 1706 als Lehrer der Mathematik nach Halle berufen; er dehnte aber seine Vorlesungen allmählich auf den ganzen Umkreis der philosophischen Wissenschaften aus; Mathematik, Physik, Astronomie, Mechanik, Logik, Metaphysik, Natürliche Theologie, Psychologie, Ethik, Politik, Ökonomik, Naturrecht, alle diese Disziplinen liegen innerhalb seiner akademischen und schriftstellerischen Lehrthätigkeit. Eine erstaunliche Arbeitskraft, ein freier Wahrheitssinn und ein sicheres Gefühl für die intellektuellen und praktischen Tendenzen der Zeit haben ihn zu einer Wirksamkeit emporgehoben, wie sie seit Melanchthon kein deutscher Universitätslehrer geübt hatte. Man kann ihn geradezu den Nachfolger Melanchthons in der philosophischen Schulherrschaft nennen. Bis gegen Anfang des 18. Jahrhunderts hatte auf den deutschen Universitäten und Gymnasien die Melanchthonsche Schulphilosophie geherrscht; sie wird im Verlauf der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Philosophie Wolfs abgelöst. Wolfs System ist die erste Form, worin die moderne, auf den neuen mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungen und den neuen rechts- und staatswissenschaftlichen Anschauungen beruhende Philosophie von den Lehrstühlen der Universitäten Besitz ergriffen hat. Zwar hatte schon vorher die Cartesianische Philosophie gelegentlich Eingang gefunden, aber die Wolfische Philosophie ist das erste zu allgemeiner Anerkennung und Herrschaft gelangte moderne Schulsystem. Auf seinen Inhalt und sein Verhältnis zu Leibniz einzugehen, ist hier keine Veranlassung. Ich hebe bloß den einen Charakterzug hervor, wodurch es sich so bestimmt als moderne Philosophie ankündigt und von aller älteren Schulphilosophie unterscheidet: die Absage an allen Autoritätsglauben. Als „Vernünftige Gedanken“ kündigen sich schon auf dem Titel die ersten, in deutscher Sprache geschriebenen Lehrbücher Wolfs an; das will sagen: nicht bloß objektiv vernünftige, sondern allein auf Vernunft beruhende Gedanken. Es ist das Prinzip des Rationalismus, zu dem sich die Bücher durch ihren Titel bekennen: als wahr wird nur anerkannt, was bei freier Prüfung vor der Vernunft besteht.

Wie revolutionär Wolfs Rationalismus, der der heutigen Zeit so zahm vorkommt, den Zeitgenossen erschien, ist bekannt genug. Francke sah in der Vertreibung Wolfs aus Halle (1723) eine Erhörung seiner Gebete um die Erlösung von dieser „großen Macht der Finsternis“. Andere Universitäten sekundierten den Hallischen Vertretern des

Autoritätsprinzips im Kampf gegen diesen grundstürzenden Rationalismus. Die theologische Fakultät zu Tübingen erklärte in einem geforderten Gutachten die Prinzipien der Wolfischen Philosophie für völlig unvereinbar mit der Theologie; auch gäben „die dissentierenden Professoren zu unnöthigen Controversien Anlaß, welche den akademischen Statuten, kraft deren Übereinstimmung in der Lehre sein solle, schnurstracks zuwider seien“. Ebenso sprachen sich die theologische und philosophische Fakultät zu Jena gegen die Zulässigkeit der neuen Philosophie aus; nachdem sie ihre Irrtümer in 29 Punkten ans Licht gebracht, schließen sie so: „Wenn dann nun notorisch, daß auf der hiesigen Universität verschiedene Dozenten der Wolfischen Philosophie anhangen und solche mit nicht geringem Zugang dociren, gleichwohl aber die Professores selbst zur Festhaltung bewährter und sonderlich in die Religion einschlagender Prinzipien auf das nachdrücklichste mit Eid und Pflicht angewiesen und verbunden sind, welches ganz vergeblich sein und endlich zu der Professoren Spott gereichen würde, wenn denen Magistern allerhand ohne Unterschied zu lehren oder wohl gar die Professores zu refutiren nachgelassen werden sollte, auch die Leibnizischen und Wolfischen *principia* von den Gelehrten als schädlich detestiret werden, vornehmlich aber, wie solche von Sr. Kgl. Maj. in Preußen angesehen, weltbekannt und daher unschwer zu ermessen ist, in was gefährliche und nachtheilige *Blame* die Akademie dadurch gerathen könnte: als haben wir solches nach Erforderung unserer Pflicht hierdurch gebührend vorzustellen keinen Umgang nehmen wollen“ (Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, III, 1, 239 ff.).

Man sieht, es handelt sich um den Kampf zwischen zwei Prinzipien: dem Autoritätsprinzip, das bisher den gesamten Universitätsunterricht beherrscht hatte, und dem neuen Prinzip der freien Forschung. Nach der alten Auffassung ist die Aufgabe des akademischen Lehrers die Tradition einer kanonischen Lehre, nach der neuen Auffassung ist seine Aufgabe: durch eigene Forschung die Wahrheit suchen und hierzu auch die Hörer anleiten; selbständiges Denken ist Recht und Pflicht aller Bürger der Universität.

Der Sieg, den das alte Prinzip erfocht, indem es Wolfs Abgang aus Halle mit Androhung der Strafe des Stranges erzwang, war nicht ein nachhaltiger Erfolg. Nicht nur, daß Wolf in Marburg sogleich einen günstigen Boden für seine Wirksamkeit wieder gewann, die Verfolgung führte zu rascher Ausbreitung der Lehre. Als Wolf 1740 mit großen Ehren nach Halle zurückgerufen wurde, konnte seine Philosophie schon für die herrschende gelten. Im besonderen tritt das auch darin zu Tage, daß die Theologie jetzt unter ihren Einfluß sich stellt.

Seit den 30er Jahren vollzog sich dieser bemerkenswerte Umschwung. Bisher hatte die Philosophie unter der Botmäßigkeit der Theologie gestanden; sie war *ancilla theologiae*, wenigstens die akademische. Von jetzt ab änderte sich, wenigstens im Bereich des Protestantismus, das Verhältnis dahin, daß die Theologie unter den dominierenden Einfluß der Philosophie trat: nacheinander haben die Wolfische, die Kantische, die Hegelsche Philosophie auf die Gestaltung der Theologie entscheidend eingewirkt.

Auch diese Wandlung hat sich zuerst in Halle vollzogen; eingeleitet ist sie durch den Theologen J. S. Baumgarten, der 1734 bis 1757 zu Halle mit großem Erfolg lehrte; er war, wie sein Bruder, der Philosoph Alex. Baumgarten, ein Schüler und Anhänger Wolfs. Ihm folgte als führender Theolog sein Schüler J. S. Semler (lehrte 1752 bis 1791), der darin voranging, die Methode historisch-kritischer Untersuchung auf die heiligen Schriften anzuwenden. Mit ihm begann die große Wendung im theologischen Unterricht. Bisher hatte er wesentlich einen praktisch-homiletischen Charakter gehabt, seine Absicht war, künftigen Geistlichen Anleitung zur Predigt und Lehre zu geben, Dogmatik und Exegese dienten diesem Zweck. In Halle hatte der Pietismus dem Unterricht seine besondere Färbung gegeben; Franckes paränetische Vorlesungen hatten als der Mittelpunkt des theologischen Unterrichts gegolten; auch Baumgarten hatte anfangs noch die Erklärung jedes Kapitels mit Gebet begonnen und geschlossen (Schrader, I, 277). Jetzt begann der theologische Unterricht einen eigentlich wissenschaftlichen Charakter anzunehmen, die Religion wird Objekt wissenschaftlicher Forschung. Man kann die Wendung so bezeichnen: die bisherige Theologie war der Form nach dogmatisch, sie setzte voraus, daß die eine und gleiche Lehre von Anfang an in den heiligen Schriften gegeben sei und daß es sich allein um die sichere Ermittelung und Formulierung handle, um sie dann zur allgemeinen Aneignung in Predigt und Katechismus zuzubereiten. Die neue, von Semler zuerst eingeführte Betrachtungsweise ist historisch, sie machte die heiligen Schriften zum Objekt der Untersuchung; sie sah, daß jede Zeit ihren Inhalt auf ihre Weise angeeignet und entsprechend dem *Locale* (*milieu* sagt man jetzt) zum Lehrsystem verarbeitet habe. Sie verwarf diese letztere Bemühung nicht geradezu, aber verlangte daneben, daß man den ursprünglichen Gehalt jener Schriften, ohne Rücksicht auf die spätere dogmatische Auslegung ermittele. Von dieser Unterscheidung „der historischen Auslegung, die wirklich in jene Zeiten des ersten Jahrhunderts als damaliger Inhalt und Umfang der Vorstellungen dieser Zeitgenossen gehört, und der jetzigen Anwendung zur Belehrung unserer

Christen, welche der Lehrer nach den Umständen seiner Zeit und seines Ortes mit jetziger Lehrgeschicklichkeit zu fördern hat", behauptet er, daß sie ihm als leitender Gedanke von großem Wert gewesen sei (Lebensbeschreibung, I, 208). Man sieht, mit dem alten Prinzip des Unterrichts, Auslegung inspirierter Schriften, ist hier grundsätzlich gebrochen.

Hiermit war die innere Umformung des akademischen Unterrichts vollendet: nicht Überlieferung feststehender Wahrheiten ist seine Aufgabe, sondern Anleitung zum Selbstdenken und freier wissenschaftlicher Forschung. Halle blieb bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die Burg des theologischen Rationalismus. Als ein Hauptvertreter desselben wird uns später A. H. NIEMEYER, ein Enkel A. H. FRANCKES, begegnen.

Es ist der Stolz und der Ruhm der Hallischen Universität, hierin vorangegangen zu sein. Das Prinzip der *libertas philosophandi*, welches SPINOZA in dem *tractatus theologico-politicus*, jenem *liber horrendus* für die alten Universitäten, zuerst empfohlen hatte, die neue preußische Universität wagte zuerst es anzunehmen. Im Jahre 1711 hielt GUNDLING am Geburtstag des Königs eine bemerkenswerte Rede (abgedruckt in J. E. KAPPS Sammlung: *Orationes selectae,* Leipzig 1722, S. 803 ff.). Sie handelt *De libertate Fridericianae:* die Friedrichsuniversität das *atrium libertatis.* Was ist die Aufgabe der Universität? GUNDLING antwortet: zur Weisheit zu führen, d. h. zur Fähigkeit, das Wahre und Falsche zu unterscheiden; das aber ist unmöglich, wenn der Forschung irgend welche Grenzen gesetzt sind. Er erörtert dann die Frage: ob ein Mensch das Recht habe; einen andern durch Strafandrohung zu der Meinung, welche er selbst für wahr hält, zu nötigen. Er verneint sie; aus naturrechtlichen und aus Nützlichkeitsgründen ist der Zwang zu verwerfen; es giebt nichts Nützlicheres als Freiheit der Lehre und der Schrift, durch sie werden alle Geisteskräfte hervorgelockt, alle Wissenschaften kommen zur Blüte, die Künste, der Reichtum und die Bevölkerung wächst, wie dies alles das Beispiel der Niederlande zeige. — Aber, sagt man, *libertas* sei freilich gut, aber *licentia* nicht. — Ist jemals, erwidert GUNDLING, eine Neuerung versucht worden, ohne daß ihr der Vorwurf des Subjektivismus, der Zügellosigkeit gemacht ward? Sind nicht die Verkünder des reinen Evangeliums von den Pfaffen, sind nicht die Begründer der neuen Physik von den Freunden der verborgenen Qualitäten so beschuldigt worden? Also Zwang ist in diesen Dingen überall vom Übel: belehre, ermahne, bitte; hören sie, ist es gut, wenn nicht, lerne es ertragen. *Veritas adhuc in medio posita est: qui potest; adscendat: qui audet, rapiat: et applaudemus.*

Es war eine unerhörte Sprache. Bisher war überall, wenigstens in der theologischen und philosophischen Fakultät, der Inhalt der Lehre vorgeschrieben worden; Neuerungen, wie den Ramismus, hatte man unbedenklich verboten. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts verpflichtete der Magistereid zu Leipzig und Helmstedt zur Verteidigung und Fortpflanzung der alten und wahren, d. h. der aristotelischen Philosophie. Aber das neue Prinzip drang durch. Die Hallische Freiheit und Weisheit, sagt Heumann in seinem 1718 zum erstenmal erschienenen *Conspectus reip. litter.* S. 52, verbreitet ihr Licht auch zu den andern deutschen Völkern und schon schämen sich überall die Professoren manches zu glauben und zu lehren, was zu den Zeiten unserer Väter noch für heilige Pflicht galt.

Nur ein Studium wollte zu Halle nicht gedeihen, das humanistisch-philologische. Es lag nicht an ihrem Vertreter, sondern an dem Geist, der die neue Universität beherrschte. Die Professur der Eloquenz, womit der Vortrag der alten und neuen Geschichte verbunden war, wurde von Christoph Cellarius (1638—1707), einem nicht unbedeutenden, tüchtigen und thätigen Mann als erstem Inhaber verwaltet. Er war der neuen Bildung gar nicht feindlich; er war nichts weniger als Verbalphilolog oder Imitationspoet. Seine litterarische Thätigkeit, von welcher J. Burckhard in seiner *Epistola de obitu C. C.* (1707) eine Übersicht giebt, umfaßt, außer zahlreichen Editionen lateinischer Schriften und einer Reihe viel gebrauchter Lehrbücher zur leichteren Erlernung der lateinischen Sprache, auch das Gebiet der Geschichte und Geographie; seine Lehrbücher der alten, mittleren und neueren Geschichte, sowie der alten und neuen Geographie (seit 1685), haben diese Gegenstände in den gelehrten Unterricht eingeführt. Dennoch fand er in Halle wenig Anklang.

Um den gänzlich darniederliegenden klassischen Studien aufzuhelfen, wurde 1697 ein *collegium elegantioris litteraturae* errichtet; es ist das erste philologische Seminar. In der Eröffnungsrede *(de meliorum litterarum restitutione)* klagt Cellarius, daß er in seinen beiden Lehrfächern bisher wenig glücklich gewesen sei, die Zahl der Zuhörer sei sehr gering geblieben. Die jungen Leute eilten sogleich zu den Studien der höheren Fakultäten, um bald ins Amt zu kommen. Vor lauter Fachkollegien und Leibesübungen kämen sie zur Übung im Reden und Schreiben gar nicht, wovon die Folgen in der Barbarei ihrer Rede leicht zu sehen. Aber nicht nur seine philologischen, sondern auch seine historischen Vorlesungen würden verschmäht, man beschwere sich darüber, daß er statt über die neueste, über alte Geschichte lese: als ob dem Juristen die römische Geschichte entbehrlich

wäre! Aber freilich sei sie schwieriger als die Geschichte der Barbaren, welche sie bei anderen mit großem Zulauf hörten, wie die monströsen und barbarischen Namen der alten Dänen in Großbritannien oder der ersten spanischen Könige. — Der Rede ist ein Einladungsprogramm des Rektors Hoffmann, Professors der Physik und Medizin, beigegeben, worin noch stärker der Verfall des klassischen Studiums ausgesprochen wird: wer kann noch reines Latein schreiben, ja auch nur beurteilen? Die Professoren der schönen Wissenschaften reden vor leeren Bänken, in ihren Schulen ist grauenhafte Öde. Die klassischen Autoren liegen unbekannt und verachtet im Staube, man weiß kaum noch ihren Namen. Diesem Übel solle das neugegründete Institut begegnen, der Vorsteher werde sowohl zur Eloquenz anleiten, als die Antiquitäten, sowie Geschichte und Geographie vortragen. Besonders sei es für solche bestimmt, die hernach zu Lehrern an den Gymnasien und Schulen gebraucht werden könnten, seinen Mitgliedern sollten die Bedienungen in den brandenburgischen Staaten vor anderen zu Teil werden.

Cellarius hat an dem Seminar nicht viel Freude gehabt; Zeit und Ort waren allzu ungünstig. Die Hallische Studentenschaft bestand, wie übrigens jede andere zu jener Zeit, aus Juristen und Theologen; die Zahl der Mediziner war ganz gering, und die philosophische Fakultät war bloß allgemeine Vorschule; selbst ihre Professuren waren in der Regel Vorstufe zu einem Lehramt in der theologischen oder juristischen Fakultät; im Jahre 1738 befanden sich z. B. unter den 13 Professoren der philosophischen Fakultät je drei, die auch in der theologischen und juristischen und zwei, die auch in der medizinischen ein Ordinariat bekleideten (Schmeizel, 181). Eigene Schüler hatte sie eigentlich überhaupt nicht; sie führte bis 1802 gar keine eigenen Inskriptionslisten, jeder Student wurde sogleich bei der Immatrikulation bei einer der oberen Fakultäten eingeschrieben, als welche allein zu einem Amt und Lebensberuf führten; der Lehrerberuf wurde nicht als Lebensberuf, sondern als Durchgangsstufe zum geistlichen Amt angesehen. Aber weder die Theologen noch die Juristen fanden in Halle seitens ihrer Lehrer große Ermunterung zu den klassischen Studien. Die Theologen, wenn sie Breithaupts und Franckes Rat folgten, hörten vor allem und zuerst die theologischen Vorlesungen, nachher wenn ihr Sinn gereinigt und befestigt und noch Zeit übrig sei, möchten sie auch *philosophica* besuchen (Hoffbauer, S. 101 ff.). Das galt zunächst von den eigentlich philosophischen Vorlesungen, deren Gefährlichkeit Francke so oft zu beklagen Ursache hatte. Auf die Sprachen hielt er, sowohl auf die griechische und hebräische, die er selbst lehrte, als auf die lateinische; wie er denn auch ebenso wie die übrigen

Hallischen Theologen für seine wissenschaftlichen Vorlesungen an der lateinischen Sprache festhielt (Kramer, II, 385). Aber ein mit Hingebung betriebenes Studium der Alten seitens seiner Schüler hätte Francke nur mit größter Besorgnis gesehen. Die Sprachen haben für ihn nur die Bedeutung äußerlich notwendiger Hilfsmittel für die wissenschaftliche Arbeit. Übrigens hat er für den schulmäßigen Betrieb der Sprachen durch die Theologie Studierenden sehr Bedeutendes geleistet; sein Waisenhaus mit den Schulen war zugleich ein großes philologisch-pädagogisches Seminar. Ich komme hierauf später zurück.

Den Juristen dieses Zeitalters lag die Schätzung humanistischer Studien wenn möglich noch ferner. Von Stryk, dem gelehrten Kenner des römischen Rechts, wird erzählt, daß er seinen Studenten eingeprägt habe, das *corpus juris* für das Hauptessen, die *philosophica* aber bloß als *hors d'oeuvre* anzusehen. War das zunächst wohl ein Stich gegen Thomasius, so hatte doch auch Cellarius, wenn er einmal den juristischen Disputationen in eigengemachter Sprache anwohnte, Ursache zu dem Ausruf: *jus, jus, et nihil plus!* Noch weniger fanden die Studenten bei Thomasius Ermunterung zum Studium der Alten. Wie dieser die Alten schätzte, hat er in einer Anmerkung zu dem Testament M. v. Osses (S. 338ff.) unmißverständlich ausgesprochen: Melanchthon sei zwar zu loben, daß er die griechische Sprache eingeführt, aber das sei nicht weislich gethan, „daß er die Jugend mit der Thorheit der griechischen Oratoren und Poeten, ingleichen mit der unnützen Philosophie des Aristoteles aufgehalten und denen *studiosis* nicht klügere Bücher in die Hände gegeben. Warum ließ er nicht *in Graecis*, statt der Poeten, Euripides, Sophokles, Homer, Aristoteles u. s. w., das neue Testament oder die Bücher des alten Testamentes nach der 70 Dolmetscher ihrer Version durch die *professores philosophiae* erklären?" Thomasius findet, der einzige denkbare Grund sei, daß man den philosophischen Magistern die Behandlung der Schrift nicht anvertraut, sondern den Theologen vorbehalten hätte, welcher grobe Brocken des Papsttums auch auf den evangelischen Universitäten geblieben sei. Hätte man aber dann doch wenigstens die nicht zum Kanon gehörigen Bücher den Philosophen gelassen: „Ich sollte vermeinen, das Buch der Weisheit, der Judith, der Makkabäer u. s. f. wären so gut, ja noch besser gewesen, als der Narr Homerus und die übrigen heidnischen Poeten und Oratores. Ja, ich sollte meinen, aus dem einzigen Jesus Sirach mehr gute *praecepta logica*, *moralia* und *politica* in eine Ordnung oder in *formam artis* zu bringen, als aus allem Geschmiere des heidnischen Aristoteles."

Es ist kein Wunder, daß Cellarius in solcher Umgebung nicht

durchdringen konnte. Sein Schüler J. Burckhard sagt in dem erwähnten Nekrolog, einem Ort, wo doch lieber von Erfolgen als Enttäuschungen geredet wird, daß seine Wirksamkeit ganz geringfügig geblieben sei; namentlich an dem Griechischen habe er beinahe ganz verzweifelt.

Die nächsten Nachfolger des Cellarius in der Professur der Eloquenz und Geschichte gaben sich mit der Erhaltung der klassischen Studien, die ihnen selbst fern lagen, kaum noch Mühe. Zunächst übernahm der Philosoph und Jurist N. H. Gundling, ein Schüler und Geistesgenosse des Thomasius, das Lehramt, er wurde aber bald auch Ordinarius in der Juristenfakultät; sein Interesse gehörte ganz und gar der Historie und Philosophie, sowie den Staats- und Kameralwissenschaften. Die Vorlesungen, die er als *prof. eloquent.* anzeigt, haben zu der klassischen Litteratur kaum Beziehung, höchstens kommt gelegentlich einmal *Tacitus Germania* vor.[1] Nach Gundlings Tode (1729) kam die Professur, nach mehrjähriger Vakanz, an den Mediziner J. H. Schulze, der sie 1732—1744 neben seinem Ordinariat in der medizinischen Fakultät verwaltete; er las über römische und griechische Altertümer und hin und wieder über den Sueton. Ihm folgte Wiedeburg (bis 1758), der ebenfalls mehr historische als philologische Vorlesungen hielt. Hierauf folgte wieder eine fünfjährige Vakanz. Außer den Ordinarien beteiligten sich an dem Unterricht in den alten Sprachen noch der Jurist Heineccius, der lateinische Stilübungen zu leiten pflegte; ein Extraordinarius Beger, der Anleitung zur Verfassung deutscher und lateinischer Briefe und Gedichte anbietet; der Theologe J. H. Michaelis und der Orientalist C. B. Michaelis, die beide Griechisch lehrten, mit Vorlesungen über das neue Testament. Letzterer kündigt auch einmal (1722) eine zweistündige Vorlesung über des Paeanius griechische Paraphrase des Eutrop an, *ad hauriendam inde Graecitatem.*

Dieselbe Ansicht von dem Betrieb der humanistischen Studien erhält man, wenn man die Hodegetik zu Rate zieht, die ein Hallischer Professor, Ordinarius in der juristischen und philosophischen Fakultät, als Grundriß zu Vorlesungen herausgab: M. Schmeizel, Rechtschaffener Academicus (Halle 1738), übrigens ein unsäglich vernünftiges und langweiliges Buch. Von Schulen muß man danach mitbringen: eine

[1] Die hier gegebenen Data sind aus den Lektionsverzeichnissen entnommen, welche die Universität halbjährlich veröffentlichte. Über Gundlings Thätigkeit als Gelehrter und Lehrer geben auch die Gundlingiana Auskunft, eine in 44 Stücken von 1715—1728 erschienene Sammlung von Abhandlungen, „darinnen allerhand zur Jurisprudenz, Philosophie, Historie, Kritik, Litteratur und übrigen Gelehrsamkeit gehörige Sachen abgehandelt werden“.

tüchtige Kenntnis der deutschen und lateinischen Sprache, so daß man auch letztere fehlerfrei sprechen und schreiben kann; Griechisch ist Theologen, Medizinern und Philosophen unentbehrlich und auch einem Juristen, der etwas mehr als ein gemeiner Advokat zu werden verhoffet, wegen der Justinianischen Novellen wünschenswert. Dem Juristen ist auch die Kenntnis des Französischen und dem Mediziner außerdem die des Englischen wertvoll. Ferner müssen alle mitbringen die Elemente der Religionskenntnis, der Geographie und Universalhistorie, besonders der Historie der Gelahrtheit, endlich der Philosophie. Diese Grundlage einer allgemeinen Bildung ist dann in den ersten Jahren des Universitätsstudiums zu vertiefen und zu erweitern; besonders hat der Student Fleiß zu verwenden auf die Historie der Gelahrtheit, auf Geographie und Historie, besonders auch Kirchenhistorie und Geschichte der neuesten politischen Welt, auf Philosophie, „jedoch nicht mehr und auch nicht weniger, als seiner Partikularabsicht gemäß“, auf Mathematik und Physik, wo dieselbe tiefsinnige Regel gilt, auf Politik und *jus naturae*, welche zu kennen allen vernünftigen Menschen notwendig. Endlich ist der lateinische Stil fleißig zu üben. Man sieht, die klassischen Autoren kommen auf diesem Stundenplan gar nicht vor. — Eine ganz ähnliche Anweisung giebt ein zu Jena 1726 anonym herausgekommenes „Vernünftiges Studentenleben“, das übrigens manche interessante Details aus dem damaligen Universitätsleben enthält. —

Das ist der Studienbetrieb an der neuen führenden Universität. Die wissenschaftlichen Bestrebungen, die hier als die kräftigsten sich erweisen, die neue Theologie, mit ihrer praktischen, irenischen und rationalen Richtung, im Gegensatz zur alten Orthodoxie, die neue Jurisprudenz mit ihrer Richtung auf das Naturrecht und den modernen Staat und die Reform des öffentlichen Wesens durch beide, die neue, auf Mathematik und Naturwissenschaft, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Philosophie, im Gegensatz zur alten aus dem Aristoteles abgeleiteten Schulphilosophie, das sind die Dinge, die allmählich auch auf den übrigen Universitäten durchdringen und das Alte verdrängen. An allen wird sich die Wandlung nachweisen lassen, die sich übrigens, ähnlich wie vor zwei Jahrhunderten die Aufnahme der humanistischen Studien, meist unter Begünstigung oder auf Antrieb der Regierungen vollzog.

Einer Übersicht über diesen Vorgang schicke ich aber noch eine Bemerkung über die äußere Ausstattung der neuen Universität voraus. Sie war sehr bescheiden. Der Besoldungsfonds betrug anfangs 5400 Thlr., wovon auch die Beamten und Exerzitienmeister unterhalten wurden.

Noch 1721 betrug die Summe der Professorengehalte nicht mehr als 6000 Thlr. Der Gesamtaufwand aus öffentlichen Kassen belief sich auf 7000 Thlr. Man sieht, die Professoren waren hauptsächlich auf ihren privaten Verdienst angewiesen. Hierfür kamen, neben den Einnahmen aus der Praxis (geistlicher, juristischer und medizinischer) und den Gebühren vor allem die Vorlesungshonorare in Betracht. Die Mehrzahl der Lehrer war wesentlich auf den Ertrag aus dem Privatunterricht und aus dem Halten von Pensionären angewiesen. Es hängt hiermit zusammen, daß die Zahl der Privatvorlesungen vielfach übermäßig groß war, und daß die öffentlichen Vorlesungen hier von Anfang an zurücktreten. Auch im übrigen war die Ausstattung dürftig. Ein eigenes Gebäude besaß die Universität überhaupt nicht; für die öffentlichen Vorlesungen wurden vier Zimmer in dem Residenzgebäude angewiesen, Privatvorlesungen wurden zu Hause gehalten. Außerdem war ein Saal im städtischen Wagehaus für öffentliche Akte und Disputationen zur Verfügung gestellt; Promotionen fanden in der Kirche statt. Die Institute beschränkten sich auf eine dürftig ausgestattete Bibliothek, die noch 1709 in drei Zimmern des Wagehauses Unterkunft fand; noch 1768 betrug der Anschaffungsfonds kaum 100 Thlr. Außerdem wurde ein *hortus medicus* und eine Anatomiekammer in Aussicht gestellt, doch glich jener noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts einer Wüstenei und für den anatomischen Unterricht blieb einstweilen den Lehrern selbst überlassen, sich Raum und Material zu verschaffen. Endlich ist noch der Ausstattung mit Freitischen zu erwähnen, etwa 150, die aus Beiträgen der Landschaft und aus den Erträgen einer vierteljährlich in allen königlichen Landen angestellten Kollekte vor den Kirchthüren unterhalten wurden. Erst 1787 wurden der Universität noch 7000 Thlr. und 1803—4 wieder 15 000 Thlr. zugelegt.

Man sieht, der ganze Aufwand für die junge Universität betrug weniger, als heutzutage die Kosten eines mäßig ausgestatteten Gymnasiums. Und dennoch war sie in kurzem die erste Universität Deutschlands, ja man kann wohl ohne Übertreibung sagen, die erste Universität der Welt: wenigstens sind bedeutendere Antriebe für die wissenschaftliche Kultur und den akademischen Unterricht von keiner gleichzeitigen Universität ausgegangen. Während die auswärtigen Universitäten die Führung im geistigen Leben ihrer Völker immer mehr verloren und zur Unbedeutendheit herabsanken, stellte sich Halle an die Spitze aller aufstrebenden Kräfte und brachte es, durch sein Beispiel die übrigen deutschen Universitäten mit sich fortreißend, dahin, daß diese Anstalten, die noch am Ende des 17. Jahrhunderts in tiefer Mißachtung lagen,

so daß ein Mann wie Leibniz ihnen anzugehören unter seiner Würde fand, am Ende des 18. Jahrhunderts als die Trägerinnen des wissenschaftlichen Lebens und des geistigen Fortschritts der Nation dastanden. So sehr hängt hier alles von den rechten Personen, so wenig von den äußeren Mitteln ab. Oxford hatte vielleicht mehr als das hundertfache Einkommen von Halle. Und doch, was ist das Oxford des 18. Jahrhunderts gegen Halle?

Ich gebe nun eine Übersicht über den Zustand einiger der bedeutenderen Universitäten in den 20er und 30er Jahren, hauptsächlich in der Absicht, die Lage der klassischen Studien erkennen zu lassen; auf Vollständigkeit ist es dabei nicht abgesehen; sie wäre auch nicht ganz leicht zu erreichen.

Was zunächst die alten preußischen Universitäten anlangt, so erhielt im Jahre 1735 Königsberg eine neue Lektionsordnung (Arnold, I, Beil. 54), die allerdings wohl mehr eine schematisierte Darstellung des Wünschenswerten, als eine Beschreibung des Wirklichen giebt; sie hat aber auch als solche Interesse. Sehr deutlich tritt darin hervor, wie ganz schulmäßig der Unterricht noch war. Ich gebe das Schema des Unterrichts in der philosophischen Fakultät. Es sind neun Lehrfächer; jedes soll durch einen ordentlichen und einen außerordentlichen Professor als Assistenten vorgetragen werden. Jener wird verpflichtet, in jedem Jahr den ganzen Umfang seines Fachs in öffentlichen und unentgeltlichen Vorlesungen zu absolvieren, in vier wöchentlichen Stunden. Der *extraordinarius* unterstützt ihn, seine Vorlesungen vorbereitend und ergänzend, durch zwei öffentliche Vorlesungen in der Woche. Einzelne schwierigere Materien sollen beide *in privatis* zu behandeln sich erbieten. Die Fächer und Vorlesungen sind folgende:

1. Der *prof. ord.* der griechischen Sprache soll in jedem Jahr das neue Testament in kursorischer Lektüre beendigen, jedes Semester beginnend mit zwei Evangelien. — Der *extraord.* lehrt die Grammatik mit Übungen. Die Schüler präparieren sich auf alle Vorlesungen und werden einer nach dem andern aufgefordert zu exponieren, „weil es, wie die Erfahrung lehret, zu besonderer Erweckung des Fleißes bei den *Studiosis* dienet, wenn die *Professores* ihre *Auditores* selbst exponieren lassen". Die Professoren sollen darauf achten, daß die *Studiosi* sich nicht an *codices* mit nebenstehender Version gewöhnen. Dasselbe gilt von den Lektionen im Hebräischen.

2. Der Professor *ord.* des Hebräischen vollendet in jedem Jahr die Lektüre des Pentateuch im Winter, der histor. Bücher des alten

Testaments im Sommer. — Der *extraord.* lehrt Grammatik. Die schwierigeren Bücher bleiben für Privatvorlesungen.

3. Der Professor *ord.* der Mathematik absolviert im Jahreskurs die Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Astronomie. — Der *extraord.* behandelt einleitend Arithmetik und Geometrie. Beide stellen Übungen an.

4. Der Professor *ord. eloquentiae* hält im Winter ein vierstündiges *collegium stili Latini:* in zwei Stunden läßt er einen *autorem probatum* exponieren und erklärt ihn mit den nötigen Anmerkungen, so zum *stilo* und den römischen und anderen Altertümern gehören; eine Stunde widmet er den *praeceptis oratoriae* und die letzte den *elaborationibus,* welche die Studenten wechselweise in deutscher und lateinischer Sprache exhibieren. Im Sommer giebt er abwechselnd eine gründliche Einleitung in die Universalhistorie und in die Geschichte nach Christi Geburt. — Der *extraord.* soll dergleichen traktieren; er behandelt auch im Sommer die Geographie.

5. Der Professor *poëseos* soll mit seinem *extraord.* die jungen Leute in *studiis humanioribus* üben, damit an guten Schulleuten kein Mangel sei. Zu diesem Ende traktieren sie einen *poëtam Latinum,* nebst den *praeceptis* der lateinischen Poesie und der Mythologie, mit praktischen Übungen in allerlei *generibus carminum.* Die deutsche Poesie, als wozu nur gewisse *ingenia* geschickt sind, muß alle zwei Jahr in einem Semester *publice,* außerdem aber nur *privatim* traktiert werden.

6. Der Professor *ord. logices* liest in den beiden Semestern abwechselnd Logik und Metaphysik.

7. Der Professor *moralium* ebenso *jus naturae* und Moral; die entsprechenden *extraordinarii,* sowie

8. der Professor *historiae literariae* sollen in ihrer *science* ein jeder gleichfalls alle halbe Jahr etwas gewisses dergestalt tradieren und zu Ende bringen, daß dadurch die *studiosi* zu denen *lectionibus* der *professorum ordinariorum* und anderen *studiis* präparieret werden.

9. Der Professor *ord. physices* bringt jedes Jahr *physicam experimentalem et theoreticam* zu Ende, sei es neben oder nach einander. — Der *extraord.* kann alle halbe Jahr einen Teil der *physicae sacrae* pertraktieren.

Allen aber wird empfohlen, wenn sie mit einer Materie zu Ende sind, daraus Examina anzustellen.

Die philosophische Fakultät zu Frankfurt hatte (nach Beckmann, S. 74) am Anfang des 18. Jahrhunderts sechs Lehrstühle: Philosophie, Physik, Mathematik, Geschichte und Politik, Orientalische Sprachen, Eloquenz. —

Kursachsen, von dem die große Revolution des 16. Jahrhunderts ihren Ausgang genommen hatte, befolgte seit der Etablierung der lutherischen Landeskirche in kirchlichen und politischen Dingen eine streng konservative Politik; auch seine Universitäten und Schulen waren Hüterinnen des Überlieferten: nirgends fand das echte Luthertum oder was dafür galt, die neue Schultheologie und Philosophie hartnäckigere Verteidiger, als in Wittenberg und Leipzig, nirgends der althumanistische Schulbetrieb treuere Pflege, als an den sächsischen Fürstenschulen. Allerdings, die Berührung mit dem Neuen blieb nicht aus; Leipzig war allmählich der Zentralpunkt des Buchhandels und überhaupt des gelehrten Verkehrs in Deutschland geworden, hier erschienen die ersten wissenschaftlichen Zeitschriften und es ist nicht zufällig, daß Leibniz und Thomasius Leipziger Professorensöhne sind. Der Vater des letzteren, Jacob Thomasius (1622—1684) gehörte der Übergangsbildung an: er leitete seine Schüler zu historisch-eklektischer Beschäftigung mit den alten und neuen Philosophen an, wie aus den von ihm verfaßten philosophischen Lehrbüchern nicht minder, als aus Briefen seines Schülers Leibniz hervorgeht. Ein Schwiegersohn des J. Thomasius war Adam Rechenberg (1642—1721), der eine Reihe philosophischer Professuren und zuletzt eine theologische verwaltete. In seiner Hodegetik (*De studiis academicis*, 1691) geht er die neuen Wissenschaften, Mathematik und Physik, Historie und Geographie, Politik und Naturrecht, ausführlich durch und zeigt ihre Notwendigkeit zu einer galanten Bildung und ihre Nützlichkeit für die Studien der oberen Fakultäten. Auch zu dem Pietismus stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Im Ganzen aber hatten das ganze 17. Jahrhundert hindurch die Vertreter des Alten noch entschieden das Übergewicht an der Universität. Wie gegen Ende des 16. Jahrhunderts von dem herrschenden Aristotelismus jede heterodoxe Philosophie war ferngehalten worden, so daß ein zum Ramismus neigender Professor abgesetzt und in den Magistereid die Verpflichtung auf die reine aristotelische Philosophie aufgenommen worden war:[1] so wurde am Ende des 17. Jahrhunderts das Eindringen der neuen Philosophie mit Erfolg abgewehrt; Pufendorfs Schriften wurden verboten, Thomasius und Francke vertrieben.

Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts begann jedoch der Widerstand zu ermatten. Val. Alberti und B. Carpzow, die Vorkämpfer des Alten, starben 1697 und 1699. Neue Professuren wurden errichtet: für Chemie und für Reichsrecht 1710, für Naturrecht und für Heraldik 1711, für Arabisch 1724, für Philosophie 1725, wozu 1721 auch ein

[1] Elswich, *de varia Aristotelis in scholis Protestantium fortuna*, p. 47 ff.

besoldeter Bereiter kam (Schulze, Leipziger Universität im 18. Jahrhundert, 77 ff.). Seit 1724 lehrte J. C. Gottsched (1700—1766) zunächst als Privatdozent, seit 1734 als Professor der Logik und Metaphysik die moderne, d. h. die Wolfische Philosophie, fast ganz unangefochten von den „Pedanten und Heuchlern", welche den Thomasius noch zum Abzug genötigt hatten; ein kleiner Versuch ihn zu verdächtigen, der freilich Gottsched in große Furcht setzte, fand nunmehr in dem auch fortschrittlich gewordenen Dresden kaum mehr Gehör (Danzel, Gottsched, 18 ff.). Durch Gottsched wurde auch die deutsche Poesie in die Universitätskreise mit offizieller Vertretung eingeführt: seit 1730 war er Professor *extraord.* der Poesie und lehrte als solcher öffentlich die Theorie und Praxis der deutschen Dichtkunst. Beim Antritt des Amts schrieb er eine Dissertation: *Musas philosophiae quondam obstetrices;* im 18. Jahrhundert leistete die Philosophie den Musen Gegendienste. Gottscheds Bemühungen vorzüglich verdankt Leipzig, daß es der Geburtsort der neuen Poesie, des neuen Theaters, des neuen Geschmacks wurde. Gottscheds zahlreiche litterarische und moralische Zeitschriften beherrschten lange Zeit die deutsche Bildung. Seit 1744 gehörte auch Gellert der Universität als Lehrer an.

Den Umfang des Unterrichts, welchen die Leipziger philosophische Fakultät um 1740 anbot, suche ich durch eine Zusammenstellung aus den Lektionsverzeichnissen der Jahre 1739—1744 zu vergegenwärtigen. Es finden sich folgende öffentliche Vorlesungen in nachstehender Ordnung:[1]

7 Uhr: J. C. Gottsched, Prof. der Logik und Metaphysik, *extraord.* der Poesie, liest 1739 über Melanchthons *Erotemata dialectica;* 1740 kündigt er an: über P. Huëtii *de imbecillitate intellectus hum.;*

[1] Nützliche Nachrichten von denen Bemühungen derer Gelehrten und anderen Begebenheiten in Leipzig, 1739—1756. Ältere Verzeichnisse in den *Acta Lipsiensium academ.*, welche 1723/24 erschienen. — Es ist ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts fast alle Universitäten längere oder kürzere Zeit eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift, *Acta*, *Annales*, Novellen, Nachrichten oder wie immer genannt, herausgaben, so Halle, Leipzig, Wittenberg, Helmstedt, Jena, Gießen, Altdorf, Rostock, Tübingen. Den Inhalt bilden nicht, wie im 16. Jahrhundert, Deklamationen und Poesien, sondern wissenschaftliche Untersuchungen über naturwissenschaftliche, mathematische, historische, philologische Dinge, nebst Bücheranzeigen und Berichten über die Lehrthätigkeit. Auch die gelehrten Gesellschaften sind bemerkenswert, die im 18. Jahrhundert überall entstehen, naturwissenschaftliche, historische, ökonomische, litterarische oder deutsche. Die *geographia academica* von Götz (Nürnberg 1789) zählt im ganzen 73 gelehrte Gesellschaften auf, fast alle in Universitätsstädten oder Residenzen.

1741 über Fr. Sanchez *Tractatus quod nihil scitur;* 1742 über Cicero *de fato* und deutsche Poetik; 1743 über P. Ramus' Dialektik.

8 Uhr: J. F. Christ, Prof. der Poesie und *extraord.* der Geschichte, liest 1739 über Plautus, dazu um 3 Uhr über Suetonius; ferner erbietet er sich zu Privatvorlesungen über Litteraturgeschichte und Antiquitäten. Ebenso in den folgenden Jahren; 1742 treten dafür Horaz und Cornelius ein.

9 Uhr: F. Menz, Prof. der Physik, liest Physik mit Experimenten; in fünfjährigem Kursus geht er das ganze Gebiet der Naturwissenschaften durch; außerdem liest er zweistündig über die gelehrten Zeitungen.

10 Uhr: J. E. Kapp, Prof. der Eloquenz, liest 1739 zunächst über ein paar Reden, welche zum Leipziger Reformationsjubiläum im Jahre 1639 gehalten worden sind, sodann über die griechischen und römischen Rhetoren und Redner; *privatim* und *privatissime* giebt er Anleitung zum lateinischen Stil (nach Heineccius) und zum Disputieren. Ähnlich in den folgenden Jahren; 1741 liest er *privatim* über Rechenbergs Hodegetik; 1742 über Mosheims Kirchengeschichte.

11 Uhr: C. A. Hausen, Prof. der Mathematik, liest 1739 erste Elemente der Mathematik; 1740 Chronologie und Wolfs Elemente, 1741 Mechanik, 1742 Euklid und *privatim* Wolfs Elemente.

1 Uhr: A. F. Müller, Prof. Org. Arist., Syllogistik, mit privaten Übungen, in regelmäßiger Wiederkehr.

2 Uhr: G. F. Richter, Prof. der Moral und Politik und *extraord.* der Mathematik, über Griebners Prinzipien der Jurisprudenz; 1740 über Gundlings, 1741 über Wolfs, 1742 über Baumgartens Moralphilosophie; daneben *privatim* einen mathematischen Kursus.

3 Uhr: G. F. Olearius, Prof. der griechischen und lateinischen Litteratur, liest 1739 über die Weissagungen des N. T. vom Antichrist und der großen Babel (wegen des Reformationsjubiläums); 1740 römische und griechische Antiquitäten mit besonderer Rücksicht auf das N. T.; sein Nachfolger J. H. Winkler kündigt an für das Sommersemester 1743 Hauptstücke aus der griechischen Litteratur, für den Winter Platon. Dialoge, worin über Gott, Welt und Seele gehandelt wird; 1744 griechische Antiquitäten.

4 Uhr: C. G. Joecher, Prof. der Geschichte, liest 1739 Kirchengeschichte im Mittelalter, nach Schmid; *privatim* Litteraturgeschichte nach Heumann und Staatengeschichte nach Gebauer; in den folgenden Jahren wechseln mit diesen Gegenständen Universal- und deutsche Reichsgeschichte (nach Joh. Clericus und Struve), auch Geschichte der Philosophie.

5 Uhr: C. G. LUDOVICI, Prof. der Philosophie, giebt 1739 einen Kursus der Philosophie nach eigenem Entwurf; 1740 liest er *pneumaticam* mit Einschluß der Psychologie, Dämonologie und natürliche Theologie; ferner Moral; 1743 liest er über neueste Geschichte (*vitas hodie imperantium breviter enarraturus*).

Das Wittenberger Lektionsverzeichnis für den Winter 1722/23 weist folgende in das Gebiet der altsprachlichen Studien einschlagende Vorlesungen auf: der Prof. der Eloquenz erklärt *Tacitus Germania;* der Prof. der Poesie liest über dramatische Poesie und besonders über die Komödie und wird Mustergültiges und Fehlerhaftes an Beispielen der Griechen und Römer zeigen; der Prof. der griechischen Sprache wird die Geheimnisse der griechischen Sprache aufschließen und ihre Eleganz und Reinheit an der Sprache des N. T. aufzeigen.[1] Die Wittenberger Universität, wie sie im 17. Jahrhundert als Hüterin der *cathedra Lutheri* und Bewahrerin der reinen Lehre sich hervorgethan hatte, hielt sich auch das 18. Jahrhundert hindurch den neuen Dingen am meisten fern; die Aussperrung der Wolfischen Philosophie gelang bis gegen das Ende des Jahrhunderts.

Ein ähnliches Bild von der Lage der klassischen Studien giebt das Lektionsverzeichnis der dritten sächsischen Universität, Jena, für das Sommersemester 1722. Der Prof. der Poesie und der griechischen Sprache liest öffentlich Griechisch, *privatim* Poetik; der Prof. der Eloquenz (J. G. WALCH) kündigt Vorlesungen über die Paulinische Eloquenz, am Römerbrief gezeigt, an; außerdem liest er über lateinischen Stil und über Philosophie. Noch von zwei anderen Philosophen werden Vorlesungen über griechische Sprache und Paulinische Briefe angeboten. Ebenso lesen drei Theologen über Stücke des N. T. Zu den hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Jenaischen Lehrern während dieses Zeitalters gehörte J. FR. BUDDEUS, der von 1705—1729 die Theologie im Sinne der Vermittelung zwischen Pietismus und Orthodoxie lehrte. Seine philosophischen und theologischen Lehrbücher waren sehr verbreitet. Der Philolog und Theolog J. G. WALCH war sein Schwiegersohn, J. M. GESNER sein Schüler. — Erwähnt mag noch werden, daß im Jahre 1733 eine *Societas Latina Jenensis* begründet wurde, zuerst als rein privater Zirkel von Studierenden. Allmählich erhielt sie eine öffentliche Stellung und einen Professor zum Direktor. Ihr nächster Zweck waren lateinische Stilübungen, von welchen seit 1741 Proben veröffentlicht wurden. Allmählich richtete sich die Thätigkeit der Gesellschaft mehr auf gelehrte philologische Arbeiten und

[1] *Acta academ. Vitemb.* 1724.

seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ging sie in ein philologisches Seminar über.[1]

An der Helmstedter Universität, die bis zum Aufkommen Göttingens eine hervorragende Stellung einnahm, waren die humanistischen Studien durch drei Professuren vertreten. Nach den in den *Annales Acad. Juliae* (Helmstedt 1722 u. f.) mitgeteilten *indices* hielten ihre Inhaber folgende Vorlesungen: J. Chr. Böhmer, Prof. der Eloquenz (zugleich der Theologie) lehrte im Winter 1720/21 öffentlich die Rhetorik und ihre Anwendung im geistlichen und weltlichen Amt und leitete dazu *privatim* Übungen in der Abfassung von Reden und Briefen in lateinischer und deutscher Sprache; im Sommer 1721 handelte er öffentlich von der Abfassung von Briefen in beiden Sprachen und den besten Briefschriftstellern, *privatim* bot er denjenigen Anleitung an, „welche auf Stilübungen Mühe verwenden mögen und bibliographische Kenntnisse zu erlangen wünschen". Der Prof. der Poesie, P. Leyser, erklärte öffentlich die soeben gedruckte *poetria Galfridi de Vino Salvo*, *privatim* die Litteraturgeschichte. Im Sommer 1721 lehrte er öffentlich die deutsche Dichtkunst, *privatim* die Litteraturgeschichte.[2] J. Oldermann, Prof. der griechischen Sprache, fuhr im Winter 1720/21 in der philosophischen Erklärung der Episteln des N. T. fort, beendigte diese im Sommer und ging zum Evang. Marci über. *Privatim* las er über jüdische Altertümer. Vorlesungen über griechische und römische Schriftsteller finden sich in den Lektionsverzeichnissen dieser Jahre gar nicht; auch die Geschichte der Alten fehlt.

Erst die Nachfolger lasen gelegentlich wieder über einen klassischen Autor und über die Antiquitäten. So im Winter 1724/25 E. Reusch, Prof. der Eloquenz, über römische Antiquitäten und *Tacitus*

[1] Strubberg, *diarium Salanum* 1722, S. 115 ff. Güldenapfel, Jenaischer Universitätsalmanach (1816), S. 271—292.

[2] Leysers Antrittsprogramm handelt: *de poesi disciplinarum principe*: der Poesie dienen alle Wissenschaften, Philologie, Eloquenz, Logik, Geschichte, Physik, Metaphysik, Theologie, Medizin, Mathematik, Musik, Ethik, Politik, Natur- und Völkerrecht, *Ann. acad. Jul.* I, 78. Leyser ließ sich auf einer akademischen Rundreise im Jahre 1723 zu Straßburg nach *rite* bestandenem Examen zum *Dr. med. et jur. utriusque* promovieren (a. a. O. V, 66 ff.). Bemerkenswert ist, daß er für das Mittelalter Interesse hatte, wie auch aus der Vorlesung über die Poetik des Galfridus (aus dem 12. Jahrhundert) sich ergiebt. In seiner *Historia poëtarum medii aevi* (Halle 1721) nahm er die mittelalterliche Bildung gegen die Schmähreden des Humanismus in Schutz. So wies er J. Burckhardt zurecht, der in seiner Geschichte der latein. Sprache das übliche Urteil wiederholt hatte. B. sucht sich darauf im zweiten Teil (S. 64 ff.) durch Anführung von Zeugnissen großer Männer zu decken, woran es denn keineswegs fehlte.

Germania. Gleichzeitig handelte G. Lakemacher, Prof. der griechischen Sprache, über die griechischen Altertümer, bis der Buchhändler die besseren griechischen Autoren zugänglich mache. Im folgenden Sommer erbietet er sich auf kürzestem Wege zur Kenntnis der griechischen Sprache zu führen und Musäus' Gedicht Hero und Leander zu erklären. Im Winter 1725/26 las er über die Sacralaltertümer der Griechen und erklärte im Anschluß daran Lucians Dialoge über die syrische Göttin und über Opfer, sowie Plutarchs und Theophrasts Bücher über die Superstition, die zu diesem Ende besonders gedruckt wurden. Im Sommer folgen die griechischen Staatsaltertümer mit Erklärung ausgewählter und hierfür besonders gedruckter Kapitel aus dem Herodot. Außerdem las und schrieb er über jüdische Altertümer. Reusch erklärte im Winter 1725/26 Ciceros und Plinius' Episteln und las über die Humanisten des 15. Jahrhunderts öffentlich; *privatim* interpretierte er Cicero *de oratore* und die römischen Rechtsaltertümer mit Numismatik und Metronomie. Leyser las wiederholt über Virgil, im Anschluß an die Poetik. — Außer diesen drei Professuren gab es noch fünf andere: für Hebräisch, Mathematik und Naturwissenschaft, Logik und Metaphysik, Moral und Politik, Geschichte. — Die hervorragendste Persönlichkeit an der Universität war der Theologe J. L. Mosheim (1723—1747 in Helmstedt), der Calixtus des 18. Jahrhunderts.

Der Charakter der neuen Universität des Nordens, die Herzog Christian Albrecht im Jahre 1665 zu Kiel begründete und aus den Mitteln des Bordesholmer Klosters (mit 6000 Thlrn. jährlich) dotierte, wird bezeichnet durch den Theologen S. Kortholt, den Juristen S. Rachel, der als einer der ersten Vertreter der modernen Disziplin des *jus nat. et gentium* genannt wird, und den Inhaber der Professur der Eloquenz und Poesie, D. G. Morhof. Der letztere ist bekannt durch seinen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" 1682, worin zum erstenmal in Deutschland eine Übersicht über die moderne europäische Litteratur gegeben wird (Raumer, III, 187), und noch mehr durch den *Polyhistor literarius, philosophicus et practicus* (Lübeck 1688 u. ö.) ein umfassendes Werk, das die Summe der zur vollkommenen gelehrten Bildung damals als notwendig angesehenen Kenntnisse enthält. Außerdem waren anfangs noch folgende Professuren in der philosophischen Fakultät: Logik und Metaphysik, Moral, Politik, Mathematik, Physik und Griechisch, Geschichte, moderne Sprachen (Ratjen, Gesch. der Univ. Kiel).

Die süddeutschen Universitäten mag Tübingen repräsentieren. Die Modernisierung hat sich hier ebenfalls in der ersten Hälfte des

18. Jahrhunderts vollzogen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestand im Wesentlichen noch der Unterrichtsbetrieb, wie er durch die Reformation eingerichtet worden war; auch über die lateinischen und griechischen Autoren wurde noch fleißig gelesen (Klüpfel, 152). Seit Anfang des 18. Jahrhunderts ist das Eindringen des Modernen bemerkbar: Vorlesungen über Grotius, Pufendorf und Thomasius, über deutsche Dichtkunst, über Antiquisäten erscheinen auf dem Plan. Im Jahre 1720 hielt der Theologe C. M. Pfaff bei Antritt des Kanzleramts eine Rede *de universitatibus scholasticis emendandis et pedantismo literario ex iisdem eliminando*, die wenigstens als Symptom der Stimmung in den oberen Regionen Bedeutung hat. In die theologische Fakultät drang der Pietismus ein, in die philosophische die neue Wolfische Philosophie; Bilfinger, bald ein sehr angesehenes Mitglied der Universität, begann sie seit 1721 als Privatdozent vorzutragen, nicht ohne Widerspruch der Theologen. Im Jahre 1752 erhielt die Universität neue Statuten (bei Reyscher, 408 ff.). Die philosophische Fakultät soll darnach fünf Professuren haben: 1) Logik und Metaphysik, 2) Moral und Naturrecht, 3) Physik und Mathematik, 4) Griechisch und Hebräisch, 5) allgemeine und deutsche Geschichte. Die Eloquenz und Poesie soll einem unter ihnen, der sich mit diesen Dingen am meisten abgegeben hat, übertragen und jederzeit darauf geachtet werden, daß die klassischen Autoren, die Geschichte der Litteratur und Philosophie, die lateinische und deutsche Beredsamkeit und Poesie, die griechischen, römischen und deutschen Altertümer von den Professoren oder Magistern gelehrt werden. 1752 wurde die Poesie und Eloquenz dem Professor der Moral übertragen; er las über Redekunst, Sittenlehre, Natur- und Völkerrecht, Altertümer, Geschichte der Philosophie, Handlungswissenschaft, aber nicht über klassische Autoren. Ebenso wenig las der Gräcist über griechische Autoren. Die klassische Philologie, sagt Klüpfel (202), war in dieser Zeit so gut wie gar nicht vertreten; er irrt aber, wenn er hinzufügt, daß sie damals auf anderen Universitäten als Hauptfach angesehen worden sei.

Früher als in Tübingen ist in dem der westlichen Welt zugewendeten Straßburg, das 1621 für die alte Sturmsche Akademie die Universitätsprivilegien erwarb, die moderne Richtung durchgedrungen. In dem Leben Matth. Berneggers (1582—1640) von Bünger (1893) kann man die beginnende Wandlung, das stärkere Hervortreten der mathematischen und historischen Wissenschaften auf Kosten der Eloquenz und der klassischen Erudition verfolgen. Bernegger war in beiden Fächern der Forschung, dem historischen wie dem naturwissenschaftlich-mathematischen, thätig.

Noch erwähne ich schon hier die neue protestantische Universität, die von den beiden fränkischen Fürstentümern im Jahre 1743 zu Erlangen errichtet wurde. Bei der Gründung spielte eine Hauptrolle ein französischer Refugié, der zu Rotterdam geborene Leibarzt der Markgräfin Wilhelmine, Daniel de Superville. Die Universität wurde mit der Verlassenschaft der schon erwähnten Ritterakademie ausgestattet. Gleich am Anfang hatte sie drei Professoren der Theologie, die alle drei zugleich geistlichen Ämtern vorstanden; fünf Juristen, von denen drei zugleich in der philosophischen Fakultät lasen, besonders historische und philosophische Fächer, und fünf Mediziner. Die philosophische Fakultät erhielt sieben Professuren, von denen aber drei, wie gesagt, von Juristen verwaltet wurden, und eine, nämlich die der Eloquenz oder, nach unserm Sprachgebrauch, der Philologie, von einem Theologen. Die philosophischen Wissenschaften wurden von Anfang an nach den Wolfischen Lehrbüchern vorgetragen. Für Sprachen und Exerzitien war besonders gut gesorgt. Die neue fränkische Universität hat als vermittelndes Glied zwischen Nord- und Süddeutschland lange Zeit eine nicht geringe Bedeutung gehabt (Engelhardt, Die Univ. Erlangen, 1843; Sehling, D. de Superville, 1893).

Auf die übrigen Universitäten, Altdorf, Rostock, Greifswald, Erfurt, Marburg, Gießen u. s. w., gehe ich nicht ein; ihre Frequenz ist zum Teil ganz geringfügig, sie sinkt zum Teil weit unter 100. Ebenso übergehe ich die katholischen Universitäten, sie folgen in der Umgestaltung erst beträchtlich später. Über die neue Universität Göttingen wird später ausführlicher zu handeln sein.

Dagegen möchte ich hier noch ein paar Äußerungen von Philologen über die Stellung der klassischen Studien an den Universitäten während dieses Zeitalters einfügen. Die Dekadence dieser Studien ist das Thema der stets wiederholten Klage der Professoren der Poesie und Eloquenz; bei jeder öffentlichen Gelegenheit kehrt sie wieder und läuft regelmäßig in die Prophezeiung aus, daß die Barbarei des Mittelalters nunmehr vor der Thür stehe.

Schon in einer 1693 zu Leiden gehaltenen Rede *(De usu atque utilitate Graecae Romanaeque linguae)* führt J. Perizonius bittere Klage: in Schimmel und Schmutz lägen die Griechen begraben; es sei demnach an der Zeit, daß die Barbarei des Mittelalters wiederkehre. Wenn jener so klagen wolle, meint J. Burckhard in einem Programm, das er als Rektor der Hildburghäuser Schule 1718 schrieb *(Quid causae sit, cur humanitatis studiis majus hodie a Batavis quam a Germanis statuatur pretium?)* was solle denn ein Deutscher sagen? Den Perizonius habe er selbst in Leiden vor einem großen und wohlgefüllten

Auditorium gegen ein bedeutendes Honorar den Terenz erklären hören. In Deutschland brächte der berühmteste Mann auf der größten Universität nicht so viele zusammen, wenn er umsonst läse. Plato, Aristoteles, Homer, Thukydides, Euripides seien den Studenten nicht einmal dem Namen nach bekannt. Cicero bleibe in den Händen der Knaben. Cäsar und Livius, geschweige denn Virgil, Horaz, Terenz lesen sei ein Vorwurf: über diese Possen seien wir hinaus: für den Nutzen der Kirche oder des Staates komme dabei nicht mehr heraus als beim Spiel mit Nüssen. — Die Schuld des Verfalls findet Burckhard bei den Schulmeistern, welche ihre Schüler alsbald zu den höheren, den Realwissenschaften führten, nach selbst gemachten Kompendien; aber auch die Universitäten hätten daran Teil, sofern sie immer mehr die deutsche Sprache statt der lateinischen zuließen. Die Folge werde sein, daß auch die Realwissenschaften verfallen und die Barbarei wiederkehren würde.

In einem Programm vom Jahre 1709 bespricht der Helmstedter Prof. der Eloquenz, J. Chr. Böhmer, die Angelegenheit. Er sucht die Ursachen der Vernachlässigung der klassischen Studien 1) in dem schlechten Unterricht in den Lateinschulen, wo z. B. immer noch das methodisch schlechterdings unzulässige Verfahren herrsche, aus lateinisch geschriebenen Grammatiken Lateinisch zu lehren; tüchtige Leute gingen nicht in die Schule, weil das Amt gar zu unansehnlich und schlecht bezahlt sei; 2) in der Meinung der jungen Leute, man könne die nötige wissenschaftliche Vorbildung für ein Amt auch ohne fremde Sprachen sich verschaffen; sei außer dem Deutschen ja noch etwas nötig, so helfe das Französische aus, das doch jeder Gebildete lernen müsse und in welches die Alten jetzt höchst elegant übersetzt seien.

Gegen die Wittenberger beschwerte sich 1728 das sächsische Oberkonsistorium, daß viele Kandidaten des Predigtamts zum Examen kämen, die einen aufgegebenen Text kaum lesen, geschweige denn einen richtigen Verstand und Vortrag daraus ziehen könnten (Grohmann, III, 99).

Der Lehrer der Eloquenz in Kiel, Morhof, beklagt in seinem Polyhistor dieselbe Thatsache: schon Joh. Caselius habe über die Vernachlässigung der Sprachen Klage geführt; käme er jetzt auf eine deutsche Universität, so würde er finden, daß die griechische Sprache überhaupt verstummt sei, im Lateinischen ein kindisches Stammeln verübt werde. Die Disputationen über logische und metaphysische Quästionen hätten alles verschlungen (Polyhistor II, 9, 9—16).

Ganz ausdrücklich wird für jene Thatsache den Philosophen die Schuld beigemessen in der Rede, womit J. E. Kapp 1731 die Professur der Eloquenz zu Leipzig antrat. Außer der Neigung der Schulmeister

für die Polyhistorie und der allzu kurzen Studienzeit (*triennium* oder auch *biennium*), seien vor allem die schlechten Philosophen an der Verachtung der klassischen Studien schuld; es sind natürlich die modernen Hallischen Philosophen gemeint. Ohne Kenntnis der alten Philosophie, deren Sprache sie nicht verständen, und ohne Kenntnis der philosophischen Bemühungen der Neueren, machten sie sich eine eigene Philosophie und gäben diese für die wahre gelehrte Bildung aus.[1] — Noch schärfer wird diese Anklage von J. Ben. Carpzow formuliert, der 1748 ein Extraordinariat der Eloquenz in Leipzig mit einer Rede antrat: *De damno, quod parit philosophia absque litteris humanioribus et arte critica.* In den stärksten Ausdrücken führt er aus, daß gegenwärtig eine neue Philosophie aufkomme, welche die Pfleger der Altertumsstudien als Grammatiker und Kritiker verächtlich mache: *jam omnes omnium ordinum scriptores peragravit.* Nicht ausbleiben werde die Barbarei, — doch ich lasse ihn in seiner eigenen Sprache reden — *barbaries ac scholasticorum tempora scabiosa, si philosophiam sequimur unice, Graecos et Latinos autores rejicimus. Lapporum et Finnorum lingua, Gothico et Longobardico sermone in famelicis suis et nauseabundis libellis juridicis Stoice i. e. incomte et inficete philosophantur. Ex academica cavea anno secundo vel tertio evolantes juris brevissimi doctores nihil praeter inanem ex aliquo jure quod illi naturae vocant latratrum protrudunt.* Auch über Medizin und Theologie verbreitet sich das Übel: *divini verbi sanctissima placita inquinant stramineis praeceptis, suosque sermones tamquam pigmentis fucoque allinunt philosophia; magna demonstratorum seges inhorruit, qui universum Christianismum philosophica diphthera involverunt et obfuscarunt.* — Über die Adresse dieser Liebenswürdigkeiten war wohl niemand, am wenigsten die Empfänger in Halle, in Zweifel. — Carpzow hatte übrigens in demselben Jahr nochmals Gelegenheit zu einer ähnlichen Rede. Er wurde nach Helmstedt berufen und sprach hier, erheblich zahmer, *de philosophiae absque literis Graecis imperfectione:* er verachte die neue Philosophie nicht. Aber eine Philosophie, welche *diserta, elegans, copiosa* sein und *de rebus divinis humanisque suaviter, venuste et amoene,* zugleich aber *argute, subliliter, acute* disserieren wolle, könne von den Griechen viel lernen. Ohne diese degeneriere sie *in jejunam horridam et inpolitam scientiam s. peritiam, quae ab illa vulgarium opificum non discrepat.*

Der spätere Hallische Geheimrat Klotz bestätigt diese Ansicht in

[1] Mehreres über Kapp, im besonderen ein nicht uninteressantes Gutachten über die Herstellung der philologischen und philosophischen Studien vom Jahre 1728 giebt G. Müller in den historischen Untersuchungen, von der histor. Ges. zu Dresden E. Förstemann gewidmet (1894).

einer Rede: *De dignitate jucunditate et utilitate studiorum humaniorum* (Jena 1761): *tot quotidie sordibus ingenuam pulcherrimamque philosophiae faciem conspurcant, tot verborum monstra evomunt, ut vix homines loqui putemus.* — Genau 100 Jahre früher hatte in Basel beim Antritt des Dekanats JOH. ZWINGER, Prof. der griechischen Sprache, über dasselbe Thema geredet.[1] Er erzählt, er habe einmal in einer Klosterbibliothek in den vorhandenen Büchern geblättert: *horret animus, haeret lingua totumque corpus contremiscit, quoties vel solarum vocum barbariei recordor.* ZWINGER gratuliert noch seiner Zeit zu ihrer Vermenschlichung. Freilich hat diese Vermenschlichung, wenn wir den obigen Anklägern glauben wollen, nur kurze Zeit vorgehalten; der Rückfall in die Barbarei ist schon im 17. und vollends im 18. Jahrhundert ein vollständiger.

Wenn wir jetzt diese hitzigen Deklamationen lesen, kommen sie uns einigermaßen seltsam vor: also mit dem Zeitalter WOLFS und KANTS, LESSINGS und KLOPSTOCKS soll die Vertierung oder die sogenannte „Barbarei des Mittelalters“ wieder über uns hereingebrochen sein? Uns stellt sich die Sache etwas anders dar; nicht die Rückkehr zum Mittelalter, sondern die entschiedene Loslösung vom Mittelalter hat sich in dieser Zeit vollzogen. Nicht der Verlust der Humanität, sondern der Beginn neuer, selbständiger, schöpferischer Teilnahme des deutschen Volkes an der Bildung der Menschheit datiert für uns von dieser Epoche. Was verloren ging, das war nicht die humane und nicht einmal die klassische Bildung (sie ersteht im folgenden Zeitalter zu neuem blühenden Leben), sondern nichts als die althumanistische Eloquenz und Poesie, oder vielmehr (denn diese waren längst tot) die darauf gerichteten Schulübungen. So seltsam werden die Augen der Zeitgenossen gehalten, daß sie die wahre Bedeutung der Dinge nicht sehen. Es läge ein Trost darin für alle, die mit unserer Zeit unzufrieden sind. Wenn sie ihn nur zu finden vermöchten! —

Versuchen wir zum Schluß die Summe der Wandlungen auszusprechen, die sich in dem Jahrhundert, das auf den westfälischen Frieden folgt, an den deutschen Universitäten vollzogen haben, so werden wir also sagen können: auf allen Punkten ist der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, der Übergang von dem gebundenen Schulbetrieb zum selbständigen Denken, zur freien wissenschaftlichen Forschung und Lehre angebahnt. Keine Fakultät ist

[1] *De barbarie superiorum aliquot seculorum orta ex supina linguae Graecae ignoratione*, Basel 1661. — Von derselben *immanis barbaries, ut verbis vix exprimi possit,* redet ein Kollege des oben erwähnten BURCKHARD, LAUR. REINHARD, in einer Rede *De Graecae linguae fatis* (1722).

davon ausgenommen. Selbst in die theologische ist das Prinzip der freien Forschung im Begriff seinen Einzug zu halten, in Gestalt der kritisch-historischen Behandlung der heiligen Schriften. In der juristischen Fakultät hat das Naturrecht, d. h. die rationale oder philosophische Behandlung des Rechts schon seit den Tagen Pufendorffs sich durchgesetzt: das Recht nicht ein absolut gegebenes, sondern ein von uns durch Vernunft zu machendes. In der medizinischen Fakultät ist an die Stelle der Überlieferung der medizinischen Wissenschaft des Altertums, der Interpretation des Hippokrates und Galenus, die selbständige, mit neuen Mitteln und Werkzeugen (darunter das Mikroskop) arbeitende Forschung getreten; überall beginnt man Anatomie und Physiologie zu treiben, botanische Gärten und anatomische Theater werden eingerichtet, und die neuen Thatsachen werden in schnell entworfenen neuen biologischen und medizinischen Systemen gedeutet. Am größten ist die Wandlung in der philosophischen Fakultät. Man halte Chr. Wolf gegen Melanchthon, den *professor universi generis humanis* gegen den alten *praeceptor Germaniae*. Melanchthon will in seinen Lehrbüchern der Logik, Physik und Ethik nichts als das überlieferte Wissen für den Schulgebrauch formulieren; Wolf erhebt dagegen durchaus den Anspruch, eine Philosophie aus dem Eigenen geschaffen zu haben, die sich nicht auf Autorität, sondern allein auf Vernunft und Gründe stützt; sie fordert auf nicht zu glauben, sondern zu zweifeln und zu prüfen und so von ihrer Notwendigkeit sich selbst zu überzeugen. Am Ende des 18. Jahrhunderts hat sich, wie wir sehen werden, diese Wandlung auf allen deutschen Universitäten, die katholischen nicht ausgenommen, vollständig durchgesetzt.

Fünftes Kapitel.

Die Modernisierung der Gelehrtenschulen unter dem Einfluß der höfischen Bildung und des Pietismus.

Die gelehrten Schulen formen sich naturgemäß nach den Universitäten, von welchen sie ihre Lehrer empfangen und an welche sie ihre Schüler übergeben. Wie diese, so strebten jene im 18. Jahrhundert nach Teilnahme an der höfischen Bildung. Wie Halle und Göttingen und ihnen folgend die alten Universitäten ihren Flor an der Zahl der bei ihnen immatrikulierten Grafen und Barone maßen und ihre Wertschätzung dieser *membra praecipua* durch allerlei äußere Auszeichnungen

sichtbar machten, so strebten auch die Gelehrtenschulen darnach, jungen Leuten vom Herrenstande sich nützlich und angenehm zu machen. Seit dem großen Krieg waren die Adeligen auf den Gelehrtenschulen selten geworden; sie erhielten ihren Unterricht bis zur Universität durch Informatoren im Hause; auf den Schulen blieb die Gesellschaft zurück, der die Mittel fehlten, für den Unterricht ihrer Kinder auf andere Weise zu sorgen. Die Lehrer konnten hiergegen nicht gleichgültig sein, ihre soziale Stellung richtet sich nach der gesellschaftlichen Herkunft ihrer Schüler. Gerade die tüchtigsten und strebsamsten finden wir daher bemüht, durch persönliches Entgegenkommen und durch Angebot eines Unterrichts in den modernen Bildungswissenschaften die Söhne der höheren Stände ihrer Schule wieder zuzuführen.

Auf diese Weise sind die „galanten“ Disziplinen, Mathematik und Physik mit Technologie und Raritätenkunde, Geographie und Geschichte mit Genealogie und Heraldik, Moral und Politik mit Naturrecht und Ökonomik, französische Sprache und deutsche Oratorie und Poesie zuerst in den Kreis der alten Lateinschulen getreten. Allerdings sind sie in der Regel nicht gleich in den eigentlichen Schulkursus aufgenommen worden, vielmehr erscheinen sie zunächst meist in Privatkursen, welche die einzelnen Lehrer den Schülern der obersten Klassen gegen besonderes Honorar geben. Es werden sich an allen größeren Schulen solche Privatkurse neben dem eigentlichen Schulkursus in diesem Zeitalter nachweisen lassen. Von den Schulgeschichtsschreibern ist diese Einrichtung als eine wunderliche und unzulässige verurteilt worden; wie mir scheint, nicht ganz mit Recht. Zuerst muß man sagen, es war durchaus billig, daß den Lehrern, die allein für die alten Disziplinen angenommen waren, Extraleistungen besonders bezahlt wurden; es war für viele eine höchst erwünschte Gelegenheit, das bei steigenden Preisen überall ungenügende und meist überaus dürftige Einkommen zu ergänzen. Übrigens folgten die Schulen damit nur dem Beispiel der Universitäten, an denen eben im 18. Jahrhundert auch die Privatvorlesungen neben den öffentlichen stark hervorzutreten begannen. Ferner ist zu bedenken, daß eine allgemeine Einordnung der neuen Disziplinen in den alten Kursus überhaupt nicht stattfinden konnte: es kam eben, ganz abgesehen davon, daß damals überhaupt noch keine Staatslehrpläne für die Lateinschulen gemacht wurden (nur für die Landesschulen wurde der Lehrplan von der Regierung festgestellt), darauf an, ob gerade ein Lehrer, der den Unterricht erteilen konnte, und Schüler, die ihn begehrten, vorhanden waren. Man kann vielleicht auch sagen: gerade die Freiwilligkeit dieser Arbeit auf beiden Seiten war geeignet, ihr erhöhtes Interesse zuzuführen. Arme Schüler, die das Honorar nicht zahlen

konnten, waren freilich ausgeschlossen; man wird aber annehmen dürfen, daß, wenn befähigte arme Knaben der obersten Klassen, die zum Studieren bestimmt waren, an den Kursen teilzunehmen begehrten, hierfür sich in der Regel werden Mittel und Wege gefunden haben.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts sind übrigens mehr und mehr die Privatkurse in den Realien in den Kreis der öffentlichen Lektionen aufgenommen worden, zunächst an den Landesgymnasien, allmählich auch an den großen städtischen Schulen. Die Notwendigkeit, an diesen Bildungszweigen irgend einen Anteil zu haben, wurde immer allgemeiner und einleuchtender. Nicht bloß der Adelige und der künftige Beamte oder Offizier, sondern auch der arme *studiosus theologiae* bedurfte ihrer. Der Verfasser des früher erwähnten „Vernünftigen Studentenlebens" rät jedermann, wenn irgend möglich, schon auf der Schule die Anfangsgründe der galanten Wissenschaften zu erlernen, vor allem mit der französischen Sprache einen Anfang zu machen, „weil es heutzutage solche *grande mode* worden und bei Frequentation *honnêter* Kompagnien höchst nötig, und ein künftiger *studiosus* nicht wissen könne, ob er nicht mit der Zeit eine Information werde suchen müssen". Nicht minder sei es durchaus zu empfehlen, wenigstens einen allgemeinen Konzept von der Geographie und Geschichte und einige Bekanntschaft mit den mathematischen Disziplinen von der Schule mitzubringen.

Wichtig und folgenreich war es vor allem, daß auf diese Weise die Mathematik, besonders die Geometrie, ihre Aufnahme unter die unentbehrlichen Unterrichtsgegenstände der höheren Schulen zu fordern und allmählich durchzusetzen begann. In den Schulen des 16. Jahrhunderts war die Stellung der Mathematik, wie oben (II, Kap. 6) gezeigt ist, noch eine ganz unsichere; die Eloquenz war so sehr die wichtigste Aufgabe, daß für Dinge, die nicht in engem Zusammenhang damit sich treiben ließen, kein Raum blieb. Die älteren Schulordnungen erwähnen den mathematischen Unterricht überhaupt nicht oder nur im Vorübergehen und mit frommen Wünschen; spätere fordern allerdings einen Unterricht in der Mathematik, doch erstreckt er sich nur auf das gemeine Rechnen. So blieb die Lage der Dinge bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Seitdem wird an den neugegründeten oder den dem Fortschritt huldigenden alten Anstalten, wenn es möglich ist, ein eigener Mathematiklehrer angestellt, und auf ihren Lehrplänen beginnt außer dem Rechnen die Geometrie zu erscheinen, regelmäßig mit ihren Anwendungen in der Feldmeßkunst, der Kriegs- und Civilbaukunst, der Gnomonik u. s. f. In diesem *saeculo mathematico*, sagt der Nürnberger Pastor und Schulinspektor Feuerlein in einer zur Eröffnung des neuen

Gymnasiums 1699 geschriebenen Schrift, wo *methodus mathematica* in allen Disziplinen, auch in *moribus* und *philologicis* angewendet werde, könne niemand mehr *titulum eruditi cum laude* sustinieren, der in der *Mathesi* unerfahren wäre; daher habe der Rat den Unterricht in der Mathematik durch alle Klassen des neuen Gymnasiums mit Zugrundelegung von STURMS *mathesis juvenilis* angeordnet.[1]

Eine Folge des Eindringens neuer Unterrichtszweige war, daß dadurch, wie durch junge Nebentriebe, dem alten Stamm in einigem Maß die Nahrung entzogen wurde. Natürlich konnte am Anfang des 18. Jahrhunderts niemand daran denken, den Unterricht in den alten Sprachen fallen zu lassen; Latein nicht bloß verstehen, sondern auch schreiben und sprechen war offenbar nach wie vor das erste Erfordernis eines jeden, der gelehrte Studien machen wollte; und für die meisten blieb auch einige Kenntnis des Griechischen unentbehrlich. Aber man hatte zu diesen Dingen nicht mehr die Geduld, wie im 16. Jahrhundert. Überall mehren sich die Klagen, daß die Sprachen so viel Zeit kosten; überall dauern die Versuche fort, ihre Erlernung zu erleichtern und zu beschleunigen. Die Editionen der Klassiker mit Noten *ad modum Minellii* gehören diesem Zeitalter an; vielfach versucht man es mit Neulateinern; es kommen durchweg neue grammatische und lexikalische Lehrmittel, meist in deutscher Sprache verfaßt, in Gebrauch. Halle ist der Ort, von dem diese Umgestaltung der Lehrmethoden und Lehrmittel ausgeht. CELLARIUS' Lehrbücher, HEINECCIUS' *Fundamenta cultioris stili,* CHR. WOLFS mathematische Lehrbücher, dann die Grammatiken und Editionen, die aus der Druckerei des Waisenhauses hervorgehen, erlangen mit ihren Bearbeitungen und Nachahmungen die Herrschaft in den Schulen wenigstens des protestantischen Deutschlands.

Ich will im Folgenden einige Nachweisungen über diesen Prozeß der Modernisierung der Gelehrtenschulen geben. Er beginnt im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts und dauert das ganze 18. Jahrhundert hindurch, seit der Mitte desselben durch jene Bestrebungen

[1] Eine Übersicht über die Stellung der Mathematik in den Schulen während dieses Zeitalters giebt BEIER im Progr. der Realschule zu Krimmitschau 1879. Den Inhalt des Sturmschen Lehrbuches findet man bei RAUMER, II, 162 angegeben; ein anderes vielgebrauchtes Schulbuch der Mathematik ist B. HEDERICHS (Rektors zu Großenhain) Anleitung zu den fürnehmsten mathematischen Wissenschaften, benanntlich der *Arithmetica, Geometria, Architectura militaris et civilis,* der *Astronomia* und *Gnomonica,* 1713 u. ö.; eine ausführliche Inhaltsangabe davon bei BEIER, S. 31 ff. Einige Daten aus der Geschichte des Rechen- und des Geometrieunterrichts auch in der Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, herausgeg. von C. KEHR, I, 280 ff.

modifiziert, die man als die Anfänge des neuen Humanismus bezeichnen kann. Diese bleiben jedoch hier noch außer Betracht.

Die Darstellung mag von FRANCKES Pädagogium in Halle ihren Ausgang nehmen; nicht freilich, als ob FRANCKE diese Bestrebungen überhaupt erst aufgebracht hätte, sie erscheinen schon lange vorher an vielen neugegründeten und alten Schulen; wohl aber kann man sagen, daß sie im Hallischen Pädagogium mit besonderer Klarheit sich darstellen, auch von hier, als einer wichtigen Pflanzstätte der neuen Pädagogik, sich ausgebreitet haben. Das Pädagogium, aus geringen Anfängen erwachsen, wurde mehr und mehr zu einer Mustergelehrtenschule, die, unbehindert durch historische Tradition oder hemmenden Einspruch fremder Gewalten, sich ganz nach den Anforderungen der Zeit gestaltete, wie sie sich in der repräsentativen Persönlichkeit FRANCKES spiegelten. Im Jahre 1702 erhielt die Anstalt öffentliche Anerkennung und den Namen eines *Paedagogium regium*, blieb aber durchaus unter der Leitung FRANCKES. Die ausführlichen Ordnungen und Lehrpläne aus den Jahren 1702 und 1721, die FRANCKE und der Inspektor FREYER verfaßt haben (mitgeteilt in KRAMERS Ausgabe von FRANCKES pädagogischen Schriften 277—436, auch bei VORMBAUM, III. 53ff., 214ff.) lassen Geist und Einrichtungen deutlich erkennen. Einen detaillierten Bericht giebt auch KRAMER in seinem Leben Franckes (II, 403 ff.). — Das Pädagogium war eine Pensionsanstalt für junge Leute aus den höheren Gesellschaftsschichten, die meist zum juristischen Studium bestimmt waren. Neben ihm bestand die Lateinschule des Waisenhauses, die außer den begabtesten Zöglingen unter den Waisen auch Stadtkinder zuließ, sie ist im Ganzen nach denselben Prinzipien eingerichtet.

Vier Stücke bezeichnet FRANCKE als das Ziel der Erziehung im Pädagogium: daß die Jugend einen guten Grund lege, 1) in der wahren Gottseligkeit, 2) in den nötigen Wissenschaften, 3) in einer geschickten Beredsamkeit, 4) in äußerlichen wohlanständigen Sitten. Für das erste wird durch eine unablässige, den Schüler keinen Augenblick sich selbst überlassende Aufsicht und Zucht, ferner durch ein methodisch durchgebildetes System religiöser Übungen, endlich durch einen sehr ausgedehnten theologischen Unterricht gesorgt. In jeder Hinsicht liegt FRANCKE die Erreichung dieses Zieles am meisten am Herzen.

Für unsere Absicht ist das zweite Stück wichtiger. Unter den Unterrichtsgegenständen des Pädagogiums nahmen die alten Sprachen, und unter diesen die lateinische weitaus den ersten Platz ein; ihr wurden, nach FREYERS Lehrplan, durch alle Klassen täglich $3^1/_2$ Stunde gewidmet, jedoch die beiden Repetitionstage, Mittwoch und Sonnabend,

ausgenommen. Das Ziel ist eine völlige Herrschaft über die Sprache in schriftlichem und mündlichem Gebrauch. Deshalb wird auf das Lateinreden bei Großen und Kleinen gedrungen: niemand darf im Unterricht anders als Latein sprechen, es wäre denn, daß er auf Deutsch gefragt worden; zuwiderhandeln wird mit Abzug vom Taschengeld bestraft. Dagegen hatte man, und das ist eine bemerkenswerte Neuerung des Hallischen Unterrichts, die lateinische Grammatik in deutscher Sprache abfassen lassen, denn es sei eine recht verkehrte Sache, daß ein Deutscher die lateinische Sprache, die er noch nicht verstehe, aus lateinischen und mit vielen philosophischen und schweren *terminis* angefüllten Regeln begreifen solle. Der bekannte Schüler und Kollege Franckes, Joachim Lange, ist der Verfasser der Hallischen lateinischen Grammatik, die seit 1707 in unzähligen Auflagen erschienen ist. Für die ersten Leseübungen dienten Freyers *Colloquia Terentiana* (seit 1714), nämlich Gespräche, welche den Gebrauch des Terenz überflüssig zu machen bestimmt waren; in den oberen Klassen wurde C. Nepos, Caesar und Cicero (Briefe, Officia und kleine philosophische Schriften) gelesen. Für die poetische Lektüre war durch eine von Freyer aus alten und neuen Dichtern zusammengestellte, die Formen an unschuldigem Inhalt aufzeigende Chrestomathie *(Fasciculus poem. Lat.)* gesorgt.

Im Jahre 1698 hatte eine Bewegung unter den Lehrern stattgefunden, welche auf die Entfernung aller heidnischen Autoren abzielte; es gelang jedoch Francke, sie von der Unbedenklichkeit und Notwendigkeit der zugelassenen Schriften zu überzeugen, es wird nicht gesagt mit welchen Gründen (Franckes pädag. Schriften, S. 287); vermutlich waren es dieselben, die Lange in seiner eigenen Lebensbeschreibung (64 ff.) dafür anführt: die Gefahr werde durch einen geschickten Lehrer, der das Unzulängliche der heidnischen Sittlichkeit und Religion aufzeige, leicht beseitigt (doch müsse man Schmutziges ausmerzen); und nur von theologischen Materien handelnde Schriften zu lesen sei nicht ratsam, weil solche durch tägliche Behandlung bei jungen Gemütern, die man dabei nicht allezeit in ehrerbietiger Betrachtung erhalten könne, leicht in Geringschätzung fielen.

Selbstverständlich fand neben der Lektüre fortlaufende Einübung des Wortschatzes und der Phraseologie sowie Verwertung des Angeeigneten in Exerzitien, Extemporalien (variierende Rückübersetzung des Gelesenen), Briefen, Reden und Gedichten statt. In der obersten Klasse wurden in einer Stunde die Leipziger lateinischen Zeitungen gelesen, bei welcher Gelegenheit denn zugleich hier und da ein Stück aus der Geographie, Genealogie, Historie und Heraldik repetiert wurde.

Griechisch und Hebräisch standen gegen das Lateinische weit zurück. Francke hatte hierin der Zeit eine Einräumung gemacht; nach dem ursprünglichen Entwurf scheint den beiden Sprachen, in denen die heiligen Schriften abgefaßt sind, eine bedeutendere Rolle zugedacht gewesen zu sein. Unter den Zöglingen, die nur zum geringsten Teil künftige Theologen waren, blieb jedoch die Nachfrage nach dem Unterricht in diesen Sprachen gering, aufgenötigt wurde er nicht. Griechisch wurde in drei Stufen oder Klassen gelehrt, eine Grammatik von J. Lange (seit 1705 oft gedruckt) und das neue Testament waren fast die einzigen Unterrichtsbücher. Die von Francke entworfene Lehrordnung giebt eine ausführliche Anweisung für den griechischen Unterricht, die als Probe der Hallischen Didaktik mitgeteilt werden mag.

„Sobald sie lesen können, fänget man an das Testament selbst deutsch zu exponieren, saget ihnen einen Vers von Wort zu Wort langsam vor und lässet denselbigen von einem jeglichen nachexponiren; alsdann gehet man weiter und wiederholet fleißig die darinnen vorkommenden *vocabula*, schreibet ihnen auch wohl täglich etliche an die Tafel, die sie abschreiben und des folgenden Tages recitiren müssen. Die Mittwochs- und Sonnabendsstunden werden zur Erlernung der *paradigmatum* aus der *grammatica* angewendet, da man ihnen eins nach dem andern an die Tafel anschreibet und dann langsam vorsaget, bis sie es recht gefasset haben. Bei dem *verbo τύπτω* zeiget man die *formationem temporum* gleichfalls an der Tafel und saget ihnen hernach ein *tempus* langsam nach dem andern vor. Damit aber alsbald die *praxis* möge dazu kommen, fänget man auch zugleich an zu analysiren: doch lieset man nur diejenigen Wörter aus, welche nach dem, was sie gelernet, müssen formiret werden. Z. E. wann sie erstlich nur die *articulos* gelernet, suchet man in dem, was sie im neuen Testament gelesen, alle *articulos* auf und fraget sie darvon. Hernach, wenn sie die *nomina primae declinationis* gelernet, suchet man alle *nomina primae declinationis* in dem, was abgehandelt worden, auf, und lässet solche dekliniren. Auf diese Weise wird auch in den übrigen verfahren. Wann sie die *paradigmata* wohl gefasset und die ersten sieben *capita* im *Mattheo* fertig expliciren können, werden sie in die andere Klasse translociret."

Die zweite Abteilung nimmt das neue Testament bis zu Ende durch. Sie übersetzt aber ins Lateinische und zwar zunächst Wort für Wort, nach Anleitung einer für den Unterricht bestimmten Chrestomathie des Leusdenius, in welcher 898 Verse, mit lateinischer Übersetzung, zusammengestellt sind, die alle im neuen Testament vorkommenden Wörter enthalten, dann freier mit Beachtung der Latinität, wozu die Über-

setzung Castalios Anleitung giebt. Ein Schüler übersetzt vor, nach der späteren Lehrordnung ein Lehrer, damit es schneller gehe; jeder schreibt in seinem Text, der ohne Version sein muß, über, was er nicht weiß. Zu Anfang und zu Ende jeder Stunde wird eine Viertelstunde repetiert, in folgender Weise: der Lehrer liest aus der deutschen Übersetzung irgend ein Kapitel vor und läßt die Schüler im griechischen Text nachlesen, fragt aber bei jedem Vers den einen nach dem andern, wie dies oder jenes Wort gegeben sei, damit er sie alle in der *attention* erhalte. Auf solche Weise kann das neue Testament im Jahr viermal durchgebracht werden, einmal in der Explikation und dreimal in der Repetition. Nebenher geht in zwei Stunden wöchentlich die Repetition und Ergänzung der Grammatik. Die *verba contracta* und *in μι* werden gelernt, die übrigen *anomala* durch fleißiges Aufschlagen und Lesen. Zur Übung in der grammatischen Analysis wird eine Sammlung von Sprüchen (J. Girberti *Syntagma dictorum scripturae 400, cum definitionibus theologicis*) benutzt und allmählich auswendig gelernt.

Hat ein Knabe das Neue Testament wohl gefasset, so wird er in die erste Abteilung versetzt. Hier werden andere *autores* gelesen, *Macarius*, *Bibliotheca patrum Ittigii*, *libri apocryphi*, *Paeanii Metaphrasis Eutropii*, *Epictetus*, *Demosthenis orationes*, *Plutarchus de puerorum institutione*, *Pythagorae carmina etc.* Kramer bemerkt jedoch, daß in den noch vorhandenen Klassenjournalen diese Schrifsteller sehr selten vorkommen. Das neue Testament ist thatsächlich die fast ausschließliche Lektüre. Die Lehrart bleibt dieselbe. Auch der grammatische Unterricht wird in derselben Weise fortgesetzt, sowie das Memorieren. Und nach wie vor wird jede Stunde mit der repetitorischen Lektüre eines Kapitels aus dem neuen Testament angefangen und geschlossen. Wöchentlich wird eine Version aus dem Lateinischen ins Griechische aufgegeben, in der Regel ein von dem Lehrer aus einem griechischen Autor übersetztes Stück. Bei der Zurückgabe wird das griechische Original vorgelegt, damit die Schüler die *Idiotismos graecos et latinos* und auch den Unterschied des Styls und der Dialekte daran erkennen lernen. Von der griechischen Poesie machet man ihnen gleichfalls so viel bekannt, als nötig ist. Freyers *fasciculus poëm. Graec.* gab später hierzu Gelegenheit.

Man sieht, die Hallische Didaktik zeigt die Züge der Reformpädagogen; die Methode der Spracherlernung ist von den Vorschlägen des Ratichius nicht weit entfernt. Francke war Schüler des Gothaer Gymnasiums gewesen (1673—1679), welches schon unter dem Rektor A. Reyher während der Regierung des Herzogs Ernst die neue Lehrart angenommen hatte und wegen der *methodus instituendi* in großem

Ruf stand (Schulze, Gesch. d. Goth. Gymn., 119ff.). Durch die Hallischen Lehrbücher und die an dem Waisenhausseminar gebildeten Präzeptoren haben die didaktischen Neuerungen der Reformer die wirksamste Verbreitung gefunden.

Die französische Sprache gewann an Bedeutung, was die griechische verlor. Für die Leseübungen wurden auch hier, neben einigen anderen Sachen, das Neue Testament und französische Zeitungen gegebraucht. Neben dem regelmäßigen Unterricht durch deutsche Lehrer finden Sprechübungen unter Leitung eines französischen *maître* statt: er lieset mit lauter Stimme etwas vor und parlieret auch mit ihnen von allerhand nützlichen Sachen.

Die Sprachen nehmen weitaus den größten Raum im Unterricht des Pädagogiums ein; den sogenannten Realien oder *disciplinis litterariis*, wie sie in Freyers Lehrordnung heißen, ist bloß eine tägliche Nachmittagsstunde zugeteilt. Voran stehen Geographie und Geschichte; in beiden wird vorzugsweise Palästina und Deutschland berücksichtigt. In der Geographie werden Hübners Lehrmittel, die Fragen und Karten, gebraucht; für die Geschichte empfiehlt Francke die *Idea historiae universalis* des J. Buno, Rektors in Lüneburg, welche nach der Weise des Comenius die Einprägung des geschichtlichen Materials durch mnemotechnische Bilder, freilich zum Teil von seltsamer Art, der Jugend zu erleichtern sucht.

Der mathematische Unterricht beginnt mit Rechnen und geometrischer Anschauungslehre. Für Geometrie, Trigonometrie und etwa auch Algebra werden Chr. Wolfs Grundrisse gebraucht. „Die Schüler werden auch zum öfteren auf den hierzu im *horto botanico* aptirten Platz geführet und zur Ausmessung mancherlei Länge, Breite, Höhe, körperlichen Raumes und Dichte angewiesen.“ Auch kann nach Gelegenheit zu anderen Stücken aus der *mathesi applicata*, als der Baukunst, Mechanik, Gnomonik etc. geschritten werden. — Eine wesentliche Absicht beim mathematischen Unterricht ist die Schärfung des Verstandes, wozu dieselbe tauglicher, als wenn man die Jugend mit vielen unnützen Dingen aus der Logik plaget: sie lernen dort eins aus dem andern vernünftig schließen und eine Wahrheit aus der andern herleiten.

Endlich wird *stilus Germanicus* exkoliert, indem nach Anleitung oratorischer Vorschriften Reden, Briefe und Gedichte gemacht werden.

Unter dem Titel Rekreationsübungen sind zur Befriedigung einer unschuldigen Kuriosität angeordnet: Besuche bei Handwerkern und Künstlern, Unterricht von Thieren, Kräutern, Bäumen, Metallen,

Steinen und anderen Mineralien, Erde, Wasser, Luft, Feuer und mancherlei *meteoris*, von den Hauptstücken der Haushaltungskunst, als Acker-, Garten- und Weinbau, Bierbrauen u. s. f., von der *materia medica*, von der Experimentalphysik und Astronomie, von der Botanik und Anatomie, überall soweit möglich mit Demonstrationen. So wird unter dem Titel Anatomie auch das Tranchieren geübt, zuerst am Phantom, danach auch an wirklichen Speisen, jedoch also, daß daraus keine Gasterei entstehe und insonderheit kein Wein dabei gebraucht werde. Auch das Serviettenbrechen und Apfelschälen wird nicht übergangen. Zur Erwerbung mechanischer Fertigkeiten bietet das Drechseln, die Pappfabrik, das Glasschleifen Gelegenheit; nicht minder wird Unterricht im Zeichnen und der Musik angeboten. — So wird, nach wiederholtem Ausdruck, *dulce cum utili* misciert.

Als eine wichtige Neuerung wird noch hervorgehoben, daß man das alte starre Klassensystem aufgegeben habe; statt dessen würden für jedes einzelne Unterrichtsfach Abteilungen gebildet, denen die Zöglinge nach den Fortschritten, die sie in dieser Disziplin gemacht hätten, zugeteilt würden; eine Einrichtung, die im 18. Jahrhundert viele Lobredner und Nachahmer gefunden hat. Sie hängt offenbar mit der Aufnahme der neuen Unterrichtsfächer, außerdem freilich auch mit den besonderen Bedürfnissen eines Alumnats zusammen, das sehr ungleich vorbereitete Zöglinge aufnahm. So lange Latein der einzige Unterrichtsgegenstand war, war die Einteilung der Schüler in feste Klassen nach dem Maß ihrer Kenntnis in dieser Sprache das Natürliche. Es schien aber nicht zweckmäßig, diese Einteilung beizubehalten, nachdem so heterogene Fächer, wie Mathematik oder Französisch, hinzugekommen waren: jemand der als guter Lateiner auf die Anstalt kam, mochte hierin noch nicht die ersten Anfangsgründe kennen. Erst nachdem im 19. Jahrhundert die detaillierteste Absteckung des Schulkursus von Staats wegen stattgefunden hatte, sodaß auf allen Schulen des Staates der gleiche Stufengang innegehalten wurde, schien es möglich und vorteilhaft zu der festeren Gliederung zurückzukehren.

Erwähnung verdient endlich die Einrichtung einer *Selecta*, das heißt eines zusammenfassenden und abschließenden Jahreskursus, der zur speziellen Vorbereitung auf das Universitätsstudium bestimmt war. Vor allem wurde Vervollkommnung im lateinischen Stil, auch durch ausgedehntere Lektüre lateinischer Autoren, erstrebt, außerdem aber durch einleitende encyklopädische Vorträge über alle Fakultätswissenschaften das freiere Studium auf der Universität vorbereitet. In der Philosophie wird im ersten Halbjahr die Geschichte der Philosophie, die Logik und Physik, im andern die Ontologie, Metaphysik oder

doctrina spirituum, und die Moral mit Naturrecht und Politik traktiert, zumeist nach den Lehrbüchern des Jenaischen Professors Buddeus. Ebenso wird allen, sie mögen einmal studieren, was sie wollen, ein kurzer Unterricht in *jure et medicina*, und zwar durch einen geübten *studiosum* erteilt. Wichtiger ist natürlich die Theologie; der Unterricht der *Selecta* hat besonders die Aufgabe, die Jugend mit den Waffen der Apologetik zu versehen gegen „die verführerischen und heutzutage sehr überhand nehmenden Lehrsätze der *Atheorum*, *Deistarum*, *Naturalistarum*, *Fanaticorum*, *Indifferentistarum* und anderer dergleichen Freigeister, damit die Scholaren, welche meistenteils das *studium juridicum* oder *medicum* zu ergreifen pflegen, gegen die künftigen Versuchungen, worin sie durch Lesung solcher Bücher oder auch in der Konversation mit dergleichen Leuten auf Reisen, an Höfen und bei anderer Gelegenheit geraten können, in etwas gewappnet werden.“ —

Von großer Wichtigkeit für die Ausbreitung der pädagogischen und didaktischen Ideen Franckes war die regelmäßige Verwendung von Studierenden zum Unterricht: gegen freien Tisch übernahmen arme Theologen an den sämtlichen Schulen des Waisenhauses, besonders auch an der Lateinschule, unter Aufsicht und Anleitung der Inspektoren den Unterricht. Die Einrichtung hatte von Anfang an zugleich den Zweck, die Studenten für einen etwaigen künftigen Schuldienst vorzubereiten. In dem Anhang zur *Idea studiosi theologiae* heißt es darüber: „Der ganze sogenannte Ordinar-Tisch des Waisenhauses, jetzo bestehend aus 134 *Studiosis*, ist eigentlich das *seminarium praeceptorum* für hiesige Anstalten; sie alle üben sich fleißig in den Dingen, so zum Schulwesen gehören, damit man gleich Leute zur Hand habe, die vakant werdenden Stellen der *praeceptorum* zu besetzen.“ Dazu kommen noch weit über 100 Expektanten, die an den extraordinären Tischen gespeist werden. Alle werden vom Inspektor der Lateinschule zur Information der Jugend präpariert, durch Grammatik, Lektüre und Imitation der beiden Sprachen. — Aus diesem allgemeinen Seminar wird eine kleinere Zahl für das *semin. selectum praeceptorum* ausgewählt; sie erhalten zwei Jahre lang freien Tisch und Information, dafür verpflichten sie sich, drei Jahre an den Anstalten zu dienen; dann mögen sie auch auswärts gehen. Dies Seminar erhielt 1715 ein eigenes Haus in Verbindung mit dem *Seminarium ministerii ecclesiastici*. Die Mitglieder sollten in den ersten Jahren vorzugsweise selbst Unterricht erhalten, indem sie neben dem theologischen Studium die Schulwissenschaften, d. h. die alten Autoren, den lateinischen Stil, Geschichte und Geographie, Litterarhistorie und Antiquitäten trieben. Die letzten Jahre sollten hauptsächlich der

praktischen Einführung in den Lehrerberuf gewidmet werden. Die Leitung hatte zu Anfang Cellarius, nach seinem Tode Freyer. Wie es scheint, ist das früher erwähnte *Collegium eleg. litteraturae* darin aufgegangen (Kramers Leben Franckes, II, 11 ff., 111; Franckes pädag. Schriften, S. 498 ff.). —

Die Franckesche Pädagogik entsprach ganz dem Verlangen der Zeit; sie verband Frömmigkeit und Gemeinnützigkeit, sie erzog für den Himmel, ohne die Erde und ihre Bedürfnisse, auch weltliche und höfische, zu vernachlässigen; und das alles nach der Maxime des utilitarischen Rationalismus: auf kürzestem Wege größte Erfolge. Ferien und freie Nachmittage gab es im Pädagogium nicht, jeder Streifen Zeit wurde in Kultur genommen, um darauf Frömmigkeit und nützliche Kenntnisse oder Fertigkeiten anzubauen; auf dem unkultivierten Boden würde, so ist Franckes Meinung, doch nur Unkraut wachsen, von welchem dann auch das bebaute Feld überwuchert werden möchte. Spiel und Scherz, in welcher Gesalt immer, wurde dem Kreise der Hallischen Anstalten gänglich fern gehalten; es sind Arbeitshäuser, nicht Häuser der Muße, wie es auch ihr baulicher Charakter bestimmt genug ausspricht. Was sollten in diesen Häusern die Werke der Griechen, die in der Muße und für die Muße geschaffen sind? Was gehen die Fabeln ihrer Dichter, die Spekulationen ihrer Philosophen, die Reden, mit welchen die Redner das müßige Marktpublikum zu Athen unterhielten, junge Leute an, welche zur Übernahme weltlicher oder geistlicher Bedienungen in Preußen, dem Preußen Friedrich Wilhelms I., im 18. Jahrhundert geschickt gemacht werden sollten? Offenbar gar nichts![1]

[1] Einen interessanten Einblick in die Zeit und die Gedanken und Empfindungen, die sie bewegen, giebt ein kürzlich erschienenes Buch: Die Jugend Zinzendorfs von G. v. Natzmer (Eisenach 1894). Es enthält Briefe und Tagebücher des jungen Grafen aus der Zeit, da er das Franckesche Pädagogium und die Universität Wittenberg besuchte (1710—1718). Wunderlich genug erscheint darin die Mischung von Kavalier und Pietisten. So notiert der 18jährige z. B. zum 28. Februar 1718: „diese Woche habe ich die ganze Stunde von 6—7 wie des Abends von 8—9 und von $^3/_4$ auf 10 zum Gebet zu destinieren angefangen. Auch will ich das *jus civile* mit Eifer treiben. — Examinatorium bei Mencken. Um 10 focht ich. Um 11 traktierte ich die Pandekten. Um 12 speiste ich. Um 1 schlug ich die *volants* (Federball). Um 2 zeichnete ich. Um 3 hörte ich die Reichshistorie. Um 4 tanzte ich. Um 5 war Bardin (der Franzose) da. Um 6 traktierte ich das *jus civile.*, Um 7 speiste ich, um 8 betete ich, um 9 Uhr traktierte ich *Hoppii examen.*“ — Sehr deutlich tritt darin auch hervor, wie sehr die ganze Bildung noch auf Eloquenz gerichtet ist: die *carmina*, *orationes*, Briefe, die der junge Graf in deutscher, französischer, lateinischer, griechischer Sprache schreibt, spielen, neben den Disputationen, eine sehr wichtige Rolle.

Am stärksten und unmittelbarsten erfuhren die brandenburgisch-preußischen Länder den Einfluß FRANCKES. Schon unter der Regierung Friedrichs I. war FRANCKE in Berlin bei den einflußreichen Männern *persona grata;* wie denn auch seine Frömmigkeit keineswegs alle weltliche Klugheit ausschloß. Einige der bedeutendsten Schulen kamen schon unter dieser Regierung unter die Leitung von Schülern und Gesinnungsgenossen des Hallischen Pädagogen. Die auf dem Friedrichswerder zu Berlin 1681 neugegründete Schule erhielt JOACHIM LANGE zum Rektor (1698—1709) und wurde durch ihn zu Ansehen gebracht (MÜLLER, Gesch. des Fr. Werderschen Gymn., S. 17 ff.). Die 1694 gegründete Friedrichsschule zu Frankfurt a. O. wurde von P. VOLCKMANN, der später (1707—1721) dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin als Rektor vorstand, das 1703 gestiftete *Collegium Fridericianum* zu Königsberg von H. LYSIUS ganz nach Hallischem Muster eingerichtet und später von F. A. SCHULZ im Sinne FRANCKES geleitet. Die übrigen reformierten Schulen des Landes wurden auf diese als Musteranstalten verwiesen.[1] Zu bedeutendem Ansehen gelangte auch die Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg, besonders unter dem Abt STEINMETZ (1732—1762). Sie hatte schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Charakter einer Landesschule angenommen und war im 18. Jahrhundert eine der bedeutendsten Anstalten in den preußischen Ländern (HOLSTEIN, Gesch. der Schule zu Kloster Berge, Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1885, S. 86).

Deutlich läßt sich der Einfluß der neuen Zeit auch an dem Berlinischen Gymnasium im Grauen Kloster verfolgen. Schon unter dem Rektor HEINZELMANN (1652—1658) wird mathematischer und physikalischer Unterricht in Privatstunden erwähnt. Sein Nachfolger führte den *Terentius Christianus* an Stelle des heidnischen ein. Unter dem Rektorat des Polyhistors WEBER (1668—1698) umfaßte der Lehrplan Geschichte nach eigenen Tabellen des Rektors, Mathematik nach WEIGELS Pankosmos, Physik und Geographie. Der Rektor BODENBERG (1708—1726), ein Schüler des CELLARIUS, ist mit anderen Berliner Rektoren und Lehrern Verfasser der Märkischen Grammatiken und anderer Lehrbücher, welche an die Hallische Methode sich anlehnen und bis gegen Ende des Jahrhunderts in Gebrauch blieben. Die lateinischen Deklamationen wurden durch deutsche Reden, auch historischen und patriotischen Inhalts ersetzt, nicht minder wird Französisch gelehrt.

[1] MERLEKER, Annalen des Friedrichsgymn., Königsberg 1864. Interessantes Detail über die Kämpfe bei der Einführung des Pietismus in Königsberg bei J. HORKEL, der Holzkämmerer T. Gehr und die Anfänge des Friedrichskolleg., Königsberg 1855.

Auf BODENBERG folgte, um das noch zu erwähnen, als Rektor des Grauen Klosters LEONHARD FRISCH, der deutsche Sprachforscher, auf diesen, nach kurzem Zwischenregiment, der bekannte Geograph BÜSCHING (1766 bis 1793). Sein Nachfolger ist FR. GEDIKE, der Verehrer BASEDOWS; von ihm wird später zu handeln sein (HEIDEMANN, Gesch. des Grauen Klosters, 156 ff.).

Seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. erlangte die FRANCKEsche Richtung immer entschiedener die Herrschaft in den preußischen Kirchen und Schulen. Der König schätzte FRANCKE und sein Werk; Nützlichkeit und Frömmigkeit hielt er wert, für theoretisches Wissen und den schönen Schein hatte er gar kein Verständnis.[1] Er ist der eigentliche Begründer der Volksschule in Preußen; die Waisenhauspädagogik hat ihr im Entstehen Ziel und Gestalt gegeben. Auch der gelehrte Unterricht erhielt, soweit die Regierung ihn bestimmte, diesen Charakter.

Eine Verordnung vom 30. Sept. 1718 „wegen der studierenden Jugend auf Schulen und Universitäten, wie auch der *candidatorum ministerii*“ (bei RÖNNE, I, 61 ff.) enthält unter anderem folgende charakteristische Bestimmungen über das Ziel der Schul- und der Lehrerbildung; „Auf Schulen und Gymnasien sollen sonderlich diejenigen, welche *Theologiam* zu studieren gedenken, einen guten Grund legen im *Catechismo,* in *Latinitate,* in *Disciplinis,* in *Historia ecclesiastica et civili,* und *Geographia;* das *Novum Testamentum* sollen sie *in fontibus absque interprete* lesen und vertiren, den *codicem Hebraeum* guten Teils durchgebracht haben, in der Teutschen Orthographie und Kalligraphie wohlgeübet sein, auch in Teutscher Sprache einen verständlichen Vortrag thun.“ — Es folgen Bestimmungen über Universitätsstudium und Amtsprüfung der Kandidaten des Kirchen- und Schulamts: bei der Ankunft auf der Universität (Landeskinder sollen allein kgl. preußische besuchen) soll der Ankömmling, der übrigens von der Schule *testimonia*, vom Beichtvater und allen *praeceptoribus* unterschrieben, mitbringt, von denen *Decanis* wohl examinieret und von denen *Professoribus* angewiesen werden, wie er seine *Collegia* vorzunehmen habe; besonders an einen

[1] Man sehe einen Erlaß an den Prof. BAUMGARTEN in Halle, worin er ihn wohlmeinend erinnert, „daß Ihr sowohl vor Euer Gewissen wohl thun, als auch Euch bei mir rekommandieren werdet, wenn Ihr von allen dergleichen unverständlichen philosophischen Fratzen, so weder bessern noch erbauen, unschuldigen und einfältigen Gemütern aber nur Gelegenheit zu Irrwegen geben, hinführo abstrahieret, dagegen bei dem Reellen in der Theologie bleibet und solche auf gleiche Art, als sie von den sel. Breithaupt und Francken dozieret worden, lehret“ (SCHRADER, II, 463).

derselben soll er sich näher anschließen, demselben seine Umstände offenbaren und von ihm Rat annehmen. Beim Abgang kann er ein *testimonium vitae et studiorum* fordern. Wenn der *studiosus* dann zu Hause anlanget oder sich anderswohin zur *information* begiebt, so soll er sich bei dem *praeposito* des *synodi* melden, welcher mit seinen Kollegen ihn examiniert und ihm darüber ein *testimonium* erteilt. Damit ist *licentia concionandi* und zugleich *docendi* gegeben.

Vor einer eventuellen Anstellung als Prediger oder Lehrer ist dann aber noch das eigentliche Amtsexamen zu bestehen. Den Patronen wird zur Pflicht gemacht, vor Verleihung der Stelle den Kandidaten dem Konsistorio oder dem Generalsuperintendenten zu einem Tentamen zu sistieren. „In diesem Tentamen sollen die *examinatores* ein jeder *privatissime* den *candidatum* nach seinem inwendigen Zustande prüfen: Ob er in der Buße und lebendigem Glauben stehe? Was er hierin vor Kennzeichen von sich geben könne? Wie er sein Leben von Jugend auf geführet? Wie er zu Gott bekehret worden? Welche *specimina providentiae divinae* er an sich erfahren? Wie er zu dem Amt komme? Ob bei ihm oder dem *patrono* unlautere Absichten unterlaufen? Wie er das Amt im Predigen, Katechisieren und übrigen Verrichtungen zu führen gedenke? Welche Bücher er gelesen und zu eigen habe? Ob er einige Mängel in Kirchen- und Schulsachen angemerket und Mittel zur Verbesserung wisse? Da denn auch zu attendieren, wie es um die *studia* und übrige Amtstüchtigkeit stehe?“ Hierauf folgt ein öffentliches Examen vor der Ordination, entweder im Konsistorium oder in der Sakristei, in Gegenwart aller Examinatoren und womöglich auch eines *membri politici* des Konsistoriums. Es berührt *theologiam theticam et polemicam*, *exegeticam*, *moralem*, *casuisticam*, *pastoralem* oder *historiam ecclesiasticam.* Durch dieses Examen wird erkundet, ob der Kandidat die vornehmsten Artikul der christlichen Lehre, sonderlich auch von denen praktischen *materiis* die *thesin* recht inne habe, *analogiam fidei*, auch *oeconomiam* und *ordinem salutis* wohl verstehe, desgleichen den Unterschied des Gesetzes und Evangelii. *Candidatus* muß seine *thesin* durch die Hauptsprache des Grundtextes beweisen, den in der Hauptsprache liegenden Nachdruck eruieren, einen vorgegebenen Text *ex tempore* analysieren, disponieren, notdürftig erklären und die *usus* herausziehen können.

Das theologische Examen ist zugleich Lehramtsprüfung. Eine Probelektion in der zu übernehmenden Schulstelle vervollständigte oder vertrat wohl auch jenes Examen. Die Schulmeister werden auch durchaus als Kandidaten des Pfarramts angesehen. Es wird von ihnen erwartet, daß sie den Pfarrern mit Predigen und Katechisieren zur

Hand gehen. Auch sollen die Pröpste ihnen theologische Vorlesungen halten, „wöchentlich einmal ein *collegium publicum*, dazu sich die *studiosi* vom Lande dann und wann mit einfinden".

Über das Schulziel giebt noch etwas genauere Bestimmungen eine Verordnung vom 25. Okt. 1735 für Preußen (Arnoldt, Gesch. d. Königsb. Universität, I, Beil. 54). Ihr Verfasser ist F. A. Schulze. Um zu verhüten, daß nicht unfähige und unwürdige Subjekte den Genuß der Benefizien würdigen und begabten vorwegnehmen, wird festgesetzt: niemand soll in die erste Klasse der großen Lateinschule gelassen werden, „der nicht einen leichten *autorem classicum*, als den *Cornelium Nepotem*, wo man ihm demselben aufschlägt, fertig exponiere und selten einen Fehler wider die Grammatik begehe; keiner in *primam Graecam*, der nicht im Griechischen zum mindesten die *declinationes* und das *verbum regulare* innehat und dabei die ersten zehn Kapitel im neuen Testament ohne Version exponieren und ziemlich analysieren kann. Insbesondere muß niemand *ad Academica* dimittiert werden, der nicht einen etwas schweren *autorem*, als *Curtium* und *orationes Ciceronis selectas* ziemlich geläufig exponieren und eine kleine *Oration absque vitiis grammaticis* machen, auch was Latein geredet wird, notdürftig verstehen könne, dabei aus der Logik das vornehmste aus der *doctrina syllogistica* und das allernotwendigste aus der Geographie, Historie und Epistolographie innehabe, imgleichen der nicht mindestens zwei Evangelisten im Griechischen, als Matthäum und Johannem und die 30 ersten Kapitel des ersten Buches Mosis im Hebräischen fertig exponieren und beides ziemlich analysieren könne." Auch die Juristen und Mediziner sollen sich der Erlernung des Hebräischen nicht entziehen, denn es sei besser etwas an sich nicht schädliches mit zu lernen, als die Zeit mit Müssiggang oder gar mit Mutwillen hinzubringen.

Durch eine Aufnahmeprüfung beim Zugang zur Universität soll die Innehaltung dieser Vorschriften gesichert werden. Die sich als Theologen inskribieren lassen wollen, werden von der theologischen Fakultät, die übrigen, d. h. Juristen und Mediziner, von dem Dekan der philosophischen Fakultät geprüft. Es wird ausdrücklich festgesetzt, daß jedermann bei einer der drei oberen Fakultäten sich alsbald einschreiben lassen soll; weder der Einwand, daß man noch nicht entschieden sei, noch der, daß man sich allein auf die Philosophie oder einen Teil derselben legen wolle, darf hiervon eine Ausnahme begründen.

In dem Staat Friedrich Wilhelms I. werden *studiosi artium liberalium* nicht gebraucht. —

Die eigentliche Heimat der pädagogischen Reformbestrebungen waren seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die kleinen mitteldeutschen

Territorien, besonders die thüringischen Herzogtümer. Hier hatten Ratichius und seine Anhänger Eingang gefunden; hier zuerst hatte fürstliche Fürsorge dem allgemeinen Unterricht sich zugewendet; Ernsts des Frommen Schulmethodus führte selbst in die Dorfschulen den Unterricht in den nützlichen, natürlichen und politischen Dingen ein. Auf dem Gothaischen Gymnasium hatte Francke als Schüler (1673—1679) die neue Lehrart kennen gelernt. Was als allgemeiner Grundsatz bei der Absteckung des Unterrichtsplanes für die Gothaer Schule angeführt wird: „daß zwar nächst dem *exercitio pietatis* das *fundamentum studiorum* die lateinische Sprache sei, daß aber außer dieser die griechische und hebräische und, zur Erweckung und Schärfung des Nachdenkens, sowie zur Vorbereitung auf den akademischen Unterricht, die Geschichte, Mathematik, Philosophie, besonders Logik und Rhetorik, ferner die Grundsätze der Poesie, Beredsamkeit und Musik vorgetragen werden müßten“: das kann auch als Norm der Hallischen Einrichtungen gelten. Auch die Hallische *classis selecta* hatte ihr Vorbild in Gotha, nicht minder war das starre Klassensystem auch hier schon durchbrochen. Im Jahre 1694 trat Vockerodt, der erste pietistische Rektor in Gotha, das Amt an. 1718 wurde ein Franzose angenommen, in zwei Stunden wöchentlich seine Sprache zu lehren (Schulze, Gesch. des Goth. Gymn., 131 ff.).

Eine höhere Bildungsanstalt mit ganz modernem Charakter wurde im Jahre 1664 von Herzog August von Sachsen-Weißenfels, demselben, der als Administrator des Erzstifts Magdeburg die schon erwähnte, von Grundsätzen des Comenius erfüllte Schulordnung vom Jahre 1658 gegeben hatte, in seiner Residenz Weißenfels begründet. Die Bestimmung der Anstalt war, dem kleinen Ländchen als akademisches Gymnasium die Universität, wenigstens zu einem Teil, zu ersetzen. Außer den Sprachen und der Philosophie standen Mathematik und Physik, Geschichte und Politik, sowie die Elemente der Fakultätswissenschaften auf dem Programm der Schule (Rosalsky im Progr. 1873). Unter den ersten Lehrern finden sich Chr. Cellarius und Chr. Weise. Jener hat, ehe er in Halle den Ort seiner Bestimmung fand, noch den Schulen zu Weimar, Zeitz und Merseburg vorgestanden. Weise, der bekannte deutsche Poet und Dramatiker, sowie Verfasser von allerlei Lehrbüchern der Politesse, hat später (1678—1708) als Rektor des Zittauer Gymnasiums auf die Modernisierung der lausitzischen und sächsischen Schulen nicht unerheblichen Einfluß gehabt (vgl. Gelbke, Zittauer Progr. 1881).

Statt mehr oder minder unerhebliche Notizen über die Erlebnisse anderer thüringischer Schulen in diesem Zeitalter zusammenzustellen, will ich hier eines der leidenschaftlichsten Wortführer der Reform-

pädagogik erwähnen, der in langer Lehrthätigkeit an der Universität Jena manche wirksame Anregungen gegeben hat: ERHARD WEIGEL (1625—1699, seit 1654 Prof. der Mathematik in Jena).[1] WEIGEL spricht mit der herbsten Verachtung von dem Bestehenden: die Mathematik und Sachwissenschaften würden gänzlich vernachlässigt und „das zarte Lehrfeld mit lauter (lateinischen) Wörterpflanzen und Sprachsamen besteckt und bestreuet, zwischen welcher Wörtersaat dann sehr viele Streit- und Zankdisteln mit aufwachsen"; denn aus dem Wortwissen kommt der Hochmut und Zank, aus dem Sachwissen Bereitwilligkeit und Friede. Ferner sind die alten Sprachen und Schriftsteller ein Hemmnis der Gottesfurcht: „sie bringen meistens abscheuliche Welthändel, Fabeln und Figmente, und darunter grausam garstige und verführerische Vorstellungen, ja Lehren und Anreizungen zur Geilheit, zum Betrug, zur Falschheit und allen Lastern vor. Man findet in ihnen zwar den und jenen feinen Spruch, aber keinen, der nicht auch aus der Natur oder der täglichen Erfahrung bekannt sein sollte. Und daneben sind soviel abscheuliche Schandpossen und Narrendeutungen, grobe Zoten, ärgerliche Thaten, alberne Fabeln, grausame Dichtungen von so und so vielen und vielerlei Göttern und Göttinnen, unmenschliche Vermischungen mit dem Vieh in ihnen erzählet." — Freilich Latein muß gelernt werden. Aber auf andere Weise als jetzt geschieht; WEIGEL giebt dazu Anleitung. „Die Grammatik ist nicht für Kinder, die Sprachregeln sind ihnen zuwider. Den Kindern die Sprache durch Regeln lehren wollen ist ebenso, als ob ein Fuhrmann seinen anziehenden Pferden durch Einhemmen helfen wollte." Aus lateinisch geschriebener Grammatik die fremde Sprache lehren sei gleich, „als wenn man Vögel fangen und dieselben Vögel zu Lockvögeln ihrer selbst gebrauchen wollte". Man muß Wörter, Formen und Redensarten auswendig lernen lassen und dann viel Übung im Reden geben: wird falsch gesprochen, es schadet nicht, die Kinder lernen auch eher gehen als tanzen. Das Memorieren wird erleichtert durch Chorsprechen „auf des Lehrers Vorrufen mit Nachrufen gesungen, wobei die Kinder auf einer Schaukel oder Schulpferdchen sitzen oder mit dem Ball spielen, damit das verdrießliche Memorieren durch eine Nebenlust versüßt werde". Ein Basedowianer vor BASEDOW!

Derselbe Prozeß der Modernisierung im Sinne der Nützlichkeit für die irdische und himmlische Wohlfahrt läßt sich auch an den sächsischen Schulen nachweisen. Im Jahre 1676 trat JACOB THOMASIUS,

[1] E. SPIESS, E. Weigel, Leipzig 1881. Über s. pädagogischen Bestrebungen handelt A. ISRAEL im Jahresbericht des Seminars zu Zschopau 1884, sowie ein Artikel von BARTHOLOMÄI in den Jahrb. für Philol. u. Päd., Bd. XCVIII, 400ff.

der schon lange neben seiner Universitätsprofessur eine Lehrerstelle an der Thomasschule in Leipzig verwaltete, das Rektorat dieser Schule an. Alsbald legte er dem Rat einen Reformplan vor, in dem folgende Punkte vorkommen: „ob nicht *in prima classe* des Dienstags statt des *Isocratis* das griechische N. T. einzuführen, weil hiervon sowohl bei einem jeden im Christentum, als auch bei denen insonderheit, so sich künftig *in studio academico* auf *theologiam* legen möchten, größerer Nutzen zu erwarten: ob nicht, weil der Rat angeordnet, öfters *actus oratorios* abzuhalten, statt der *officiorum Ciceronis* dessen *orationes* oder *Mureti, Majoragii* und dergleichen *orationes* einzuführen; ob nicht eben zu solchem Ende, damit auch *secunda classis ad studium eloquentiae* allmählich angeleitet, selbige *ad elaborationes progymnasmatum* zu unterweisen, und zu diesem Ziel *Aphthonius* zu erklären, welches dann füglich in der Zeit, wo zeither *Epistolae Ciceronis* erklärt worden, geschehen könnte; ob nicht, falls es bei den *Epistolis* bleiben sollte, die des *Ciceronis* mit denen *Manutianis* zu verwechseln; ob nicht bei denen *Primanis* ratsam, daß *loco Aurei Carminis Pythagorae,* weil zu anderer Zeit bereits ein *carmen Graecum*, nämlich *Posselii Evangelia* erklärt werde, ein *historicus Latinus*, z. E. Justinus, zu introduzieren sei; ob nicht *poësis Latina* mit denen *Primanis* auch vom *Rectore* zu üben und zu solchem Ende *Buchanani Psalterium* oder ein anderes christliches *Poëma* vorzunehmen; ob nicht bei denen *Secundanis* die Zeit, welche zu *Terentii Comoediis* bestimmet, vieler Ursachen wegen *Schoenaei Terentius Christianus* einzuführen; ob nicht für *Tertia* die *colloquia Corderi* zu gebrauchen?“ (Stallbaum, 42 ff.). Man sieht, es sind ganz die Gesichtspunkte der Hallischen Pädagogik, aus denen auch diese Vorschläge schon geflossen sind. Sie hatten übrigens auch den Beifall der Orthodoxie. Stallbaum führt aus Carpzows Leichenpredigt auf Thomasius folgendes Lob an: „Bei ihm traf das Sprichwort nicht ein: je gelehrter, desto verkehrter; sondern je gelehrter er war, jemehr erwies er seine Gottseligkeit, und stunken ihm der heidnischen Autoren Schriften, die er früherhin durchstänkert hatte, einige Jahre her gleichsam an.“ Auch der Leipziger Rat fand diese Vorschläge sehr zweckmäßig. Die neuen Lehrbücher wurden eingeführt und J. M. Gesner fand sie noch im Gebrauch, als er 1730 das Rektorat der Thomasschule übernahm. Inzwischen war, unter dem nächsten Nachfolger des Thomasius, J. H. Ernesti (1684—1729), der auch ebenso wie jener *prof. poës.* an der Universität war, eine neue Schulordnung eingeführt (1723), welche Übungen in der deutschen Oratorie und Unterricht in Geschichte und Geographie einschloß; ein Lehrer der Mathematik wurde erst 1731, zur Zeit von Gesners Rektorat, angestellt. — An der

Nikolaischule wurde 1716 ein neuer Lehrplan eingeführt, der als neue Unterrichtsgegenstände bietet: je 1 Stunde Geographie und Deutsch für IV und III, und 2 Stunden Geschichte (nach CELLARIUS) für II und I. Arithmetik 1 Stunde durch alle Klassen, fakultativ (Progr. 1893).

Eines bedeutenden Rufes erfreute sich seit ihrer Gründung und Errichtung durch P. VINCENTIUS die Schule zu Görlitz. Ihre Modernisierung begann unter dem Rektor CHR. FUNCKE (1666—1695), einem Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft; gegen Ende seines Lebens kam er auch in das Geschrei des Pietismus. Ein neuer von ihm entworfener Lehrplan vom Jahre 1666 umfaßt, außer den alten Sprachen und der Logik und Metaphysik, auch *philosophia civilis et naturalis*, Astronomie, Geographie und Geschichte. Sein Nachfolger GROSSER führte das Amt in gleichem Sinn (KNAUTH, Gesch. des Görlitzer Gymnasiums, 1765).

Die Vollendung der Neugestaltung, freilich schon mit Anklängen an die Ideen, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts bewegen, ist das Werk CHR. BAUMEISTERS (1736—1785), eines der berühmtesten Rektoren seiner Zeit; er ist ein Nachkomme MELANCHTHONS, ein Schüler des Gothaer Gymnasiums und der Jenaer Universität. In einem Programm vom Jahre 1747 giebt er eine Anzeige von der vorteilhaften Einrichtung des Görlitzer Gymnasiums, aus welcher ich die wichtigsten Punkte mitteile. Unter den Sprachen wird zuerst die deutsche genannt: es sei ein schändliches Vorurteil, daß sie nicht unter die gelehrten Sprachen gehöre. Man treibe sie nach GOTTSCHEDS Regeln der deutschen Beredsamkeit; künftig wolle man auch drei- bis vierwöchentliche Privatlektionen auf das Lesen von Schriftstellern, die rein Deutsch geschrieben hätten, wenden: „Warum sollten wir nicht ebenso wohl in unserer Muttersprache als in der römischen *autores classicos* aufweisen können?“ Latein behält seine Stelle, und auch die alten Autoren: als Muster der historischen Schreibart werden Cornelius, Cäsar, Sallustius, Justinus, in der brieflichen Cicero und Plinius, in der oratorischen Cicero und Muretus, in der poetischen Virgil, Claudian, Ovid gebraucht. „Bei der Erklärung sehen wir nicht allein auf die eigentliche und natürliche Bedeutung der Wörter, auf die Feinheit des Latein, sondern wir suchen auch die Begriffe und Ordnung der Gedanken nach den Regeln der Vernunftlehre zu zergliedern und folglich die Urteilskraft und den Verstand der Zuhörer zu schärfen.“ Unter besonderen Handgriffen, von denen man gute Wirkung verspüre, wird auch der genannt: „man läßt den Schüler auf den Lehrstuhl treten; man legt ihm eine Stelle aus dem Cicero oder Plinius oder einem anderen nicht zu schweren Skribenten vor. Diese muß er seinen Mitschülern unter Aufsicht des

Lehrers erklären. Er muß seine Anmerkungen über Wortfügung und Redensarten machen. Er muß seinen Lehrlingen die Schönheiten zeigen, die in dieser oder jener Periode vorkommen". Der Nutzen dieser Übungen sei ein augenscheinlicher. — Griechisch wird aus der Hallischen Grammatik und dem N. T. gelernt, auch Plutarchs Schrift über Erziehung gelesen; denen, die weiter gehen wollen, werde in Privatstunden Gesners Chrestomathie vorgelegt. Französisch hoffe man bald auch in den öffentlichen Lehrstunden zu treiben. Geschichte, Geographie und Antiquitäten lehrt der Rektor in zwei Stunden wöchentlich; in der Geschichte wird die neueste besonders berücksichtigt; sie wird erst in deutscher, dann in lateinischer Sprache vorgetragen und von den Schülern lateinisch nacherzählt. In der Philosophie wird Logik, Naturrecht, mit Exempeln aus der neuesten Geschichte, und natürliche Theologie gelehrt. Baumeister ist Wolfianer, er hat mehrere philosophische Kompendien verfaßt, die auch bei Universitätsvorlesungen als Leitfäden benutzt wurden, u. a. auch von Kant. Mathematik wird nach Wolfs Lehrbüchern gelehrt. Die Abiturienten nimmt der Rektor wöchentlich zweimal zu zwanglosen Besprechungen auf seine Stube, wo einer eine Frage, einen Satz vorlegt, über welchen man sich in lateinischer Sprache unterhält. — Ein Schüler Baumeisters ist der spätere Hallische Professor Klotz. Er war 1756 der Tyrannei des Meißener Schulklosters entflohen und hatte sich nach Görlitz gewendet. Er blieb Baumeister mit dankbarer Verehrung zugethan: bei ihm habe er die griechischen Dichter, besonders Homer, kennen und lieben gelernt (Mangelsdorf, *Vita et memoria Klotzii,* 39).

Den Lesern der Raumerschen Geschichte der Pädagogik ist Baumeister durch folgende Stelle aus dem oben benutzten Programm bekannt: „Wir unterscheiden adelige und vornehmer Leute Kinder von andern, so niedriger Geburt sind, auch dadurch, daß wir ihnen teils einen nähern, liebreichern und vertrautern Umgang mit den Lehrern unter Bezeigung aller anständigen Höflichkeit gestatten, teils auch daß sie von gewissen Verrichtungen ausgenommen sind, denen sich andere unterziehen müssen." Die Stelle ist allerdings charakteristisch, wenn auch vielleicht nicht für den persönlichen Servilismus Baumeisters, welchen Raumer brandmarkt, so doch für die soziale Ordnung des Jahrhunderts, und durch die naive Aufrichtigkeit, mit welcher die herrschende Gesellschaftsordnung anerkannt wird. Raumer hätte übrigens nicht die unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Worte weglassen sollen. Der Passus wird eingeleitet durch die Worte: „Ohnerachtet ein jeder, der in unser Gymnasium aufgenommen werden will, sich die Ordnung und Einrichtung, in welcher wir stehen, gefallen

lassen muß, so setzen wir doch niemals bei dem Bezeigen gegen die uns Untergebenen diejenigen Vorzüge außer Augen, so einigen die Geburt oder der Stand der Eltern geziemet.“ Und es schließt sich unmittelbar an die Bezeichnung der Funktionen, von denen Adelige ausgenommen sind: „z. E. die Leichenbegleitungen. Doch wollen wir diese Freiheit nicht bis aufs Degentragen gedeutet wissen“, obwohl es von den Eltern häufig gewünscht werde.

Auch durch die Klostermauern der Fürstenschulen drang der Einfluß der Zeit. Ich begnüge mich die Modernisierung an der Meißener Schule, über welche wir durch Flathes treffliche Darstellung unterrichtet sind, nachzuweisen. Schon 1684 wurde ein Schülerverein unter den Afranern, welcher unter dem Namen des deutschen Pflanzordens die deutsche Sprache und Reimkunst zu exkolieren sich vorgesetzt hatte, untersagt, weil dabei allerlei Mißbräuche und Versäumnis der ordentlichen Studien vorgefallen; doch mit dem Bemerken, daß man die Versuche in deutscher Poesie an sich nicht mißbillige, wer dazu Lust und Zeit habe, möge es thun, solle aber die *carmina* einem Lehrer zur Durchsehung und Verbesserung vorweisen. Im Jahre 1700 wurde auf Erinnerung der Visitatoren der Unterricht in der Universalgeschichte nach Bunos *Idea* und in der Geographie nach Hübner oder Cellarius eingeführt, nach welchem sich auch bei der Jugend großes Verlangen zeigte. 1721 wurde ein besonderer Lehrer für Geometrie angenommen, trotz einigen Widerstrebens des Kollegiums, das es bei den bisherigen Lektionen in Arithmetik und Sphärik bewenden lassen wollte und von der Einführung der Mathematik eine Versäumung der *humaniora* besorgte. Kurz vorher, 1718, war auch ein Franzose als Sprachmeister angenommen worden, mit dem man übrigens trübe Erfahrungen machte, indem er noch zu weiteren Galanterien anleitete; ebenso wurde ein Tanz- und Fechtmeister angenommen. 1726 erhielt die Schule in dem Rektor Martius einen der modernen Bildung ganz geneigten Vorsteher; in einem beim Amtsantritt abgefaßten Gutachten spricht er unter anderem Zweifel aus, wie weit das Griechische heutzutage zu poussieren, besonders, ob man nicht die *elaborationes in prosa et ligata* fallen lassen und sich auf das Lesenlernen beschränken solle, welche Ansicht von den adeligen Schulinspektoren geteilt wird. Die letzteren sind überhaupt für Beschränkung der Poesie und darum auch für Ersetzung der poetischen Lektüre durch Prosaiker, da nur der kleinste Teil der *ingenia ad poësin* inkliniere. Der Konrektor Sillig dagegen will allerdings einen griechischen Dichter lesen, aber statt des „weitleuftigen“ vormals eingeführten Homer einen feinen Moralpoeten, Hesiod oder Theognis oder Posselius oder Rhodomanus. Auf Grund

der Gutachten der Lehrer und Inspektoren wurde 1727 eine reformierte Unterrichtsordnung gegeben, worin den Forderungen der Zeit entsprochen wurde: auf die Kultur der deutschen Sprache wird Gewicht gelegt, der Unterricht in der Geschichte erweitert, mit besonderer Betonung der Genealogie in den notabelsten und letzten Perioden, *doctrina morum*, *jus naturae* und Politik aufgenommen, im Griechischen das neue Testament zur besonderen Beachtung empfohlen, die Anlegung eines botanischen Gärtchens angeordnet. Endlich werden Schläge als Zuchtmittel stillschweigend beseitigt und die häuslichen Verrichtungen, Reinmachen, Auftragen u. s. w. den Alumnen abgenommen und hierzu angestellten Weibern übertragen. — Ähnliches wäre aus Grimma (nach Rössler) zu berichten; ein Mathematiker wurde 1726 angestellt, Profangeschichte war 1718 auf den Lehrplan gesetzt worden.

Im Hessischen wurden nach dem großen Krieg, der auch hier verheerend auf das Schulwesen gewirkt hatte, die alten Bildungsbestrebungen wieder aufgenommen. Die Schulordnung des Landgrafen Moritz von 1618, welche Ratichianische Anregungen in sich aufgenommen hatte, wurde, mit einigen Veränderungen, 1656 erneuert; unter anderem ist hier für die I ein Unterricht in der Universalgeschichte, wöchentlich eine Stunde angeordnet; auch Astronomie und Geometrie wird als wünschenswerter, aber in Privatstunden zu betreibender Unterrichtsgegenstand genannt. Im Griechischen werden noch poetische Übungen festgehalten (Vormbaum, II, 448 ff.). Vom Jahre 1710 findet sich einmal erwähnt, daß der Kasseler Rektor die Cartesianische Philosophie lehre. Von 1713—1736 stand ein Rektor aus der Franckeschen Schule, Stephan Veit, vorher Konrektor am Hallischen Pädagogium, der Schule zu Kassel vor und führte die Hallischen Reformen durch. Im Ganzen blieb der Zustand der Kasselschen Schule bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein ziemlich kümmerlicher, wozu wesentlich der folgende Umstand beitrug. Im Jahre 1709 wurde die vom Landgraf Moritz gegründete Ritterakademie als *Collegium Carolinum* wieder ins Leben gerufen. Die Bestimmung des neuen Instituts war wesentlich die alte: den Söhnen der vornehmeren Gesellschaftsklassen teils eine höhere allgemeine Bildung, teils aber einen den modernen Anforderungen entsprechenden Abschluß des Vorbereitungskursus für das Universitätsstudium zu geben. Der Landgraf Carl, nach dessen Namen das neue Kollegium, auch *Athenaeum*, genannt ist, hatte wahrgenommen, „wie wenig die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit derer physikalischen und mathematischen Wissenschaften von den Mehrsten erkannt werde, indem die jungen Leute, sobald sie auf den Trivialschulen eximirt worden, anstatt ihr Gemüt zuvörderst in diesen Scientien zu excoliren, gleich

ad altiora sich zu appliciren gewöhnt sind". Diesem Mangel sollte das Kollegium zunächst abhelfen. Bald aber wurde, „weil es der Jugend insgemein an der Latinität zu fehlen pflegt", auch ein *professor eloquentiae et historiarum*, ferner ein Professor der Philosophie und Theologie angestellt und der Besuch der Anstalt zwischen Lateinschule und Universität den Landeskindern zur Pflicht gemacht. Später wurde der Unterricht mehr und mehr erweitert, namentlich auch ein 1738 errichtetes *Collegium Medicum* mit dem Carolinum verbunden. Das erneuerte Statut der Anstalt vom Jahre 1766 hält zwar an dem Zweck einer Ergänzung der Vorbereitung für die Fakultätsstudien durch philosophische, physikalische, mathematische, philologische und historische Lektionen fest, erweitert jedoch den Umkreis der Disziplinen in dem Sinne, „daß der Hofmann, Offizier, Arzt und Wundarzt sein Studium auf ihr vollenden und Künstler aller Art, Architekten, Maler, Bildhauer, Musiker sich auf ihr gehörig vorbereiten können". Zugleich wurden akademische Formen der Verwaltung, Dekane, Matrikel, Lektionsverzeichnisse u. s. w. eingeführt. Die Gunst des Hofes war dem neuen Institut zugewendet und so hatte die alte Stadtschule daneben einen schweren Stand. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde jedoch das Verhalten der Regierung ein anderes, die Stadtschule wurde 1779 zu einem *Lyceum Fridericianum* umgestaltet, eine Reihe von Fachschulen errichtet und das Carolinum stillschweigend aufgegeben, indem die Professoren, soweit sie nicht anderweite Verwendung fanden, an der Marburger Universität angestellt wurden (Weber, 238 ff.). Die neue Schulordnung von 1779 gehört schon dem folgenden Zeitalter an. — Das Marburger und das Darmstädter Pädagogium haben die alte Ordnung bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts festgehalten.

Nicht ohne Interesse ist eine gräflich Waldecksche Schulordnung vom Jahre 1704 (Vormbaum, III, 116); sie zeigt die Spuren Franckescher Pädagogik mit besonderer Deutlichkeit, methodische Anführung zur Gottseligkeit und andererseits Anleitung zur Weltkenntnis, besonders zur Kenntnis der gegenwärtigen durchlauchtigen Welt gehen neben einander her.

Der Einfluß der neuen Zeit auf die braunschweig-lüneburgischen Schulen tritt in den Lehrordnungen des Hannöverschen Lyceums und der Ilfelder Klosterschule vom Jahre 1716 zu Tage. In beiden sind die neuen Hallischen Sprachlehrmittel in Gebrauch, in beiden findet sich Unterricht in der Geographie und Historie, mit Genealogie und Heraldik, in Geometrie und Astronomie, in Philosophie und Litteraturhistorie. Dabei bleibt die Erlernung des Lateinischen die große Hauptsorge, prosaische und poetische Imitationsübungen bilden

die eigentliche Substanz der Schulübungen, sehr ins Einzelne geführte Beschreibungen des Verfahrens zeigen, wie wichtig die Angelegenheit ist.[1] Im Jahre 1717 übernahm der, ebenso wie Kriegk, aus der Jenaer Schule stammende Litterarhistoriker Chr. Heumann das Rektorat des Göttinger Gymnasiums, welches er, wie man aus seinem ausführlichen Bericht in seiner Göttinger Schulgeschichte (S. 126 ff.) sieht, bis zum Übergang der Anstalt in die Universität im Sinne der modernen Bildungsbestrebungen führte. An Stelle der lateinischen Disputationen wurden öffentliche deutsche Redeübungen beliebt, deren kurieuse oder gemeinnützige Themata uns freilich vielfach etwas seltsam anmuten. — Eine neue Periode beginnt mit der allmählich durchdringenden Wirksamkeit Gesners in Göttingen. Die von ihm verfaßte berühmte kurbraunschweigische Schulordnung vom Jahre 1737 kann man als das gymnasialpädagogische Programm der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bezeichnen; ihre Betrachtung bleibt daher dem folgenden Abschnitt vorbehalten.

Unter den Landesschulordnungen, welche nach der Beendigung des großen Krieges die Wiederaufrichtung des Schulwesens versuchten, ist die schon öfter erwähnte braunschweig-wolfenbüttelsche vom Jahre 1651 die erste (Vormbaum, II, 407 ff.). Die braunschweigischen Herzoge bewiesen überhaupt ein lebhaftes Interesse für geistige Kultur, Herzog August, der jene Schulordnung erließ, war selbst ein Gelehrter, er ist auch der Begründer der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Die Schulordnung, die wohl den Helmstedtischen Professor der Eloquenz, Chr. Schrader, einen Schüler und Freund des Calixtus, zum Verfasser hat (übrigens scheint in manchen Partien der Herzog selber zu sprechen), steht im ganzen durchaus auf dem Boden des 16. Jahrhunderts; doch fehlt es nicht an Spuren der neuen Zeit. Das Prinzip des allgemeinen, wenn nötig mit obrigkeitlichem Zwang durchzuführenden Unterrichts wird, wie in den Weimarischen und Gothaischen Ordnungen, ausgesprochen; auch von den Dorfschulmeistern wird gefordert, daß sie besonders begabte Kinder in den ersten Elementen der lateinischen Sprache unterrichten. Der Professor Schrader wird zum General-Inspektor des ganzen Landesschulwesens bestellt. Als solchem wird ihm eine besondere Prüfung (außer der allgemeinen vor dem Konsistorium) derer, die zu einem eigentlich gelehrten Schulamt präsentiert sind, zur Pflicht gemacht. Ebenso wird ihm aufgetragen, einmal im Jahr die drei Gelehrtenschulen des Landes (Wolfenbüttel, Helmstedt, Gandersheim) und

[1] Grotefend, Gesch. des Lyceums zu Hannover von 1733—1833 (Hannover 1839), S. 6 ff.; G. Kriegk, *Constitutio rei scholasticae Ilefeldensis* (Nordhausen 1716).

auch die kleineren Lateinschulen (es sind ihrer sechs) nach Gelegenheit zu visitieren; bei der anzustellenden Prüfung soll auch „erwogen und beschlossen werden, was für *individua* auf Akademien zu schicken tüchtig, damit nicht jemand zu früh, ehe er genugsam *fundamenta* gelegt, sich aus der Schulen begebe, auch ein fürsichtiger *selectus ingeniorum* angestellet werde". — Schrader legte Wert darauf, daß auch die Schüler der gelehrten Schulen nicht nur in der lateinischen, sondern auch in der deutschen Sprache geübt würden. Er veranlaßte, da er bei seinen Inspektionen der gelehrten Schulen wahrnahm, daß die jungen Leute in ihren schriftlichen Arbeiten fast noch mehr Verstöße gegen die deutsche als gegen die lateinische Sprache machten, seinen Freund, den bekannten Germanisten J. G. Schottelius, der einst als Prinzenerzieher von dem Herzog August an den Hof gezogen war und dort in hohem Amt und Ansehen stand, zur Ausarbeitung eines kleinen Lehrbuchs der deutschen Rechtschreibung für den Schulgebrauch (Raumer, III, 184). Wie groß Schraders Ansehen in der Schulwelt war, geht auch daraus hervor, daß sein Rat auch von außerhalb begehrt wurde. So wendete sich 1672 das Domkapitel zu Halberstadt an die philosophische Fakultät zu Helmstedt um ein Gutachten über die neu einzurichtende Domschule, welchem Gesuch die Fakultät mit einem eingehenden Entwurf, der offenbar von Schrader verfaßt ist, entsprach. Die Halberstädter und später auch die Magdeburger Domschule wurde nach diesem Entwurf eingerichtet (mitgeteilt bei A. Richter, Festschr. des Halberstädt. Domgymn., 1875).

Bemerkenswert ist noch die gleichzeitige Klosterordnung von 1655 (Koldewey, II, 168). Die nach der Reformation in den Klöstern eingerichteten Schulen wurden aufgehoben, weil „der verhoffte gute *event* bei weitem nicht erfolget, sondern viel feine *ingenia* in solchen Klosterschulen verdorben, fürnehmlich daher, daß die Kloster-*studiosi* Tag und Nacht bei einander gewohnet, der Präzeptor so wenig als der Prälat alle Augenblicke eine Aufsicht auf sie haben können". Statt dessen soll ein Teil der Einkünfte zur Besoldung der Lehrer und zu Stipendien für Schüler an den drei großen Schulen verwendet werden. Indessen „damit gleichwohl die *quotidianae preces et laudes* in den Klöstern gehalten werden mögen, soll der fünfte *conventualis* in jedem Kloster eine Kinderschule für die nächsten Dörfer halten", in der auch die Elemente des Lateinischen gelehrt werden sollen. Außerdem sollen vier arme Kinder in jedem Kloster unterhalten werden. Diese Schulen sollen nun die *horas canonicas* täglich abwarten, mit singen, lesen und beten, um 6, 9 und 3 Uhr, abwechselnd lateinisch und deutsch. Man sieht, wie zäh sich die Überlieferungen der alten Kirche auch nach

der Reformation noch erhalten haben. Übrigens wurden die Klosterschulen ihrer alten Bestimmung bald zurückgegeben und bestanden bis ins 19. Jahrhundert.

Tiefer greifende Änderungen erfuhren die braunschweigischen Gelehrtenschulen gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine Reihe von Schulordnungen einzelner Anstalten zeigen den Einfluß der Hallischen Pädagogik. Die beiden alten Klosterschulen zu Marienthal und Amelungsborn gingen ein; die letztere wurde nach Holzminden verlegt und mit der dortigen Stadtschule zu einem Pädagogium vereinigt; die Einkünfte der ersteren wurden zur Dotierung einer neuen Anstalt, des 1745 zu Braunschweig errichteten *Collegium Carolinum* verwendet (Koldewey, II, c). Das *Carolinum* kann als eine Erneuerung der eingegangenen Ritterakademie zu Wolfenbüttel auf dem Boden des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden. Es erhielt seine Gestalt durch den Hofprediger Jerusalem, einen Schüler Gottscheds, den Herzog Karl zur Erziehung seines Sohnes berufen hatte (1742). Als die wesentlichen Mängel der bisherigen Erziehungs- und Unterrichtsart der gelehrten und gebildeten Stände werden von dem aufgeklärten Theologen bezeichnet, daß die jungen Leute in entlegenen Orten, wie jenen Schulklöstern, keine Gelegenheit hätten sich feine Sitten anzueignen, und daß sie gemeiniglich „bloß mit einem dürftigen Vorrat etlicher lateinischer Vokabeln und Regeln auf die Universität gingen, ohne den geringsten Geschmack von dem zu haben, was in den Wissenschaften, die sie erlernen wollen, oder in den von ihnen schon erworbenen Kenntnissen das eigentlich Schöne und das Wesentliche ist. Vorläufige Bildung ihres Verstandes und Geschmacks hingegen und ein vorläufiger allgemeiner Begriff von den Wissenschaften würde den wohlthätigen Erfolg haben, daß sie die hohen Schulen nützlicher, kürzer und mit geringerem Geldaufwand besuchen könnten“.[1]

Es ist damit die Aufgabe des neuen Instituts bezeichnet. Den elementaren Unterricht, auch in den Sprachen voraussetzend, will es den eigentlich wissenschaftlichen Unterricht der Universität durch einleitende encyklopädische Vorträge vorbereiten, und zugleich eine für die Geschäfte und das Leben ausreichende allgemeine Bildung geben. Es rechnet auf Schüler vom 15. bis 20. Lebensjahr, natürlich aus der besseren Gesellschaft; von Mosheims Übernahme der Inspektion wird die Zuführung Adeliger erwartet (die auch eintraf); doch sollen begabte, aber unbemittelte Knaben nicht ausgeschlossen sein, „man muß allenfalls einen kleinen Aufwand machen, damit sich diese in Kleidung und

[1] J. J. Eschenburg, Entwurf einer Gesch. des *Coll. Carol.* (Berlin 1812), S. 3.

Wäsche ebenso reinlich wie die übrigen halten können". Alles was an Kloster, Pädagogium, Waisenhaus, Armenschule erinnern könnte, müsse sorgfältig fern gehalten werden. In der ersten Ankündigung werden die Wissenschaften und Übungen aufgezählt, zu denen im Kollegium Anleitung gegeben wird: Theologie, Weltweisheit, Litterarhistorie, Mathematik, Dicht- und Redekunst, alte und neuere Sprachen, Zeichnen, Malen, Musik, Tanzen, Fechten, Reiten, Drechseln, Glasschleifen (S. 17). Unterrichtssprache ist die deutsche; die Übungen in den Sprachen sollen durch gute poetische und prosaische Muster die jungen Leute dahin führen, sich rein und mit Geschmack auszudrücken. Die lateinische Sprache ist nicht mehr bloß als Sprache, sondern kritisch (d. h. ästhetisch) zu behandeln: bei der Erklärung der Klassiker ist vorzüglich auf den Geist und Geschmack der Werke zu sehen. Jerusalem brachte dabei die französischen Ausleger und Nachahmer der Alten in Vorschlag, da es in Deutschland an geschmackvollen Kommentaren und Übersetzungen noch fehle. Ebenso sollte die Landesuniversität zu Helmstedt als Universität *du bon sens* eingerichtet werden, um geschickt zu sein, das auf dem *Carolinum* Begonnene fortzuführen. Die Anstalt fand Beifall und Nachahmung; die Inskriptionslisten weisen in den ersten Jahren über 50 Namen jährlich auf, darunter viele Adelige; später sanken sie auf die Hälfte. Sie bestand bis 1808.

Im Mecklenburgischen treten die reformpädagogischen Anschauungen in ihren ersten Spuren bei der Wiederherstellung der Domschule zu Güstrow (1662) durch Herzog Gustav Adolf, der sich dabei auch der Beratung des Helmstedter Schraders bediente, zu Tage, sowohl in der Besorgnis vor der Ansteckung mit dem klassischen Heidentum, als in der Einführung der Elemente der neuen Wissenschaften (Raspe, Progr. 1853; die Schulordnung bei Vormbaum, II, 584 ff.). Eine tiefer greifende Veränderung wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begonnen, indem neben der alten Landesuniversität, wegen der Aufsässigkeit Rostocks, 1760 eine neue zu Bützow errichtet und hier gleichzeitig mit der Einrichtung eines Pädagogiums nebst Realschule und Waisenhaus vorgegangen wurde. Die Namen von Lehrern, wie Tetens und Biester, deuten den Charakter der geplanten Reformen an. Doch fand die ganze Unternehmung, welcher der Boden unter den Füßen fehlte, ein baldiges Ende (Hölscher, Progr. von Bützow 1881). Das hinderte nicht, daß allmählich der Einfluß der neuen Zeit in den mecklenburgischen Schulen durchdrang; bei Rische (Progr. von Ludwigslust 1888) findet man eine Menge Nachweisungen darüber, wie die Unzufriedenheit mit veralteten Lehrzielen und Lehrmethoden sich auch hier in vielen Stimmen äußert und Anfänge der

Modernisierung zuerst im Sinne der Hallischen, dann der Göttingischen Anschauungen durchsetzte.

Die alte pommersche Landesschule zu Stettin wurde als *Gymnasium academicum Carolinum* 1667 wieder aufgerichtet. Ein Visitationsrezeß von 1703 (Wehrmann, 93) läßt in den Unterrichtsbetrieb einen Blick thun. Gelehrt werden außer den Sprachen die philosophischen Disziplinen und in einleitenden Kursen alle Fakultätswissenschaften. Latein ist das Hauptstück, vom Griechischen werden nur die Elemente, und die zuweilen nur *privatim*, gelehrt. Logik, Metaphysik, Ethik, Politik wird nach modernen Lehrbüchern, frei von den „nichtswürdigen Subtilitäten und unnützen Disputationen“ der Scholastiker vorgetragen. Mathematik und Naturwissenschaft sind mit der medizinischen Professur verbunden; die Physik soll experimentell behandelt werden, nicht nach Art der Scholastiker; ein botanischer Garten und eine Anatomiekammer wird erwähnt, doch scheint es damit nicht viel geworden zu sein. Für die Geschichte, die bisher nach dem alten Sleidan war behandelt worden, wird Pufendorf empfohlen: „*historia civilis tam universalis quam particularis* wird nach Gelegenheit der Zeit und der Zuhörer dergestalt profitieret, daß nach Absolvierung der *historia universalis* sonderlich absolvieret werde, was in den beiden letzten *saeculis singulis annis in singulis rebus publicis* meistens *circa regimina* sich zugetragen hat, wie die *regna et res publicae* ihren Ursprung und Wachstum genommen, auch wie sie in *Decadence* geraten, wobei nicht weniger *Genealogia, Chronologia* und *Geographia* mit allem Fleiß zu proponieren“. Der Jurist liest meist Institutionen, doch auch einmal über Pufendorf, *De statu imperii Germaniae.* Disputationen finden häufig statt. Auch werden die modernen Sprachen gelernt und bald finden sich Exerzitienmeister ein. Man sieht, es ist das Vorbild der Ritterakademie, nach dem sich die Anstalt streckt. — Ähnliches wird auch von der Anstalt zu Stargard, die 1714 als *Gymnasium illustre* konstituiert wird, berichtet (Falbe, Gesch. des Gymn. zu Stargard, 1831).

Im Holsteinischen ging die alte Klosterschule zu Bordesholm ein (1665), indem ihre Güter an die neu gegründete Universität Kiel gegeben wurden. Im Jahre 1738 wurde zu Altona ein neues, nach den modernen pädagogischen Anschauungen eingerichtetes *Gymnasium academicum* und Pädagogium gegründet; es ist das noch bestehende Christianeum. Schon im Jahre 1725 hatte die Stadt eine große Lateinschule, in welcher die modernen Disziplinen von Anfang an vertreten waren, errichtet; an ihre Stelle trat jene königliche Stiftung, welche außer einer Lateinschule und einem Pädagogium zugleich vorbereitende

akademische Vorlesungen in allen Fakultäten und dazu ein *seminarium candidatorum ministerii ecclesiastici et scholastici* mit fünf Stipendienplätzen umfaßte. Das letztere, offenbar nach Hallischem Muster eingerichtet, hatte die Bestimmung, Landeskindern, die in Theologie und Philosophie, in Sprachen und Mathematik ihren Kursus vollendet hätten, Gelegenheit zur theoretischen Fortbildung und andererseits zur praktischen Übung im Predigen und Unterrichten zu geben; doch wurde es schon nach wenigen Jahren aufgegeben, wie denn überhaupt die Anstalt mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, bis sie gegen Ende des Jahrhunderts zu festerem Bestand kam (Programme von 1844, 1888).

Die Schule zu Oldenburg, welches damals ebenfalls unter dänischer Regierung stand, erhielt 1703 eine neue Lehrordnung, worin die neuen Unterrichtsgegenstände, außer Deutsch, Geschichte, Geographie und Mathematik auch Ethik und *institutiones juris*, meist mit einer Stunde wöchentlich, genannt werden. Von 1733—1768 war der Wolfianer J. M. Herbart, der Großvater des Philosophen, Rektor; ihm folgte M. Ehlers, der zu dem Kreis der holsteinischen Aufklärungspädagogen gehörte, 1771 kam er nach Altona, 1786 nach Kiel, wo er als Professor an der Universität und als fruchtbarer Schriftsteller für die Verbreitung der Aufklärungspädagogik wirkte (Meinardus, 84ff.).

In auffallender Weise scheinen die Schulen der beiden großen Nordseestädte, Hamburg und Bremen, hinter der Zeit zurückgeblieben zu sein; ist es, weil eine höfische Regierung fehlte, welche die Modernisierung betrieben hätte? oder hinderten die akademischen Institute, die mit ihnen verbunden waren, oder die zahlreichen Privatschulen die Entwickelung der Schulen? Das Hamburger Johanneum hatte von 1708—1711 den berühmten Litterarhistoriker F. A. Fabricius, dann bis 1731 den kaum minder bekannten Verfasser historischer und geographischer Schulbücher, Joh. Hübner aus Zittau, Chr. Weises Schüler, zum Rektor. Eine durchgreifende Reform des Unterrichts scheint aber von ihnen nicht versucht oder doch nicht durchgesetzt worden zu sein. Die Schulordnung von 1732 betont den deutschen Unterricht und erst die Lehrordnung von 1760 zeigt die Erweiterung des Lehrplans, welche an vielen Schulen schon am Anfang des Jahrhunderts durchgeführt war.[1] Dagegen hatte das *Academicum* schon 1652 unter Jungius eine neue Ordnung erhalten, in welcher der Unterricht in Mathematik und Physik, mit Demonstrationen und Übungen, hervortritt, unter anderem wird die Anschaffung eines physikalischen Apparats mit

[1] Calmberg, Gesch. des Johanneums, 194. Hoche, Beiträge, 118 ff.

einem besonderen Schrank dafür angeordnet (Vormbaum, II, 432). — Das Pädagogium zu Bremen, mit dem das *Gymnasium illustre* verbunden war, erfuhr im Jahre 1765 die erste große Reformation seit seiner Stiftung; nachdem es bisher bloß die Verbalwissenschaften gelehrt und also nur den eigentlichen Gelehrten gedient habe, so wolle man es nunmehr gemeinnütziger machen. In diesem Sinne wurde der Lehrplan ergänzt. Zugleich trug man Sorge für eine feinere Bildung; das Niedersächsischreden wurde gänzlich abgestellt und der „Anführung der Jugend zur Tugend und Geschliffenheit" besondere Aufmerksamkeit gewidmet, da das schädliche Vorurteil der ehemaligen Zeiten, daß einem Gelehrten, wenn er nur Kenntnisse besitze, das Ungeschliffene und Unanständige nicht zur Mißzierde gereiche, in diesen aufgeklärten Zeiten sich glücklicherweise verloren habe (Ritz, 63 ff.).

In den fränkischen Fürstentümern wurde 1664 zu Baireuth von Christian Ernst, einem Neffen des großen Kurfürsten, unter dessen Leitung er auch erzogen worden war, an Stelle der alten Lateinschule ein *Gymnasium illustre* mit dem üblichen Apparat eines solchen errichtet; außer den alten Schuldisziplinen wurden Geschichte und Politik, Mathematik und Französich, Reiten, Fechten und Tanzen gelehrt; die Zöglinge der obersten Klassen trugen Degen und duellierten sich. Mit Mühe erhielt sich die großartige Anstalt in dem kleinen Lande. Im Jahre 1737 wurde die alte Landesschule im Kloster Heilsbronn, welche beiden Fürstentümern gemeinsam gehörte, aufgehoben, die Einkünfte auf die Schulen zu Baireuth und Ansbach verteilt und nunmehr auch die alte Ansbachsche Lateinschule zu einem *Gymnasium illustre Carolinum* erhoben. Das Baireuther Gymnasium, welches dem Hof des Markgrafen Friedrich noch zu wenig *lustre* zu geben schien, wurde 1742 in eine Akademie verwandelt; dieselbe wurde jedoch schon im folgenden Jahr als Universität nach Erlangen verlegt.[1]

Das nürnbergische Gymnasium, welches 1633 von Altdorf nach der Stadt zurückverlegt und mit einleitenden akademischen Vorlesungen ausgestattet worden war, erhielt bei der Wiederherstellung nach einem Brande 1699 eine neue Lehrordnung, welche in allen Stücken die Modernisierungsbestrebungen zum Ausdruck bringt. Die Lehrbücher des Comenius und Cellarius werden gebraucht, Universalgeschichte und Mathematik durch alle sechs Klassen, Geographie in der obersten gelehrt. Vermutlich hat der berühmte Altdorfer Mathematiker J. Chr. Sturm, der das Lehrbuch für den mathematischen Unterricht verfaßt hat, auf

[1] K. Fries, Gesch. der Studienanstalt zu Baireuth (1864); L. Schiller, Das Carolo-Alexandrinum zu Ansbach (Progr. 1873, 75, 79); Engelhardt, Die Univers. Erlangen, 1843.

die Neugestaltung Einfluß gehabt. Die gleichzeitige Ordnung für die deutschen Schulen nimmt Rücksicht auf Franckes Waisenhauslehrordnung (Vormbaum, II, 755ff.; Raumer, II, 161).

Einen Einblick in den Unterrichtsbetrieb zu St. Anna in Augsburg gewährt ein nicht uninteressantes Tagebuch eines Alumnus, der 1719 valedizierte. Im Jahre 1718 erbaten die Schüler vom Rat, daß der Rektor ihnen geographische Lektionen geben dürfe, was sie auch, gegen den Willen des Ephorus, erreichten. Für das Französische wurde in demselben Jahr ein Sprachmeister angenommen und wieder abgeschafft. Philosophie wurde nach dem deutschen Lehrbuch des Buddeus gelehrt; Geschichte und Mathematik werden kaum erwähnt. Das große Ereignis während des Schullebens des Alumnus war die Aufführung einer vom Rektor verfaßten deutschen Komödie historisch-politisch-patriotischen Inhalts; nachdem zwei Monate lang Übungen und Proben stattgefunden hatten, wurde dieselbe sechsmal, fast an aufeinander folgenden Tagen, aufgeführt, wozu das ganze Honoratiorenpublikum von den Schülern invitiert wurde (Augsb. Progr. 1876).

Im Württembergischen wurde das alte Pädagogium zu Stuttgart 1686 als *Gymnasium illustre* neu gegründet. Der Lehrplan vom Jahre 1687, auf dessen Gestaltung ein Gutachten des Altdorfer Mathematikers Sturm vielleicht Einfluß gehabt hat, zeigt folgende Stundenverteilung für die beiden oberen Klassen: Latein sechs bis sieben, Griechisch und Hebräisch je zwei, Theologie und Philosophie sechs, Mathematik und Physik vier, Geschichte und Geographie drei bis vier wöchentliche Stunden. Im Griechischen wird das neue Testament gelesen, Nichttheologen werden dispensiert. Französisch und Italienisch wird *privatim* gelehrt (Lamparter, Progr. 1879). In die Klosterschulen drangen die neuen Ideen später ein. An einer von ihnen, Denkendorf, war der Vertreter des württembergischen Pietismus, J. A. Bengel, Lehrer (1713—1741), und brachte den Hallischen verwandte Anschauungen zur Geltung (Schmid, Encyklop., I, 564). Die neuen Statuten vom Jahre 1757 nehmen allgemein die ersten Elemente der modernen Bildung in den Kursus auf (Wunderlich, 32 ff.).

Hier mag auch gleich die hohe Karlsschule erwähnt sein, obwohl sie einer etwas späteren Zeit angehört; sie ist vielleicht der Idee einer allgemeinen Bildungsanstalt nach dem Herzen der höfischen Aufklärung am nächsten gekommen, wie sie denn auch von den Zeitgenossen viel besucht und bewundert wird. Herzog Karl Eugen begann 1770 zuerst auf der Solitude eine Schule für Hofbeamte einzurichten; sie wuchs und wandelte sich ihm unter der Hand, wurde 1775 nach Stuttgart verlegt und erhielt von Joseph II., der sich lebhaft für sie

interessierte, 1781 Universitätsprivilegien. Sie nahm Eleven, die der Herzog unterhielt, Pensionäre und Stadtschüler auf. Ihre Zahl stieg bis auf über 500; der jährliche Aufwand wird einmal auf 60000 fl. angegeben. Es ist eine Bildungsanstalt universellsten und eigentümlichsten Charakters. Sie umfaßt alle Unterrichtsstufen, von den Elementen bis zu den Fakultätswissenschaften; sie lehrt alle Sprachen, alle Wissenschaften, alle Künste; sie bildet Hof-, Militär- und Civilbediente jeder Art, vom Minister und General abwärts: sie liefert Baumeister, Ärzte, Gärtner, Ballettänzer, Perrückenmacher, alles, nur keine Theologen. Bürgerschule, Realschule, Gymnasium, Handelsschule, Kriegsschule, philosophische, juristische, medizinische, staatswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Fakultät, land- und forstwirtschaftliche Akademie, Polytechnikum, Kunstschule, Musik-, Theater-, Balletschule: alles ist in ihren zahlreichen Abteilungen vereinigt. Der Herzog selbst ist der Mittelpunkt; er ist Oberschulmeister, Oberpädagog, Oberexaminator, täglich gegenwärtig, antreibend, prüfend, strafend, belohnend; er selbst wählt Lehrer und Schüler. Karl Eugen ist der Typus des aufgeklärten Despoten oder sogenannten Landesvaters, der nach dem eigenen Bilde die Unterthanen formen will, zunächst den ganzen Beamten- und Hofstaat. Das formelle Prinzip ist das *bien raisonner* seines großen Vorbildes, Friedrichs d. Gr.: selbständig denken lernen ist der Zweck des Unterrichts. Hierzu soll vor allem der philosophische Unterricht führen, dem daher auf der Mittelstufe ein ungemein breiter Raum zugewiesen ist. Auf der Unter- und Mittelstufe bilden die Sprachen, besonders das Lateinische, dann auch, mit der Zeit stärker hervortretend, das Griechische, daneben die modernen Sprachen, die Geschichte und Geographie die Substanz des Unterrichts. Auf der Oberstufe tritt der fachwissenschaftliche Unterricht in den Vordergrund. Bekanntlich war Schiller von 1773—1780 Eleve der Karlsschule; ihr Unterricht ist nicht ohne Spuren in seinem Wesen geblieben; das universal-wissenschaftliche und philosophische Interesse, auch die Richtung auf Eloquenz und Räsonnement weisen darauf hin. — Mit dem Tode des Herzogs (1793) ging auch seine Lieblingsschöpfung ein, oder vielmehr, sie wurde von seinem Nachfolger sogleich abgethan (1794). Die alte Universität Tübingen, die durch das Konkurrenzinstitut auf das theologische Stift reduziert zu werden in Gefahr war, wurde dadurch gerettet (Klüpfel, 196).[1]

[1] Eine kurze, aber lehrreiche Darstellung der hohen Karlsschule giebt J. Klaiber, im Progr. des Stuttgarter Realgymnasiums, 1873. Viel Material in Wagners Gesch. der Karlsschule. 3 Bde. 1856. S. auch Weltrichs Schillerbiographie.

Noch mag bemerkt sein, daß die neologischen Bestrebungen den Widerspruch der Alten hervorriefen. Zum Redeaktus des Stuttgarter Gymnasiums bei der Schülerentlassung 1788 (Hegel war unter den Abiturienten) lud der *prof. eloquentiae* Haug mit einem Programm ein: *de Galantismo litterario eruditioni periculoso.* Aus der Charybdis des Pedantismus, so führt er aus, seien wir in die Scylla des Galantismus verfallen, jener Bildung für Junkerlein, deren Philologie ein wenig Französisch, deren Arbeit das Zureiten von Pferden nebst Fechten und Tanzen, deren Wissenschaft etwas Geschichte und Geographie sei. Er führt die Sache auf die Weichlichkeit der Eltern, den Unverstand der Regierungen und die Leichtfertigkeit der Pädagogen zurück (Schanzenbach, Festschrift des Stuttgarter Gymn., 1886).

Die alte markgräflich badische Landesschule wurde 1724 von Durlach nach der neuen Residenz Karlsruhe verlegt und seitdem als *Gymnasium illustre* bezeichnet. Bis zur Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1689 hatte sie mit ihren fünf Klassen und den *lectiones publicae*, sowie dem mit ihr verbundenen Theologenkonvikt, den badischen Theologen ihre ganze gelehrte Bildung gegeben; in der Regel besuchten nur Begabtere, die etwa sich zu Professoren an der Landesschule zu eignen schienen, auswärtige Universitäten. Die Professoren waren übrigens zugleich praktische Geistliche, wie denn auch die juristischen und medizinischen Kurse, die zu den *lectiones publicae* gehörten, von praktischen Juristen und Ärzten gehalten wurden. Nach 1689 wurde der Konvikt nicht wieder hergestellt. Die Modernisierung des Schulkursus hatte schon in Durlach begonnen; Mathematik und Naturkunde, sowie die ritterlichen Exerzitien werden schon im 17. Jahrhundert, Geschichte und Geographie, mit Benutzung der Zeitungen, seit 1710 erwähnt. In Karlsruhe gedieh die Anstalt zuerst nicht. Erst unter Karl Friedrich (1746—1811), der sie in der Richtung auf die schönen und nützlichen Wissenschaften förderte, hob sie sich.[1]

Im Pfälzischen wurde anstatt der im großen Krieg zu Grunde gegangenen Klosterschule Hornbach ein Gymnasium zu Zweibrücken als Landesschule errichtet; dasselbe hatte im 18. Jahrhundert nicht unbedeutendes Ansehen. Ein Lehrplan vom Jahre 1720 hat die übliche Gestalt der modernisierten Gymnasien, auch an privaten philosophischen Lektionen für eine Selekta fehlte es nicht. Die Klosterschule Höningen,

[1] Vierordt, Gesch. des Karlsruher Gymnasiums (1856) und Funk, Gesch. der alten badischen Fürstenschule, Progr. Karlsruhe 1881, wo man eine ausführliche Darstellung des Schulgangs des berühmten Philologen A. Boeckh (1792—1803) findet; bemerkenswert ist, daß dieser auch die Kurse der mit der Anstalt verbundenen Realschule besuchte.

welche ebenfalls dem Krieg zum Opfer gefallen war, erstand wieder in der gräflich Leiningenschen Residenz Grünstadt 1716. In der Kurpfalz dagegen lag das ganze Unterrichtswesen während des 18. Jahrhunderts infolge der Mißregierung, welche mit den katholischen Kurfürsten seit 1685 begonnen hatte, heillos darnieder (Bavaria IV, 2, 524ff.).

Sechstes Kapitel.

Zustände des gelehrten Unterrichtswesens am Anfang des 18. Jahrhunderts und Urteile darüber.

Ich will in diesem Kapitel nicht eigentlich, wie im sechsten Kapitel des ersten und wieder im sechsten Kapitel des vierten Buchs, einen Querschnitt durch den Bestand des Schulwesens geben, das Ende des 17. Jahrhunderts bildet keinen auch nur relativen Abschluß; ich will bloß mit ein paar Bemerkungen die Gesamtlage charakterisieren, ein paar Urteile von Zeitgenossen hinzufügen und ein paar Lebensbilder einlegen.

Im ganzen ist die Situation dadurch bezeichnet, daß neben der alten Gelehrtenbildung eine neue, die höfisch-französische Bildung, aufgekommen ist und jene in den Schatten stellt. An den Höfen und in der großen Welt gilt die französische Sprache und Bildung; sie schließt die moderne Wissenschaft, Naturwissenschaft und Mathematik, Naturrecht und Staatswissenschaften, Geschichte und Geographie ein. Andererseits ist doch auch die alte lateinische Gelehrtenbildung noch da und gilt auf Schulen und Universitäten als unentbehrlich. Latein ist noch die Sprache der Gelehrsamkeit und der Universitäten; die Vorlesungen und vor allem die Disputationen werden in lateinischer Sprache gehalten. Auch die Universitätslitteratur ist, wie man aus der Beilage I entnehmen mag, noch ganz überwiegend lateinisch. Auf die Universitäten komme ich hier nicht zurück; dagegen versuche ich, das Bild der Schulen mit ein paar Umrißlinien zu zeichnen.

Aus der gegebenen Übersicht geht hervor, daß die Zeit der alten Schulklöster vorbei war. Viele der im 16. Jahrhundert gestifteten Anstalten hatten den großen Krieg überhaupt nicht überlebt; andere waren aus der ländlichen Abgeschiedenheit in die Städte verpflanzt, das Joachimsthal nach Berlin, Heilsbronn nach Ansbach und Baireuth, Bordesholm nach Kiel u. s. w.; dazu waren in den zahlreichen großen und kleinen Residenzen manche neue Schulen, mit dem illustren Namen

des illustren Gründers geziert, entstanden. Der äußeren Wandlung entsprechen innere Veränderungen. Das Ziel der Erziehung und des Unterrichts ist nicht mehr, demütige Kleriker oder bescheidene Gelehrte zu bilden; vielmehr richtet sich der Ehrgeiz neumodischer Schulmeister darauf, gewandte Weltleute aus der Schule zu entlassen, die einmal bei Hof und im Rat, oder auch auf der Kanzel und im Konsistorium sich zu präsentieren verstehen. Und dieses stolze Ziel wirkt natürlich auf den ganzen Habitus der Schule in Disziplin und Unterricht zurück.

Es steht hiermit in Zusammenhang, daß die Schule in diesem Zeitalter eine starke Neigung zeigt, sich an die Öffentlichkeit zu drängen. Ihr Glanz hängt davon ab, daß sie mit zahlreichen Rednern unter Musik und Pomp aller Art bei öffentlichen Gelegenheiten hervortritt, worin denn übrigens die Jesuitenkollegien voranleuchteten. Natürlich gehörten dazu auch gedruckte Prunkleistungen; der Konsum der Schulen an Papier und Druckerschwärze für Programme, Reden und Gedichte in lateinischer, deutscher und französischer Sprache hat seinen Höhepunkt in dem Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden erreicht. Es hängt das übrigens auch damit zusammen, daß der Unterschied zwischen Schulen und Universitäten so verwischt war, wie zu keiner anderen Zeit; jede größere Schule meinte sich durch Disputationen und Deklamationen zum *Gymnasium academicum* aufzuschwingen.[1]

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts drängt, wie schon früher bemerkt wurde, der öffentliche Redeaktus die anderen Akte, Disputationen und dramatische Aufführungen, mehr und mehr zurück; die Schulkomödien verschwanden ganz und die Disputationen wurden obsolet, ein Vorgang, der mit dem Absterben der alten Schulphilosophie und Schultheologie zusammenhängt. Dagegen gedieh die öffentliche Rede oder der Vortrag; sie geht mit dem Aufkommen der neuen Philosophie Hand in Hand; man beginnt von den Dingen, die die Gegenwart angehen, mit philosophischen Räsonnements zu handeln; die Popularphilosophie ist ja nichts anderes. Das Aufkommen der Zeitschriften, der sogenannten moralischen Wochenschriften, geht damit parallel: ihren Inhalt bilden gedruckte Reden; oder umgekehrt: die öffentlichen Reden sind gesprochene Wochenschriftenaufsätze. Alle Welt beteiligt sich daran; mit täglich neuer Freude wird nach der langen Entbehrung während der Periode des Konfessionszwangs und der Lateinherrschaft über alle Dinge des öffentlichen und des privaten Lebens in der Muttersprache gehandelt. Niemals hat man sich mehr der Publizität und der Bered-

[1] Eine große Masse Titel von derartigen Schulschriften aus dieser Zeit giebt Zober in der Gesch. des Stralsunder Gymn., IV, 102 ff.

samkeit erfreut, als in Deutschland zur Zeit der GOTTSCHED-WEISSE-GELLERTschen „Wasserfluth“.

An dieser allgemeinen Redelust beteiligen sich auch die Schulen. Bei jeder Gelegenheit, Schulfesten, Kirchenfesten, Landesfesten — die Feier des landesherrlichen Geburtstags, wovon das 16. Jahrhundert noch nichts gewußt hatte, kommt in dieser Zeit auf — führt die Schule ihre Redner hervor; in allen Sprachen, die in der Schule getrieben werden, wird geredet, vorzüglich natürlich in der lateinischen, der Sprache der Eloquenz, dann der deutschen; aber auch französisch, italienisch, englisch, griechisch und hebräisch kommt vor. Für die Wahl der Themate ist die Wendung zur Gegenwart bezeichnend. Die alten Deklamationen entnahmen ihren Stoff dem Altertum oder der Philosophie. Die neue Beredsamkeit liebt das Moderne und Aktuelle. Man behandelt patriotische und politische Ereignisse, das Lob des Landesvaters ist allein ein unerschöpflicher Gegenstand; oder es wird über theologische und religiöse, litterarische, litterar-historische, philosophische und pädagogische Fragen gehandelt, nicht selten in der Form, daß in *utramque partem* disseriert wird. Je mehr Redner die Schule stellen kann, desto größer der *lustre.* In Dortmund traten beim Reformationsjubiläum (1743) 35 Redner und zwei Disputanten von der Schule auf. In Königsberg stellte bei der Jubelfeier der Augsburgischen Konfession (1730) die altstädtische Schule 21, die Löbenichtsche 16, die kneiphöfische 24 Redner.[1]

[1] Zahlreiche Angaben bei MÖLLER, Gesch. des altstädt. Gymnasiums zu Königsberg, IV, 6 ff. Ich teile ein paar Proben von Redethematen mit, wozu denn zu bemerken ist, daß die von den Schülern öffentlich vorgetragenen Reden für gewöhnlich als Arbeiten der Lehrer anzusehen sind, ebenso wie die gedruckten Dissertationen der Universitäten; auch wurde den Schullehrern dafür ebenso wie den Professoren ein Honorar gereicht. Erst allmählich zog sich die Teilnahme der Lehrer mehr auf Anleitung und Korrektur zurück. In Insterburg redeten 1687 acht Redner über das Thema: *encomium sanctorum angelorum.* Der erste verteidigte die Existenz der Engel gegen ihre Leugner; der zweite zeigte, daß die Engel keine Körper haben; der dritte zählt die Eigenschaften der Engel auf und pries ihre Vollkommenheit; der vierte handelte von dem Dienst der Engel, und zwar von ihren musikalischen Leistungen, der fünfte von ihrem Botendienst, der sechste von dem Schutz, den sie den Menschen gegen die bösen Geister erweisen, der siebente zeigte, daß wir durch die Hilfe der Engel vielen Gefahren entgangen sind, der achte faßte das Ganze zusammen und dankte Gott, daß er Engel schickt. — Dasselbe Thema kehrt 1711 in anderer Ausführung unter einem andern Rektor wieder (MÖLLER, S. 12). — Von dem Göttinger Rektor HEUMANN (1717—1734) berichtet PANNENBORG (Progr. 1886), daß er 86 Programme zu Redeakten der Schüler verfaßt habe, wogegen er die Ausführungen und Disputationen habe eingehen lassen. Da wird geredet über die Wichtigkeit des Stadtregiments, die Heiligkeit des Predigtamts, den Nutzen

Auch im Unterricht ist das Streben zur Gegenwart erkennbar. Ich habe in der Übersicht überall darauf hingewiesen, wie die modernen Disziplinen, Französisch und Deutsch, Geschichte und Geographie, Mathematik und Naturwissenschaft in die alten Lateinschulen eindringen. In den großen Schulen hatten sie wohl um 1740 überall Fuß gefaßt, wenn auch zunächst nicht im Ordinarium, so doch im Extraordinarium, d. h. in privaten und freiwilligen Stunden, wogegen in den kleinen Lateinschulen in der Regel weder die Mittel der Lehrer noch der Schüler dafür ausreichend gewesen sein werden.

Aber, und das ist nun der entscheidende Punkt, trotz dieser modernen Bildungsbestrebungen hatten die alten Sprachen oder vielmehr das Lateinische immer noch die Stellung des den ganzen Schulbetrieb beherrschenden Unterrichtsgegenstandes. Und im ganzen und großen war Form und Ziel des lateinischen Unterrichts noch derselbe wie im 16. Jahrhundert. Immer noch handelte es sich in erster Linie um lateinische Eloquenz; darauf war der ganze Betrieb nicht bloß auf den kleinen Lateinschulen, die den modernen und höfischen Einflüssen weniger zugänglich waren, sondern auch auf den großen Schulen und den neuen illustren Gymnasien gerichtet. Diesem Zweck diente der ganze ausgedehnte grammatische Unterricht und die beständige Übung im Lateinschreiben. Und ebenso war die Lektüre ihm dienstbar. Die alten Schriftsteller wurden zunächst und wesentlich um der Sprache willen gelesen; mochte daneben etwas für Erudition in Geschichte und Antiquitäten, in Philosophie und Moral abfallen; die Hauptsache blieb, den Schulsack mit Formeln und Phrasen, mit Sentenzen und Bildern zu füllen, um daraus lateinische Reden und Gedichte anzufertigen. Die Imitation war Maß und Ziel des ganzen Unterrichts. Das tritt überall zu Tage. So äußerten bei den Verhandlungen über die Unterrichts-

einer ordentlichen Miliz; oder: daß man jungen Leuten in den Schulen die Freiheit lassen solle, nach Belieben eine Disziplin zu wählen, daß der Grobianismus aus den Werkstätten der Gelehrsamkeit allerdings zu verbannen. Einmal redeten vier Schüler: der erste „stellte die Schullehrer vor als Leute, die in großem Elende leben, der zweite als höchst glückselige Leute, der dritte behauptete mit dem Pöbel, daß der Stand der Schullehrer ein sehr geringer und verachtungswürdiger Stand, der letzte aber mit den Verständigen, daß es ein vornehmer und ein sehr ehrsamer Stand sei“. — In Stuttgart redeten die Abiturienten des Gymnasiums 1790 über das Thema: *Nova rerum in Gallia revolutio;* 1791: *De facie rerum politicarum in Polonia feliciter mutata;* 1804: *De commutatione reipublicae Franco-Gallicae in Imperium hereditarium*, wobei fünf Redner das *Encomium* Napoleons sangen. So eifrig war man dort bedacht, nicht hinter der Zeit zurückzubleiben (Schanzenbach, Festschr. des Stuttgarter Gymnasiums, 1886, S. 40).

reform in St. Afra im Jahre 1726 die adeligen Schulinspektoren sich über die Lektüre griechischer Dichter in folgender bezeichnenden Weise: „Nicht weniger wollten wir dafür halten, daß, weil doch die griechische Poesie itziger Zeiten nach in dem Flor und Hochachtung nicht mehr ist, auch der etwa davon sich zu versprechende Nutzen in Ansehung der Schulleute vor die sämtlichen Alumnen etwas allzu specielles sein möchte, sich größerer Nutz davon zu versprechen, wenn statt des vorgeschlagenen griechischen Poeten ein anderer Autor *in Graecis* traktiret würde, und könnten dann unbeschadet, dafern sich *ingenia* fänden, so zu der griechischen Poesie Lust hätten, denselben die Vorteile zu solcher *privatim* gewiesen werden“ (Flathe, 242). Es ist diesen Leuten augenscheinlich ein völlig fremder Gedanke, daß man in der Schule einen Schriftsteller zu einem anderen Zweck in die Hand nehmen könne, als um ihn imitieren zu lernen.

Aus derselben Schule liegt ein Bericht über eine im Jahre 1735 stattgehabte Probelektion des Tertius Weise vor. Nach gehaltener lateinischer Oration erklärte der Kandidat zuerst ein Pensum aus Hesiod, dann aus dem Livius, zuletzt aus dem Horaz. Ich gebe die Behandlung des Livianischen Textes (1, 18), welche durch folgende zehn Stücke vollendet wurde: 1. übersetzte der Kandidat den Text *secundum sensum grammaticum* ins Deutsche, 2. eröffnete er *mentem autoris historice,* 3. explizierte er *constructionem irregularem*, wie auch 4. die *figuras rhetoricas,* 5. berührte er *materiam de transmigratione animarum,* disserierte 6. *de ordine inter sacerdotes ethnicos Romanos* und 7. über die *auspices* und deren Verrichtung, sowie 8. ihren Ursprung von Romulus; endlich 9. gab er eine deutsche Imitation des Textes, welche er 10. sofort wieder in die lateinische Sprache übersetzte. — Ganz ähnlich ist die Behandlung der beiden anderen Autoren, zum Hesiod wird eine griechische, zum Horaz eine poetische Imitation gegeben (Flathe, 259 ff.). Ähnlich stellt sich die Behandlung der klassischen Texte in den Prüfungszeugnissen dar, die Koldewey (II, 541 ff.) aus Braunschweig mitteilt. So wird dem Rektor Fricke zu Wolfenbüttel bescheinigt, daß er in einer im Jahre 1710 gehaltenen Probelektion über eine Stelle aus Cicero, eine Ode des Horaz und die *dies Hesiodi* „nicht allein mit guter Geschicklichkeit den *scopum* und *argumentum* eines jeden *thematis* evolviret, darauf exponiret und dabei die *historiam temporum* ziemlich mitgenommen, hernach *post analysin logicam, rhetoricam* und *grammaticam* also fort aus dem ersten eine gute Imitation, und bei den andern eine wohlgesetzte *parodiam* hinzugethan, sondern auch bei dem letzten noch ein mehreres vorzubringen bereit war, so aber mitzunehmen damalige Zeit nicht gestattete“.

Handelt es sich hier mehr um epideiktische Leistungen, so werden wir durch einen Bericht des Rektors Masius in Schwerin (1687—1714) an die Regierung ganz in den alltäglichen Schulbetrieb hineinversetzt. Das nächste Ziel der Lektüre ist das Verständnis des Textes. Hierzu wird vorausgesetzt, daß z. B. bei der Lesung der Ciceronischen Briefe oder Reden alle das Argument und die Disposition gegenwärtig haben. „Darauf müssen alle auf zwei- oder dreimalige Explikation (durch den Lehrer) Acht geben, weil das als der Grund alles studierens nicht zu viel getrieben werden kann. Bei der letzten Explikation wird ein Periodus nach dem andern vorgenommen und bei den *inferioribus* nach der natürlichen Construktion explicirt und hernach considerirt: 1. *quoad praecipua, etymologice.* 2. *Syntactice,* wie der *contextus naturaliter* zusammenhangen sollte, dabei denn leicht zu observiren, wie die *constructio naturalis in elegantiorem* zu verwandeln sei, 3. wird der *periodus* durchgefragt *quoad vocabula* und observirt, was *tam quoad voces, quam significationem vocum minus notum* mag gewesen und nun erst gelernet sein, 4. werden die *phrases* durchgefragt, 5. dieselbigen flugs mündlich exerciret *ad imitationem* und durch etliche *regulas syntacticas* geführt, bevorab, wenn sie von der *indole linguae Germ.* abgehen, 6. werden sie variirt *per synonymas phrases* oder *per casus* von den *peritioribus*, welches denn ein feines und *ad copiam comparandam* sehr dienliches *exercitium* ist, 7. wird der ganze *contextus* wieder gefragt, auf daß die rechte Erklärung desto besser härire, 8. wenn die *structura* darnach ist, *rhetorice* der *periodus* oder die *dictio* oder *figura* examinirt, 9. wenn's die Zeit leidet, wird derselbe ganze *contextus* eines oder andern *periodi* soviel möglich mit andern Worten exprimirt. 10. Letztlich werden in einer andern Stunde die besten *phrases* aus der Lektion notirt, wiederum variirt, imitirt, reassumirt, was irgend in der vorigen Lektion wegen Kürtze der Zeit nicht mag haben berührt werden können, und also der Autor soviel möglich ist gesucht *in succum et sanguinem* zu convertiren. Da denn ein jeder sieht, was *inferiores* sowohl als *superiores*, wenn alle attendiren, durch Gottes Gnade zu repetiren und zu lernen haben“ (Rische im Progr. der Realschule zu Ludwigslust 1884).

Es leuchtet ein, daß bei diesem Verfahren das Fortschreiten im Text nur ein sehr langsames sein konnte. Der Konrektor Werenberg in Eisleben (1677—1679) giebt in einer Verteidigung gegen Vorwürfe, welche ihm wegen seines Verfahrens vom Rektor gemacht worden waren, das von ihm durchgegangene griechische Pensum an: vom 10. Januar bis Ostern habe er im Hesiod außer der Einleitung 46 Verse durchgenommen, *notas, phrases et imitationem de vitanda superbia* beigefügt,

vier Imitationen von den Schülern anfertigen lassen und drei Bogen diktiert. Bei Ciceros Offizien halte er sich allerdings etwas länger auf, des schönen moralischen Inhalts wegen, zum Teil auch bei den verschiedenen philosophischen Meinungen, bei der rhetorischen Zerlegung der Perioden, der philologischen Betrachtung der Latinität, endlich wegen der praktischen Nützlichkeit der *loci communes* und Imitationen (Ellendt, 139).

Ausführlich wird der Lateinbetrieb durch alle Klassen in der verbesserten „Stadt-Hannöverschen Schulordnung" vom Jahre 1716 beschrieben; sie ist vom Rektor Augspurg nach den Grundsätzen der Hallischen Pädagogik entworfen.[1] Ich setze die Hauptpunkte her. Der Unterricht beginnt in V mit Lektionen aus *Cellarii libro Latinitatis memoriali* und *Langii Grammatica.* IV lernt aus *Cellarii l. Lat. mem.* außer den mit dem *signo crucis* bemerkten Vokabeln zugleich diejenigen, vor welchen sich ein *asteriscus* findet. Die Substantiva werden mit Hinzufügung eines Adjektivs dekliniert, die *verba* mit Hinzufügung eines Substantivs, auch die *verba anomala defectiva* und *impersonalia* mit allen *pronominibus* gelernt, ferner die Regeln von den *generibus nominum,* die sieben Hauptregeln der Syntax und der Gebrauch der Partikeln. Man soll die lateinische Sprache in die deutsche und kurze deutsche Sätze ins Lateinische übertragen. In III lernt man im Cellarius eine ganze Seite von Wort zu Wort mit den deutschen Synonymen; ferner die lateinischen *praeterita* und *supina,* die *genera nominum* und die sieben Hauptregeln der Syntax mit den nötigsten Ausnahmen. Man soll mehr aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen, Phaedri Fabeln lernen, mit Variationen der Syntax, und mit einem *exercitio syntactico* zwei *imitationes* wöchentlich verbinden. II lernt im Cellarius die anomalischen *praeterita* und *supina,* die *syntaxis figurata et ornata* mit allen Exzeptionen der Regeln und Langes Grammatik. Mit denen Phrasen aus der *Anthologia latinitatis* und den rhetorischen Figuren werden *Exercitia extemporalia* und Lateinreden verbunden. Aber auch für die Kultur der deutschen Sprache wird Sorge getragen: bei Übersetzung des Cornelius Nepos nach Cellarii Ausgabe und Caselii kürzesten und leichtesten Episteln und mit dem ersten Kapitel der Prosodie ist nicht nur die *scansio versuum* zu verbinden, und *versus dislocati* in Ordnung zu bringen, sondern auch Anleitung zur deutschen Poesie zu geben. In I werden bei fleißiger Übung der Syntax *Ciceronis orationes selectae* und *selectiores Epistolae Ciceronis,* abwechselnd mit *Caselii*

[1] Grotefend, Geschichte des Lyceums zu Hannover von 1733—1833. Hann. 1839. S. 6ff.

Epistolis gelesen, Vokabeln und Phrasen fleißig traktiert, nebst Tropologie und Schematologie, der *numerus orationis* und *constructiones ornatae*. Wöchentlich wird ein *exercitium styli ordinarium*, eine lateinisch zu vertierende *imitatio*, ein kurzes *exercitium extemporale* und ein *exercitium poëticum* ausgearbeitet; dann und wann auch lateinische oder deutsche *Epistolae*, *Chriae* und *Orationes* nach Anleitung des M. Uhsen in seinem Wohlinformierten Redner. Alle Jahr soll bei den *mutationibus* ein *actus oratorius* gehalten werden, wobei Rektor und Konrektor alternieren. Kein *discipulus* soll mit seinem *condiscipulus* anders als Latein reden. Wöchentlich wird etwas *in genere Heroico et elegiaco* elaborieret; wem es aber an der *vena poëtica* mangelt, der muß das in dem *autore* gehabte *pensum* in rein und gut Deutsch übersetzen, oder auch in deutsche Verse. Die *autores* sind: aus dem Virgil *libri Aeneidos* I—VIII, ohne IV und V; aus dem *Ovidius* bloß die *libri Tristium* und *Epistolae ex ponto;* in *poësi Lyrica* alle vier Wochen *Aurelii Prudentii Carmina,* statt des Virgil. Man sieht, wir haben es noch überall mit dem alten Imitationsbetrieb zu thun.

Endlich mag noch der schon oben erwähnte Polyhistor des Kieler Professors Morhof uns das Ziel dieser Übungen auf der Akademie vergegenwärtigen. In dem zweiten Buch dieses vielgerühmten Werkes wird zu prosaischen und poetischen Imitationen Anleitung gegeben. Kap. 14 giebt *exempla imitationum;* es wird z. B. eine Ciceronische Periode von drei Zeilen durch *dilatatio* auf neun Perioden, die beinahe eine Quartseite füllen, gebracht; Kap. 15 enthält eine Briefbeispielsammlung; Kap. 16 handelt von den Übungen in gebundener Sprache. Die neun ersten Kapitel des dritten Buchs beschreiben, wie man zum Behuf der prosaischen Darstellung exzerpiert, Phrasen, Observationen, Antiquitäten, Elegantien, Enthymeme u. s. w. sammelt; die folgenden zwei geben Anleitung, für die Poesie sich einen ähnlichen Schatz von Exzerpten anzulegen; Kap. 12, überschrieben *Hyle inventionum poeticarum*, zeigt die Benutzung. Man hat ein *carmen gratulatorium* zum Rektoratsantritt zu machen. Der alte Vers der Inventionstecknik beginnt mit dem *quis*. Hier ist es ein *homo literatus,* der ein Regiment übernimmt. Man gehe also aus von dem Begriff einer Musenregierung, daß sie nicht sei tyrannisch, sondern jungfräulich und friedlich; oder von der Anschauung des Apollo, der einst am Parnassus Rinder weidete; jetzt aber sei die Aufgabe, auserlesene Jünglinge zu weiden. Ist es ein Theolog, so lasse man die personifizierte *Pietas* seiner Regierung die Gesetze vorschreiben, man nenne sie eine Hierarchie, aber eine unschädliche, welche die Gottesfeinde, die Giganten bekämpft. Ist es ein Jurist, so führe man die Astraea, das Orakel der Themis am Helikon ein, ein

neues Gericht sei zu bestellen, in dem nicht Paris der Venus, sondern Phöbus der Minerva die Palme reicht. Ist es ein Mediziner, so sage man: Apollo sei nicht minder der Vorsteher der Sanität, als der Musen. In dieser Weise geht das lange Kapitel die Reihe aller möglichen Gelegenheiten zu Poesien durch. Vielleicht darf man es noch heute der Aufmerksamkeit nicht erfindungsreicher Festredner empfehlen.

Nach allem: der Betrieb des klassischen Unterrichts war am Ende dieser Periode noch wesentlich derselbe, wie er im 16. Jahrhundert eingeführt worden war. Nur eines war anders geworden: der Glaube daran fehlte. Zur Zeit des Humanismus war alle Welt davon überzeugt, daß es größere, sublimere Leistungen des menschlichen Geistes als gute lateinische Verse und Reden nicht geben könne; nicht bloß die Poeten selbst, sondern auch Fürsten, Bischöfe und Kaufherren glaubten daran, wie sie dadurch bewiesen, daß sie den Poeten ihre Erzeugnisse mit Geld und Ehre bezahlten. Um den Anfang des 18. Jahrhunderts glaubte kein Mann von Welt mehr an die lateinische Poesie und Eloquenz, kaum noch der Besitzer der Kunst. Die Höfe und der Adel hatten längst aufgehört, Abnehmer solcher litterarischen Produkte zu sein, sie lasen französische Autoren und einige ermunterten die eben hervorsprießende deutsche Litteratur. Die Verwendung der *carmina* war auf die Anlässe eingeschränkt, welche das scholastische und akademische Leben herbeiführte; machte man zu einem Friedensschluß, zu einem fürstlichen Geburtstag ein lateinisches Poëm, so geschah es *gratis et frustra*, Kanonikate und Professuren wurden damit nicht mehr erworben. Ja vielleicht that man am besten, sich gar nicht öffentlich damit sehen zu lassen, dann brauchte man wenigstens nicht das mitleidige Lächeln eines Mannes von moderner Bildung über dies Überlebsel einer längstvergangenen Zeit und die Pedanterie seines Verfassers als Dank einzustecken.

Wenn in den Schulen Lehrer und Schüler angehalten werden, in täglicher Mühsal Dinge zu treiben, denen außerhalb der Schulwände keine Bedeutung mehr beigemessen wird, so kann die Folge keine andere sein, als daß sie mit Mißvergnügen arbeiten. Denn so abgesperrt leben weder die Lehrer noch die Schüler, daß sie nicht bemerkten, was in der großen Welt gilt, und was nicht; vielleicht haben Schüler eine besonders feine Witterung für das Geltende oder Zeitgemäße; wer wüßte nicht, daß kein Lebensalter gegen den Vorwurf des Altfränkischen empfindlicher ist, als das des Primaners? Ich glaube, daß zu keiner Zeit die Schularbeit in den gelehrten Schulen mit weniger Freude und Freiwilligkeit von Lehrern und Schülern verrichtet worden ist, als am Anfang des 18. Jahrhunderts.

Zu der Unfruchtbarkeit und Unzeitgemäßheit der Arbeit kam noch ein anderes, das auf die Lehrer und indirekt auf die Schüler drückte, das war die elende äußere Lage. Das Amt war schlecht bezahlt und verachtet; es war unter den gelehrten Berufen zweifellos der letzte; selten ging jemand freiwillig hinein und noch seltener blieb er länger darin, als er mußte. Die Masse der Lehrer waren Kandidaten der Theologie, die in der Schule Unterkunft während der Wartezeit suchten, um so bald als irgend möglich ins geistliche Amt überzugehen. An Schulwissenschaften brachten die meisten wohl nichts mit, als was sie einst selbst aus der Schule davongetragen hatten, auf der Universität hatten sie die paar Jahre Philosophie und Theologie getrieben. Und für die Unterrichtspraxis war die Erinnerung an die eigene Schulzeit maßgebend. Dauernd blieb niemand in der Schule, es sei denn in ein paar Rektorstellen in großen Städten; sonst waren es die in der Wissenschaft oder im Glauben oder im Leben Unzulänglichen oder die bei den Wahlen zum Predigtamt Verschmähten; man mag sich denken, welche Atmosphäre von Unzufriedenheit sie um sich verbreiteten. In den kleinen Lateinschulen fand wohl auch geradezu der Abhub verunglückter Studenten dauernd Unterkunft.

Man versteht von hier aus, wie noch im Jahre 1768 MICHAELIS (Räsonn. I, 146) es als erstaunliches Beispiel von seltsamer Richtung der Neigungen ansehen kann, daß „seit einiger Zeit einige, die den seltenen rauhen Vorsatz auf Universitäten mitbringen, dereinst Schulleute zu werden, sich bloß auf Schulstudien legen, ohne sich mit der Theologie zu beschäftigen".[1]

Wie dürftig es um die Schulbildung mancher Lehrer an Lateinschulen noch nach der Mitte des 18. Jahrhunderts bestellt war, das zeigen mit erschreckender Deutlichkeit ein paar von den bei KOLDEWEY (II, 541) mitgeteilten Probearbeiten; man sehe die geradezu unglaublichen Leistungen von zwei Bewerbern um die Stelle des *collega quartus* zu Wolfenbüttel vom Jahre 1761; die mit Hilfe von Lexikon und Grammatik zusammengestoppelten lateinischen Exerzitien wären als Quartanerleistungen mäßig. Dabei war der eine von ihnen, mit Namen UNVERZAGT, bisher Rektor der Lateinschule zu Schöppenstedt. Derselbe leitete in der mündlichen Prüfung Sakrament aus

[1] In der Geschichte der Lateinschule zu Oschatz von FRITZSCHE (Bericht des Lehrerseminars zu Oschatz, 1895) findet man eine Reihe von Mitteilungen aus den an den Rat gerichteten Bewerbungsschriften um die Lehrerstellen aus dem 17. und 18. Jahrhundert; sie zeigen in ihrer Unterwürfigkeit die ganze Misère des Lehrerstandes. Hin und wieder ist auch von Bestechungsversuchen bei den ehrbaren Stadtvätern die Rede.

dem Griechischen ab, die Transsubstantiationslehre legte er den Reformierten bei.

Der Bildung der Lehrer wird natürlich die der Schüler entsprechen. Bittere Klagen sind häufig. Man höre A. H. Francke in der *Idea studiosi theologiae* (Anhang § 7): „Die meisten Schulen sind so übel bestellet, daß von denselben Leute kommen, die wohl zwanzig Jahr alt sind und darüber und dennoch bedürfen, daß man ihnen in den *fundamentis* der lateinischen, geschweige der griechischen und ebräischen Sprache besondere Informationen verschaffe, wo man anders will, daß sie die *collegia* mit Nutzen frequentiren sollen. Daß dieses wahr sei, lehret die tägliche Erfahrung und ergehet nicht nur unserer, sondern auch anderen Universitäten also, daß sie viele untüchtige und unwissende Leute überkommen, aus welchen nichts zu machen.“ „Desgleichen bringet selten einer auch nur *qualemcumque peritiam* der deutschen Orthographie von der Schule mit, so doch bei einem Studierenden nicht nur ein *ornament*, sondern eine notwendige Sache ist. Ingleichen findet sichs selten, daß einer eine Wissenschaft von der *Arithmetica vulgari* mitbringet, deren Gebrauch doch im täglichen Leben immer vorfället.“

Ähnlich lautet ein Urteil des Berliner Propstes Reinbeck, eines Schülers Franckes, der übrigens für den Philosophen Wolf beim König eintrat, über die Schulen um das Jahr 1740 (in Biedermanns *Acta scholast.* I, 207): „Die meisten Schulen sind so eingerichtet, daß die allerwenigsten Menschen sich derselben mit Nutzen bedienen können. Wer nicht auf die Wissenschaften sich allein legen, sondern eine Kunst oder sonst ein gutes Handwerk oder die Kaufmannschaft erlernen will, findet bei den Schulen gar schlecht seine Rechnung. Es wird in denselben auf die Reinigkeit und Rechtschreibung der Muttersprache wenig gesehen; die Rechenkunst wird sehr sparsam getrieben; zur Historie und Geographie werden entweder gar keine oder die Woche über nur aufs höchste ein paar Stunden und dieses noch wohl dazu *privatim* ausgesetzet. Die Weltweisheit, insonderheit die Vernunftlehre, wie auch die Meßkunst sind auf den allermeisten Schulen unbekannte Sachen. Und gleichwohl sind dieses alles solche Sachen, welche allen Schülern, wenn sie auch gleich nicht beim studieren bleiben wollten, höchst nötig wären. Selbst auch diejenigen, welche sich hauptsächlich auf die Wissenschaften zu legen gewillet sind, bekommen hier beim Lernen eine Lücke, die sie hernach nicht so leicht oder doch nicht ohne schädlichen Zeitverlust ergänzen können. Überdem sind die meisten Schulen so eingerichtet, daß wer sich nicht vornehmlich auf die Gottesgelahrtheit legen will, in denselben viel Stunden vergeblich zubringen muß. Ein

solcher kann fast nichts anderes als ein bischen Latein, und dieses noch wohl dazu schlecht genug, daraus mitbringen. Aber auch die andern, welche sich der Gottesgelahrtheit gewidmet haben, finden gar selten die richtige Anweisung. Latein ist ihr vornehmstes Werk; die deutsche Sprache wird gar sehr versäumt. Und gleichwohl sollen diese Menschen ihren Gemeinden dermaleinst nicht Latein, sondern Deutsch predigen. Daher geschieht es denn auch, daß sie hernach in ihre Predigten einen Haufen lateinische, mit deutschen Endigungen versehene Wörter einmischen und kaum glauben, daß sie alles mit gutem Deutsch geben könnten, wodurch sie dann dem gemeinen Mann unverständlich werden. Das Griechische wird gemeiniglich so obenhin getrieben. Und wenn jemand auf Schulen ein wenig Hebräisch herbuchstabieren kann, so hält er sich für geschickt genug, eine hohe Schule zu besuchen.“

Zum Schluß teile ich noch ein paar Urteile von Schülern über die Schule mit, sind sie doch, nach einem alten Wort, die letzten Richter ihrer Lehrer. Zuvor aber vergegenwärtigen wir uns durch ein paar Namen die Generation, die am Ende dieses Zeitalters (um 1740) auf den Schulbänken saß. Im Jahre 1734 verließ Gellert St. Afra in Meißen; sieben Jahre später zog Lessing in dieselben Zellen ein (1741—1746). Fast gleichzeitig saß Klopstock in Schulpforta (1739 bis 1745); die Brüder J. E. und J. A. Schlegel verließen dieselbe Anstalt 1739 und 1741. 1748—1749 finden wir Wieland in Kloster Berge. 1739 verließ Gleim die Schule zu Wernigerode, 1743 Semler die zu Saalfeld, 1748 Heyne die zu Chemnitz. Aus der Lateinschule des Hallischen Waisenhauses ging 1732 Reiske nach Leipzig, 1740 Ramler nach Halle, 1747 Nicolai nach Berlin, um dort zunächst die Realschule Heckers zu besuchen. Einige Jahre vor ihm (1742) hatte sich ein armer Judenknabe aus Dessau auf denselben Weg gemacht, Moses Mendelssohn. Winckelmann verließ 1736 das Cöllnische Gymnasium zu Berlin, wo er einen Versuch gemacht hatte, das Griechische zu erlernen. Blicken wir aus diesem engen und belebten mitteldeutschen Kreis heraus, so finden wir im Jahre 1740 im Königsberger Friedericianum Kant und Ruhnken, im Osnabrücker Gymnasium J. Möser, alle drei im Begriff den Schulbänken Lebewohl zu sagen. Man sieht, wären die Leistungen einer Generation der Schule gut zu schreiben, die sie besuchte, dann dürfte sich die Schule auch des Zeitalters, das wir eben betrachteten, neben jeder anderen mit Ehren sehen lassen.

Hören wir nun die Schüler selbst. Zuerst zwei Hallenser. Reiske erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er im Jahre 1728 als zwölfjähriger Knabe auf die lateinische Schule des Waisenhauses gekommen

und vier Jahre dort geblieben sei. „Von dieser Schule brachte ich einen ganz guten Grund im Lateinischen mit weg, sonst aber nicht viel mehr. An zweien Klippen habe ich auf dieser Schule angestoßen. Die eine ist diese: auf allen Schulen sind die Lehrer selten recht ausgesucht; die allerwenigsten schicken sich zu ihrem Amte. Und zu Halle bringt es die Einrichtung so mit sich, daß man beinahe alle Stunden und alle halbe Jahre andere und neue *Praeceptores* hat. Ich hatte also zu Halle das Unglück, meistenteils unter Lehrern zu stehen, die keine Litteratoren, keine wahren Schulleute waren. Sie konnten mir den Cicero nicht recht ausschälen; ich bekam also einen Ekel an den alten lateinischen Autoren, die ich nicht verstund. Böse Exempel verführten mich zum Muretus, Buchner, Cunäus, Cellarius. Die las ich fleißig, denn das konnte ich verstehen. Das war ein Unheil für mich. Zwar hatte ich aus den neueren Latinisten eine so ziemliche Latinität geschöpfet, daß ich fertig Latein reden und schreiben konnte, selbst so, daß Leute, die Kenner der guten Latinität waren, mein Latein für schön hielten. Aber die gute Latinität der alten echten Autoren habe ich erst im vierzigsten Jahre meines Lebens kennen gelernt, da es zu spät war, das Verwahrloste wieder einzubringen. — Der zweite Stein des Anstoßes, über welchen ich zu Halle fiel, war: In meinem zwölften Jahr machten mich die Betstunden zum Narren. Ich ward ein Betnarr. Allein die Hitze verrauchte bald; ich kam in die Welt, kurz ich ward nicht viel besser als ein Naturalist. Von diesem so weiten Sprunge über eine so große Kluft habe ich mich noch nicht ganz erholt.“ Reiske hatte sein Leben lang damit zu thun, den Ruf des Atheismus abzuwehren. — Von Halle ging er auf die Universität Leipzig. Aus dem Bericht über seine dortigen Erlebnisse mag noch Folgendes hier Platz finden: „Ich las dort einige griechische Schriftsteller; weil ich aber keine Lehrer hatte, noch kannte (denn damals wurden hier keine griechischen Collegia gelesen), mit dem nötigen Vorrat von Hilfsmitteln nicht versehen war, die Grammatik so wenig verstand, als ich den Wert und die Notwendigkeit derselben einsah und schätzte, so kam ich auch hierin nicht weit. Die griechischen Autoren, ein Demosthenes, ein Theokritus, waren mir zu schwer. Niemanden hatte ich, der sie mir erklärt hätte; ich war ihrer also bald überdrüssig und legte sie weg. Dagegen bemächtigte sich meiner Seele eine gewisse, ich weiß selbst nicht woher entstandene, unsägliche und unaufhaltbare Begierde Arabisch zu lernen.“ Diese Leidenschaft bestimmte nun zunächst seinen Lebensweg.

Etwas später war Friedrich Nicolai (geb. 1733) auf derselben Schule. Auch er hat in der Schrift „Über meine gelehrte Bildung“ (1799)

über die Einwirkung der Schule auf seine Entwickelung berichtet. Es heißt dort: „Ich lernte nichts als lateinische und griechische Wörter, wunderbar zusammengeknetet in alle Prädikamente einer pedantischen Grammatik. Es ward dekliniert, konjugiert, exponiert, analysiert, phraseologisiert und wer weiß was mehr; auch ward uns die lateinische Prosodie aufgegeben, so daß wir bald wußten lateinische Verse zu skandieren und nach der Elle dergleichen selbst zu verfertigen.“ Dazu Hübners Fragen aus der Geschichte und anderes. „Außerdem lernte ich in Halle in der Schule des Waisenhauses beten und würde auch nach damaliger Stimmung das Heucheln gelernt haben, wenn ich die geringste natürliche Anlage dazu gehabt hätte. Vor allem ward in Berlin (wo er vorher war) und in Halle oft wiederholt, wer nicht gut Lateinisch lerne, sei ein deutscher Michel.“ Bei dieser Art des Unterrichts wurde das Lateinische, gerade den hellsten und fähigsten Köpfen zuerst, sehr widerlich. Besser ging es anfangs mit dem Griechischen. Ein verständiger Lehrer wußte die Sprache am N. T. sehr wohl einzuüben. Als aber dieser die Schule verließ und „ein heulender pietistischer Pedant“ folgte, gab Nicolai es auf, indem er erklärte, daß er Jurist werden wolle. „Es war damals in Halle unter Lehrern und Schülern ein Axiom: ein Theolog müsse Hebräisch und Griechisch, ein Medicus Griechisch, ein Jurist nur Lateinisch lernen, doch könne ihm das Griechische nicht schaden.“ Trotz dem Zureden des Inspektors Freilinghausen, der die Süßigkeit, das N. T. in der Grundsprache zu lesen, anpries, setzte N. sein Verlangen durch, dispensiert zu werden. Erst kurz vor Abgang von der Schule lernte er bei einem Selektaner aus Freyers *fasciculus poematum graecorum* etwas vom Homer kennen und meint: er wäre gewiß in der griechischen Klasse geblieben, wenn ihm statt des N. T.s dieser *fasciculus* wäre empfohlen worden. Abgeschreckt durch den Schulbetrieb entschloß sich Nicolai, nicht zu studieren, sondern den Buchhandel zu lernen. Er besuchte noch ein Jahr lang (1748) die eben begründete Berliner Realschule, die er überaus lobt: selbst Virgil und Horaz habe er hier erst liebgewonnen. Als Buchhändler in Berlin etabliert, las er später, um das gleich hier zu erwähnen, mit M. Mendelssohn zusammen, den griechischen Homer: „Die erste Lesung der Ilias und Odyssee that auf mich eine wunderbare Wirkung, ich lebte eine Zeit lang in Troja und Ithaka“ (S. 29ff.). Das war 1757. Ein neues Zeitalter war heraufgekommen.

Sehr anschaulich ist in Semlers Selbstbiographie das Eindringen des Pietismus in der kleinen Residenz Saalfeld geschildert, das Einschleichen bei Hofe, das Durchdringen in Kirche und Schule, die Erweckungsstunden im Schloß und in der Schule, mit Herzensergießungen,

Offenbarungen des Seelenzustandes und umgehender Gebetsübung. Sehr deutlich tritt auch die Wirkung dieses aufgeregten Treibens auf die Gemüter zu Tage: wir sehen nebeneinander die ihrer Versiegelung Gewissen, die Erweckten, die nicht zur Gewißheit kommen können und sich mit Bußübungen abmartern, die geschäftsmäßigen Konventikler, die dabei auch allerlei weltliche Absichten verfolgen. Die Geringschätzung der Wissenschaft ist überall ein charakteristischer Zug. Der junge Semler, der die Zerrüttung, die durch die forcierten Religionsübungen bewirkt wurde, in nächster Nähe sah, auch vorübergehend an sich selber erfuhr, wurde durch seine entschiedene Neigung für die Studien vor dem ungesunden Wesen bewahrt. Daß es ähnliche Eindrücke waren, welche Kant und Ruhnken von den pietistischen Religionsübungen auf dem Fridericianum ins Leben mitbrachten, ist aus gelegentlichen Äußerungen beider, welche bei den Biographen Kants berichtet werden, zu entnehmen; wer Kants Urteile über äußerliche Religionsübungen kennt, wird nicht im Zweifel darüber sein, daß lange gehegte Bitterkeit daraus spricht.

Noch mögen ein paar charakteristische Äußerungen Lessings über Lehrer und Schule zu Meißen Platz finden. An seinen Vater schrieb er als Student: „Ich habe es schon in Meißen geglaubt, daß man vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein.“ Und über den Konrektor Höre ließ er sich als Alumnus also vernehmen: „Ich weiß wohl, daß seine geringste Sorge ist, aus seinen Untergebenen vernünftige Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürstenschüler aus ihnen machen kann, d. i. Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununtersucht, ob sie nicht Pedanten sind.“ Höre hatte die poetischen Übungen. Lessings Lieblingslehrer war der Mathematiker.[1] — Daß Klotz wenige Jahre später aus St. Afra davon lief, wurde schon früher erwähnt.

Herder mag die Reihe beschließen. „Es ist für mich unbegreiflich, wie unser Jahrhundert so tief in die Schatten, in die dunklen Werkstätten des Kunstmäßigen sich verlieren kann, ohne auch nicht einmal das weite helle Licht der uneingekerkerten Natur erkennen zu wollen. Aus den größten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unserer Lehrkerker, aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen

[1] Flathe, 253, 261. Vgl. Danzel, Lessing, I, 29 f.

und Regeln klauben. Wir haschen ihre Formalitäten und haben ihren Geist verloren; wir lernen ihre Sprache und fühlen nicht die lebendige Welt ihrer Gedanken.“

Ich lege nun noch ein paar Lebensbilder ein, die geeignet sind, die Zustände im gelehrten Unterrichtswesen dieser Zeit und zugleich die vorwärts drängenden Kräfte erkennen lassen.

J. J. Winckelmann mag die Reihe eröffnen. Mit ungemeiner Deutlichkeit tritt in seinem Leben der Gegensatz der ersten und der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, der Gegensatz des abgestorbenen Althumanismus und des lebendig aufstrebenden Neuhumanismus uns entgegen. Ich entnehme die Daten aus der Biographie von C. Justi, einer der lehrreichsten und nachdenklichsten unter allen deutschen Lebensbeschreibungen. Winckelmann ist 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, sein Vater war ein armer Schuhflicker, der einzige Raum des Hauses Werkstatt, Wohn- und Schlafstube zugleich. Der Wissensdrang des Knaben setzte die Aufnahme in die Lateinschule durch; er unterhielt sich durch Freitische, Nachhilfestunden und die Kurrende, die nach altem Herkommen vor den Thüren singend Brot und Geld erbettelte; später war er Präfekt des Chors, der unter dem Kantor beim Gottesdienst, bei Leichenfeiern und Hochzeiten sang, auch dreimal im Jahr einen Umgang durch die Stadt hielt. Die Schule war *officina Latinitatis;* doch wurden auch die Elemente des Griechischen gelernt, dazu Logik und natürlich Religion oder Theologie: in keiner Stunde, wird berichtet, war er ein unaufmerksamerer Zuhörer als in den theologischen, wo er sich gern heimlich mit einem alten Schriftsteller beschäftigte. Auch fehlten nicht Schulakte mit Reden, lateinischen und deutschen, und einer Disputation geschieht Erwähnung, wobei der $14^1/_2$jährige Winckelmann über die Frage disputierte: „ob das Ebenbild Gottes anerschaffen oder als übernatürliche Gabe Gottes hinzugethan sei“. Die Kirche wurde Sonntags zweimal von der ganzen Schule in Prozession besucht; Montags und Donnerstags fand Katechese in der Kirche statt. Als Amanuensis des Rektors hatte er Zutritt zu dessen Büchern und verwaltete auch die kleine Büchersammlung der Schule. — Im Jahre 1735 machte er sich nach Berlin auf den Weg, um am Cöllnischen Gymnasium sein Griechisch zu verbessern. Hier war nämlich der Konrektor Damm, ein eifriger Liebhaber des Griechischen, besonders des Homer, dessen Kunst und Bildung er gegen die neumodischen Franzosen, die ihn zu einem Bänkelsänger machten, verteidigte und den er auch, in Prosa, übersetzte. Doch leitete er die Schüler auch zu deutscher Wohlredenheit an; so ließ er im Dezember 1735 in 20 Reden

die Tugenden des Verstandes beschreiben, durch das folgende Jahr geht ein Cyclus von Reden über den Gelehrten: von den Chimären der Gelehrten, von gelehrten Fürsten, von gelehrten Schustern, von frühzeitigen, spätklugen, sehr alt gewordenen Gelehrten u. s. w. Später machte Damm sich auch als Freigeist und Verbesserer der deutschen Sprache bekannt. Auch Mathematik und Physik, vor allem aber Geschichte dienten der Polymathie. Mit dem griechischen Unterricht stand es übrigens auch hier bescheiden genug, in I las man zwei Stunden Homer, den Froschmäusekrieg und Herodian. Unterkunft fand Winckelmann als Pädagog beim Rektor, der übrigens beim Abgang zu seinem Namen ins Album die Worte setzte: *homo vagus et inconstans.* Nach etwa einjährigem Aufenthalt vertauschte er Berlin mit Salzwedel, wo ein gelehrter, aber wunderlicher Pedant das Schulszepter schwang: über der Rektorwohnung stand die Inschrift: *fabrica mentium.* Justi wendet auf die Lehrer die Charakteristik aus Ruhnkens Rede *de doctore umbratico* an: „obwohl mit der Wissenschaft umgehend, welche bestimmt ist, zu liebenswürdiger Menschlichkeit zu erziehen, bleiben sie jedes Sinnes hierfür bar; ja verlieren den gesunden Menschenverstand: sie sind weniger Menschen als Menschenscheuchen“. In einer Schlußbetrachtung aber heißt es: „Und so hatte Winckelmann denn bis zu seinem 19. Jahr fast überall an taubes Gestein angeschlagen, die Schalen der Gelehrsamkeit hatte er gefunden, von dem Kerne fast nichts. Doch war die Fahrt durch die Steppen solcher Schulen Köpfen, wie der seine, weit weniger gefährlich, als die spätere Vollstopfung mit Stoffen, welche zu Zerstreuung und Sattheit und von da zu stumpfer Langeweile führt, auf welche die Lethargie der intellektuellen Kräfte folgt, die man Blasiertheit nennt.“

Im Frühjahr 1738 ging er endlich nach Halle und wurde hier als *Studiosus theologiae* inskribiert. Er hörte, der Vorschrift folgend, philosophische und theologische Vorlesungen, doch ohne Verlangen, „die akademische Speise blieb ihm zwischen den Zähnen hängen“. Dagegen las er fleißig die Alten, in geborgten Büchern und in den Büchersälen der Bibliothek und des Waisenhauses. Auch zog er fleißig die neuen französischen und englischen Skeptiker und Deisten aus, so daß er in den Geruch eines Gottesleugners kam. Sein Abgangszeugnis von der Universität (22. Februar 1740) drückt sehr zurückhaltend gute Meinung und Hoffnung von ihm aus: „obwohl uns von seinem inneren Zustande keine hinlängliche Kunde geworden ist, so hoffen wir doch, daß er aus den von ihm, wie bezeugt wird, besuchten Vorlesungen einigen Nutzen ziehen wird“. Nachdem er ein Jahr in einem adligen Hause der Altmark als Informator konditioniert hatte, ging er nochmals

auf die Universität, diesmal nach Jena, wo er bei HAMBURGER mathematische und medizinische Studien trieb, übrigens durch Information seinen Unterhalt gewann. Dann ist er wieder $1^1/_2$ Jahre Hauslehrer, diesmal bei einem bürgerlichen Oberamtmann, nachdem ein Reiseplan gescheitert war. Endlich lief er, schon 26jährig, in den Hafen eines Amts ein: er wurde 1743 Konrektor in Seehausen in der Altmark. Fünf Jahre hat er an diesem Orte sich mit dem Schulunterricht, für den er nicht geschaffen war, geplagt. In seiner Probelektion handelte er „in der Theologie über das Dogma von der Erlösung, in der Philosophie über die Ideen, mit ziemlicher Richtigkeit und Lebhaftigkeit“, gab auch Proben seiner Kenntnis in den drei Sprachen. Er lehrte Hebräisch und Griechisch, auch Geometrie und Logik; doch hatte er keine Freude daran, die Knaben konnten ihm nicht folgen und es kam zu ärgerlichen Auftritten. Auch bei den Bürgern war er nicht beliebt, „weil er ein Liebhaber der Einsamkeit und ein Feind des andern Geschlechts“ war; endlich zerfiel er mit dem geistlichen Herrn, man bemerkte, daß er unter der Predigt den Homer las. So kam es, daß er zum Elementarunterricht hinabgestoßen wurde; er giebt sich selber später das Zeugnis: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht, und ließ Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte zur Kenntnis des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete“. Sein Einkommen betrug etwas über 120 Thaler, $43^1/_2$ aus der Kirchenkasse, 40 aus Kollekten (statt der *mensa ambulatoria*, die 1709 abgeschafft war) und noch etwa 40 für Wohnung, aus Accidenzien von Leichen, Trauungen, Neujahrsrekordationen und aus Privatstunden. Davon erhielt er auch noch seinen alten Vater im Hospital. Von seiner Tagesordnung berichtet ein Bekannter: „den ganzen Winter kam er nicht ins Bett, sondern saß im Lehnstuhl in einem Winkel vor einem Tisch, auf beiden Seiten standen zwei Bücherrepositorien. Wenn er den Tag mit Schulstunden und dem Unterricht seiner Pensionäre zugebracht hatte, so studierte er für sich bis Mitternacht; dann löschte er seine Lampe und schlief bis 4 Uhr auf dem Stuhle. Um vier zündete er das Licht wieder an und las bis 6 Uhr, wo die Information seiner Junker von neuem begann“. Massenhaft noch erhaltene Auszüge aus Büchern, die er mit unendlicher Mühsal sich verschaffte, von seiner Armut kaufend und von Freunden und Bekannten, willigen und unwilligen, borgend, sind die Frucht dieser nächtlichen Arbeit; neben den Griechen ist es die Geschichte, Universal-, Staaten und Gelehrtengeschichte, aus der er rastlos, mit der Geschäftigkeit der Ameise, Stöße von Exzerpten zusammenschleppt. Außer dieser Leidenschaft hat er

noch eine zweite, eine Leidenschaft für Freundschaft mit Jünglingen, die bei dem auch hierin antik empfindenden etwas von einem erotischen Charakter an sich hatte; aber auch sie führte für den Unverstandenen nur Enttäuschungen herbei. — Das Jahr 1748 brachte endlich die sehnlich erstrebte Erlösung vom Schuldienst; er trat als Bibliothekar, Sekretär und Mitarbeiter an der deutschen Reichsgeschichte in den Dienst des Grafen von Bünau bei Dresden, und hier knüpfte er die Verbindungen, die ihn dann in neue Bahnen führten, nach Rom, wo er die Griechen, nach denen er so sehnliches Verlangen getragen hatte, mit Augen schauen sollte.

Auf Winckelmann mag Heyne, der Göttinger, folgen. Er ist 1729 zu Chemnitz geboren, sein Vater war ein armer Leineweber. Er erzählt selbst aus seinen Jugendjahren (mitgeteilt in seiner Lebensbeschreibung von seinem Schwiegersohn Heeren, 1813). „Ich ward in der größten Dürftigkeit geboren und erzogen; der früheste Gespiele meiner Kindheit war der Mangel, und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brot wußte.“ Er besuchte eine Kinderschule, dann durfte er an einer Privatstunde Latein teilnehmen, wofür wöchentlich ein guter Groschen zu entrichten war, den ein Pate auf sein inständigstes Bitten für ihn zahlte. Ein anderer Pate, ein Geistlicher, ließ ihn von seinem zwölften Jahr ab die Lateinschule besuchen, indem er den Gulden Quartalgeld für ihn bezahlte, auch ihm das notwendige blaue Mäntelchen und einige Bücher schenkte. Sieben Jahre besuchte Heyne nun die beiden ersten Klassen der Lateinschule. Daneben gab ihm der Pate, ein alter, geiziger Hagestolz, einige Lateinstunden; er hatte nämlich „die Eitelkeit, ein guter Lateiner und, was noch mehr ist, ein lateinischer Versmacher und folglich ein Gelehrter sein zu wollen“. „Kaum war *Erasmus de civilitate morum* auf die Seite gebracht, so ward ich zum lateinischen Versemachen angeführt, ehe ich noch Schriftsteller gelesen oder nur einigen Wortvorrat verschafft hatte. Hätte er nur noch einen Klassiker in die Hände genommen. Aber den hatte er nicht, sondern bloß einen Owen, Fabricius, ein paar *Collectiones epigrammatum*, und einige geistliche Dichter, aus denen er mir Verse diktierte, die ich verändern, paraphrasieren, in ein anderes *metrum* übertragen mußte. Noch schlimmer gings, als er weiterhin selbst Verse machte, an denen ich die Prosodie, denn das war gleichgeltend bei ihm mit Poesie, lernen sollte.“ Zum Geburtstag überrascht ihn der Schüler durch eigengemachte Verse: „das erstemal, daß seine stolz finstre Miene sich zu einem Lächeln verzog. Allein ich hatte hierdurch den Grund zu den lästigsten Anforderungen gelegt, denn nun erwartete man bei jeder

feierlichen Gelegenheit Glückwünschungs-Carmens, nicht bloß von 10 bis 20 Versen, nein; das geringste war einige Hundert und zwar in allerhand Metren.“ „Der Unterricht in der Schule war nicht viel besser; es war ganz der ehemalige Schlendrian: lateinische Vokabeln, Exponieren, Exerzitien, alles ohne Geist und Sinn. Ich wäre auf diesem Wege endlich zur völligen Stupidität fortgegangen.“ Ein glücklicher Zufall gab einen neuen Anstoß. Bei einem Schulexamen war der Superintendent zugegen. Er verlangte ein Anagramm auf *Austria;* keiner wußte was ein Anagramm sei. Der kleine Heyne begriff die Erklärung zuerst und bildete *Vastari*, was ihm, dem *Infimus,* lautes Lob von dem Scholarchen und neidischen Haß bei den Kameraden eintrug. „Dieses pedantische Abenteuer gab den Anstoß zur Entwickelung meiner Kräfte, und entfernte mich von dem Umgang mit den Kommilitonen, unter denen, wie es bei einer Jugend von niedriger Herkunft und schlechter Erziehung nicht anders sein kann, die äußerste Ungezogenheit und Sittenlosigkeit jeder Art herrschte.“ „Was mir der Schulunterricht verschaffte, beschränkte sich fast bloß auf Vokabeln und Phrasen. Mit dem Griechischen ging es nicht besser. Das N. T. und Plutarch von der Erziehung war alles, was wir von griechischen Büchern kannten. Ich mußte mein Pensum abschreiben, eine Wellerische Grammatik entlehnen. Gleichwohl arbeitete ich mich in das Griechische so wacker hinein, daß ich griechische Elaborationen verfertigte, weiterhin griechische Verse, nachher selbst in griechischer Prosa, endlich in griechischen sowohl als lateinischen Versen das Extemporaneum und sogar die Predigten nachschrieb. In *prima* gelangte ich zur Notiz von einigen Klassikern. Unser Rektor, der selbst den Homer hat abdrucken lassen, gab noch Privatstunden über die eine und andere Rhapsodie. Aber es fehlte ihm überall an den Elementen selbst. So gewann ich daran keinen Geschmack, nicht einmal am Homer, las keinen einzigen Schriftsteller aus, war also beim Abgehen von der Schule in allem ganz fremd, was auf klassische Gelehrsamkeit Beziehung hatte.“ Erst im letzten Schuljahr (1748) kam ein Schüler Ernestis, der nachherige Rektor in Grimma, Krebs, als Konrektor nach Chemnitz und gab doch einigen Vorschmack von etwas Besserem. Er gab Heyne, den er seiner Aufmerksamkeit würdigte, eine griechische Privatstunde, worin Sophokles' Ajax erklärt wurde. Endlich kam auch einige Verbesserung der äußeren Umstände: er erhielt Privatinformation in einem guten Hause; „da mir diese Stunden monatlich einen Gulden brachten, so war ich nun auch gegen den Unwillen der Meinigen mehr gesichert. Bisher hatte ich oft noch Handarbeiten geleistet, um nicht hören zu müssen, daß ich umsonst ihr Brot essen wolle.“ Auch verschaffte der Umgang mit jener Familie

dem Schüchternen und Linkischen einige Bildung. — Bitterste Zeit des Mangels und Kummers kam dann wieder, als Heyne, mit zwei Gulden in der Tasche, die Universität Leipzig bezog. „Das meiste wirkte auf mich der Trotz gegen das Schicksal, überall es darauf ankommen zu lassen, ob ich ganz in Staub solle und müsse liegen bleiben.“ Nach einem Jahr etwa wurde er mit Christ bekannt, der sich freundlich gegen den armen, durch sein Äußeres nicht eben empfohlenen Studenten erwies; „er erlaubte mir zu ihm zu kommen, reichte mir ein Buch, ließ mich in einem Zimmer sitzen, unterhielt sich zuweilen mit mir, gab mir auch wohl einige Lehren über das Schickliche und Unschickliche.“ Er riet, die Alten nach dem Beispiel des Scaliger von den Ältesten ab in der Folge zu lesen; mit dem Herodot ward der Anfang gemacht. „Ich verfolgte den Rat eine gute Zeit, so weit ich die nötigen Bücher geborgt erhalten konnte. So unsinnig war mein Eifer im Lesen, daß ich länger als ein halbes Jahr die Woche nur zwei Nächte schlief.“ Nützlich wurden besonders die Vorlesungen Ernestis. Auch ein Privatissimum, in dem die Teilnehmer selbst interpretierten, öffnete sich ihm, und hier bekam er die ersten Ideen über Methode, wenigstens der sprachlichen Interpretation. Dazu begann er, um doch ein Brotstudium zu haben, die Rechtswissenschaften zu erlernen. Die äußere Bedrängnis dauerte inzwischen fort, durch Privatinformation mußte ein kümmerlicher Unterhalt verdient werden. Da brachte im Jahre 1752 ein Zufall eine unerwartete Wendung: ein lateinisches *carmen* von Heyne auf den Tod eines Geistlichen erregte, mehr durch die opulente Ausstattung als durch den Inhalt, die Aufmerksamkeit des allmächtigen Ministers Brühl, er ließ den Wunsch fallen, den Verfasser kennen zu lernen. Heyne macht sich, nachdem er sich equipiert, mit geborgten 51 Thalern, nach Dresden auf den Weg. Der Minister sah ihn mit gnädigem Lächeln an und — speiste ihn mit Versprechungen. Nach einem halben Jahr bittersten Hungers erhielt er endlich eine Stelle als Kopist an Brühls Bibliothek mit 100 Thalern Gehalt. Hier lernte er die neuen Schriften der Franzosen und Engländer kennen; gelegentlich begegnete er hier auch Winckelmann. Die Not trieb, durch schrifstellerische Arbeiten einen Nebenverdienst zu suchen; er gab den Tibull und Epiktet heraus. Dann warf der Überfall Dresdens durch die Preußen (1756) den eben ans Ufer strebenden wieder in die Flut zurück; er mußte eine Hofmeisterstelle in einem adeligen Hause annehmen, ging 1759 mit dem Zögling nach Wittenberg auf die Universität, wo besonders historische Studien, bei Ritter, getrieben wurden. Nachdem der Krieg ihn noch ein paar Jahre hin- und hergeworfen und ihm alles genommen hatte — bei dem Bombardement von Dresden (1760)

verbrannte seine ganze Habe, auch seine Manuskripte — lief er endlich im Jahre 1763 unerwartet in den Hafen ein: er wurde als Nachfolger GESNERS nach Göttingen berufen; RUHNKEN hatte auf ihn die Aufmerksamkeit gelenkt.

Nicht ohne Interesse ist auch die kleine Selbstbiographie von J. G. BÜSCH, dem späteren Begründer der Handlungsakademie zu Hamburg: Über den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit (Hamburg 1794). Geboren 1728 als Sohn eines Hamburgischen Predigers, erhielt er den ersten Unterricht durch eine Reihe von Hauslehrern, von welcher Gattung von Menschen und ihrem Schicksal er eine wenig günstige Meinung hat. Nach dem Tode des Vaters kam er, 15jährig, auf die Gelehrtenschule der Stadt. Der Unterricht des Konrektors war überaus elend. „Lateinische Schriftsteller wurden so gelesen, daß der erste in der Bank eine Periode laut übersetzte. Dann hieß es: *repete*, bis die ganze Bank durchgenommen war. Dann kauete die folgende Bank eine zweite Periode durch, und so fortan, ohne ein Wort der Erläuterung. In den Privatstunden wurden wir mit Zusammenstoppelung verworfener lateinischer Verse oder mit deutschen Perioden *ex argumentis ab utili, a jucundo* u. dergl. gequält.“ Pennalismus und andere widrige Dinge fehlten nicht. Inzwischen lernte der kleine BÜSCH ohne Lehrer und ohne Grammatik Französisch und Englisch, aus geliehenen Autoren, die er mit Hilfe eines Lexikons entzifferte. Etwas besser war der Unterricht des Rektors, den er vom 17.—19. Jahr genoß. „Alles ging auf kursorische Lektüre hinaus; wer die Perioden des Cicero und Livius ebenso geschwind, als er sie lateinisch hergelesen hatte, deutsch wiedergeben konnte, hatte seinen Beifall. Aber ebenso kursorisch wurden lateinische wissenschaftliche Bücher, z. B. BAUMEISTERS Logik, ERNESTIS Initia, NIEUPORTS Antiquitäten, *Vossii Rhetorica*, ohne Anmerkungen und Exempel, ohne Rückfragen, ob und was wir verstanden oder behalten hatten, nicht gelesen, sondern durchgejagt. Und das hieß Philosophie, Redekunst und Altertümer treiben.“ Auch zu den Aufsätzen und Reden, die gefordert wurden, gab es keine Anleitung. Ebenso wenig zu den Disputierübungen, die in lateinischer Sprache stattfanden. „Als die Reihe an mich kam, fiel ihm ein, die Authentizität der Schriften des N. T. zum Gegenstand unserer Disputation zu machen. Ich sollte opponieren, der ich niemals gehört hatte, daß Zweifel daran statthätten. Ich geriet an *J. Casauboni Exercitationes ad Baronii Annales,* in deren ersten Abschnitten die Authentizität verteidigt wird. Nun lernte ich die Gegenseite einigermaßen kennen, bildete Argumente daraus, opponierte bis in die dritte Stunde und schied aus diesem Kampf mit einer Ehre, die ich damals für große Geldbelohnung nicht vertauscht haben

möchte.“ Man sieht, die Schüler wurden ins Wasser geworfen, nun hieß es schwimmen können. — Mit 19 Jahren kam Büsch auf das akademische Gymnasium, das sich an das Johanneum anschloß und machte hier den zweijährigen Kursus in der Philosophie und den Wissenschaften durch; er hält diese zwei Jahre für die bestangewendeten seines Lebens. Besonders erwies sich der philosophische Unterricht des älteren Reimarus förderlich. Daneben wurde Geschichte und Mathematik, besonders angewendete, fleißig getrieben. 1748 ging er nach Göttingen, mit Stipendien, und studierte hier drei Jahre Theologie (bei Mosheim), Geschichte und Staatswissenschaften, Mathematik und Physik, vielfach ohne Hilfe, auf der Bibliothek. Dann folgen die Jahre „traurigen Kandidatenstandes“. Als Erzieher und Hauslehrer, unter demütigenden Verhältnissen bis zur Erschöpfung arbeitend, rieb er die Kräfte auf, bis sich ihm die Stelle eines Mathematiklehrers am Johanneum öffnete und zugleich den Studien die Richtung auf Mathematik und Naturwissenschaft gab. Endlich gab die Teilnahme an der Handlungsakademie seinen Arbeiten nochmals eine Wendung auf die wirtschaftlichen Dinge.

Noch füge ich hier aus der für die Geschichte des Gelehrtenwesens im 18. Jahrhundert in mancher Hinsicht interessanten Selbstbiographie J. St. Pütters, des bekannten Göttinger Staatsrechtslehrers, die Umrisse seines Bildungsganges ein. Geboren 1725 zu Iserlohn aus guter bürgerlicher Familie, erhielt er den ersten Unterricht mit anderen Knaben von einem Privatlehrer, „denn mit den damaligen Lehrern der ordentlichen Stadtschule war man nicht zufrieden. Einem königlichen Befehl, den der damalige Rektor dagegen bewirkt hatte, wichen wir damit aus, daß unser Herr Kandidat mit allen seinen Schülern sich auf einige Wochen ins Kölnische gab.“ Als der Kandidat eine anderweite Versorgung erhielt, wurde der kleine Pütter zu einem Prediger gethan, bei dem er mit drei oder vier anderen Schülern drei Jahre lang Unterricht im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Chaldäischen, auch in den Anfangsgründen der Geographie und Geschichte hatte. Öffentlicher Vortrag einer lateinischen Rede und eines ebensolchen Gedichtes auf einen Kometen ragen als Ereignisse noch in der Erinnerung des alten Mannes hervor. Noch nicht 13jährig wird er 1738 auf die Universität Marburg geschickt; um als Student gelten zu können, muß er trotz seiner Jugend den Degen anlegen; er hört bei Wolf Mathematik und Metaphysik, dessen Vortrag er rühmt: „er las nicht ab und diktierte nicht, deklamierte auch nicht, sondern sprach ganz frei und ungezwungen natürlich“. Bei einem andern hörte er Logik, Univeralhistorie und Reichsgeschichte, endlich Institutionen. 1739 ging er nach Halle, wo er bei dem Theologen Baumgarten Dogmatik (als Konfir-

mationsunterricht), bei dem Philosophen Baumgarten Moral und allgemeine Encyklopädie, außerdem juristische und staatswissenschaftliche Vorlesungen hörte. Ferner begann er hier Französisch, Englisch, Italienisch, Flöte und Tanzen. Nach zwei Jahren ging er nach Jena, auf Rat eines Freundes, der ihm bei Prof. Estor Logis verschaffte; von diesem erhielt er seine Bücher und vor allem auch die Akten zur Benutzung. Außer den juristischen Studien trieb er hier noch angewandte Mathematik und setzte das Französische und Italienische fort. Auch erhielt er hier zuerst Gelegenheit zum Unterricht: er repetierte mit einem im Hause wohnenden jungen Edelmann die Institutionen. 1742 siedelte er mit Estor nach Marburg über, wo er hörend und lehrend seine juristischen Studien fortsetzte, 1744 promovierte und sogleich in Estors Hörsaal zu lesen begann, und zwar über deutsche Reichsgeschichte, vor 39 Zuhörern, darunter 11 Adligen. 1746 wurde er, 21 Jahre alt, von Münchhausen zunächst als außerordentlicher Professor nach Göttingen gezogen, das er, trotz zahlreicher lockender Anerbietungen nicht wieder verließ. Beinahe 60 Jahre lang hat er hier die Rechts- und Staatswissenschaften gelehrt, vor allem das deutsche Staatsrecht; mit Genugthuung giebt er in seiner Biographie zu jedem Jahr die Zahl der Hörer an und unterläßt nicht die Herren von Stande namentlich aufzuführen; wie denn aus dem ganzen Buch jene submisse Devotion gegen den hohen und niederen Adel atmet, die die Luft des 18. Jahrhunderts erfüllt.

Wir sind am Ende der ersten Hälfte unserer Darstellung. Wir haben die Geschichte des gelehrten Unterrichts unter dem Zeichen des alten Humanismus bis zu seinem Absterben verfolgt. Um 1740 sind die Schulen auf den tiefsten Stand in der öffentlichen Schätzung gesunken, den sie überhaupt erreicht haben. Was sie trieben, galt in der Welt draußen nicht mehr; was draußen galt, trieben sie noch kaum. Der althumanistische Schulbetrieb mit samt seinem Ziel, der lateinischen Poesie und Eloquenz, war tot; und alle Beredsamkeit der Professoren der Eloquenz und alles Klagen und Schelten der Gymnasialpädagogen konnte ihn nicht wieder zum Leben bringen. —

Eine Probe aus dem kastalischen Quell, den die Lehrer und Professoren der Poesie erschlossen, mag dem Leser, der bisher so viel Schulstaub geschluckt hat, zu einer Erfrischung und Ergötzung hier am Ende vorgesetzt sein. Ich entnehme sie einem von dem Wittenberger *professor poëseos* C. L. Crellius „*nomine academiae* elaborierten in zwei Bogen auf Atlas gedruckten *carmen*“, das August dem Starken bei seiner Anwesenheit in Wittenberg im Jahre 1728 vom Rektor und Senat überreicht wurde. Was Übung, Kunst und Imitation in der Poesie vermag,

wird der Leser mit Nutzen und Vergnügen aus dieser kleinen Probe entnehmen; zugleich auch, was von der Rede zu halten sei: daß die deutsche Litteratur allein dem treuen Studium und der Nachahmung der Alten ihren Aufschwung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu danken habe.

Die ersten vier Verse des besagten, auf Atlas gedruckten *carmens* (wovon ein Abdruck auf der kgl. Bibliothek ist) lauten also folgendermaßen:

August ist da! Wie! Fühlt ihr nicht
Der Gottheit Strahl, der Regung Kräfte?
Bewegt nicht Ehrfurcht, Freude, Pflicht,
Kunst, Geister, Herzen, Mark und Säfte?
Was hemmt des Bluts erhitzten Lauf?
Was hält euch, edle Musen, auf?
Was stöhrt der frohen Seele Flammen?
Dringt durch, reißt Band und Damm entzwey;
Zeigt, was der Liebe Würkung sey,
Setzt Trieb, Verstand und Geist zusammen!

August, DU bist der Hoffnung Ziel,
Wonach uns Lieb und Ehrfurcht leitet:
Und wir ein lebend Harffen-Spiel,
Das die Natur vor DICH bereitet,
Mit Adern, als mit Sayten, ziert,
Die täglich Lieb und Treue rührt,
Daß wenn das Blut mit Freuden wallet,
Und jedes Tröpffchen, so sich zeigt,
Bald ab-, bald wieder aufwärts steigt,
Augustens Nahm und Ruhm erschallet.

Die Heftigkeit ist ungeschickt,
Der Wünsche Sehnsucht zu bezeugen,
Die, von Begierd und Gluth erstickt,
Doch häufig aus dem Herzen steigen.
Ein Seufzer dringt dem andern vor,
Der Mund wird ein verwirrter Chor,
Verlieret Weise, Thon und Lieder;
Die Ohnmacht strebt und greift sich an,
Und fällt, weil sie nicht weiter kann,
Gebückt zu Deinen Füßen nieder.

Die Jugend hebt das Haupt empor,
Der Säugling wird DIR nachgetragen,
Der lahme Greis dringt sich hervor,
Der Kranke fragt und läßt sichs sagen:
Das schwangre Weib kreucht auf das Dach
Und sieht DIR mit Erstaunen nach,
Des künftgen armen Erbens willen:
Die Frucht, die sie gefährlich trägt,
Mit Liebe, so sie vor DICH hegt,
Noch ungebohren zu erfüllen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vern Schramml
...binderei
8

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Paulsen, Friedrich,

Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht
Bd.: 1

1896

H.lit.p. 290 ca-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11810037-0